H. Eccl.
982 c

Robitsch

Robitsch-Vidmar,

Geschichte der christlichen Kirche.

1349

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Geschichte

der

christlichen Kirche

von

Professor Dr. Mathias Robitsch.

Vierte Auflage,

neu bearbeitet von

Constantin Joh. Vidmar,

Doktor der Theologie, Benediktiner des Stiftes Schotten in Wien,
k. k. Professor an der Staats-Lehrerbildungsanstalt in Krems a. d. Donau.

Erste Abteilung.

Christliches Altertum und Mittelalter.

Mit Druckgenehmigung des hochw. bischöfl. Ordinariates Regensburg.

Regensburg.

Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.

1889.

Nr. 1462.

Approbation.

Dieses Geschichtswerk, betitelt: „Geschichte der christlichen Kirche — in populärer Darstellung zur Belehrung und Erbauung, vom Professor Dr. Mathias Robitsch" — ist im echt katholischen Geiste, mit edler Einfachheit und solcher Klarheit geschrieben, daß es zur richtigen Orientierung im Studium der Kirchengeschichte sehr nützlich erachtet und als belehrende und erbauende Lektüre besonders Studierenden empfohlen zu werden verdient.

Vom fürstbischöflichen Seckauer Konsistorium in Graz am 13. Juli 1853.

Joseph Kramer m. p.,
Dompropst.

J. Weinhandl m. p.,
Sekretär.

Ad Num. Exh. 1967. Kirchengeschichte Robitsch-Vidmar betr.

Das bischöfliche Ordinariat Regensburg

erteilt andurch die oberhirtliche Druckgenehmigung für das in rubro bezeichnete Werk, und zwar auf Grund des sehr günstig lautenden Referates des Herrn Professors und geistlichen Rates Dr. Janner.

Regensburg, den 18. März 1889.

G. Erlenborn,
Generalvikar.

J. Rohrmiller,
Sekretär.

Seiner

Hochwürden und Gnaden

dem Herrn

Dr. Ernest Hauswirth,

Abt des Benediktiner-Stiftes zu den Schotten in Wien, Komthur des Franz Joseph-Ordens, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrates 2c. 2c.

in dankbarer Liebe und Verehrung

gewidmet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Der Schlüssel der ganzen Historie ist — Christus. Joh. v. Müller.

„Seitdem es Bücher giebt," sagt Arago, der Großmeister in der populären Behandlung wissenschaftlicher Wahrheiten, „haben sie jederzeit aus einer Vorrede, aus einem Inhaltsverzeichnisse und aus dem eigentlichen Werke bestanden. In der Vorrede giebt sich sozusagen der Verfasser zu erkennen, er legt die Beweggründe dar, welche ihn geleitet haben, giebt seine Methode an und bezeichnet sein Ziel; er zählt endlich die Ansprüche her, die er auf das Vertrauen der Leser hat."

Solchem Postulate eines Vorwortes, das somit nach verbrieften Gewohnheiten zu Recht besteht, will auch der Herausgeber dieses Werkes entsprechen, und dies um so mehr,

als ja bei der erschöpfenden Behandlung, deren sich fast alle Zweige des menschlichen Wissens bereits zu erfreuen hatten, jeder Schriftsteller das Bedürfnis fühlt, über das Erscheinen seiner Schrift sich rechtfertigend auszusprechen.

Wenn da nun von einem Buche die vierte Auflage notwendig wird, kann dasselbe nicht wertlos sein. Über Dr. Robitsch' Kirchengeschichte hat das Lesepublikum bereits sein Urteil gesprochen, und zwar nicht bloß das deutsche, sondern auch das ungarische, polnische und ruthenische, da sie auch in diese Sprachen übersetzt worden ist. Es wird daher jedermann begreiflich finden, daß der Herausgeber mit Freude an die Durchsicht des Werkes und Vervollständigung desselben bis zur neuesten Zeit herab, wie an die Umarbeitung jener Teile, die durch neuere Forschungen überholt worden sind, gegangen ist, welches Amt ihm der Herr Verfasser[1] zu übertragen das Vertrauen hatte.

Bei Lösung seiner Aufgabe war der Herausgeber zwar darauf bedacht, auch den Kandidaten der Theologie dieses Kompendium nützlich zu machen, so daß dieselben aus der vorliegenden Geschichte der christlichen Kirche, bei der möglichst knappen und übersichtlichen Darstellung derselben, auf diesem weiten Gebiete ihres Studiums mit Leichtigkeit und Sicherheit jene Kenntnisse vollauf erschöpfend sich holen können,

---

[1] Dr. Mathias Robitsch ist zu Marburg a/Dr. am 21. August 1802 geboren, steht demnach im siebenundachtzigsten Lebensjahre und lebt als Ehrenkanonikus und fürstbisch. Konsistorialrat derzeit zu Graz. Er war k. k. Landesgymnasial-Direktor, wurde später zum k. k. o. ö. Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der Grazer Universität ernannt und bekleidete als solcher in den Studienjahren 1843/44 und 59/60 auch das Amt eines Rektor Magnifikus der genannten Universität.

die zu den gewöhnlichen Prüfungen oder Kolloquien am Ende des Semesters erforderlich sind; aber er hat es vermieden, ein sogenanntes wissenschaftliches Lehrbuch daraus zu machen, er hat vielmehr das populäre Gewand der früheren Auflage nach Kräften auch in den von ihm neu hinzugefügten oder umgearbeiteten Teilen beizubehalten gesucht, um so ein kirchengeschichtliches Handbuch von mäßigem Umfange zu schaffen, welches außer Theologen auch einem größeren Kreise gebildeter Laien zugänglich wäre. Ein solches Buch kann wohl ein dringendes Bedürfnis der Zeit genannt werden, die, will sie weise sein, nicht unterlassen darf, über die kirchlichen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, an der Hand der Geschichte sich zu orientieren.

Aus diesem Grunde hat der Herausgeber die unverkennbare Absicht des Verfassers, durch seine Bearbeitung der Kirchengeschichte als Apologet zu wirken, auch zu der seinen gemacht und wiederholt deshalb jetzt wortwörtlich, was Professor Robitsch als Vorrede zur ersten Auflage seines Buches seinerzeit geschrieben hat:

„Unkenntnis oder irrige Auffassung des Wesens der katholischen Kirche, – und überdies noch Entstellung und Verleumdung derselben sind die Hauptursachen, daß es auf der einen Seite so viele laue Katholiken, auf der anderen so viele erbitterte Gegner giebt. – In den wissenschaftlichen Kreisen ist zwar zur Aufhellung des christlichen Altertums und zur Berichtigung althergebrachter Vorurteile in der neueren Zeit Vieles und Treffliches geleistet worden, und ausgezeichnete Gelehrte sind infolgedessen zur Kirche zurückgekehrt, oder doch günstiger gestimmt

worden. — Aber in der unteren Schichte der Litteratur, — wie sie in Leihbibliotheken lagert, in Theatern hervortritt, und in Tagesblättern, Flugschriften u. dgl. als Geistesnahrung für die Massen herumgeboten wird, und hierdurch auch in der alltäglichen Konversation — behaupten noch häufig vornehmes Ignorieren der geschichtlichen Thatsachen, oder deren Zerrbilder, wie sie der blinde Parteihaß geschaffen, die Herrschaft.

Die vorliegende Darstellung der Kirchengeschichte möchte nun etwas dazu beitragen, daß auch in jenen Kreisen, denen die größeren Geschichtswerke nicht leicht zugänglich sind, insbesondere auch bei der studierenden Jugend — richtige Begriffe über das göttliche Wesen und Leben der Kirche Christi verbreitet werden, — zur Verwahrung gegen die von kirchenfeindlicher Seite beliebte flache oder gehässige Geschichtsmacherei, und zur Kräftigung des Hochgefühles: jener Kirche anzugehören, die schon in ihrer Geschichte die unwiderleglichsten Beweise darbietet, daß sie **Gottes** Werk ist, und unter **Seinem** Schutze steht.

Es will demnach dieses Buch alle wichtigeren Erscheinungen aus dem Leben der heiligen Kirche, — ihre Wirksamkeit sowohl, als die Bestrebungen ihrer Gegner, — in bündiger Kürze bei möglichster Vollständigkeit und in gemeinfaßlicher Darstellung wahr und getreu dem vorurteilsfreien Leser vorführen, um ihn mit der Idee des **Reiches Gottes auf Erden** vertraut zu machen, und ihn in den Stand zu setzen, seine heilige Mutter, die Kirche, in ihren Kämpfen zu bewundern, in ihren Siegen sich mit ihr zu freuen, an ihren Hoffnungen sich zu stärken, und in treuer Anhänglichkeit an sie verharrend, sich und anderen von seiner kirchlichen Gesinnung Rechenschaft geben zu können, — in der festen

Überzeugung, daß in Ihr, – und nur in Ihr das Heil zu finden sei."

Keinem Zeitkundigen kann es entgangen sein, daß auch heute noch die Umstände dieselben sind, daß auch heute noch jedem Dank gebührt, der Vorurteile zu zerstören, der Kirche nachteilige Geschichtsfälschungen aufzudecken imstande ist. Dieser Aufgabe an der Hand des erprobten Verfassers zu dienen, war des Herausgebers Leitstern. Er glaubt dafür keine Rechtfertigung weiter beibringen zu sollen. Zu diesem Zwecke hat derselbe die neuesten Meister auf dem geschichtlichen Gebiete eifrig konsultiert, vor allem Hortig-Döllinger, Hergenröther, Brück, Kraus und Funks Kirchengeschichte, ein Muster und Vorbild für wissenschaftliche akademische Lehrbücher; von österreichischen Autoren das besonders verwendbare und überhaupt viel benützte Lehrbuch für Mittelschulen von dem Salzburger Universitätsprofessor Dr. Kaltner; endlich nebst der populären Kirchengeschichte von Sporschill für Behandlung von profangeschichtlichen Abschnitten noch Weiß und Bumüller. Daß der Herausgeber nicht bei jeder einzelnen Stelle oder Nachricht stets auch den betreffenden Autor angeführt hat, dem er sie entnommen, sondern das offene Geständnis des Benützens nur vorausschickt, hat seinen Grund in dem populären Charakter seines Buches. Der Ehrlichkeit ist durch diese Bemerkung wohl genügend Rechnung getragen.

Ob bei solchem Benützen alter wie neuer Autoren in der Auswahl und Beschränkung das Richtige getroffen worden ist, mögen andere beurteilen. Der Herausgeber

scheut da das Geständnis nicht, daß er es genau so gut und so schlecht gemacht, wie er es vermochte. Freilich, solange es Menschen giebt, werden auch Meinungsunterschiede zu Tage treten und nie wird ein Geschichtsschreiber es allen recht machen können, am wenigsten derjenige, der die meiste Objektivität erstrebt. Von einem Gedanken kann man wie von einer Gegend je nach dem Standpunkte verschiedene Ansichten gewinnen. Vielen will z. B. das Verkleistern und Verschweigen unangenehmer Thatsachen geradezu als eine Pflicht oder ein Merkmal eines katholischen Kirchenhistorikers erscheinen.[1] Sollte vielleicht jemand in diesem Buche da oder dort finden, daß der Bearbeiter dieser Ansicht nicht war, so ist letzterer doch überzeugt, keine Zeile geschrieben zu haben, welche die vierte Auflage minder empfehlenswert machen würde, als die erste, die mit der zu

---

[1] Die Richtschnur für die einzig richtige Behandlung wie der Geschichte überhaupt, so der Kirchengeschichte im besonderen, hat wohl für alle Zeit Seine Heiligkeit, unser jetziger Papst, in seinem Motu proprio vom 18. August 1883, welches mit den Worten: „Saepenumero considerantes“ beginnt, bezeichnet, wenn er daselbst also schreibt: „Enitendum magnopere, ut omnia ementitia et falsa adeundis rerum fontibus refutentur et illud inprimis scribentium obversetur animo, primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat; deinde ne quid veri non audeat, ne qua suspicio gratiae sit in scribendo, ne qua simultatis.“ Dieses denkwürdige Schreiben ist an die Kardinäle de Luca, Pitra und Hergenröther gerichtet. Leo XIII. ernennt darin die genannten Kardinäle zu Vorsitzenden einer historischen Kommission; erwähnt, er habe Archiv und Bibliothek des Vatikans einer gerechten Geschichtsforschung geöffnet, und sagt in jenen zuvor angeführten lateinischen Worten, damit die Wahrheit ungetrübt an den Tag komme .... habe als Grundsatz zu gelten: „Keine Unwahrheit sagen und keine Wahrheit verschweigen.“ Darum ist die Eröffnung des vatikanischen Archivs und besagtes Motu proprio allein schon ein Ereignis für die Geschichtswissenschaft.

Anfang wieder abgedruckten Approbation ausgezeichnet war. Daß diese seine Anschauung nicht unbegründet genannt werden könne, beweist wohl sattsam die auf Grund des ausnehmend günstig lautenden Referates eines bewährten und kompetenten Fachmannes erteilte Druckgenehmigung des Hochw. Bisch. Regensburger Generalvikariates. Desungeachtet kann der Herausgeber nicht umhin, an den freundlichen Leser die Bitte zu richten, die in den Worten des großen Bischofs von Hippo so schönen Ausdruck findet: Quae vera esse perspexeris, tene et ecclesiae catholicae tribue; quae falsa, respue et mihi, qui homo sum, ignosce.[1] „Was Du (in diesem Buche) als wahr erkannt, halte fest und zolle es der katholischen Kirche; was falsch ist, weise zurück und verzeihe es mir, der ich ein Mensch bin."

Zum Schlusse sei es gestattet, noch einem Gedanken Ausdruck zu geben. Bekanntlich hat der heilige Vater Leo XIII. den Söhnen des heiligen Benedikt ganz besondere Aufgaben zugewiesen. Auf ihre Schultern hat er die Missionsthätigkeit für den Orient gelegt und gesagt, daß St. Benedikts Kleid allein imstande sei, die Völker des Orients wieder zur Kirche zurückzuführen. Er hat weiter Mitglieder desselben Ordens auch aus unserem Vaterlande nach dem ewigen Rom berufen, damit sie ihr Wissen zur Aufhellung der Papstgeschichte in den Dienst der Wahrheit stellten. Im Kollegium s. Anselmi wächst eine Benediktinerjugend heran, welche die schönsten Traditionen dieses ältesten Ordens des Occidents wiedererwecken soll. Der Herausgeber dieser Ge-

---

[1] St. Augustin. De vera relig. c. 20.

schichte ist auch ein Sohn des heiligen Benedikt. Wenn auch die äußere Stellung und Wirksamkeit auf einem kleineren, indessen gewiß höchst wichtigen Gebiete, konzentriert sein muß, so läßt es ihm doch keine Ruhe, für das weitere große Benediktinerziel auch ein Schärflein in Aufhellung historischer Wahrheit, ein Stück Apologetik zur Missionsthätigkeit seiner Mitbrüder beizutragen. Und so gehe diese populäre Kirchengeschichte hinaus in die Welt! Ich gebe ihr den alten Benediktinerspruch mit auf den Weg: Ut in omnibus glorificetur Deus!

Krems a. d. Donau, im März 1889.

Dr. Vidmar.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

Einleitung.

1. Christus und die Geschichte der Menschheit 1
2. Die Kirche 4
3. Die Kirchengeschichte 6
4. Quellen und Hilfsmittel der Kirchengeschichte 7
5. Bearbeitungen der christlichen Kirchengeschichte 9
6. Das Studium der Kirchengeschichte 13
7. Einteilung der Kirchengeschichte nach Zeit und Stoff . . . 15

Zustand der Welt zur Zeit der Gründung der christlichen Kirche.

8. Die Heiden 17
9. Die Juden 19
10. Die Vollendung der alten Zeiten 20

Erster Zeitabschnitt.
Das christliche Altertum.

Erste Periode.

Von der Gründung der christlichen Kirche bis Konstantin. Vom Jahre 33 bis 306.

I. Äußere Schicksale der Kirche.

11. Gründung der christlichen Kirche 25
12. Wachstum der Gemeinde zu Jerusalem und ihre Lebensweise . . 27
13. Blutige Verfolgung und freudige Weiterverbreitung der Kirche . 28

Seite
14. Saulus 29
15. Beginn der Bekehrung der Heiden 30
16. Die apostolischen Stammkirchen 31
17. Apostolische Reisen des heiligen Paulus 33
18. Schicksale und Wirksamkeit der übrigen Apostel 34
19. Jerusalems Zerstörung 36
20. Das Christentum unter den Heiden 38

Das Christentum unter den römischen Kaisern.

21. Nero, Domitian und Trajan 41
22. Hadrian und Antoninus Pius 43
23. Markus Aurelius und Commodus 45
24. Septimius Severus bis Philippus 46
25. Decius bis Diokletian 48
26. Diokletian 51
27. Schriften heidnischer Philosophen gegen das Christentum . . . 54

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

28. Das Konzilium zu Jerusalem 56

Die Kirchenväter und kirchlichen Schriftsteller.

29. Vorbemerkung 57
30. Die apostolischen Väter 59
31. Lehre der zwölf Apostel, Barnabas, Klemens von Rom . . . 59
32. Ignatius und Polykarpus 61
33. Papias, Hermas, Brief an Diognet 64

Kirchenväter und Schriftsteller nachapostolischer Zeit.

34. Vorbemerkung 65
35. Justinus und Irenäus 66
36. Gregorius Thaumaturgus und Cyprian 68
37. Clemens der Alexandriner. Die Katechetenschule 70
38. Origenes 71
39. Tertullian 74

Kirchliche Streitigkeiten.

40. Vorbemerkung 75
41. Streit über ein tausendjähriges Reich Christi 76
42. Streit über die Osterfeier 77
43. Streit über die Taufe der Häretiker 78
44. Kirchenspaltungen zu Karthago und Rom 79

Seite

Irrlehren dieser Zeit.

45. Irrlehren durch Vermischung heidnisch-jüdischer Lehren mit christlichen. Simon Magus 81
46. Cerinth 82
47. Judaisierende Sekten. — Nazaräer und Ebioniten 82
48. Dualistische Sekten. — Gnostiker 83
49. Manichäer 85
50. Die schwärmerische Sekte der Montanisten 88
51. Die rationalistischen Sekten der Antitrinitarier 89

III. Einrichtung der christlichen Kirche.

52. Verfassung der Kirche. Primat 91
53. Diakonen, Priester, Bischöfe 94
54. Die minderen Kirchenämter 96
55. Gottesdienst 98
56 Ort und Zeit des Gottesdienstes 99
57. Christliche Ascese und Cölibat der Geistlichen 102

Ausspendung der heiligen Sakramente.

58. Taufe 103
59. Das Sakrament der Buße 106
60. Die übrigen heiligen Sakramente 109
61. Andere heilige Gebräuche 111
62. Die Katakomben 114

Zweite Periode.

Von Konstantin bis Bonifacius, dem Apostel der Deutschen. Vom Jahre 306 bis zum Anfange des achten Jahrhunderts.

I. Äußere Schicksale der Kirche.

63. Die Regierung der sechs Kaiser 118
64. Konstantins Bekehrung 120
65. Maximinus Daja und Licinius 122
66. Konstantins Verfügungen in betreff der Kirche 123
67. Die Kirche unter Konstantins nächsten Nachfolgern 126
68. Julians Anstalten zur Belebung des Heiden- und Unterdrückung des Christentums 128
69. Allmählicher Untergang des Heidentums 131
70. Fall des abendländischen römischen Reiches 133

Seite
71. Ausbreitung des Christentums in Asien und Afrika 135
72. Ausbreitung des Christentums in Europa 137
73. Das Christentum in Noricum und Pannonien 143
74. Mohammed 145
75. Der Islam und seine Verbreitung 147

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

76. Heilige Väter 151

Griechische Kirchenväter.

77. Athanasius 153
78. Die drei großen Kappadocier 154
79. Johannes Chrysostomus 158

Lateinische Kirchenväter.

80. Hilarius von Poitiers 160
81. Ambrosius 161
82. Hieronymus 164
83. Augustinus 166
84. Leo der Große und Gregor der Große 169
85. Kirchenschriftsteller 172

Spaltungen und Irrlehren.

86. Die Donatisten 173
87. Die arianische Irrlehre. Konzilium von Nicäa 176
88. Die weiteren Umtriebe der Arianer 179
89. Kleinere, mit den arianischen zusammenhängende, Streitigkeiten . 182
90. Die Macedonianer und das zweite allgemeine Konzilium . . 185
91. Der Apollinarismus 187
92. Nestorius. Konzil zu Ephesus 188
93. Eutyches. Konzil zu Chalcedon 191
94. Der Dreikapitelstreit. Fünfte allgemeine Synode 193
95. Die Monotheleten 197
96. Weiterer Verlauf des Monotheletismus. Sechste allgemeine Synode 198
97. Der Priscillianismus 201
98. Der Pelagianismus 203
99 Jovinian und Vigilantius 206
100. Streit über Origenes 207

Seite

III. Einrichtung der Kirche.

101. Vorbemerkungen 209
102. Die Hierarchie 210
103. Wahl der Kirchenoberen. Der Unterhalt des Klerus . . . 213
104. Gottesdienst 215
105. Das sociale und sittliche Leben 222
106. Asceten und Einsiedler 226
107. Mönchvereine 227
108. Weitere Ausbreitung des Mönchtums 229
109. Einige Sonderarten des damaligen Mönchtums 232
110. Der heilige Benedikt 233
111. Der Cölibat 238
112. Die Synoden 240

Zweiter Zeitabschnitt.

Das Mittelalter.

Erste Periode.

Von Bonifacius bis Papst Gregor VII. Vom Anfange des achten Jahrhunderts bis 1073.

I. Äußere Schicksale der Kirche.

113. Bonifacius, der Apostel Deutschlands 245
114. Das christliche Frankenreich und sein Beruf 249
115. Karl der Große und seine Wirksamkeit für die Kirche 251
116. Bekehrung der Sachsen 255
117. Bekehrungen im Norden Europas 259
118. Wirksamkeit der Salzburger Kirchenvorsteher 260
119. Das Christentum unter slavischen Völkern 261
120. Die Slavenapostel Cyrillus und Methodius 263
121. Das Christentum in Polen, Rußland und Ungarn 265
122. Die Normannen 267

Papsttum und Kaisertum.

123. Die Päpste in der Zeit der Karolinger 271
124. Der päpstliche Stuhl im dunklen zehnten Jahrhundert . . . 277
125. Die Päpste zur Zeit der Ottonen und der ersten Salier . . . 279

Seite

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

126. Kirchenschriftsteller 284

Lehrstreitigkeiten und Häresien

127. Adoptianismus 288
128. Prädestinationsstreit 290
129. Paulicianer 292
130. Der Bildersturm 294
131. Wiederherstellung der Bilder Zweites Konzil zu Nicäa 297
132. Nachwirkungen des Bilderstreites im Abendland 299

Die griechische Spaltung.

133. Das „filioque“ im Symbolum 301
134. Photius 303
135. Das achte allgemeine Konzilium. Tetragamiestreit 305
136. Ausbruch der Trennung 308

Abendmahlsstreitigkeiten.

137. Paschasius Radbertus und Berengar 310

III. Einrichtung der Kirche.

138. Entstehung des Kirchenstaates 314
139. Die päpstliche Macht 316
140. Kardinäle Neue Bestimmung über die Papstwahl 320
141. Die Metropoliten, Bischöfe und Archidiakonen 322
142. Einführung des gemeinsamen Lebens der Geistlichen 325
143. Gottesdienst. Festtage. Heiligsprechung 327
144. Die kirchlichen Gnaden- und Strafmittel 333
145. Sendgerichte. Gottesfriede 338
146. Ordalien 340
147. Klosterwesen 346
148. Bildung und Sitten des Klerus. Der Cölibat 350

Seite

Zweite Periode.

Von Papst Gregor VII. bis zur sogenannten Reformation. Vom Jahre 1073 bis 1517.

I. Äußere Schicksale der Kirche.

149. Die Kreuzzüge im allgemeinen 353
150. Die Kreuzzüge im besonderen 356
151. Folgen der Kreuzzüge 365
152. Die Weltherrschaft der Araber 367

Die Ausbreitung des Christentums.

153. Missionen im Norden und Osten Europas 375
154. Missionen im Orient 379
155. Missionsversuche bei Muselmännern und Juden 381

Investiturstreit.

156. Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. 387
157. Heinrichs IV. Untergang 396
158. Wormser Konkordat. Erste Lateransynode 399

Die ersten Jahrzehnte nach dem Wormser Konkordat.

159. Die Doppelwahlen in Rom 403
160. Die Republik in Rom. Zweite Lateransynode 406

Die Päpste im Kampfe mit den Hohenstaufen.

161. Vorspiel des Kampfes unter Papst Hadrian IV. 412
162. Schisma Barbarossas. Dritte Lateransynode 418
163. Von Lucius III. bis auf Innocenz III. 422
164. Das Pontifikat Innocenz' III. Vierte Lateransynode 424
165. Erneuerter Kampf durch Friedrich II. 431
166. Erstes Konzil zu Lyon Ausgang der Hohenstaufen 435

Die Päpste unter dem überwiegenden Einflusse Frankreichs.

167. Die letzten Päpste des dreizehnten Jahrhunderts. Zweites Lyoner Konzil 438
168. Papst Bonifaz VIII. und Philipp IV. von Frankreich 444
169. Das babylonische Exil der Päpste 448
170. Konzil zu Vienne Aufhebung des Templerordens 450
171. Kampf der Päpste mit Ludwig dem Bayer 456
172. Die drei letzten Päpste in Avignon 464

Seite

Das abendländische Schisma.

173. Entstehung und Folgen dieser Spaltung 466
174. Kämpfe Urbans VI., besonders mit Neapel 470
175. Versuche, das Schisma zu heben. Konzil von Pisa . . . 471
176. Herstellung der Einheit. Konzil von Konstanz 476

Die Reformkonzilien und die letzten Päpste des Mittelalters.

177. Eugen IV. und das Konzil von Basel 483
178. Folgen des Basler Konzils 488
179. Unionsversuche mit den Griechen. Konzil von Ferrara=Florenz . 493
180. Die letzten Päpste des Mittelalters. Fünftes Laterankonzil . . 498

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

181. Heilige Väter. 510
182. Scholastik und Mystik. Realismus und Nominalismus . . 517
183. Kirchenschriftsteller vorwiegend scholastischer Richtung . . . 521
184. Kirchenschriftsteller mystischer Richtung 532
185. Die Universitäten 537
186. Der Humanismus 542
187. Exegese und Bibelkritik 549

Lehrstreitigkeiten und Häresien.

188. Vorbemerkung 552
189. Kleinere Sekten im Morgenlande 553
190. Kleinere Sekten im Abendlande 554
191. Die Waldenser 558
192. Die Katharer oder Albigenser 560
193. Inquisition 563
194. Die Inquisition als stehendes Glaubensgericht 565
195. Die spanische Staatsinquisition 568
196. Wiclef 576
197. Hus 578
198. Hus auf dem Konstanzer Konzil 581
199. Hussiten 583
200. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans 585

III. Einrichtung der Kirche.

201. Der römische Stuhl 589
202. Die übrigen Glieder der Hierarchie 595
203. Liturgie und Predigt 598
204. Festkreis und Heiligenverehrung 602

Seite
205. Von den heiligen Sakramenten 609
206. Bußdisciplin 612
207. Die Kunst im Dienste der Kirche 617
208. Das sociale und sittliche Leben 625
209. Cölibat und Priesterehe 634

Die religiösen Orden.

210. Neue Mönchsorden auf Grundlage der Benediktinerregel . . 637
211. Orden mit der sogenannten Regel des heiligen Augustin . . 640
212. Die beiden Mendikanten- oder Bettelorden 643
213. Orden zur Pflege der Humanität 647
214. Orden zur besonderen Verehrung Marias 649
215. Kleinere Orden und religiöse Vereine 651
216. Freiere geistliche Vereine 654
217. Die geistlichen Ritterorden 657

Einleitung.

1. Christus und die Geschichte der Menschheit.

Christus ist der Mittelpunkt der ganzen Welt- und Menschengeschichte. Nachdem sein Herabkommen vom Himmel auf diese Erde durch den Sündenfall der ersten Menschen notwendig geworden war, konnten die Menschen, die vor ihm starben, nur in der vertrauungsvollen Hoffnung auf den Verheißenen: — und die nach seinem Versöhnungstode bis zu seiner einstigen Wiederkunft Lebenden können nur im gläubigen und innigen Anschließen an ihn, Gnade vor Gott und somit ihr Heil finden. „Denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen."[1]

Diese große Wahrheit ergiebt sich aus folgendem: Die heilige Schrift zeigt klar und die Vernunft begreift es leicht, daß der Zweck der Schöpfung kein anderer sei, als die Verherrlichung und der Ruhm Gottes; daher auch die Kirche am Schlusse ihrer Psalmen und Lieder immerfort wiederholt: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste." Die seligen Geister im Himmel drücken das aus durch die ewighin tönende Hymne: heilig, heilig, heilig,[2] und „Lob

---

[1] Apostelg. 4, 12. [2] Jes. 6, 3.

und Herrlichkeit und Weisheit und Dank, Ehre und Macht und Kraft sei unserem Gott, in alle Ewigkeit."[1] Die Krone der irdischen Schöpfung, der Mensch, soll denn auch die Herrlichkeit und Majestät Gottes verkünden in seinem ganzen Wesen: im Denken, Fühlen, Wollen und Wirken die Macht, Weisheit, Heiligkeit und Güte Gottes preisen, und hierdurch würdig werden, in die Gemeinschaft jener seligen Geister im Himmel zu gelangen. — Was könnte er auch Würdigeres, Höheres und Edleres erreichen?

Die eine Hälfte der Schöpfung verherrlicht Gott unmittelbar dadurch, daß sie ist und wie sie ist; denn die bewußtlose Schöpfung bringt uns in allem das — wenn auch jetzt nach dem Falle vielfach verhüllte — Bild der göttlichen Majestät entgegen. Aber die andere Hälfte der Schöpfung, die freie und bewußte, soll, was der übrige Teil mit stummer Notwendigkeit vollzieht, mit freier Selbstbestimmung thun.

Doch der Mensch bedurfte zur Vollführung dieser seiner großen herrlichen Aufgabe der Leitung — der Erziehung; — und so beginnt seine Geschichte im Paradiese mit dem, daß Gott ihm zur Übung seiner edelsten Geisteskraft — der sittlichen Freiheit, ein Gebot gab, — ein leichtes, wie es zu seinem Stande der Unschuld paßte. Aber der Mensch fiel und zwar dadurch, daß er, anstatt Gott zu verherrlichen, sich selbst verherrlichen und Gott gleich sein wollte!

Er wollte werden wie Gott, und ist darum in den Widerspruch mit seinem ganzen Wesen geraten. In seinem Innern ist die Erkenntnis des Guten nun getrübt und geschwächt, seine Kraft ist gelähmt, — er ist elend und zur Erreichung seiner Bestimmung unfähig. „Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich erretten aus diesem Todeszustande?" ruft Paulus im Namen der Menschheit aus, und antwortete darauf: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum, unseren Herrn."[2] Gottes Sohn, — die Schuld des Menschen, nämlich den Mißbrauch seiner Freiheit, von Ewigkeit voraussehend, hat sich auch von Ewigkeit her dargeboten, Mensch und Versöhnungsopfer für die Menschen zu werden, den Menschen selbst zu erlösen, um ihm dadurch die Erreichung seines Zweckes auf dieser Erde wieder möglich

---

[1] Offenb. 7, 12. [2] Röm. 7, 24 f.

zu machen, — die jedoch jetzt nicht mehr ein Ort der Glückseligkeit und Wonne, sondern nur ein Kampfplatz für ihn sein kann. Sowie also von nun an das Menschengeschlecht seinen Fortbestand der herablassenden Gnade des Sohnes Gottes verdankt, so bezieht sich auch jedes Schicksal desselben, die ganze Geschichte der Menschheit auf ihn. Alles ward daher vor seiner Ankunft, nach dem nun nötig gewordenen Erziehungsplane Gottes so geleitet, daß die Menschheit auf seinen Empfang vorbereitet und zu seiner Aufnahme empfänglich gemacht wurde. Sobald er aber persönlich inmitten der Geschichte aufgetreten und als Mensch erschienen ist, kann die Bedeutung der ganzen Geschichte wieder nichts anderes sein, als den Reichtum der Gnade und Weisheit, die der Sohn Gottes gebracht, im Laufe der Jahrhunderte zur Entfaltung zu bringen. Somit ist die Erlösungsthat des Sohnes Gottes der große Wendepunkt der Zeiten und Christus der Mittelpunkt der ganzen Welt- und Menschengeschichte.

Hieraus wird auch klar, was mit den in der heiligen Schrift oft vorkommenden Worten: „Neues Testament oder Neuer Bund" und: „Siehe, ich mache alles neu,"[1] gesagt werden will. Wie in der zu Christus bekehrten Menschheit, so auch im einzelnen Menschen sind zwei Lebensperioden zu unterscheiden: die alte Zeit vor Christus und die neue nach und mit Christus.

Diese beiden Perioden unterscheiden sich wie Nacht und Tag, und werden auch in der heiligen Schrift mit diesem Bilde bezeichnet.[2] Beweis dafür ist die ganze Geschichte der alten Welt. Laut spricht noch jetzt dafür der Zustand der Völker in Asien und Afrika, die außer dem Bereiche des Christentums geblieben oder davon längst wieder abgefallen sind; es dauert dort die alte Zeit — die Nacht — noch fort. Und wo inmitten des Christentums einzelne Menschen oder ganze Volksmassen den Sohn Gottes noch nicht zum Mittelpunkt ihres Strebens erkoren, oder, weil sie die Finsternis mehr lieben, als das Licht, — von ihm sich wieder abgewendet haben, auch da dauert die alte trübe Zeit fort, oder ist wiedergekehrt mit ihrem heidnischen

---

[1] Offenb. 21, 5. [2] Röm. 13, 12.

Irrwahne, Selbstsucht, Unfrieden und dem dämonischen Drange nach Umsturz aller menschlichen Verhältnisse. Wo aber Christus wahrhaft erkannt und aufgenommen worden, da ist die neue Zeit aufgegangen und die Menschheit wandelt wie am Tage[1] ihrer Vollendung entgegen; — „denn wisse, daß das katholische Christentum die Blüte der sittlichen Menschheit und ihre Krone, und die conditio sine qua non aller menschlichen Bildung und Vollendung ist, ohne welches die Philosophie ein Traum, die Geschichte eine Lüge wäre."[2]

2. Die Kirche.

Christus ist von dieser Erde wieder zurückgekehrt in seine Herrlichkeit, in den Himmel, nachdem er die Erde mit dem Himmel ausgesöhnt, — die Menschheit erlöst hatte. Aber wie sollen nun die Segensfrüchte seiner Erlösung auf Erden bewahrt und für alle kommenden Geschlechter gesichert werden? Dazu stiftete er eine Anstalt, — er nennt sie selbst seine Kirche,[3] in derselben soll sein Wirken fortgesetzt werden, bis er als Richter dereinst wiederkommt. Er, der Gottmensch, hatte Göttliches und Menschliches gewirkt; — auch in seiner Kirche soll Göttliches und Menschliches sich vereinen zur Fortführung des Reiches Gottes unter den Menschen. Zu diesem Zwecke wählte er sich zwölf vertraute Schüler, die er Apostel, und darunter einen, den er Petrus, den Felsenmann, nannte — auf welchen er seine Kirche bauen wolle. Diesen erteilte er die feierliche Sendung, in seinem Geiste an seiner Statt fortzuwirken,[4] und allen Völkern seine Lehre zu verkündigen.[5] Zugleich verordnete er, daß die an ihn glauben würden, als Brüder eines Bundes getauft,[6] und hierdurch vereinigt werden sollen zu einem Leibe, dessen Haupt er selbst sein wollte. Und diesen Verein seiner Gläubigen nannte er seine Kirche, — Gottes Reich auf Erden,[7] zu dessen Leitung er seine Apostel als Lehrer und Ausspender der von ihm eingesetzten göttlichen Geheimnisse und Gnadenmittel ermächtigte, sie mit der Gewalt zu binden und zu lösen, d. i. seine Kirche zu regieren

---

[1] Röm. 13, 13. [2] Z. Werner, Brief an Mayer. [3] Matth. 16, 18; 18, 17. [4] Joh. 20, 21. [5] Mark. 16, 15. [6] 1 Kor. 12, 13. [7] Apostelg. 1, 3.

betraut,[1] und ihnen zu diesem Ende den heiligen Geist und seinen immerwährenden Beistand verheißen hat.[2]

Die Apostel trugen nun die vom Herrn überkommende Gewalt und Gnade nach seiner Anordnung durch das heilige Sakrament der Weihe auf andere (Bischöfe) über, mit der Weisung, auf die nämliche Art weitere Nachfolger zu berufen, und so ist der Episkopat mit dem Primate die ununterbrochene Fortsetzung des von Christo geordneten Apostolates, zur Regierung seiner Kirche, bis ans Ende der Welt.

Somit ist diese Kirche menschlich und übermenschlich zugleich; der heilige Geist wirkt der Menschen Heil in und durch den Menschen.

Es ist also die **Kirche**, die von Christo gestiftete sichtbare Gemeinschaft seiner Gläubigen, in welcher sein Erlösungswerk durch den von ihm geordneten und in Petrus zur Einheit verbundenen Apostolat (Episkopat mit dem Primate), unter der Leitung seines Geistes, bis ans Ende der Welt fortgesetzt wird.

Hieraus ist zugleich klar, daß es nur Eine Kirche geben könne, nämlich jene, die der Eine Herr, Christus gestiftet, — die den Einen Glauben, den er vom Himmel gebracht, bewahrt, die in der Einheit ist mit dem Nachfolger des von Christus selbst bestellten Hauptes Petrus, und in dieser Einheit regiert wird von dem Episkopate, welcher durch die Ordination in ununterbrochener Reihe herstammt vom Apostolate; „denn einen anderen Grund kann niemand legen, als den, der gelegt ist, welcher ist Christus Jesus."[3] Wenn daher von einer protestantischen, anglikanischen oder gar heidnischen „Kirche" die Rede ist, so ist das zwar, besonders in den ersten beiden Ausdrücken, ein sehr gewöhnlicher, jedoch in der Sache nicht begründeter Sprachgebrauch. Es sind das eigentlich nur Glaubensgenossenschaften, die entweder aus der Kirche hinausgeschieden, oder in dieselbe noch nicht aufgenommen sind. Wohl aber sind die Ausdrücke: „die österreichische, — die französische, — griechisch unierte Kirche" zulässig, wie auch die heilige Schrift von einer Kirche zu Korinth — zu Rom spricht; denn es sind das Teile, die den Namen des

---

[1] Matth. 18, 18. [2] Ebend. 28, 20. [3] 1 Kor. 3, 11.

Ganzen führen, weil sie nur in Bezug auf dieses Ganze begriffen werden sollen.

Anmerkung. Das Wort „Kirche" ist entstanden aus dem griechischen *κυριακόν* sc. *ἱερόν* oder *κυριακή* sc. *οἰκία* (das dem Herrn Gehörige). Auch die deutschen und slavischen Dialekte weisen diese Abstammung nach. Schwedisch kyrka, dänisch kyrke, englisch church, altslavisch crkev (cerkev), böhmisch cirkev, russisch cerkow, illyrisch carkva. Das lateinische ecclesia (*ἐκκλεσία*) ist von *ἐκκαλέω*, berufen, versammeln. Das Wort wird übrigens ebenso für die Gemeinde, Versammlung, als auch für das dazu bestimmte Gebäude gebraucht.

3. Die Kirchengeschichte.

Diese Anstalt, die der Sohn Gottes zum Heile der Menschheit gestiftet hat, und die wir Kirche nennen, steht nun seit mehr als achtzehnhundert Jahren in der Welt da. Wie ist es ihr nun im Laufe der Jahrhunderte in der Welt ergangen, und wie hat sie ihrerseits auf die Welt eingewirkt? Diese Frage beantwortet zwar teilweise schon die Weltgeschichte, eine möglichst vollständige Lösung aber erhält diese wichtige Frage in der Kirchengeschichte.

Die **Kirchengeschichte** ist nämlich der Inbegriff der Begebenheiten und Veränderungen, die in der Kirche, und durch die Kirche in der Welt, seit ihrem Ursprunge her sich ergeben haben.

Es wird also die Aufgabe der Kirchengeschichte sein, zu zeigen, wie diese Kirche in die Welt eingeführt worden, und wie sie sich in derselben entfaltet und ausgebreitet hat; — wie sie durch die Macht ihrer Lehre, durch den friedlichen Geist und die herrlichen Tugenden ihrer Bekenner, und durch den Mut ihrer Märtyrer sich siegreich die Bahn gebrochen hat in die glaubens- und sittenlosen Völker; — wie sie, durch blutige Verfolgung oder hinterlistiges Treiben ihrer Gegner, in einem Orte oder Lande beengt oder ganz unterdrückt, — hinwiederum in anderen Orten und Ländern durch neue Gründung und freudige Ausbreitung reichlichen Ersatz gefunden; — wie sie immer und überall das ihr anvertraute Kleinod der göttlichen Wahrheiten gegen die Angriffe des Unverstandes und der Bosheit geschützt und bewahrt, und die heiligen Sakramente dem Willen des göttlichen Stifters gemäß verwaltet, und wie sie in diesen und allen wesentlichen

Dingen keine Veränderung geduldet hat; — wie sie dagegen von außen her manchen Wechsel erfahren, und selbst manche Umänderung in minder wichtigen Dingen angeordnet hat, in weiser Umsicht die Sitten der Nationen und den Geist der Zeiten beachtend, um allen alles zu werden, und alle irdischen Verhältnisse zu läutern und zu veredeln. Das alles zeigt die Kirchengeschichte.

4. Quellen und Hilfsmittel der Kirchengeschichte.

Alles, was dazu dient, die Geschichte der Kirche durch glaubhaftes Zeugnis festzustellen, zu verbürgen und zu erläutern, heißt **Quelle** derselben, weil durch sie die Kunde der christlichen Vergangenheit uns zufließt. Dieselben sind teils ursprüngliche, teils abgeleitete Quellen.

Zu den ursprünglichen gehören: Inschriften und Denkmäler aus der Zeit der Ereignisse, Urkunden und Berichte von Augen- und Ohrenzeugen. Besonders in Betracht kommen die Akten und Beschlüsse der Konzilien; die amtlichen Schreiben und Erlässe der Päpste und Bischöfe, d. i. die Dekretalen, Bullen, Breven und Hirtenbriefe; die Verordnungen der Staatsbehörden in kirchlichen Angelegenheiten; die zwischen Kirche und Staat abgeschlossenen Verträge, die sogenannten Konkordate; die Liturgien und Bekenntnisschriften, die Märtyrerakten und Biographien der Heiligen und die verschiedenen Ordensregeln. Diese Dokumente wurden, um sie leichter zugänglich zu machen, eigens in entsprechenden Sammelwerken vereinigt.

Abgeleitete Quellen dagegen werden genannt die Berichte von späteren auf Grund älterer, ganz oder teilweise verlorener Quellen.

Um jedoch die Quellen der Kirchengeschichte richtig zu verstehen und zu gebrauchen, sind die wissenschaftlichen **Hilfsmittel** anzuwenden. Diese aber sind:

1) Die Diplomatik, d. h. Anleitung zur Prüfung und Beurteilung der Urkunden, der diplomata; 2) die Paläographie, d. i. Anweisung zum Lesen der alten Schriftzüge und zur Ermittlung ihrer Entstehungszeit; 3) die Philologie, die uns das sprachliche Verständnis der Quellen ermöglicht, und 4) die „beiden Leuchten“ der Geschichte, die kirchliche Geographie und Chronologie nämlich.

Die Chronologie lehrt uns die in den Quellen enthaltenen Zeitangaben verstehen oder giebt uns Aufschluß über die verschiedenen **Zeitrechnungen.** —

Die jetzt herrschende Zeitrechnung ist die christliche Ära. Sie beginnt mit dem Jahre der Geburt Christi und heißt auch die Dionysische, weil sie durch den Abt Dionysius Exiguus in Übung kam, der im Jahre 532 anfing, die Zeitrechnungen nach der Geburt Christi zu bestimmen, „damit so der Ausgang unseres Heiles uns mehr eingeprägt und das Leiden unseres Erlösers in helleres Licht gesetzt würde;" er berechnete, daß Jesus Christus im Jahre 752 seit Erbauung der Stadt Rom geboren sei, und dies scheint, obgleich früher angezweifelt, richtig.

Außer der christlichen Zeitrechnung sind noch bemerkenswert: Die Aera Constantinopolitana, welche die Jahre nach Erschaffung der Welt — 1. September 5508 v. Chr. rechnet, im siebenten Jahrhundert aufkam und in der griechischen Kirche bis heute, bei den Russen bis auf Peter den Großen üblich; die Aera Seleudicarum, beginnend mit der Schlacht bei Gaza, 1. Oktober 312 v. Chr., war im Orient vorherrschend und ist in der griechischen Kirche für den kirchlichen Gebrauch noch heute üblich; die spanische Ära, beginnend mit 1. Januar 38 v. Chr. (Unterwerfung Spaniens unter Augustus), ward in Spanien erst im vierzehnten Jahrhundert, in Portugal erst 1415 mit unserer gewöhnlichen vertauscht; die Rechnung nach dem Jahr der Erbauung Roms und nach den römischen Konsulat- und Postkonsulatjahren; die Römerzinszahl, Cyclus indictionum, ein Cyklus von je fünfzehn Jahren seit Konstantin dem Großen bis ins sechzehnte Jahrhundert (und seit Gregor VII. in den päpstlichen Bullen häufig) gebraucht.[1]

Gleich der Jahresrechnung war früher auch der **Jahresanfang** und die **Jahresdauer** sehr verschieden. Ersteren anbelangend, rechnete man teils vom 25. Dezember (Weihnachten), teils vom 25. März (Verkündigung Mariä), teils vom 1. Januar ab und da begannen die Pisaner das Jahr um 9 Monate und 7 Tage früher, die Florentiner um 2 Monate und 25 Tage später als wir. Der calculus Florentinus war verbreiteter als der calculus Pisanus. Der 1. Januar wurde allgemein erst seit dem sechzehnten Jahrhundert

---

[1] Unter der Indiktion versteht man ursprünglich den Steuersatz auf Grundlage eines Katasters, der alle fünfzehn Jahre im römischen Reiche erneuert werden sollte. Der Cyklus der Indiktionen war somit eine Steuerperiode von fünfzehn Jahren. Für die Auffindung dieser Zinszahl hat man die Regel: Si tribus adjunctis Domini diviseris annos ter tibi per quinos, indictio certa patebit. Z. B. für 1888 $= \frac{1888 + 3}{15}$. Der Quotient 126 zeigt die seit dem Beginne unserer Ära bereits verflossenen Steuercyklen und der Rest 1 ist die Römerzinszahl und zeigt an, daß das Jahr 1888 das erste Jahr eines neuen Induktionscyklus ist. Zu bemerken ist noch, daß drei Epochen bezüglich des Anfangs des Indiktionsjahres zu unterscheiden sind.

als Jahresanfang angenommen. — Die Jahresdauer betreffend galt bis ins sechzehnte Jahrhundert die Berechnung von Julius Cäsar. Ihrer Ungenauigkeit wurde 1582 von Papst Gregor XIII. durch die Anordnung abgeholfen, daß zehn Tage (5.—14. Oktober) ausgelassen und in vierhundert Jahren je drei Schalttage ausfallen sollten. Der Gregorianische Kalender wurde indessen von den Protestanten erst im achtzehnten Jahrhundert angenommen; die Griechen und Russen halten sogar noch heute an dem Julianischen Kalender, der Zeit „alten Stiles" fest, wie man denselben zur Unterscheidung von dem Gregorianischen Kalender als der Zeit „neuen Stiles" auch nennt.

5. Bearbeitungen der christlichen Kirchengeschichte.

Die Kirchengeschichtsschreibung beginnt mit der Aufzeichnung des Lebens des göttlichen Stifters der christlichen Kirche und der Beschreibung des Ursprungs und der Beschaffenheit derselben in den vier Evangelien, worauf dann in der Apostelgeschichte die erste Wirksamkeit und Thätigkeit der Kirche ziemlich ausführlich beschrieben und durch die apostolischen Sendschreiben noch mehr erläutert wird.

Nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts (unter Mark Aurel) schrieb der Judenchrist Hegesippus seine „kirchlichen Denkwürdigkeiten". Das Werk, von dem sich nur wenige Bruchstücke erhalten haben, bildete wohl nur eine Sammlung von einzelnen wichtigen kirchlichen Überlieferungen, die er sich auf seinen weiten, eigens zur Erforschung der von den Aposteln überlieferten Lehren, insbesondere nach Rom unternommenen Reisen gesammelt hatte. Deshalb ist der Vater der Kirchengeschichte erst **Eusebius**, Bischof von Cäsarea Stratonis am Meere in Palästina, als Verfasser einer Geschichte der Kirche, die in zehn Büchern bis zum Jahre 324 geht und durch Mitteilung von Urkunden und zahlreichen Stellen aus verloren gegangenen Werken von unschätzbarem Werte ist. Das Werk setzten im fünften Jahrhunderte weiter fort — und zwar sämtlich unabhängig voneinander: die beiden Sachwalter aus Konstantinopel, Sokrates in sieben, Sozomenus in neun und Theodoret, Bischof von Cyrus in Syrien, in fünf Büchern.[1] Für die Kirchengeschichte des Orients

---

[1] Eine Gesamtausgabe des Eusebius und seiner Fortsetzer veranstaltete im Auftrage des französischen Episkopates der Jurist Henr. Valesius (3 Fol. Par. 1659). Die neuesten Ausgaben des Eusebius besorgten Heinichen und

sind von ziemlicher Wichtigkeit auch die Werke der sogenannten Byzantiner, d. h. der in Konstantinopel von 500—1500 lebenden griechischen Historiker.

Die ersten lateinischen Kirchenhistoriker sind **Rufinus** von Aquileja und der gallische Presbyter **Sulpicius Severus**. Jener übersetzte die Kirchengeschichte des Eusebius und führte sie zugleich in zwei Büchern um siebzig Jahre (bis 395) weiter; dieser verfaßte zwei Bücher Chronika, die in gefälliger Form[1] eine kurze und klare Übersicht der wichtigsten Ereignisse von der Weltschöpfung bis 400 n. Chr. geben. Der dritte, der noch hinzukommt,[2] **Cassiodorus**, kompilierte aus den oben genannten Fortsetzern des Eusebius seine vielgelesene historia tripartita, die er bis 518 ausführte. Dieselbe wurde mit Rufins Arbeit für das Mittelalter die Quelle der älteren Kirchengeschichte.

Im Mittelalter, wo die Kirche unter germanischen und slavischen Nationen wirkend, erziehend und ordnend war, traten die germanischen Kirchenhistoriker wegen der störenden Völkerwanderung und weil auch die Germanen erst durch die Kirche wissenschaftlich gebildet werden mußten, erst spät auf. Ihre Versuche, die Kirchengeschichte darzustellen, sind von jenen unter den Griechen und Römern charakteristisch

---

Lämmer. — Andere geschichtliche Werke des Eusebius sind die Vita Constantini und das Chronicon. — Neben den Fortsetzern Euseb's schrieb der Arianer Philostorgius aus Cappadocien eine Kirchengeschichte (von 300—423). Durch die Auszüge, welche Photius veranstaltete, blieb uns ein beträchtlicher Teil dieses Werkes, das eine Apologie des Arianismus war, erhalten. Sodann verfaßte Theodorus, Lektor zu Konstantinopel, im sechsten Jahrhundert einen Auszug aus Sokrates, Sozomenus und Theodoret und eine nur fragmentarisch auf uns gekommene Fortsetzung des ersteren bis auf Justinian I. († 527); **Evagrius**, Sachwalter in Antiochien, lieferte eine Fortsetzung des Sokrates und Theodoret bis auf das Jahr 594.

[1] Durch seinen gedrängten klassischen Stil erwarb er sich den Ehrennamen des christlichen Sallust.

[2] Dabei aber muß auch erwähnt werden, daß auf Veranlassung des heiligen Augustin Orosius aus Bracara eine historisch-apologetische Geschichte vom Anfang der Welt bis 416 n. Chr. schrieb, um aus der Geschichte den Vorwurf abzuweisen, als ob die harten Schläge für das römische Reich in der Zeit der Völkerwanderungen von der Annahme des Christentums herrührten. Weil aber diese Arbeit dem heiligen Augustinus nicht genügte, verfaßte dieser dann selbst sein großartiges Werk De civitate Dei in 22 Büchern.

darin unterschieden, daß sie 1) Specialgeschichte sind, sich meist auf ihr Vaterland und die Nachbarstaaten und ihre Zeit beschränken, 2) wegen der engen Verbindung der Kirche mit dem Staate Kirchen- und Staatengeschichte gemeinsam darstellen und 3) bezüglich der Form auf der niedrigsten Stufe der Chronik stehen bleiben. Diese verschiedenen Chronisten der einzelnen Länder wurden später auch in getrennten Sammlungen zusammengetragen.

Mit dem fünfzehnten Jahrhunderte aber vollzieht sich auf dem Gebiete der Kirchengeschichtschreibung allmählich eine bedeutsame Wendung. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die humanistischen Studien bewirkten einen neuen Aufschwung auch der kirchengeschichtlichen Studien und Forschungen, welche durch die Polemik zwischen Katholiken und Protestanten indirekt gefördert wurden, indem bei allen Irrtümern, die wegen der konfessionellen Sonderinteressen begangen wurden, doch in vielen Punkten die geschichtliche Wahrheit zu Tage gefördert wurde. Das erste Werk, das also entstand, sind die Magdeburger-**Centurien**, durch einen Verein von protestantischen Gelehrten, an deren Spitze Mathias Flacius stand, in der Absicht verfaßt, um dem Unternehmen Luthers eine historische Grundlage zu geben. Der eigentümliche Name kommt daher, daß dieses Werk die Kirchengeschichte in dreizehn, eben so viele Jahrhunderte umfassenden, Folianten behandelt; seine Tendenz ist eine polemische und die Darstellung durchaus parteiisch.[1] — Zur Widerlegung dieses Geschichtswerkes erschienen sofort mehrere katholische Gegenschriften, unter welchen die bedeutendste die Annalen des gelehrten Oratorianers und nachmaligen Kardinals **Cäsar Baronius** († 1605) sind, besonders wertvoll durch die zahlreichen mitgeteilten Dokumente. Sie gehen bis 1198, wurden aber bald durch andere fortgesetzt, am besten durch die Ordensgenossen des Verfassers, die Oratorianer: Raynald bis 1565, Laderchi bis 1571 und August Theiner bis 1585. Die seiner-

---

[1] Manche der mitgeteilten Urkunden sind rein erdichtet, andere verstümmelt und interpoliert. Die protestantische Geschichtschreibung schöpfte aber bis zum achtzehnten Jahrhundert mit Hintansetzung alles Quellenstudiums einzig aus diesem Werke! Eine selbständige Arbeit lieferte wieder G. Arnold, Professor in Gießen, in seiner „unparteiischen Kirchen- u. Ketzergeschichte", welche aber, vom pietistischen Standpunkt bearbeitet, die katholische Kirche wie das orthodoxe Luthertum anfeindet.

zeit schwer zu vermeidenden Fehler des Baronius hat der Franzose Anton Pagi († 1699) aus dem Orden des heiligen Franziskus, mit solcher Anerkennung berichtigt, daß seine Arbeit sofort den weiteren Ausgaben des Baronius beigedruckt wurde.

Auf den starken Anlauf, den die Kirchengeschichtschreibung im sechzehnten Jahrhundert nahm, folgte ein längerer Stillstand. Man beschränkte sich geraume Zeit darauf, die Resultate der beiden großen Werke in Auszügen und Kompendien zu weiterer Kenntnis zu bringen.[1] Erst im achtzehnten Jahrhundert wurden wieder kirchengeschichtliche Studien betrieben, lieferten jedoch keine bedeutenden Erfolge und sind die meisten Geschichtschreiber dieser Zeit in febronianisch-josephinischen Anschauungen befangen.

Mit dem edlen Konvertiten Friedrich Leopold Grafen von **Stolberg** († 1819) aber begann wieder eine neue Epoche für die Kirchengeschichte in Deutschland. Seine „Geschichte der Religion Jesu Christi" beruht auf Quellenstudien und zeichnet sich durch eine geistreiche und ruhige Darstellung aus.[2] In die bessere Bahn, die damit eröffnet wurde, traten der mit Stolberg befreundete Theodor Katerkamp und die Verfasser von kirchengeschichtlichen Werken kleineren Umfanges, von denen hier nur genannt seien: Joh. Ad. Möhler (herausgegeben und fortgesetzt von Pius Gams), Hortig-Döllinger,

---

[1] Neue Arbeiten von Bedeutung erschienen zuerst in Frankreich, als nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das wissenschaftliche Leben daselbst einen hohen Aufschwung nahm. Hier wurden zunächst von den Ordenskongregationen der Benediktiner-Mauriner, Oratorianer, Dominikaner und Jesuiten erst einzelne Zweige der Kirchengeschichte, insbesondere treffliche Ausgaben der Kirchenväter besorgt. Von gelehrten Bearbeitern der Kirchengeschichte ragt der Dominikaner und Doktor der Sorbonne **Natalis Alexander** durch geniale Kenntnis der Quellen und kritisches Talent hervor; sein Werk ist besonders wertvoll durch die beigefügten gelehrten Dissertationen. Sodann ist aus derselben Zeit der Dominikaner Kardinal Orsi zu erwähnen; seine „storia ecclesiastica" umfaßt in zwanzig Quartbänden die sechs ersten Jahrhunderte und wurde durch seinen Ordensgenossen Bechetti bis zum Konzil von Trient weitergeführt. — Das neuere Frankreich weist zwei umfangreiche kirchenhistorische Werke von Rohrbacher und Darras auf.

[2] Nur ist sie oft zu salbungsreich und reicht bloß bis auf 430. Die Fortsetzung derselben durch F. Kerz ist weniger gelungen; um so besser und gründlicher sind dagegen die von Brischar bearbeiteten letzten Bände.

Ruttenstock, Klein, Alzog, Ritter, Kardinal Hergenröther, Brück, Kraus, Funk und B. Jungmann mit seinen kirchengeschichtlichen Dissertationen.

6. Das Studium der Kirchengeschichte.

Wenn wir nach dem Zwecke des Studiums der Kirchengeschichte fragen, und nach dem Nutzen, den es gewährt, so liegt die Antwort in folgendem:

1. Die Geschichte der christlichen Kirche muß uns schon einfach deshalb interessant sein, weil wir Christen sind. Wenn schon jeder die Geschichte der Menschheit überhaupt, und die Schicksale seines Volkes aus früheren Zeiten so gerne hört: wie soll denn der Christ sich nicht sehnen, von den Schicksalen seiner heiligen Kirche, in der er geboren und erzogen worden, — in welcher und durch welche er seine ewige Bestimmung erreichen soll, — zu hören, und sie mit der innigsten Teilnahme zu betrachten? Freilich aber muß man da auch einen christlichen und kirchlichen Sinn und Geist mitbringen, ohne welche die kirchlichen Begebenheiten kaum richtig verstanden und mit warmer Teilnahme aufgefaßt werden können.

2. Die Kirchengeschichte ist ein schätzbares Bildungsmittel für Geist und Herz. Historia est magistra vitae, sagt Cicero. Die Begebenheiten der verflossenen Zeiten geben uns einen Leitfaden durch das Leben der Gegenwart, und der Christ lernt aus den Tugenden und Verirrungen des Menschen aus allen Zeiten und Räumen, was er zu suchen, was er zu fliehen habe. Die Geschichte der Kirche zeigt uns auf der einen Seite die christlichen Helden als Wunder menschlicher Tugend, die in einer Welt dastehen, die ihrer nicht würdig ist, und der sie gar nicht anzugehören scheinen; und weiset auf der anderen Seite beklagenswerte Beispiele, die darthun, daß der Widerspruch und die Feindseligkeit gegen die Kirche, mögen sie sich wie immer beschönigen, doch jederzeit aus irgend einer trüben Quelle fließen.

3. Wer sich in der Kirchengeschichte hinreichend umgesehen hat, wird sich leicht vor jenen Täuschungen bewahren, denen besonders heutzutage nicht wenige verfallen. Unter dem verführerischen Scheine von neuen Ansichten und Ergebnissen neuester Forschungen werden Einwürfe und Beschuldigungen gegen die katholische Religion und

Kirche vorgebracht, die den Unkundigen und Schwachen leicht überraschen und wankend machen. Aber wir werden in den folgenden Erzählungen finden, daß der katholischen Religion und Kirche seit ihrem Bestehen schon so viele und so verschiedenartige Ein- und Vorwürfe gemacht, und von ihr längst aufs gründlichste widerlegt worden sind, daß es dem Vernunftstolze und der Schmähsucht kaum möglich sein dürfte, hierin etwas wahrhaft Neues aufzubringen.

4. Die Kirchengeschichte ist eben auch vielfach der beste Traditionsbeweis; denn sie zeigt, wie die Kirche bei allem Wechsel der äußeren Formen in ihren Principien sich gleich bleibt und ihre Lehre wohl entwickelt, aber nicht verändert. Während die Häresie immer in anderem Gewande erscheint, dem Raume nach partikularistisch und national, der Zeit nach temporär und den Meinungen des Jahrhunderts zugethan, erscheint die Kirche nach Zeit und Raum als katholisch, indem sie ihr Wesen nie ändert und die „Vielheit der Sprachen in der Einheit des Glaubens versammelt".

5. Ferner war es von jeher und ist heutzutage noch ein eigentümlicher Kunstgriff der Feinde der katholischen Kirche, die Geschichte dieser Kirche durch Entstellung der Begebenheiten oder ganz erdichtete Erzählungen zu verfälschen. Solche entstellte oder erdichtete Thatsachen werden dann besonders in kirchenfeindlichen Tagblättern und Flugschriften so gerne benützt, um die heilige Kirche im falschen Lichte darzustellen und diese göttliche Anstalt verhaßt zu machen. So werden Unwissende und Leichtgläubige gar leicht bethört; — darum ist eine richtige Kenntnis der geschichtlichen Wahrheit ein dringendes Bedürfnis jedes gebildeten Christen.

6. „Der Mensch denkt und Gott lenkt" — dieses vielsagende Sprichwort findet der Leser der Kirchengeschichte überall bewährt, indem jede bedeutendere Thatsache ihn hinweiset auf Gottes Vorsehung, seine Güte und Weisheit. Obwohl die Wege der Vorsehung mit einem Schleier umhüllt sind, welchen erst jener große Tag des Gerichtes gänzlich heben wird, so ist es doch vorzugsweise der Geschichte der Kirche Gottes vorbehalten, in dem Gewirre menschlicher Bestrebungen und scheinbar zufälliger Ereignisse die allwaltende Vaterhand durchblicken zu lassen.

7. Die herrlichste Frucht endlich, die uns aus dem gründlichen Studium der Kirchengeschichte entgegenreift, ist die Überzeugung

von der alleinigen Wahrheit und Göttlichkeit der katholischen Kirche. Wenn wir da auf jedem Blatte inne werden, wie augenscheinlich der göttliche Stifter fort und fort seiner Kirche seinen besonderen Schutz zuwendet, wie sein Wort: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“, sich so wunderbar bewährt hat, so können wir nicht umhin zu erkennen, daß die katholische Kirche seine Kirche sei. Sie hat im Laufe der Jahrhunderte schwere Zeiten durchgemacht; durch Feinde von außen bedrängt und durch inneren Zwiespalt beunruhigt, — selbst durch eigene unwürdige Diener gedemütigt, sah sie sich zu Zeiten in eine Lage versetzt, die nach menschlichen Ansichten hoffnungslos scheinen mochte; — aber aus jedem Gedränge, aus jeglicher Trübsal ist sie nur herrlicher wieder hervorgegangen. So manches Reich — so manches Volk ist neben ihr in Trümmer gegangen, — Hunderte von Sekten, die aus ihr geschieden, sind dahin geschwunden, oder siechen noch hin in sichtbarer Auflösung; sie steht da — unverändert, und das Großartigste, was die Welt je gesehen. Vertrauen, treue Anhänglichkeit an die katholische Kirche, und das Hochgefühl, ihr anzugehören, sind die edlen Früchte, die die aufrichtigen Forscher aller Zeiten auf dem Gebiete der Kirchengeschichte gefunden haben.

7. Einteilung der Kirchengeschichte nach Zeit und Stoff.

Jeder Gegenstand, der wissenschaftlich behandelt werden will, muß in ein bestimmtes System gebracht, und in folgerichtiger Ordnung dargestellt werden. Es fordern dies schon die Denkgesetze, und das leichtere Auffassen und Behalten des wissenschaftlichen Gegenstandes hängt sehr davon ab. Da nun der lange Zeitraum von achtzehn und einem halben Jahrhunderte, seitdem die Kirche gewirkt hat, und die Menge und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten in derselben, schwer mit Einem Blicke zu übersehen oder in einem ununterbrochenen Zuge zu durchgehen sind, so wird es notwendig, die Zeit in Abschnitte zu teilen, und die Ereignisse nach ihrer Gleichartigkeit zu ordnen.

Die Zeiteinteilung muß nach gewissen Wendepunkten im Leben und Wirken der Kirche bemessen werden, wenn nämlich die Kirche irgend in wesentlich andere äußere Verhältnisse und Umgebungen ein-

getreten ist, wodurch zwar keineswegs ihr Wesen, wohl aber die Art oder der Umfang ihrer Wirksamkeit sich geändert, und die gegenseitige Beziehung zwischen Welt und Kirche einen bedeutenden Umschwung erfahren hat.

Wir teilen demnach die Kirchengeschichte in **drei Zeiträume**, die wir auch füglich mit den Benennungen: alte, mittlere und neue Kirchengeschichte unterscheiden können.

I. Zeitraum. Von der Stiftung der Kirche bis zu den Zeiten des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, im Anfange des achten Jahrhunderts. — Die Kirche unter Völkern alt-klassischer, griechisch-römischer Bildung, welche allmählich untergeht und in ihren edleren Teilen durch die Kirche verklärt, an die jungen europäischen Nationen übertragen wird. — Alte Kirchengeschichte.

II. Zeitraum. Die Kirche unter germanischen und slavischen Nationen wirkend, erziehend und ordnend, indem sie auch auf die Entwicklung der Staaten einen namhaften Einfluß übt; vom achten bis zum sechzehnten Jahrhunderte. — Mittlere Kirchengeschichte.

III. Zeitraum. Die Kirche aus ihrer engen Verbindung mit den Staaten gelöst, und durch die gewaltsame Glaubensspaltung der sogenannten Reformation scheinbar erschüttert, erhebt sich durch heilsame Reformen, — einem neuen Zeitgeiste im steten Kampfe gegenüber, — zu neuem Leben. — Neue Kirchengeschichte.

Jeden dieser Zeiträume teilen wir dann wieder in zwei Perioden, die sich folgendermaßen herausstellen:

I. Zeitraum:

1. Periode. Von der Gründung der Kirche bis Konstantin, 306.
2. Periode. Von Konstantin bis Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, anfangs des achten Jahrhunderts.

II. Zeitraum:

1. Periode. Von Bonifacius bis Papst Gregor VII., 1073.
2. Periode. Vom Papst Gregor VII. bis zur sogenannten Reformation, 1517.

III. Zeitraum:

1. Periode. Von der Reformation bis zur Aufhebung des Jesuitenordens, 1773.
2. Periode. Von der Aufhebung des Jesuitenordens bis auf unsere Zeiten.

Die zweckmäßige Einteilung des in jeder Periode vorkommenden Stoffes hat einige Schwierigkeiten, und es können die kirchlichen Erscheinungen nur beiläufig in folgende Abschnitte geordnet werden:

I. Die Geschichte der Ausbreitung der Kirche und ihrer Wirksamkeit im allgemeinen. — Äußere Schicksale der Kirche.

II. Die Geschichte der auftauchenden Irrlehren und ihrer Bekämpfung von seiten der Kirche.

III. Die Geschichte der inneren Gestaltung und Einrichtung der Kirche in betreff ihrer Regierung, ihres Gottesdienstes und anderer heiligen Übungen und Anstalten, — zur Erhaltung oder Besserung kirchlicher Zucht und Sitte.

Zustand der Welt zur Zeit der Gründung der christlichen Kirche.

8. Die Heiden.

Als der Erlöser erschien, waren seit seiner ersten Verheißung nach dem Falle Adams beiläufig viertausend Jahre verflossen. In der Geschichte der Menschheit während dieser Zeit haben wir einerseits die weisen Veranstaltungen Gottes zur Vorbereitung auf die Ankunft des Verheißenen bei dem Volke Israel zu bewundern, — und andererseits den tiefen Verfall zu beklagen, in welchen die übrige Menschheit in ihrer Abkehr von Gott gekommen war. Die biblische Geschichte und die Geschichte der alten Welt giebt dafür die Belege; und wir geben hier nur einige Züge über den Zustand der Menschheit zur Zeit der Erscheinung des Christentums, um das Wirken desselben gehörig würdigen zu können.

Über den größten Teil der damals bekannten Welt herrschten die Römer. Aus den blutigen Bürgerkriegen, wo die Römer um die Freiheit fochten, deren sie sich durch Verweichlichung und Sittenlosigkeit längst unwürdig gemacht hatten, ging Oktavianus Augustus als Alleinherrscher hervor. Ungefähr im siebenundzwanzigsten Jahre seiner Alleinherrschaft wurde der Heiland geboren. Oktavian brachte

dem Römerreiche auf längere Zeit Frieden; Künste und Wissenschaften blühten; durch die herrlichsten Kunststraßen war die Verbindung, — durch die überall gebrauchte lateinische und griechische Sprache das Verständnis zwischen den so mannigfaltigen Völkern erleichtert. Alles dies war der Verbreitung des Christentums sehr günstig. Doch waren dies nur äußerliche Behelfe, wie der Glanz, der die römische Menschheit damals noch umgab, nur eine Hülle war, der die innere Verderbnis teilweise verdeckte. In den irdischen und menschlichen Dingen, — in der Üppigkeit und Genußsucht findet man alles bis zum Übermaße raffiniert; dagegen war die Menschheit in ihren höchsten Angelegenheiten, in Religion und Sitte, bis zur Trostlosigkeit verkommen.

Schon die Vielgötterei an sich, als Unsinn und Widerspruch, ist für den vernunftbegabten Menschen entehrend und verderblich; bei weitem verderblicher aber war die Ansicht, daß diese Götter und Göttinnen nur an Macht den Menschen übertreffen, die Sinnlichkeit aber und die häßlichsten Leidenschaften mit dem Menschen gemein haben. In den Verirrungen seiner Gottheiten suchte und fand der Mensch die Beschönigung seiner angebornen Sündhaftigkeit, und die entsetzliche Folge davon war, daß man die Sünde als solche nicht mehr erkannte, daher ohne Scheu übte; und die Götter nur als rach- und eifersüchtige Wesen fürchtete.

Es hatte die Ausartung einen Grad erreicht, daß sich der Christ schämen muß davon zu reden, und daß Seneca gesteht: „Alles ist voll Laster und Schlechtigkeit, — und nicht geheim ist das Laster, — es wandelt vor aller Augen; und die Unschuld ist nicht selten, sondern gar nicht mehr zu finden.“[1]

Es haben allerdings einzelne Weise, nach dem Vorgange eines Sokrates und Plato, bessere Begriffe über das göttliche Wesen aufgestellt und auf reinere Sittlichkeit als auf ein strebenswertes Ziel hingewiesen; aber das waren nur vereinzelte, nur von wenigen beachtete Lichtfunken in der großen Finsternis des Irrwahns. Und dazu fehlte für ihre noch so schönen Behauptungen der Beweis der Gewißheit, welchen, wie Sokrates selbst wehmütig gesteht, nur einer bringen könnte, der vom Himmel käme.

[1] De ira II, 8.

9. Die Juden.

Bei den Juden war es freilich um einen guten Teil besser. Bei der strengen Erziehung, die Gott in Ausführung seines Erlösungsplanes ihnen hat angedeihen lassen, hatte sich der Glaube an den Einen wahren Gott bei ihnen erhalten, und dieser Glaube war auch die Stütze einer — wiewohl sehr unvollkommenen Sittlichkeit. Die unmittelbar von Gott stammende Glaubens- und Sittenlehre erscheint jedoch in der letzten Zeit durch unwürdige und abergläubische Meinungen sehr entstellt. Die Beschaffenheit des jüdischen Volkes zeigt sich am deutlichsten an dem Charakter der verschiedenen Sekten, die zur Zeit Christi bestanden; denn fast das ganze Volk war, als Anhang an diese Sekten, in sich geteilt. Diese sind:

a) Die Pharisäer, d. i. die Abgesonderten, weil sie sich in auffallender Weise von anderen zu unterscheiden suchten, waren strenge Eiferer für das Gesetz, wobei sie aber nur auf das Äußere, — auf die Handlung, nicht aber auf die Gesinnung Rücksicht nahmen.

Sie glaubten allein das Gesetz Gottes zu verstehen und deuten zu können; mischten aber demselben, unter dem Vorwande einer mündlichen Überlieferung, die sie neben der heiligen Schrift auch annahmen, alberne Dinge und ein geistloses Ceremonienwesen bei. Ihren Hochmut als Söhne Abrahams, ihre Herrschsucht, ihre Heuchelei und ihren Aberglauben hat der Heiland oft und strenge getadelt. Ehrwürdig ist bei ihnen nur ihr Glaube an eine Vergeltung im künftigen Leben; und daß auch ehrenwerte Männer zu ihnen gehörten, sehen wir an den Pharisäern Gamaliel und Nikodemus.

b) Die Sadducäer waren die Freidenker unter den Juden, und leugneten — um nach Art aller sogenannten großen Geister bequemer ein Genußleben führen zu können, — die Fortdauer des Menschen nach dem Tode; sie waren in ihrer Lehre Rationalisten und in ihrem Leben Epikuräer. Daß besonders die Reichen und Vornehmen sich ihnen anschlossen, ist leicht begreiflich.

c) Die Essäer oder Essener bildeten die fromme Partei, und führten eine ganz eigentümliche, abgeschlossene Lebensweise. Sie

wohnten an der Westseite des Toten Meeres in Dörfern ehelos und in Gütergemeinschaft, betrieben den Landbau und sonstige Handarbeiten, die ihnen unschuldig schienen. Nebstbei beschäftigten sie sich vornehmlich mit Heilkunde, weshalb wohl ihr Name vom Chaldäischen asa (d. h. er heilte) im Sinne „die Heilenden" abzuleiten ist; andere wieder erklären das Wort aus dem griechischen essen = stark, als ob die Essener stark, Helden in Tugend und Frömmigkeit gewesen wären. So lobenswert manche ihrer Ansichten sein mochten, so zeigen doch ihr Kleinigkeitsgeist, — ihre sinnlosen Satzungen und ihre Härte gegen die von ihrer Partei Abgefallenen eine schiefe Richtung ihrer Frömmelei.

d) Die Samariter oder Samaritaner, ein Mischvolk, das bekanntlich zur Zeit der Abführung der zehn Stämme nach Assyrien aus einigen in der Gegend von Samaria zurückgebliebenen Juden und dahin verschlagenen Fremden entstanden war. Sie verehrten zwar den wahren Gott auf Garizim, woselbst sie den jüdischen Kultus nachahmten, — dienten aber nebstbei auch den Götzen. Obwohl sie nur die fünf Bücher Moses annahmen, so erwarteten sie doch mit allen übrigen Juden den Messias. Von den Juden wurde diese Sekte in hohem Grade verabscheut.

Neben diesen Sekten gab es noch andere von minderer Bedeutung, z. B. Zeloten oder Galiläer, Herodianer 2c., die jedoch mehr eine politische Richtung hatten.

Anmerkung. Mit den Juden in Palästina standen die Juden, die in der Diaspora (=Zerstreuung) lebten, durch Abliefern der Tempelsteuer und Wallfahrten nach Jerusalem in inniger Verbindung. Diese sprachen griechisch und verschlossen sich, obgleich sie an der väterlichen Religion festhielten, den heidnischen Einflüssen nicht so fest, wie ihre Glaubensgenossen im Vaterlande. Eine Verschmelzung der Ansichten des griechischen Philosophen Plato mit den Lehren des Alten Testamentes macht sich in der alexandrinisch-jüdischen Religionsphilosophie des Philo besonders bemerkbar.

10. Die Vollendung der alten Zeiten.

Eine aufmerksame Betrachtung der Weltgeschichte zeigt, wie in jenen Tagen, da der Heiland in die Welt kommen sollte, ein großer Zeitenabschnitt gleichsam zum Abschlusse gekommen war, und man allgemein einen großen Umschwung erwartete. Jenes kräftige Leben der

alten Völker, womit ein jedes sich zu einem eigenen Charakter entwickelt hatte, und welches wir in den Schilderungen der Klassiker noch bewundern, hat sich selbst abgelaufen; — Thatenlosigkeit, Selbstsucht, niedrige Üppigkeit, kamen an seine Stelle; jene ahnungsvolle Scheu vor den Göttern, die auch im Heidentume früher doch noch eine Schranke gegen zu arge Unsittlichkeit war, ist verschwunden; — hohle Glaubenslosigkeit überall; auch die wenigen wahren Sätze der älteren Philosophie konnten sich gegen die bequemere Zweifelsucht nicht mehr halten. Mit Schmerz blickten die edleren Gemüter auf diesen trostlosen Zustand, sie erkannten die Nichtigkeit des bisherigen religiösen Glaubens, wußten aber nichts Besseres an dessen Stelle zu setzen, beweinten die zügellose Sitte, — fanden aber kein Mittel dagegen; und mannigfach spricht sich in den Schriften jener Zeiten die Sehnsucht nach einer Besserung der menschlichen Zustände aus, — wie eine unbewußte Ahnung der Erlösung. Nach den Begriffen der alten Welt war solche Erwartung an irgend einen Helden, — einen mächtigen Herrscher geknüpft und der Blick nach dem Morgen gewendet. Hierher gehören die Stellen des Tacitus[1]: „Viele waren davon überzeugt, in den alten Büchern der Priester stehe geschrieben, daß zu eben dieser Zeit das Morgenland mächtig werden und Herrscher aus Judäa kommen sollten.“ Und des Suetonius:[2] „Im ganzen Morgenlande hatte sich eine alte fortdauernde Meinung verbreitet, von dem Schicksale sei bestimmt, daß um diese Zeit Herrscher von Judäa ausgehen sollten.“

Diese Kunde war von den Juden ausgegangen; denn bei ihnen waren die Erwartungen des Messias, — freilich als eines irdischen Befreiers, auf das höchste gespannt, und sie hatten auch gute Gründe dafür, weil ja, nach einem Worte des Apostels,[3] die „Fülle der Zeiten“ gekommen war, d. h. alles sich zu erfüllen begann, was im Alten Bunde über die Ankunft des versprochenen Messias vorausgesagt war: die Zeit der siebzig Jahreswochen Daniels war herangerückt, die Regenten aus dem Stamme Juda hatten aufgehört; — ein Fremdling, Herodes, beherrschte das einst so glückliche und angesehene Volk Gottes; seit langem hatte man kein Prophetenwort mehr vernommen; — es entstand eine ahnungsvolle Pause; — es war eine ausgemachte

---

[1] Hist. l. V. n. 6. [2] In Vesp. c. 4. [3] Gal. 4, 4.

Sache: jetzt oder nie muß der Messias erscheinen. Und er erschien; aber nicht mit irdischem Prunke, — daher er, obschon von vielen geahnt, doch von wenigen klar erkannt wurde. Aber er sagte:[1] „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, werde ich alles an mich ziehen.“ Wie dies geschehen, wird die folgende Geschichte darthun.

Anmerkung. Die katholische Kirche erinnert alljährlich durch ihre Feier des Adventes an jenes allgemeine Verlangen mit dem prophetischen Sehnsuchtsrufe: „Tauet Himmel den Gerechten; Wolken regnet ihn herab.“[2] Christus war von allen Völkern sehnlichst erwartet, von den Juden so gut wie von den Heiden. Diese selbst hatten sich drei Güter bewahrt, welche von hoher Wichtigkeit waren, nämlich: 1. das Gottesbewußtsein, 2. das Bewußtsein der Schuld, das sich besonders in den blutigen Opfern mit ihrem sühnenden Charakter ausspricht, und 3. die Hoffnung auf einen dereinstigen Befreier. — Dieses dreifache Bewußtsein wurde besonders wach erhalten durch den Verkehr der Heiden mit den Juden, deren Religion den heidnischen Völkern im allgemeinen Achtung einflößte und zuerst unter den Ptolomäern in Ägypten, dann später unter der Herrschaft der Römer geduldet und in ihrer Ausübung geschützt ward. Zahlreiche Heiden ließen sich sogar völlig ihrer Gemeinschaft einverleiben, nahmen Beschneidung und Gesetz auf sich; man nannte sie Proselyten der Gerechtigkeit. Andere wieder bekannten sich, ohne förmlich Juden zu werden, einfach nur zu den religiösen Vorstellungen und den sittlichen Grundsätzen des Mosaismus, und die hießen Proselyten des Thores, wahrscheinlich, weil sie nur bis ans Thor des Tempelhofes kommen durften. Sie entsagten dem Götzendienste und beobachteten die sogenannten Noachischen Gebote, d. h. sie vermieden Gotteslästerung, Gestirndienst, Blutschande und Päderastie, Mord, Raub, Empörung gegen die jüdische Obrigkeit und aßen kein Blut und nichts Ersticktes oder vom Wilde Geraubtes. In der heiligen Schrift[3] werden sie die „Gott Fürchtenden“ genannt.

---

[1] Joh. 12, 32. [2] Is. 45, 8. [3] Vgl. Apostelg. 10, 2.

Erster Zeitabschnitt.

Das christliche Altertum.

Der Schauplatz der Kirchengeschichte des Altertums ist hauptsächlich der Länderkreis des römischen Kaisertums mit seiner antiken (griechisch-römischen) Kultur. Mutig dringt das Christentum vor. Nach seinem Siege über den jüdischen Partikularismus nimmt es Stellung zu der heidnisch-römischen Weltmacht und stürzt dieselbe nach dreihundertjährigem Kampfe. Kräftig herrscht die Kirche in dem nunmehr christlich-römischen Reiche: Sitten und Gesetze, Kunst und Wissenschaft nehmen einen christlichen Charakter an; aber furchtbar erheben sich auch die Häresien gegen die Reinheit des Glaubens, welche in den römischen Bischöfen mutige und siegreiche Verteidiger findet.

Erster Zeitabschnitt.

Das christliche Altertum.

[illegible]

Erste Periode.

Von der Gründung der christlichen Kirche bis Konstantin.

(Vom Jahre 33 bis 306.)

I. Äußere Schicksale der Kirche.

11. Gründung der christlichen Kirche.

Der Heiland hatte die Erlösung der Menschheit durch seinen Opfertod vollendet und durch die Wahl, Unterweisung und Bevollmächtigung seiner zwölf Apostel die Anstalt getroffen, daß sein Versöhnungstod allen Menschen zu allen Zeiten zu gute kommen könne. Die Apostel hatten hierin eine Aufgabe, die jegliche Menschenkraft übersteigt; daher Christus ihnen wie früher schon, so noch unmittelbar vor seiner Himmelfahrt, die nötige Kraft von oben, — den heiligen Geist verhieß, und auch befahl, daß sie von Jerusalem nicht hinweggehen sollten, bis der heilige Geist über sie käme.

Am zehnten Tage nach Christi Himmelfahrt ging die große Verheißung in Erfüllung. Und wie hatten die Apostel diese zehn Tage der Erwartung zugebracht? — Wir dürfen nicht unbemerkt lassen die Worte der Apostelgeschichte, wo es von dieser Zeit heißt: „Sie beharrten einmütig im Gebete."[1] So erkannten und erfüllten die Apostel

[1] Apostelg. 1, 14.

die Grundbedingung des christlichen Lebens, das Gebet, um sich auf den großen Augenblick vorzubereiten und sich dafür empfänglich zu machen.

So kam der zehnte Tag nach Christi Himmelfahrt; es war das große Fest Pentekoste der Juden (Ernte-, zugleich Erinnerungsfest an die Gesetzgebung auf Sinai). Die Apostel, mit der Mutter des Heilandes in der Mitte, waren in jenem Saale, wo der Heiland das heilige Abendmahl gehalten hatte, in frommer Andacht versammelt.[1] „Da entstand plötzlich vom Himmel ein Brausen, gleich dem eines daherfahrenden gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, wo sie saßen. Und es erschienen ihnen geteilte Zungen, wie Feuer, und es ließ sich auf einen jeden von ihnen nieder. Und alle wurden mit dem heiligen Geiste erfüllt, und fingen an, in verschiedenen Sprachen zu reden. — Es waren aber zu Jerusalem Juden wohnhaft, gottesfürchtige Männer, aus allerlei Völkern, die unter dem Himmel sind. Als nun diese Stimme erscholl, kam die Menge zusammen und entsetzte sich; denn es hörte ein jeder sie reden in seiner Sprache. — Es erstaunten aber alle, verwunderten sich und sprachen zu einander: Was kann das wohl sein? Da erhob **Petrus**, — wie es sich dem Haupte der Apostel geziemte, — das Wort, und verkündete mit erhabenen festen Worten Christum den Auferstandenen. Und seine Worte drangen den Zuhörern ins Herz, und viele sprachen, von Gottes Gnade berührt: Was sollen wir thun? Worauf Petrus antwortete: Thuet Buße und lasset euch taufen im Namen Jesu, zur Vergebung euerer Sünden. Und bei dreitausend, worunter ohne Zweifel viele waren, die Jesum schon bei seinen Lebzeiten gehört hatten, ließen sich taufen."

Das war die erste Gemeinde im Geiste Christi. Von diesem Tage an beginnt seine heilige Kirche ihr Leben, um nie mehr aufzuhören bis zum Ende alles Irdischen.

Anmerkung. Glaubenslose Kritiker haben versucht, diese wundervolle Begebenheit des Pfingstfestes auf künstliche Weise aus natürlichen Ursachen zu erklären. Allein nebstdem, daß keinerlei solche Erklärungen den vernünftigen Leser der Apostelgeschichte befriedigen kann, darf nicht übersehen werden, daß hier eine zweifache göttliche That zu bewundern ist, die eine in den äußeren

---

[1] Apostelg. 2, 2 ff.

Erscheinungen, — die andere und größere, in der wunderbaren Umwandlung im Innern der Apostel: denn sie erschienen von diesem Augenblicke an als ganz andere Menschen, und der Beweis dieser ihrer Umwandlung, — die heilige Kirche, die sie geschaffen, — steht noch da. Wenn nun dieses größere Wunder nicht verkannt werden kann, warum giebt man sich Mühe, das geringere zu leugnen?

12. Wachstum der Gemeinde zu Jerusalem und ihre Lebensweise.

Nach einem so herrlichen Anfange gedieh das Wachstum der Kirche fortan durch die wunderbare Kraft der Apostel in Wort und That. Als die Apostel Petrus und Johannes bald darauf zur Betstunde in den Tempel gingen, sprach sie ein Lahmgeborener, der am sogenannten schönen Thore lag und bettelte, um ein Almosen an. Petrus sprach zu ihm: „Gold und Silber habe ich nicht, aber was ich habe, gebe ich Dir; im Namen Jesu Christi des Nazareners stehe auf und wandle.“ Und er stand mit festen Füßen und Knöcheln auf, ging mit ihnen in den Tempel und sprang und lobte Gott. Das Volk kannte ihn und staunte; Petrus nahm das Wort und erklärte, daß dies durch die Wunderkraft des Gekreuzigten geschehen sei, an den sie glauben sollen. Die Apostel hatten zwar schlechten Lohn für diese schöne That; denn sie wurden von den Priestern und Sadducäern gefangen genommen; aber sie fühlten sich reichlich entschädigt dadurch, daß noch an diesem Tage die Zahl der Männer auf fünftausend stieg.[1]

Zu diesem äußeren Wachstum gesellte sich sofort auch eine weitere Gliederung der Gemeinde. In ihrer ersten Begeisterung führten die Gläubigen in Jerusalem eine Art Gütergemeinschaft ein, und da den Aposteln dadurch eine Aufgabe erwuchs, die ihre Kräfte überstieg, und die im Auslande geborenen und griechisch redenden Juden (Hellenisten) über Zurücksetzung ihrer Witwen bei Tische klagten, wurden für die Besorgung des Dienstes am Tische[2] sieben Männer gewählt, darunter Stephanus und Philippus.

Werfen wir aber nun einen Blick auf das Leben in dieser ersten christlichen Kirche. Die Apostelgeschichte sagt davon:[3] „Sie beharrten

---

[1] Apostelg. 4, 4. [2] Ebend. 6, 2: *διακονεῖν τραπέζαις.* [3] Ebend. 2, 42; 4, 35.

in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft des Brotbrechens (heilige Messe) und in Gebeten." „Sie waren Ein Herz und Eine Seele, keiner unter ihnen war dürftig, denn alle legten ihre Habe zu den Füßen der Apostel, und jeglichem ward zugeteilt, so viel er bedurfte." „In Einfalt des Herzens priesen sie Gott, und fanden Gunst bei dem ganzen Volke." Die ganze Weltgeschichte kennt keine Erscheinung wie diese, und es zeigte sich klar, daß das Wort vom Kreuze göttliche Kraft sei und göttliche Weisheit.

13. Blutige Verfolgung und freudige Weiterverbreitung der Kirche.

Was der Herr den Seinigen vorausgesagt hatte, daß sie werden gehaßt und verfolgt werden, blieb nicht lange aus. Zu wiederholten Malen wurden die Apostel vor Gericht gestellt, eingekerkert, gegeißelt; — aber sie freuten sich darob, „daß sie waren gewürdigt worden, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen." Immer höher stieg der Ingrimm der ungläubigen Juden, als selbst viele ihrer Priester zu der Brüdergemeinde übergetreten waren. Endlich brach der Sturm los, als der heilige Stephanus, einer der kurz vorher gewählten sieben Diakonen, in glühendem Eifer vor dem hohen Rate selbst, wohin er geschleppt worden, gegen ihre Halsstarrigkeit eine begeisterte Rede hielt. Da sie mit Worten ihn nicht widerlegen konnten, so griffen sie zu Steinen und töteten ihn. Er ist der erste Märtyrer (Blutzeuge).

Nachdem die Feinde des Gekreuzigten Blut fließen gesehen hatten, warfen sie nun alle Scheu weg und wüteten in ganz Jerusalem gegen die Gläubigen.

Doch wir werden im Verlaufe dieser Geschichte oft Gelegenheit haben zu bemerken, wie gerade das, was die Feinde der Kirche zu ihrer Zerstörung ersinnen und ausführen, unter Gottes Schutz der Kirche nur zur größeren Förderung dient. So auch hier. Denn mit Ausnahme der Apostel, die zu Jerusalem ausharrten, wichen viele der Gläubigen der Verfolgung aus, zerstreuten sich in alle Gegenden des Judenlandes und streuten überall den Samen des göttlichen Wortes aus, wodurch neue Gemeinden über ganz Palästina und Samaria, ja selbst bis nach Phönizien, Cyprus und Syrien entstanden, welche, nachdem die Verfolgung nachgelassen hatte, vom Apostelfürsten Petrus

besucht, befestiget und als Tochterkirchen mit der Mutterkirche zu Jerusalem in Verbindung gesetzt wurden.

14. Saulus.

Um diese Zeit wurde durch ein Wunder der göttlichen Erbarmung der eifrigste Verfolger — Saulus, in den thätigsten Prediger des Evangeliums umgewandelt. Er war ein Jude aus Tarsus, Pharisäer, ausgezeichnet durch Geistesfähigkeit und Festigkeit des Charakters; dabei glühend vom Hasse gegen das Christentum, welches kennen zu lernen er sich nicht die Mühe geben wollte.

Bei der Steinigung des heiligen Stephanus hat er, als Mann von Stande, nicht mit Hand angelegt, sondern nur die Oberkleider der Mörder gehütet. Aber darauf wütete er in Jerusalem gegen die Christen, daß er sich schmeicheln mochte, sie dort gänzlich ausgerottet zu haben. Doch überall soll die verhaßte Sekte vernichtet werden, und dazu erhielt er vom hohen Rate Briefe an die Synagogen zu Damaskus, womit er sich bereits in leidenschaftlicher Eile dieser Stadt näherte.

Da umstrahlt ihn plötzlich ein überirdisches Licht, und indem er zu Boden stürzt, vernimmt er den Ruf: „Saulus, Saulus, warum verfolgst Du mich?" In dumpfem Staunen erwiderte er: „Wer bist Du, Herr?" und empfing die Antwort: „Ich bin Jesus, den Du verfolgst." Bis ins Innerste erschüttert, frägt nun Saulus weiter, was er thun soll, und erhält den Bescheid, nach Damaskus zu gehen, dort werde ihm angezeigt werden, was er zu thun habe. Als er sich erhoben und die Augen geöffnet hatte, sah er nichts und mußte an der Hand nach Damaskus geführt werden. Dort verharrte er drei Tage lang — ohne Speise und Trank — in seiner Blindheit; aber in seinem Innern ward es Licht, denn „siehe, er betet."[1] Mittlerweile erhielt der fromme Ananias zu Damaskus vom Heilande in einer Erscheinung den Befehl, den Saulus aufzusuchen. Er that es, legte dem Saulus die Hände auf, dieser ward sehend, wurde getauft, und sofort verkündigte er zum Staunen der Juden in den Synagogen Jesum, den Sohn Gottes.

---

[1] Apostelg. 9, 11.

Es geschah hier mit dem neuen Apostel, — obwohl unter anderen Erscheinungen, ähnliches, was an den übrigen Aposteln am Pfingstfeste geschehen war. Die Hauptsache dabei ist wieder die durch Gottes Kraft in einem Momente bewirkte Umwandlung des Charakters, und der Übergang ist hier wie dort vermittelt durch — Gebet. Was Saulus die nächsten drei Jahre — die er großenteils in Arabien zubrachte — gethan, darüber haben wir keine bestimmten Nachrichten. Wohl mag er die Einsamkeit gesucht haben, um in der Wahrheit, die er nun erkannte, sich zu stärken und auf sein Apostelamt vorzubereiten. — Bemerkenswert aber ist, daß er dieses Amt nicht eher antrat, als bis er sich dem Apostelfürsten Petrus zu Jerusalem vorgestellt hatte.[1] Jetzt hatte die Kirche auf einige Zeit Ruhe; und Petrus benützte die Friedenszeit, um als Oberhirt die Gemeinden von Stadt zu Stadt zu besuchen.[2]

15. Beginn der Bekehrung der Heiden.

Saulus, der später seinen Namen in „Paulus" umänderte,[3] wird vorzugsweise der Welt- oder Heiden-Apostel genannt; denn es hatte der Herr von ihm zu Ananias gesagt:[4] „Dieser ist mir ein auserkorenes Werkzeug, zu bringen meinen Namen vor Heiden und Könige."

Bisher waren aber nur die Kinder Israels in die Kirche aufgenommen worden; denn im Volke Israel ward das Erlösungswerk vorbereitet, dort der Erlöser geboren. Auch mußten anfangs noch die Ansichten der Juden geschont werden, denen ja ihr Gesetz verbot, sich durch den Umgang mit Heiden zu verunreinigen.

---

[1] Gal. 5, 18. [2] Apostelg. 9, 31.

[3] Hieronymus, Augustinus und andere glauben, der Apostel habe sich nach dem von ihm bekehrten Prokonsul von Cypern Sergius Paulus (Apostelg. 13, 7 ff.) diesen Namen beigelegt. Allein sollte sich denn hier der Bekehrende, also der geistliche Vater, nach dem Bekehrten, dem geistlichen Sohne, genannt haben? Wahrscheinlicher ist es, daß er als ein geborener römischer Bürger diesen römischen Namen schon von seiner Geburt an neben seinem jüdischen Namen besessen habe. Solange er dann unter den Juden lebte, führte er seinen jüdischen Namen „Saulus"; sobald er aber auf seiner ersten Missionsreise unter die Heiden trat, nahm er seinen römischen Namen an, und „Paulus" wurde von nun an sein eigentlicher Apostel-Name.

[4] Apostelg. 9, 15.

Dagegen war den Aposteln klar, daß alle Menschen zum Reiche Gottes zu berufen seien, aber wann es Zeit sein werde, das Wort auch an die Heiden zu richten, dafür erwarteten sie — wie in allen wichtigeren Dingen, eine höhere Weisung vom Herrn. Diese wurde auch, und zwar wieder dem Petrus, dem ersten der Apostel, zu teil.[1] Als er zu Joppe verweilte, hatte er eine geheimnisvolle Erscheinung. Er wußte anfangs diese nicht zu deuten, aber bald war ihm alles klar. Es kamen Abgesandte vom römischen Hauptmanne Cornelius, die den Petrus baten, zu demselben nach Cäsarea zu kommen. Dieser war ein Centurio in der römischen Kohorte, zwar ein geborener Heide, aber fromm und gottesfürchtig, gab viel Almosen und betete immerdar zu Gott. Daher ließ Gott ihn durch einen Engel anweisen, daß er Petrus zu sich rufe, der ihm sagen werde, was er thun solle. Petrus kam, predigte ihm und den dort versammelten Heiden Christum den Gekreuzigten — und während Petrus noch redete, kam der heilige Geist mit seinen Wundergaben über sie. In freudigem Staunen sprach nun Petrus: „Wer kann diesen (obwohl sie Heiden sind) die Taufe versagen, da sie Gott selbst seiner wunderbaren Gnaden in so auffallender Weise gewürdiget hat?“ Und er befahl sie zu taufen, und so waren die Erstlinge der Heiden in die heilige Kirche eingeführt, um das Jahr 36 nach Christi Geburt.

16. Die apostolischen Stammkirchen.

1. Die Kirche zu **Jerusalem**. — Ihre wunderbare Entstehung haben wir bereits gesehen, und von ihr aus wurden nicht nur im Judenlande, sondern auch über Samaria, Phönizien und Syrien neue Gemeinden aus bekehrten Juden gebildet. Als erster Bischof zu Jerusalem war von den Aposteln bestellt der Apostel Jakobus, Sohn des Alphäus, welcher durch Heiligkeit des Lebens so hervorleuchtete, daß er bei Christen und Juden den Beinamen des Gerechten erhielt. Sein Nachfolger war sein Bruder Simeon.

2. **Antiochia**. Nachdem die heidnische Familie des Cornelius in die Kirche aufgenommen worden war, trug man kein Bedenken mehr, die Heiden zum Reiche Gottes einzuladen. Das geschah vor-

[1] Apostelg. 10, 10 ff.

züglich zu Antiochia, der ersten Stadt des römischen Orients. Als die Apostel davon hörten, schickten sie den Barnabas dahin, und dieser, eine reichliche Ernte hier voraussehend, führte den Paulus hierher. Unter ihrer Pflege wurde diese bald die ansehnlichste Kirche des Orients, und die Mitglieder nannten sich hier zuerst „Christen“. Später übernahm Petrus selbst ihre Leitung, und war eine Zeit lang hier Bischof, wozu er dann, als er nach Rom ging, den Evodius bestimmte, auf welchen wieder als Bischof der heilige Ignatius folgte.

3. **Rom.** In der damaligen Hauptstadt der Welt hat nach Gottes weiser Leitung das Haupt des irdischen Gottesreiches, Petrus, die Kirche gegründet. Obwohl ohne Zweifel Petrus dort bereits Christen vorfand, so hat doch er sie erst gesammelt und zu jener heiligen Gemeinde verbunden, die dadurch, daß Petrus hier seinen Bischofsitz aufschlug und hier seine Lehre mit dem Märtyrertode besiegelte, die erste Kirche der Christenheit war, ist und sein wird bis an das Ende der Zeiten, gleichsam eine Sonne, um welche alle übrigen Kirchengemeinden sich bewegen. Die Nachfolger des Petrus auf dem Hauptsitze zu Rom waren noch im ersten Jahrhundert: Linus, Cletus, Clemens.

4. **Alexandrien.** Diese Stammkirche aller Gemeinden in Ägypten und Lybien wurde gestiftet durch den Evangelisten Markus, der den Petrus nach Rom begleitet hatte, und auf dessen Befehl nach Ägypten ging, um dort die Botschaft des Heils zu verkünden. In Alexandrien, der Hauptstadt Ägyptens, wo besonders das wissenschaftliche Leben seit langem blühte, sammelte sich bald eine ansehnliche Gemeinde, welcher Markus selbst bis zu seinem Märtyrertode als Bischof vorstand, worauf ihm Anianus, einer seiner Schüler, folgte.

Anmerkung. Jakobus, der erste Bischof zu Jerusalem, wird an einigen Stellen der heiligen Schrift auch der Bruder des Herrn genannt, woher einige Anlaß nahmen, die immerwährende Jungfräulichkeit der Mutter Gottes zu leugnen. Allein es ist klar nachgewiesen, daß unter „Bruder“ nach orientalischer Sprachweise nur ein Verwandter zu verstehen sei. Er war nämlich ein Sohn des Alphäus, der nach der Überlieferung ein Bruder Josephs, des Nährvaters Christi war. — Bis in die Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts war es niemand eingefallen, zu bezweifeln, daß Petrus zu Rom Bischof gewesen sei, und somit jeder Bischof von Rom, als dessen Nachfolger in unausgesetzter Reihe, das Oberhaupt der ganzen Kirche sei. Auch die

Orientalen, die sich im elften Jahrhundert von Rom trennten, haben doch die obige Thatsache nicht geleugnet. Erst als die Protestanten der von Christo gesetzten Gewalt des römischen Papstes sich entzogen, suchte man auch die Anwesenheit des Petrus, als die Grundlage jener Gewalt, aus der Geschichte zu verdrängen. Doch die Zeugnisse dafür sind so klar und vielfältig, daß bereits längst auch die ausgezeichnetsten protestantischen Geschichtsforscher dies als eine ausgemachte Thatsache anerkennen. Nach Rom kam Petrus unter der Regierung des Kaisers Claudius (41—54).

17. Apostolische Reisen des heiligen Paulus.

Eine großartige Wirksamkeit entfaltete der heilige Paulus — der Weltapostel; und die Apostelgeschichte, die seine Thaten erzählt, giebt ein hehres Bild dieses wunderbaren Mannes. Schon in seinen natürlichen Anlagen, in seinem Feuereifer, seiner Menschenkenntnis, Beredsamkeit und seiner wissenschaftlichen Bildung steht er groß da, aber viel größer noch in seiner demütigen Opferbereitwilligkeit für Christum, der ihn berufen. Dafür waren aber seine Bemühungen dermaßen gekrönt, daß selbst seinen Gürteln und Tüchern die Wunderkraft der Krankenheilung inwohnte.[1] Zu Antiochia beginnt seine apostolische Laufbahn; dort erhielt er in feierlicher Weise, durch Händeauflegen der dortigen Kirchenvorsteher, seine Sendung. Es geschah auf Anordnung des heiligen Geistes.[2]

Von dort aus machte er seine drei großen Reisen in den Ländern Asiens und Europas, durch mehrere Gehilfen: — Barnabas, Silas, Timotheus, Lukas, abwechselnd unterstützt. Überall stiftete er christliche Gemeinden, die unter göttlichem Segen schnell und kräftig erblühten, und mit welchen er durch zahlreiche Briefe sich in Verbindung erhielt. Die vorzüglichsten davon sind: Philippi, Thessalonika, Korinth, Athen, Ephesus. Zahllose Drangsale, Leiden an Seele und Leib waren die täglichen Gefährten des Apostels. Aber er vermochte alles durch den Herrn, der ihn stärkte, und ihn zur Zeit seiner ersten Arbeiten durch eine Vision in das Paradies führte und geheimnisvolle Worte vernehmen ließ.[3] Von seiner dritten Reise kam er nicht mehr nach Antiochia, sondern zog nach Jerusalem, obschon er wußte, daß dort neue Leiden seiner harren. Dort kam er auch in

---

[1] Apostelg. 19, 12. [2] Ebend. 13, 2. [3] 2 Kor. 12, 2.

nahe Todesgefahr; denn die Erbitterung der Juden kehrte sich in einem Grade gegen den „Abtrünnigen“, daß der Tribun Lysias einschreiten und ihn zu seiner Sicherheit nach Cäsarea schicken mußte. Paulus wurde dort dem Landpfleger Felix, dann dessen Nachfolger, Festus übergeben, vor dessen Richterstuhle er, um den Schlingen der Juden zu entgehen, als römischer Bürger an den Kaiser appellierte, und daher nach Rom gesendet wurde, wohin ihn längst schon seine Sehnsucht gezogen hatte. So leitete die Hand der Vorsehung ihren Boten nach der Weltstadt, die er durch seine Lehre erbauen, durch seinen Martyrtod schmücken sollte. Zwei Jahre dauerte seine Gefangenschaft zu Rom, die jedoch so gelinde war, daß er, an einen Soldaten gefesselt, frei wohnen durfte. Es läßt sich leicht denken, wie der große Mann diese Zeit benützte.

Nach zwei Jahren (63 nach Christi Geburt) durfte er, für schuldlos erklärt, weiter ziehen. Doch wissen wir leider über seine weiteren Arbeiten und Reisen, außer einigen Andeutungen in seinen Briefen, fast nichts. Gewiß ist nur, daß er nach Kreta kam, wo er den Titus, — und nach Ephesus, wo er den Timotheus als Bischöfe einsetzte. Endlich erreichte er mit Petrus im Jahre 67 zu Rom das Ziel seiner Sehnsucht: bei Christo zu sein. Er wurde am nämlichen Tage (29. Juni) enthauptet, an welchem Petrus, mit dem Haupte abwärts, gekreuziget wurde.

18. Schicksale und Wirksamkeit der übrigen Apostel.

Unter den Aposteln war **Jakobus der Ältere**, Bruder des Johannes, der erste, welcher der blutigen Märtyrerkrone gewürdiget wurde. Er wurde hingerichtet auf Befehl des Königs Herodes Agrippa, eines Enkels des großen Herodes, welcher um das Jahr 44, durch die römischen Kaiser Caligula und Claudius begünstigt, über die Juden herrschte. Agrippa hatte zu diesem Blutbefehle keinen anderen Grund, als den Wunsch, sich dem hohen Rate zu Jerusalem gefällig zu erweisen. Eben darum mußten auch andere Opfer unter den Christen fallen, und auch dem Apostel Petrus war ein gleiches Schicksal aus dem nämlichen Grunde bereitet. Er wurde bereits im Kerker sicher bewacht, und der Tag seiner Hinrichtung bestimmt; aber ein Engel Gottes befreite ihn.

Das zweite Opfer unter den Aposteln war der andere **Jakobus**, — der Jüngere, Bischof zu Jerusalem. Der hohe Rat benützte die Zwischenzeit, als der römische Landpfleger Festus eben gestorben und der neuernannte Albinus noch auf der Reise war. Auf Anstiften des Hohenpriesters Ananus wurde Jakobus mit einigen anderen Christen vorgeladen, als Verächter des Gesetzes verurteilt, vom Volke gesteiniget, und mit einer Walkerkeule erschlagen. Von ihm rührt der schöne Brief Jakobi in der heiligen Schrift des Neuen Bundes her.

Von den Schicksalen und dem Ende der übrigen Apostel haben wir (Johannes ausgenommen) wenig sichere Nachrichten. Sie, die nicht ihre Ehre suchten, entschwinden unserem Blicke, aber die durch sie erleuchtete Welt sehen wir in der Geschichte und auch jetzt noch vor uns. Einer alten Tradition zufolge sollen sie, im Auftrage ihres Meisters, zwölf Jahre in Jerusalem geblieben sein und darauf in die ganze Welt sich verteilt haben. Auch wird von einigen angegeben, daß sie vor ihrer Trennung jenes Glaubensbekenntnis, welches wir noch das apostolische nennen, verfaßt haben.

Nur Petrus, Paulus und zum Teil Andreas finden wir als Prediger in Europa, die übrigen in Asien und Afrika. Nämlich: Andreas in Scythien und Griechenland; Philippus in Phrygien; Bartholomäus in Arabien; Thomas in Indien; Matthäus und Mathias in Äthiopien; Simon in Persien, — oder in Mauritanien; Judas Thaddäus in Mesopotamien.

Johannes, der Jünger, „den der Herr lieb hatte" — war in Kleinasien mit der Predigt des Heiles beschäftiget, und wurde in der Verfolgung unter Kaiser Domitian im Jahre 95 nach Rom geschleppt, in ein Faß siedenden Öles geworfen und hierauf auf die Insel Pathmos verbannt, wo er seine geheime Offenbarung, die Apokalypse schrieb. Nach dem Tode des Tyrannen im Jahre 97 kam er wieder nach Ephesus, wo er zum Troste und zur Stärkung der Kirche von Kleinasien wirkte, bis er, mehr als neunzig Jahre alt, eines natürlichen Todes starb im Jahre 100 oder 101. Alle übrigen Apostel — vielleicht Philippus ausgenommen — starben nach ehrwürdigen Sagen den Martyrtod.

Auch von der **Mutter des Herrn** wissen wir nicht, wann und wo sie ihren irdischen Wandel vollendet habe. Sie soll zu Ephesus bei dem eben auch jungfräulichen Johannes, dem sie ihr sterbender

Sohn übergeben hatte, noch ungefähr zwölf Jahre gelebt haben; nach einer anderen Überlieferung wieder soll sie in Jerusalem, wo auch ihr Grab gezeigt wird, ihre Tage beschlossen haben. Die Kirche feiert das Fest ihrer Himmelfahrt, wozu der heilige Johannes Damascenus bemerkt: „Wie könnte die Verwesung den Leib berühren, in welchem das Leben empfangen ward.“ Von jeher wurde ihr eine vor der Verehrung aller anderen Heiligen ausgezeichnete Verehrung (Hyperdulia) erwiesen, und sie als Mutter Gottes und Königin des Himmels begrüßt.

19. Jerusalems Zerstörung.

Während so die Boten des Neuen Bundes die frohe Kunde (Evangelium) überall hintrugen, ging das Judentum, mit dem Gott einst den Alten Bund, als Vorbereitung für den Neuen, geschlossen hatte, in seinem Eigensinne und grenzenloser Verblendung seinem Untergange entgegen. Durch eigene Schuld haben die Juden jene Tage der Drangsal und der Zerstörung über sich herbeigeführt, die der von ihnen verkannte Messias mit Thränen voraus verkündet hatte. Da sie immer noch ihren Messias — den Befreier aus der Römerherrschaft erwarteten, so waren sie immerfort zum Aufruhre bereit, und falsche Propheten reizten sie noch mehr auf.

Im Jahre 66 schien ein solcher Aufstand gelingen zu wollen. Der römische Landpfleger Gessius Florus hatte durch schwere Bedrückungen das jüdische Volk dazu veranlaßt. Dasselbe brachte seine gerechten Klagen vor den Statthalter von Syrien, Cestius Gallus, fand aber kein Gehör. Das Volk griff nun zu den Waffen, erstürmte die auf den Mauern von Jerusalem erbauten Burgen und tötete die römische Mannschaft treulos, gegen das gegebene Wort. Die Juden jubelten, aber die Christengemeinde — eingedenk der Weissagung ihres Herrn, verließ Jerusalem und begab sich nach Pella, jenseits des Jordans.

Nun begann der zerstörende Kampf.[1] Der römische Feldherr

[1] Der jüdische Geschichtschreiber Josephus Flavius erzählt von wunderbaren Vorzeichen, welche die nun kommende Schreckenszeit andeuteten: Es erschien im Tempel in einer Nacht ein Licht, daß es hell ward wie am Tage; dasselbe leuchtete eine halbe Stunde lang. Ein anderes Mal öffnete sich zur

Vespasian rückte mit einem Heere in Judäa ein. Er mäßigte die Kampflust seiner Legionen und führte sie nur langsam vorwärts, da er sah, wie die Juden durch inneren Zwiespalt sich selbst aufreiben und ihm so die Eroberung erleichtern werden. Denn Jerusalem war indessen der Schauplatz der fürchterlichsten Unordnung, und selbst zum Schlachtfelde der gegeneinander erbitterten Parteien geworden, so daß eine derselben sich sogar im Tempel verschanzte und von der anderen daselbst belagert wurde. Es war geschehen, worauf Christus in seiner Weissagung[1] hinweist: „Wenn ihr den Greuel der Verwüstung am heiligen Orte sehen werdet, dann fliehet."

Es bot sich bald Gelegenheit zur Flucht; denn um diese Zeit (68) erhielt Vespasian die Nachricht: Kaiser Nero sei erschlagen; und da ein Bürgerkrieg zur Besetzung des erledigten Thrones bereits ausgebrochen war, so führte Vespasian seine Legionen nach Italien, die, in Verbindung mit anderen, für Vespasian den kaiserlichen Thron erkämpften.

Der neue Kaiser übergab den Krieg gegen die Juden seinem Sohne Titus. Im Frühjahre 70 führte dieser sein Heer gegen Jerusalem und schloß es in weitem Kreise ein. Das geschah um die Zeit des Osterfestes, da eben eine unzählige Menschenmenge in der Stadt war. Ein Teil der Stadt war bald genommen. Um das übrige zu schonen, sandte Titus den Josephus Flavius, einen gefangenen jüdischen Feldherrn und Geschichtschreiber, in die Stadt, um sie zur Übergabe aufzufordern; er wurde mit Hohn zurückgewiesen. Nun ließ Titus der Stadt die Zufuhr abschneiden. Dadurch wurde die Hungersnot so groß, daß die ekelhaftesten Dinge zur Speise dienen mußten; ja, eine Mutter schlachtete ihr eigenes Kind und aß davon die Hälfte.

Gerne hätte Titus wenigstens den Tempel, dieses Wunder der Welt, unversehrt erhalten, allein gerade dieser diente, fast wie eine Burg gebaut, den Aufwieglern zum Schutze.

Nachtzeit das ungeheure große Tempelthor aus Erz von selbst. Einige Tage nachher erblickte man in den Lüften der Stadt Jerusalem bewaffnete Heere im Kampfe. Am Pfingstfeste hörten die jüdischen Priester im Tempel ein sehr lautes Geräusch, hierauf den Ruf: „Ziehen wir aus von hier!" Josephus bemerkt hiezu: „Es waren die Schutzgeister des Tempels."

[1] Matth. 24, 15.

Da die Mauerbrecher gegen die ungemein festen Mauern nichts ausrichteten, so wurde an die Thore Feuer gelegt, welches von innen weiter griff. Der edle Titus befahl seinen Soldaten den Brand zu löschen, um den Tempel zu retten, aber — die Juden benützten dieses, um einen wütenden Ausfall zu machen. Da ergriff ein römischer Soldat aus eigenem Antriebe einen Feuerbrand und schleuderte ihn am 10. August des Jahres 70 durch ein Fenster in das Innere des Tempels. Die Flamme griff mit solcher Gewalt um sich, daß an ein Löschen nicht mehr zu denken war. Mit dem Falle ihres Tempels fiel der letzte Mut der Juden. Titus wurde Herr der Stadt (Jahr 70). Einen Tag und die folgende Nacht brachten die Römer mit Plünderung und Morden hin. Über eine Million war in der Belagerung umgekommen; siebenundneunzigtausend wurden zu Gefangenen gemacht, und teils in die Sklaverei verkauft, teils für den Triumphzug des Siegers bestimmt. Die noch stehenden Mauern des Tempels wurden vollends niedergerissen, die ganze Stadt geschleift. So endete — wie schon Daniel und buchstäblich Christus vorausgesagt hatte, die Stadt, die zweitausend Jahre unter Gottes Obhut bestanden hatte. — Aber ihre einst glücklichen Bewohner hatten den Heiland gekreuziget und dem Pilatus zugerufen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

Anmerkung. Für das Christentum war die Zerstörung Jerusalems und des Tempels ein Ereignis von entscheidender Bedeutung. Denn solange dieser wesentliche Mittelpunkt des jüdischen Kultus bestand, blieb die christliche Gemeinde mehr oder weniger mit demselben vereinigt; es steigerte sich (vgl. Galater- und Hebräer-Brief!) die Gefahr der Vermengung des Juden- und Christentums. Nun war aber so die Beobachtung des Ritualgesetzes in seinen wesentlichen Bestandteilen zur Unmöglichkeit geworden; nicht bloß rechtlich, sondern auch thatsächlich war jetzt der Alte Bund aufgehoben. — Einige Monate vor der Zerstörung des Tempels von Jerusalem ging auch der Tempel des Jupiter Kapitolinus zu Rom in Flammen auf. Die Nationalheiligtümer des Juden- und Heidentums waren damit zerstört: die christliche Kirche sollte an ihre Stelle treten.

20. Das Christentum unter den Heiden.

Viel hatte die junge Kirche von den Juden zu dulden gehabt, nun waren diese Feinde gedemütigt und konnten ihr fortan nicht mehr viel schaden. Allein ein mächtiger Feind war noch zu bekämpfen —

das Heidentum. Mit den Waffen der Liebe, des Gebetes und des göttlichen Wortes besiegte sie auch diesen — jedoch erst nach beinahe dreihundertjährigem Kampfe — nachdem Tausende von Blutzeugen gefallen waren.

Bis Konstantin waren die meisten römischen Kaiser und ihre Beamten mehr oder weniger grausame Verfolger der Christen.

Was war aber die **Ursache** dieser Verfolgungen?

1. Den Hauptgrund aller Verfolgungen der Kirche hat bereits der Herr angegeben: „Wenn ihr von der Welt wäret, so würde die Welt das Ihrige lieb haben; weil ihr aber nicht von der Welt seid, darum hasset euch die Welt."[1] Das Reich Gottes — und das Reich dieser Welt, d. i. die von Gott abgekehrte Welt, sind und bleiben Gegensätze. Daher kommt die Kirche hier auf Erden aus den Verfolgungen nie heraus, und heißt auch die streitende Kirche. Nur treten sie in verschiedenen Formen und Graden — offen oder verdeckt auf.

2. Das reine Leben der Christen war ein stilles Verdammungsurteil über die Ausschweifungen der Heiden; und wie auch jetzt noch zu geschehen pflegt, daß jene, die sich einer herrschenden Verkehrtheit (dem Zeitgeiste) entziehen, als Sonderlinge, Obskuranten und gefährliche Menschen gehaßt und geschmäht werden, so geschah es auch dazumal den Christen, daß Tacitus selbst sie „ein lichtscheues und dem Menschengeschlechte feindliches Volk" nennt.

3. Der römische Götterdienst war mit dem Staatswesen innig verwachsen, und es ist bekannt, wie die Opfer, die Augurien, die Orakel dem Staate zu Diensten sein — das Volk zu gunsten des Staates täuschen mußten. Daher selbst edle Imperatoren, wie Markus Aurelius, das Christentum verfolgten, weil sie mit dem Verfalle des Götterglaubens auch den römischen Staat in Gefahr glaubten.

4. Die heidnischen Opferpriester, die, wie Cicero ihnen das Zeugnis giebt, sich wohl bewußt waren, daß sie Betrüger und Gaukler sind, und denen es bei der Abnahme der Opfernden um ihren Broterwerb bange wurde, fachten natürlich den Haß gegen die Christen bei jeder Gelegenheit an.

Verschiedene andere Ursachen oder doch Vorwände, womit man

---

[1] Joh.. 15, 19.

die Verfolgungen zu beschönigen suchte, werden in der nächsten Geschichte vorkommen. Anspielend auf die zehn Plagen Ägyptens zählte bereits der heilige Augustinus zehn Christenverfolgungen — eine Zahl, welche zu groß ist, wenn man nur die allgemeinen, zu klein aber, wenn man auch die partikulären einbezieht. Lactantius zählt sechs.

Da aber das Christentum trotz dieser vielen und heftigen Verfolgungen dennoch schnelle und weite Verbreitung fand, so wurde die Frage aufgeworfen, wie so sich diese rasche Verbreitung erklären läßt. Dieselbe läßt sich nun weder einzig noch hauptsächlich aus natürlichen Ursachen erklären. Allerdings waren für die Bekehrung der Welt von hoher Bedeutung die schon in der Einleitung erwähnten günstigen Verhältnisse, nämlich die politische Weltlage: die römische Weltherrschaft, der rege Verkehr zwischen den einzelnen Völkern, die fast allgemeine Verbreitung der griechischen Sprache ꝛc.; der innere Verfall des Heidentums, an dessen Fabeln die gebildete Welt längst nicht mehr glaubte, und dann jenes sittliche Elend, welches die Sehnsucht nach der Erlösung und Hilfe von oben auch unter den Heiden wachrief.

Der tiefste, wahrste und eigentlichste Grund aber, welcher die Menschen bewogen hat, in die Kirche einzutreten, ist die Göttlichkeit derselben. Insbesondere führen die Väter und Kirchenschriftsteller folgende **Erklärungsgründe** für die rasche Verbreitung der christlichen Religion an:

1. Die innere Macht der Wahrheit, die sich um so wirksamer erweisen mußte, je mehr das Evangelium an Gehalt als an Faßlichkeit alle Weisheit der Welt überragte und je besser es die großen Fragen löste, die unaufhörlich den Menschengeist beschäftigen, die Fragen nach Gott, der Unsterblichkeit der Seele, einer ewigen Vergeltung u. s. w. Auch war die christliche Religion, während sie so alle Bedürfnisse des Geistes und Herzens befriedigte, andererseits trotz ihrer Tiefe doch allen Menschen zugänglich und verkündete den Frauen, Armen und Sklaven Gleichberechtigung vor Gott.

2. Die Wundergaben, mit welchen so viele Bekenner Christi ausgerüstet waren, vorzüglich die Macht der Christen über die Dämonen.

3. Die herrlichen Früchte des Christentums: Das Leben der ersten Christen, ihr reiner Wandel, ihre gegenseitige Liebe

inmitten einer Welt von Laster und Haß war geradezu eine stete Predigt für die heidnische Umgebung; sodann ihr Glaubenseifer, da sich Männer und Frauen, Freie und Sklaven, Gebildete und Ungebildete die Verbreitung des Evangeliums angelegen sein ließen; endlich ihr Heldenmut, der sie die Wahrheit ihres Glaubens mit ihrem Blute besiegeln ließ. Dadurch wurden sie ein Gegenstand der Bewunderung, Verwunderung, wie der Nachahmung, und man begreift, wie Tertullian zu dem kurzen, schönen und wahren Ausspruch kommen konnte: Sanguis martyrum semen Christianorum = „Das Blut der Märtyrer wurde der Same der Christen."

Anmerkung. Man hat geltend machen wollen, daß ja die Römer im Punkte der Religion sehr tolerant waren, und nicht nur die Gottheiten anderer Nationen neben den ihrigen duldeten, sondern selbe wohl selbst auch verehrten, daher es unbegreiflich sei, wie sie gerade bei der christlichen Religion eine Ausnahme gemacht hätten. Allein die fremden Götter konnten neben den römischen recht wohl bestehen, nach dem Begriffe der Vielgötterei. Aber die Christen erklärten: Es giebt keinen Gott außer dem, der sich in Christo geoffenbaret hat — daher waren sie in den Augen der Heiden Gottesleugner. — An einer juristischen Grundlage zur Verfolgung der Christen konnte es nicht fehlen. Um das Jahr 233 sammelte der Jurist Ulpian alle gegen die Christen anwendbaren Gesetze. Solche sind: 1) Lex Julia majestatis, deren Übertretung durch Empörung, aufrührerische Reden und geheime Zusammenkünfte begangen wurde; 2) Sacrilegium, dessen man sich durch Verweigerung der Opfer vor den Göttern und dem Genius des Kaisers schuldig machte; 3) bereits die Zwölftafelgesetze verbieten Zauberei, Magie und Aufbewahren magischer Schriften; 4) alte Gesetze verboten auch jeden fremden Kultus. Wie leicht konnten solche Gesetze auf die Christen angewendet werden!

Das Christentum unter den römischen Kaisern.

21. Nero, Domitian und Trajan.

Unter Augustus war Christus geboren — unter Tiberius gekreuziget worden. Es folgten die Kaiser Caligula und Claudius; dann kam **Nero** (54—68), der vor dem zweiunddreißigsten Jahre seines Lebens Mutter, Bruder, Lehrer und viele Senatoren gemordet hat; er steht auch in der langen Reihe der Verfolger unter den Heiden

als der Erste da. Er ließ in wahnsinnigem Übermute im Jahre 64 Rom in Brand stecken, und bezeichnete, um den Verdacht von sich abzuwälzen, die Christen als Urheber des Unglücks. Infolgedessen wurde eine ungeheure Menge derselben auf das grausamste gemartert: einige gekreuziget, oder in Tierfelle eingenäht und von Hunden zerrissen; — andere wurden lebend mit brennbaren Stoffen überzogen und angezündet, damit sie bei Nacht als Fackeln leuchteten. Bei solchem Lichte, unter dem Todesröcheln der Verbrennenden, lustwandelten die entarteten Römer in den Gärten Neros! Daß auch die Apostel Petrus und Paulus unter ihm den Tod erlitten, wurde schon oben bemerkt.

Im Jahre 68 erhielt der Wüterich den verdienten Lohn; der Senat erklärte Nero für einen Feind des Vaterlandes, und er tötete sich selbst. Aber so groß war das Entsetzen über seine Grausamkeit bei den Christen, daß sich lange die Sage erhielt, er werde als Antichrist wieder erscheinen.

Unter den beiden folgenden Kaisern: Vespasian (69—79) und Titus (79—81) lebten die Christen in Ruhe.

Domitian, der Bruder des Titus (81—96), war ein zweiter Nero und der zweite Verfolger der Christen. Die Furcht vor dem prophezeiten Messiasreiche soll den argwöhnischen Kaiser zur Verfolgung der Christen bestimmt haben. Er ließ viele hinrichten oder trieb sie in die Verbannung. Auch der Apostel Johannes wurde auf die Insel Pathmos verbannt, wo er seine Offenbarung schrieb.

Domitians Nachfolger, der edle Nerva (96—98), gab den Christen den Frieden, da er unter anderem verbot, diejenigen anzuklagen, die nach jüdischer Weise leben, worunter man auch die Christen verstand.

Unter **Trajans** Regierung (98—117) ist besonders merkwürdig ein Briefwechsel zwischen ihm und Plinius (dem Jüngeren), Statthalter in Bithynien. Dieser fragte sich bei dem Kaiser an, was mit den Christen geschehen soll. Er giebt dabei den Christen das herrlichste Zeugnis: „Sie versichern,“ schreibt er, „ihre ganze Schuld bestehe darin, daß sie an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang zusammenkommen und einen Hymnus zur Ehre Christi, ihres Gottes, anstimmen“ und sich zu allem Guten verpflichten. Weiter sagt er, daß die wahren Christen sich auf keine Weise zum Abfalle bringen

lassen. Und doch hatte er bereits mehrere zum Tode führen, andere auf die Folter spannen lassen! Fürs weitere aber erwarte er des Kaisers Befehl; denn dieser Aberglaube sei bereits sehr verbreitet. Der Kaiser antwortet: Aufsuchen solle man die Christen zwar nicht, werden sie aber angegeben und überwiesen, so sollen sie bestraft werden. Die Reuigen, welche den Göttern opfern, sollen Verzeihung erhalten. Obwohl nun Trajan keinen Befehl zur Verfolgung gab, so wurde doch hierdurch der Angeberei freie Bahn geöffnet, und die Christen der Willkür ihrer Feinde preisgegeben.

Die merkwürdigsten Opfer dieser Verfolgung sind: 1. Der Papst Klemens, welcher um das Jahr 100 als Märtyrer starb, obgleich wir über die Art seines Todes keine ganz glaubwürdigen Nachrichten haben. 2. Simeon, der hundertundzwanzig Jahre alte Bischof von Jerusalem und ein Verwandter des Herrn, wurde auf Befehl des Prokonsuls fürchterlich gemartert, dann ans Kreuz geschlagen. 3. Ignatius, Bischof in Antiochia, auf des Kaisers eigenen Befehl nach Rom geschickt, um im dortigen Kolosseum von wilden Tieren zerrissen zu werden. Später (§. 32) mehreres von ihm.

22. Hadrian und Antoninus Pius.

Diese beiden folgenden Regenten zeigten gegen die Christen eine günstigere Gesinnung. Hadrian (117—138) gab zwar kein eigenes Verfolgungsedikt heraus; verordnete vielmehr, daß man die Christen nur dann, wenn sie eines Verbrechens überwiesen würden, bestrafen, alle falschen Anklagen gegen sie aber streng ahnden soll. Allein das half den Christen wenig, da ja das Bekenntnis, ein Christ zu sein, schon als Verbrechen angerechnet werden konnte — im Sinne Trajans. Doch war diese Verordnung insoweit günstig, daß das Volk nicht nach eigenem Belieben (Volksjustiz) die Christen martern und morden durfte.

Die Heiden glaubten um diese Zeit neue Gründe zur Verfolgung der Christen zu haben. — Es wurden abscheuliche Verleumdungen gegen sie in Umlauf gesetzt, daß sie nämlich bei ihren Versammlungen unnatürliche Unzucht treiben, und sogar das Fleisch von Kindern essen und ihr Blut trinken. Zu der ersten Verleumdung mochte die sittenlose Sekte der Gnostiker Anlaß gegeben haben; es

konnte das jedoch in den Augen der Heiden nichts auf sich haben, da ja jegliche Art der Unzucht bei den Römern ohne Scheu verübt werden durfte.

Die zweite Verleumdung — Essen von Menschenfleisch — ist aber ohne Zweifel aus dunklen und geheimnisvollen Sagen von der Feier des allerheiligsten Altarssakramentes entstanden, wo Christi Fleisch und Blut genossen wird. Somit hätten wir in dieser Verleumdung selbst einen Beweis, daß dieser Glaube vom allerheiligsten Sakramente so alt ist, als die Kirche.

Die wichtigste Begebenheit aus der Regierung dieses Kaisers ist die zweite Zerstörung Jerusalems und die Zerstreuung der Juden.

Dieses Volk träumte noch immer, daß sein Messias kommen werde. Als solchen kündigte sich jetzt ein frecher Betrüger Bar-Cochba[1] an, und das leichtgläubige Volk strömte ihm von allen Seiten zu, daß es gelang, die Römer aus Jerusalem zu vertreiben. Doch der Jubel dauerte nicht lange. In zwei Jahren war Jerusalem wieder römisch, hieß nun Aelia Kapitolina, und heidnische Tempel und Statuen wurden an den den Christen so heiligen Stätten errichtet, — Palästina fast zur Wüste gemacht und die Juden in die ganze Welt zerstreut.[2]

Seit dieser Zeit ist das einstige Volk Gottes ohne Vaterland, ohne Oberhaupt, ohne Tempel und Opfer, unter allen Völkern der

---

[1] „Sohn des Sternes" nach Num. 24, 17., in der prätendierten Rolle sogar von dem angesehenen Rabbi Akiba anerkannt. Später wurde er Bar-Coziba, d. h. Sohn der Lüge, genannt. In diesem Kriege zerstörten die Römer tausend Ortschaften und fünfzig feste Städte. Fünfhundertachtzigtausend Menschen verloren im Kampfe und eine noch größere Anzahl durch Hunger und Krankheiten das Leben.

[2] Der Hauptsitz des Rabbinentums nach der Zerstörung Jerusalems wurde Jamnia und nach der zweiten Tiberias. Hier entstand auch (um 220) die aus den Entscheidungen der Gesetzeslehrer zusammengestellte Mischna, welche mit dem hinzugefügten Kommentare Gemara (im vierten Jahrhundert) den sogenannten **Talmud** bildet Auch in Babylonien wurde die Mischna erläutert und ergänzt und so entstand die babylonische Gemara in Verbindung mit der Mischna babylonischer Talmud genannt, zum Unterschied von dem in Palästina entstandenen Jerusalemischen Talmud. Der erstere ist der für die Juden maßgebende.

Erde zerstreut; und dennoch behielt es — einzig in seiner Art in der ganzen Weltgeschichte — seine Sprache, Religion und alle Eigentümlichkeiten; — lebendige Beweise für Christum, den sie gekreuziget haben.

Unter Antoninus Pius (138—161) wollte die Laune des Volkes einen neuen Grund, gegen die Christen zu wüten, gefunden haben. Hungersnot, Überschwemmungen, Erdbeben und andere Plagen waren hereingebrochen; — dafür sollten wieder die Christen büßen. Allein der menschenfreundliche Kaiser erklärte: es sei kein Verbrechen, ein Christ zu sein. Zu dieser richtigen Ansicht trug wohl das meiste bei eine Schrift (Apologie, Schutzschrift), die Justinus dem Kaiser zur Verteidigung der Christen übergeben hatte, wovon weiter unten noch die Rede sein wird.

23. Markus Aurelius und Commodus.

Sein Nachfolger **Markus Aurelius** (161—180) wird von den heidnischen Geschichtschreibern als das höchste Ideal eines Herrschers dargestellt und bewundert; und allerdings sind manche treffliche Eigenschaften: Weisheit, Standhaftigkeit, Gerechtigkeit in seinem Leben unverkennbar, — doch gegen die Christen erwies er sich als ein blutiger Verfolger. Mag das auch sonderbar scheinen, so ist es doch aus seiner philosophischen Ansicht nicht schwer zu erklären. Der Stoicismus, dem er mit steifer Beharrlichkeit huldigte, macht bei der eigenen Abhärtung des Gemütes auch hart gegen andere, zumal wenn diese eben so fest ihre eigene Ansicht vertreten. Das thaten nun die Christen, und dem philosophierenden Kaiser in seiner frostigen Weisheit, dem die christliche Liebe unbekannt blieb, erschien der hohe Mut und die Standhaftigkeit der christlichen Bekenner als eine strafwürdige Hartnäckigkeit.

Dazu wurden auch die schon fast verschollenen Märchen von den geheimen Verbrechen der Christen wieder aufgefrischt. — Auch allgemeine Drangsale, von denen die Welt um diese Zeit heimgesucht wurde, waren wieder den Christen zur Schuld gelegt worden. — So erließ der als so weise gerühmte Kaiser barbarische Befehle zur Vertilgung der Christen, — und die Kirche hatte wieder die Freude, ihren Glauben durch den wunderbaren Heldenmut vieler

Blutzeugen verherrlicht zu sehen. Darunter sind: 1. Der fast hundertjährige Bischof zu Smyrna, **Polykarpus**. Er wurde auf Verlangen des durch die Standhaftigkeit der Christen in Wut versetzten Volkes dem Feuertode übergeben, — und als das Feuer ihn wunderbar verschonte, mit dem Schwerte getötet. 2. **Justinus**, genannt der Philosoph und Märtyrer, wurde zu Rom als Christ angeklagt und empfing mit mehreren Gefährten freudig den Todesstreich. Von diesen beiden großen Männern wird noch einmal die Rede sein. 3. Der neunzigjährige Bischof **Pothinus** und die zarte Jungfrau **Blandina** ertrugen mit übermenschlicher Kraft die furchtbarsten Martern zu Lyon in Gallien, wo die Verfolgung gegen die dort kaum erst aufblühende Kirche schrecklich gewütet hat (177).

Friedlichere Zeiten traten erst wieder unter **Commodus** (180 bis 192) ein; dieser, zwar ein gemeiner Wüterich, ließ jedoch — man weiß nicht, aus welcher Ursache — die Christen in Ruhe, und ihre Zahl vermehrte sich fortan, auch in den höheren Ständen.

Anmerkung. Als Kaiser Markus Aurelius (174) gegen die Markomannen und Quaden in den Gegenden der Donau im Kriege begriffen war, trug sich mit ihm und seinem Heere ein merkwürdiges Ereignis zu, welches schon damals, wie jetzt noch, verschieden gedeutet wurde. Er geriet nämlich mit seinem Kriegsheere in einen unwirtlichen wasserlosen Ort, wo es ringsum von den Feinden eingeschlossen und vor Durst verschmachtend, — einem ruhmlosen Ende entgegensah. Doch ein plötzlicher Regen erfrischte die schon verzweifelnden Römer, und die jetzt angreifenden Feinde wurden von Blitz und Hagel in Unordnung gebracht und von den Römern völlig geschlagen. Glaubwürdige Nachrichten versichern, daß eine aus lauter Christen bestehende Legion (legio fulminatrix) durch ihr Gebet die Rettung von Gott erfleht habe. Daß aber der Kaiser dadurch für die Christen günstig gestimmt worden sei, wie auch behauptet wird, war gewiß nicht der Fall; denn die oben erwähnte Verfolgung in Gallien fällt drei Jahre später. Der Kaiser hatte die Begebenheit zwar als ein Wunder erkannt, es jedoch seinen Göttern zugeschrieben, wie noch vorhandene Denkmale nachweisen.

24. Septimius Severus bis Philippus.

Commodus wurde ermordet, — ebenso sein Nachfolger, der rechtschaffene Pertinax, nachdem er kaum drei Monate regiert hatte. Der Römerstaat war bereits so tief gesunken, daß die Prätorianer es wagen konnten, die Kaiserwürde öffentlich zu versteigern. Der

reiche Senator Didius Julianus bot die größte Summe und ward Kaiser. Doch der Feldherr aus Pannonien, **Septimius Severus**, von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen, kam nach Rom, sprach über Didius das Todesurteil und blieb Kaiser (192—211).

Daß Severus die Christen verfolgen würde, war von seinem schroffen und wilden Charakter zu erwarten; doch waren sie die erste Zeit verschont geblieben. Erst nach dem Triumphe, welchen der Kaiser (197) zu Rom gefeiert hatte, fingen die Neckereien gegen die Christen an, unter dem Vorwande, daß sie bei diesem Triumphe nicht hinreichend gejubelt hätten. Im Jahre 202 aber kam ein Befehl des Kaisers, daß bei schwerer Strafe niemand zum Christentume übertreten dürfe. Dies gab Anlaß zu einer schweren Verfolgung, in welcher wieder besonders hart die Kirche zu Lyon getroffen, und der dortige Bischof Irenäus zum Märtyrer wurde.

Severus hinterließ das Reich seinen ungeratenen Söhnen Caracalla und Geta. Der erstere ließ seinen Bruder in den Armen der Mutter ermorden, und wurde Alleinherr (211—217). So lasterhaft und grausam Caracalla sonst war, so ließ er doch die Christen in Ruhe.

Diese Ruhe dauerte auch unter dem Nachfolger Heliogabalus (Elagabalus 218—222) fort. Seinen Namen hatte er vom syrischen Sonnengott, dessen Oberpriester er — als vierzehnjähriger Knabe, zu Emesa gewesen war. Sein ganzes Streben ging nur dahin, den syrischen Sonnenkultus mit seinen schamlosen Mysterien in Rom einzuführen. Doch wurde seinem schändlichen Leben bald ein Ende gemacht, und nach einer Reihe von elenden Herrschern kam wieder einmal ein würdiger Mann an die Spitze des römischen Staates.

Alexander Severus (222—235) war ein Jüngling von edlen und reinen Sitten, wie es unter Heiden fast ohne Beispiel ist. — Es war dies eine Frucht der Erziehung; denn seine Mutter Julia Mammäa war von Origenes im Christentume unterrichtet worden. Alexander hatte ein zum Gebete bestimmtes Gemach, wo er unter den Laren auch das Bildnis Abrahams und Christi verehrte. Den von Christen erlernten Spruch: „Was du nicht willst, das dir geschehe, thue auch anderen nicht," führte er oft im Munde, und ließ ihn an öffentliche Gebäude setzen.

Ein schöner Zug von ihm war es auch, daß er in einem Streite, den die Christen mit einigen Schenkwirten um einen Bauplatz hatten, den Christen das Recht zusprach, dort eine Kirche zu bauen, den Prozeß für die Christen mit der Äußerung entscheidend: „Es ist besser, daß an diesem Orte Gott auf was immer für eine Weise geehrt, als daß der Ort zum Zechen verwendet werde.“ Hier geschieht auch zum ersten Male Erwähnung von christlichen Kirchen — als eigenen Gebäuden. Er wurde von den verwilderten Legionen in Gallien erschlagen, wahrscheinlich auf Anstiften seines Nachfolgers.

Maximinus, der Thrazier (235—238), ein roher Barbar von riesenmäßiger Kraft und Körpergröße, verfolgte die Christen aus Haß gegen seinen trefflichen Vorgänger; allein die Verfolgung war kurz, wie seine Regierung, denn schon nach drei Jahren wurde er vor Aquileja von seinen Kriegskameraden erschlagen. Nun folgten in kurzer Zeit mehrere Kaiser aufeinander, bis Philippus, ein Araber, die Herrschaft an sich riß (244). Dieser erwies sich gegen die Christen so günstig, daß viele behaupteten, er sei selbst ein Christ gewesen. Es mag dies jedoch billig bezweifelt werden, da er heidnische Gebräuche mitmachte, wie es z. B. bei der Feierlichkeit des zehnten Säkulums (tausend Jahre) seit Erbauung der Stadt Rom, die im vierten Jahre seiner Regierung stattfand, der Fall war.

25. Decius bis Diokletian.

Es ist eine betrübende, aber durch die Erfahrung bestätigte Erscheinung, daß der Mensch im Glücke und in irdischer Behaglichkeit so leicht seines Gottes, des Gebers alles Guten vergißt, und erst Trübsal und Unglück ihn wieder auf die rechte Bahn zurücklenken. Daher vergleicht auch die heilige Schrift die Trübsal dem Feuer, wodurch das Gold geläutert wird.[1] Auch bei vielen Christen dieser Zeit zeigte sich das. Sie hatten seit beinahe vierzig Jahren im allgemeinen in Ruhe und Frieden gelebt; ihre Zahl hatte sich dabei außerordentlich vermehrt, aber nicht alle waren in wahrer Sinnesänderung beigetreten und viele in Lauigkeit und Leichtsinn verfallen. Das hätte der Kirche Gottes in weiterer Folge großen Nachteil bringen

[1] 1 Petr. 1, 7.

müssen, daher gefiel es dem Herrn, seine Kirche zu reinigen und neu zu verherrlichen; es sollte das echte Gold der christlichen Tugend und Standhaftigkeit im Feuer der Trübsal sich bewähren und die unechten Mitglieder als Schlacke ausgeschieden werden.

Kaiser **Decius** (249—251) hat auf Gottes Zulassung diese Feuerprobe den Christen bereitet. Er war ein erfahrener Kriegsmann und sorgte mit Einsicht und Thätigkeit für die Ordnung im Staate. Aber zu dieser Ordnung hielt er im blinden Eifer den römischen Götzendienst für unerläßlich. Darum setzte er sich vor, die christliche Kirche gänzlich auszurotten und erregte gegen sie eine Verfolgung, die schrecklicher war, als alle bisherigen. Es ergingen Befehle in alle Provinzen des Reiches, die Christen auf jegliche Weise zum Abfalle zu zwingen. Es soll dabei nicht so sehr auf ihren Tod abgesehen werden, sondern man müsse sie durch ausstudierte Martern mürbe machen. Die hierin nachlässigen Obrigkeiten wurden mit strengen Strafen bedroht. Ausgesuchte Folterwerkzeuge, eiserne Krallen, glühende Stühle, wilde Tiere, Scheiterhaufen sollen bereit gehalten und zum Schrecken der Christen ausgestellt werden. Schon diese Vorbereitungen bewogen viele zum Abfalle; noch mehreren entsank in den gräßlichen Martern der Mut, und die Kirche hatte den Schmerz, viele zu verlieren. Manche glaubten sich damit retten zu dürfen, daß sie zwar selbst nicht opferten, aber von den Obrigkeiten sich Zeugnisse (libellos) erkauften, daß sie den Gesetzen genuggethan, d. h. geopfert hätten. Doch auch sie wurden den Gefallenen beigezählt; und man unterschied nun solche, die den Göttern wirklich geopfert (sacrificati) oder vor ihren Bildern wenigstens Räucherwerk verbrannten (thurificati), und solche, die Zeugnisse gekauft hatten (libellatici). Doch groß war auch die Zahl der standhaften Bekenner und Blutzeugen, worunter wir nur den Papst Fabian nennen.

Gott kürzte die Prüfungszeit der Kirche ab, indem Decius nach kaum zwei Jahren in einer Schlacht gegen die Goten fiel — und somit die Verfolgung für diesmal ein Ende hatte.

Der Friede für die Christen nach dem Tode des Decius war von kurzer Dauer. **Gallus** (251—253) befahl, daß alle den Göttern, besonders dem Apollo, opfern sollten, um eine Pest, die bereits längere Zeit furchtbar wütete, abzuwenden. Diesmal gab es fast keinen Abtrünnigen, selbst die sich unter Decius schwach gezeigt hatten,

bekundeten hier den freudigsten Mut. Diese Pest gab nebenbei Gelegenheit, die christliche Liebe in einem schönen Lichte zu zeigen. Während die Heiden ihre Kranken hilflos liegen ließen, übten die Christen ihre Liebe auch an den verlassenen Heiden.

Der Papst Cornelius war einer der ersten, die in dieser Verfolgung die blutige Palme errangen. Lucius folgte ihm auf dem päpstlichen Stuhle und in sechs Monaten auch schon als Märtyrer nach. — Gallus wurde von seinen eigenen Soldaten erschlagen.

Der neue Kaiser **Valerian** (253—259) begünstigte im Anfange seiner Regierung die Christen mehr als alle seine Vorgänger; aber um das Jahr 257 wurde er von seinem Höflinge Macrianus zu abergläubischer Zeichendeuterei verleitet, wobei selbst die Eingeweide erwürgter Kinder die Zukunft enthüllen sollten. Von solchem Greuel kam es bald zur Verfolgung des reinen christlichen Glaubens. Zunächst wurden die gottesdienstlichen Versammlungen und der Besuch der Cömeterien[1] untersagt, die Nichtausübung der Staatsreligion mit dem Exil bestraft. Im folgenden Jahre erschien ein schärferes Edikt, und zugleich wurde die Verfolgung im Orient eröffnet. Die höheren Kleriker wurden im Falle eines standhaften Bekenntnisses sofort, die hochstehenden Männer aus der Laienwelt dann hingerichtet, wenn der Verlust ihrer Würden und Güter sie nicht zum Abfall brachte. Wieder war der Papst — damals Stephanus — eines der ersten Opfer. Aber auch sein Nachfolger Sixtus II. endete unter dem Henkerbeile, und drei Tage später wurde sein Diakon Laurentius auf einem Roste langsam gebraten. Dann Cyprianus, Bischof von Karthago, der im Angesichte seiner Gemeinde, als ein wahrer Held durch das Schwert starb, und dessen Blut die Gläubigen mit Tüchern auffingen und als kostbares Andenken bewahrten. In Utica wurden einhundertdreiundfünfzig Christen in eine Kalkgrube gestürzt (»Massa candida«).

Kaiser Valerian mußte im Greisenalter seine übermütige Grausamkeit schwer büßen. Der Perserkönig Sapor nahm ihn gefangen und gebrauchte ihn als Fußschemel, wenn er zu Pferde stieg.

---

[1] Das ist Gottesäcker, eigentlich nach der Bedeutung des griechischen Wortes „Schlafgemach“, wie man noch jetzt an manchem Gottesacker die Aufschrift findet: „Ort der Ruhe“, wie z. B. auf dem Kirchhof zu Währing bei Wien.

Gallienus, sein Sohn, obwohl vom schlechtesten Charakter, gab doch den Christen durch einen eigenen Befehl den ersehnten Frieden, dessen sie sich von jetzt an durch geraume Zeit, — bis in die letzten Regierungsjahre Diokletians (303) zu erfreuen hatten.

Anmerkung. Die Geschichte des römischen Staates ist um diese Zeit sehr verwirrt; nur soviel ist klar, daß die Menschheit außerordentlich litt, durch die Naturereignisse sowohl, als durch endlose Bürgerkriege. Eine große Zahl von Herrschern wird angeführt, die irgend einen Teil des zerrissenen Reiches kurze Zeit bedrückten, und fast durchaus eines gewaltsamen Todes starben. Zur Zeit der Regierung des Gallienus allein kamen achtzehn Namenskaiser vor, und mit Hinzurechnung noch anderer Rebellen, spricht die Kirche von den dreißig Tyrannen, worauf Claudius II. (268—270) dem Reiche wieder einige Festigkeit gab. Die folgenden Kaiser waren: **Aurelian** (270—275), der bereits ein Verfolgungsedikt gegen die Christen unterzeichnet hatte, dessen weitere Ausführung jedoch sein Tod verhinderte. Tacitus (275); Probus (276); Carus mit seinen Söhnen (282); dann:

26. Diokletian.

Die Zeit, in die wir jetzt hinblicken, ist ein Wendepunkt der Kirchengeschichte. — Die Zeit der Verfolgungen läuft ab, und es beginnt eine ganz andere, welche **Diokletian** gegen seinen Willen mit blutiger Hand herbeiführte.

Diokletian (284—305) war zwar von niederer Herkunft, der Sohn einer Sklavin, aber ein Mann von großen Fähigkeiten, schlau und kräftig. Er hatte sich durch Glück und Verstand, vom gemeinen Legionär durch alle Grade hindurch, bis zur höchsten militärischen Stelle hinaufgeschwungen. Mit fester Hand führte er die Regierung, das Römerreich schien neu aufzuleben; und auch die Christen hatten während der ersten neunzehn Jahre nicht nur tiefen Frieden, sondern kamen auch zu Ehren und hohen Stellen, selbst am kaiserlichen Hofe. Es wurden viele und prachtvolle Kirchen erbaut. Aber es erprobte sich auch wieder die oben (§. 25) angedeutete Erfahrung, daß die menschliche Tugend eher im Glücke als im Unglücke in Gefahr kommt. Der Eifer der Christen hatte schon bedeutend nachgelassen, war dem Leichtsinne und dem irdischen Streben gewichen.

Diokletian hatte sich zur besseren Leitung des Reiches drei Regierungsgenossen gewählt. Dem rohen Maximianus Herkuleus

übergab er mit dem Titel eines Augustus Italien und Afrika; dem Galerius, einem wilden Krieger, Illyricum und Thrazien; dem edlen und milden Constantius Chlorus Gallien und Brittanien (den beiden letzteren als Cäsaren); für sich behielt er nebst der Oberherrschaft den Orient.

Was den Diokletian nach einer neunzehnjährigen Schonung zur Verfolgung bewogen habe, ist nicht ganz klar. Gewöhnlich legt man es dem Galerius zur Schuld, daß er ihn dazu verleitet habe, was aber zum selbständigen Charakter des Diokletian nicht recht paßt. Wohl mag die Vertilgung des Christentums schon anfangs im Plane Diokletians gelegen haben, nur wollte er früher seine Macht und die Ruhe des Reiches befestigen. Dazu stimmt auch der Umstand, daß er um die Zeit, als die Verfolgung begann, mit der Anmaßung hervorgetreten war, sich als Herr und Gott (Dominus et Deus) kniefällig begrüßen zu lassen, da er doch gewiß sein mußte, daß die Christen das nie thun werden. Auch die viermal gesteigerte Strenge des Verfolgungsediktes deutet auf einen tief angelegten Plan. Wahr ist übrigens, daß der grausame Galerius[1] an der Ausführung der Maßregeln großen Anteil hatte. Am 23. Februar 303 wurde die schöne Kirche der Residenz Nikomedia am frühesten Morgen von Kriegern erbrochen, geplündert und niedergerissen. Im Verlaufe des Tages erschien das Edikt: die Christen sind aller Würden beraubt, ihre Kirchen sollen zerstört, ihre heiligen Bücher verbrannt und den standhaften Bekennern alle Menschenrechte abgesprochen werden. Ein zweites Edikt befahl die Einkerkerung aller Geistlichen. Diesem folgte ein drittes, demzufolge dieselben entlassen werden sollen, wenn sie den Göttern opfern, widrigenfalls ist die Folter gegen sie in Anwendung zu bringen. Endlich (304) wurde die Todesstrafe für alle Christen,

---

[1] An seinen Namen knüpft sich nach späteren, aber jüngst besser verbürgten Nachrichten die berühmte Geschichte der in der Schweiz, am Rheine und der Mosel zerstreuten thebaischen Legion. Diese hieß so nach der Provinz Thebais (Oberägypten) und soll sechstausend sechshundert Mann stark gewesen sein, alle, samt ihrem Tribun Mauritius Christen Als Maximian bei seinem Heereszuge bei St. Moriz im jetzigen Walliserlande lagerte, befahl er der genannten Legion, gewisse Verfolgungsbefehle gegen die Christen der dortigen Gegend in Ausführung zu bringen. Als die Legion sich weigerte, ließ er sie zuerst zweimal decimieren (zehnten) und den Rest niederhauen.

die nicht opfern wollen, anbefohlen, und im ganzen römischen Reiche, mit Ausnahme der Länder, wo der milde Constantius herrschte, in beispielloser Grausamkeit gewütet; dieser beschränkte sich auf die Ausführung des ersten Ediktes und bei seinem Tode 306 setzte sein Sohn Constantin seine milde Regierung fort.

Die auf solche Weise angeordnete Verfolgung war blutiger, von größerem Umfange und längerer Dauer, als irgend eine der früheren; es war die letzte Anstrengung des Heidentums gegen Gottes Reich. Eusebius, der Vater der Kirchengeschichte, berichtet von dieser Verfolgung: „Die Mordschwerter selbst wurden zuletzt stumpf und zerbrachen als abgenützt, die Henker ermüdeten und mußten sich ablösen; die Christen aber stimmten dem allmächtigen Gott Lob- und Danklieder an.“

Es war geradezu auf die Vertilgung des Christentums abgesehen. Ganze Scharen von Christen wurden zusammen auf Scheiterhaufen geworfen. In Phrygien wurden die Bewohner einer ganzen Stadt, weil sie alle Christen waren und nicht opfern wollten, insgesamt verbrannt. Nebstbei wurde auch an Unzähligen eine raffinierte Grausamkeit in ausgesuchten Qualen geübt; doch der Heldenmut der Christen überwand alles. Auch Frauen und Jungfrauen bestanden mutig die Marter, wie Katharina in Alexandrien, Lucia in Syrakus, Anastasia und die dreizehnjährige Agnes[1] in Rom, Afra in Augsburg. Daß es auch Gefallene gab, ist natürlich, doch war ihre Zahl verhältnismäßig sehr gering. Die meisten waren nur gefallen, daß sie die heiligen Schriften auslieferten, man nannte sie daher Auslieferer (traditores).

Im Abendlande hörte die Verfolgung auf, als Diokletian 305 die Regierung niederlegte und sich nach Salona in Dalmatien in den Privatstand begab, wo ihm noch die letzten Lebenstage gerade durch diejenigen verbittert wurden, die er zu seiner früheren Größe emporgehoben hatte.

Durch einen weiteren Wechsel der Weltverhältnisse erhielt die Obergewalt Constantin, mit dem eine neue Periode eintritt.

---

[1] Nach der Legende erschien sie den auf ihrem Grabhügel trauernden Eltern mit einem weißen Lamme und tröstete sie; daher werden an ihrem Festtage (21. Jänner) zu Rom Lämmer auserwählt, aus deren Wolle die Pallien für die Erzbischöfe gefertiget werden.

27. Schriften heidnischer Philosophen gegen das Christentum.

Während die Henker ihre Schwerter gegen die Christen zückten, schärften auch angebliche Philosophen ihre Griffel wider dieselben, damit alle menschlichen Mittel, rohe Gewalt und geistige Waffen, Verleumdung, Spott und Sophisterei, sich an der göttlichen Kraft und Weisheit versuchten und ihre Ohnmacht offenbarten.

1. Zuerst trat ein gewisser **Celsus** (um 150) in einer Schrift, deren Titel „Wahre Rede" (*λόγος ἀληθής*) lautete, gegen die Christen auf. Er hatte wohl nur eine geringe Kenntnis vom Christentume, desto besser verstand er das Verleumden und Lästern. Nach seiner Darstellung wäre Jesus ein gemeiner Betrüger, den man mit Recht gekreuziget. Seine Geburt von einer Jungfrau, seine Wunder, Weissagungen und Auferstehung seien eitle Dichtungen. Was er Schönes und Gutes gelehrt, sei längst vor ihm da gewesen. Wunder, insbesondere wie die seinigen, könne man jetzt noch bei ägyptischen Gauklern sehen, ohne daß man sie für Söhne Gottes ausgebe. Die Anhänger seiner Religion, meistens der Hefe des Volkes angehörend, richten besonders ihre Blicke auf Verbrecher und lasterhafte Menschen, welche sie am liebsten in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Diese Lästerschrift fand hundert Jahre später einen gewandten Widerleger an Origenes.

2. **Lucian** von Samosata, ein frivoler Spötter (um 200), wollte sogar das Mitleid und die Wohlthätigkeit, die die Christen den Gefangenen erwiesen, lächerlich finden. Der Zweck seiner Schrift: „Vom Tode des Peregrinus Proteus," ist überhaupt weniger eine Widerlegung als eine Verhöhnung der Christen, welche als gutmütige und dumme Menschen, die jedem Gauner als Beute anheimfallen, geschildert werden.

3. **Porphyrius** aus Tyrus († 305) richtete in seinen „fünfzehn Büchern gegen die Christen", wie auch in seiner Schrift „Philosophie aus den Orakelsprüchen" seine Angriffe besonders auf die Weissagungen des Alten Testaments, weil ihm eben ihre genaue Erfüllung auffallend erschien. Dabei verschmäht er nicht, den Christen die Schuld aller Unfälle des Reiches aufzubürden und die alten Verleumdungen wider dieselben vorzubringen. Ein Hauptstein des Anstoßes war ihm

die Lehre von der Auferstehung, und die Ewigkeit der Höllenstrafen findet er mit der Gerechtigkeit Gottes unvereinbar.

4. **Hierokles**, Statthalter in Bithynien (um 300), wiederholte in seinem Werke: „Wahrheitsliebende Reden" nur die Einwürfe der früheren, und schrieb auch das fabelhafte Leben des Apollonius von Tyana,[1] welchen die Heiden als Wunderthäter Christo entgegenzustellen suchten. Nebstdem, daß Hierokles die Christen mit Gründen zu widerlegen suchte, schämte er sich nicht, sie auch martern zu lassen.

Alle diese Schriften gingen aber, hauptsächlich infolge eines kaiserlichen Ediktes vom Jahre 448, das ihre Verbrennung anordnete, bis auf die Werke Lucians und den Appollonius des Philostratus, zu Grunde und sind uns nur aus den Werken der christlichen Apologeten bekannt. Das Werk des Porphyrius ist nicht einmal auf diesem Wege zu uns gelangt, da auch die Gegenschriften, eine vielleicht teilweise ausgenommen, verloren gingen.

Anmerkung. Diese Männer haben den Glauben und das Leben der Christen auf die verschiedenste Weise bekritelt, verdreht, verspottet und mitunter die seltsamsten und widersprechendsten Vorwürfe gemacht. Z. B. wenn die Christen standhaft die Martern erduldeten, so waren sie halsstarrige Verblendete; wenn sie sich der Verfolgung entzogen, nannte man sie feige und schwach, solange sie ihren Gottesdienst heimlich hielten, waren sie Atheisten; verehrten sie offen ihren Gott, so war das ein Verbrechen, und ihre Kirchen, wie wir gesehen, wurden niedergerissen. Bemerkenswert ist hier noch, daß diese Bestreiter des Christentums bereits so mannigfache und zahlreiche Einwürfe gegen dasselbe vorgebracht und in den trefflichsten und gründlichsten Schriften gelehrter und mutvoller Christen ihre volle Widerlegung gefunden haben, daß es kaum möglich ist, irgend neue Einwürfe zu ersinnen. Daher es nur ein lächerliches Bestreben ist, das nur Unkundige überraschen und bethören kann, wenn die Religionsfeinde unserer Zeit die nämlichen längst widerlegten Einwürfe immer wieder als etwas Neues zu Markte bringen.

[1] Auch von seiten protestantischer Theologen wurde überzeugend nachgewiesen, daß des Philostratus Apollonius von Tyana eine Parodie auf das Leben Christi in den Evangelien sei, geschmiedet von einem Kreise Gelehrter, der sich um Julia, Gemahlin des Kaisers Alexander Severus, versammelte. Hat aber ein Apollonius von Tyana dennoch existiert, dann war er eine jener merkwürdigen Erscheinungen, wie sie das vorige Jahrhundert an dem angeblichen Grafen St. Germain und an Cagliostro gesehen hat. Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius nahm sich die unnötige Mühe, die diesbezüglichen Behauptungen des Hierokles zu widerlegen.

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

28. Das Konzilium zu Jerusalem.

Gefährlicher und betrübender, als die Verfolgungen der römischen Imperatoren, waren für die Kirche jene Ärgernisse, die durch Streitigkeiten über die kirchliche Glaubenslehre, oder durch offene Anfeindung derselben, von Zeit zu Zeit in der Kirche selbst angeregt wurden. Die ewigen und unwandelbaren Wahrheiten, die Gottes Sohn vom Himmel gebracht, wurden nämlich bald von schwachen und ungelehrigen Menschen mißverstanden, bald von übermütigen und eigensinnigen verdreht und verfälscht. Es frägt sich nun, welches Mittel hat die Kirche, um in solchen Fällen die ursprüngliche wahre Lehre festzuhalten und mit bestimmter Sicherheit darauf hinzuweisen? Es liegt ja doch das Heil der Menschheit daran, daß von der himmlischen Wahrheit kein Jota verloren gehe oder verändert werde.[1]

Christus hat die Apostel gegen jeglichen Irrtum zu schützen versprochen, durch die oftmals wiederholte Verheißung des heiligen Geistes, und durch die Zusicherung:[2] „Ich bin bei euch alle Tage, bis ans Ende der Welt." Wie aber die Kirche bei auftauchenden Streitfragen zu verfahren habe, um dieses übernatürlichen Beistandes gewiß zu sein, dafür gaben die Apostel selbst das Beispiel.

Es hatte sich nämlich schon im Anfange des Christentums der Streit erhoben, ob die Heiden unmittelbar in die christliche Kirche aufgenommen werden dürfen, oder ob sie vorher das Judentum als Vorbereitung auf sich nehmen, — sich beschneiden lassen müßten u. dgl. Der Streit entbrannte besonders heftig in Antiochia, wo zuerst Heiden in die Kirche aufgenommen worden waren. Da selbst Paulus und Barnabas die Sache nicht beizulegen vermochten,[3] „so wurde beschlossen, daß Paulus und Barnabas und einige andere hinaufzögen zu den Aposteln und Ältesten in Jerusalem, dieser Frage wegen. Da versammelten sich die Apostel und die Ältesten, diese Frage zu erwägen."

---

[1] Vgl. Matth. 5, 18. [2] Ebend. 28, 20. [3] Apostelg. 15, 2.

Petrus, der Apostelfürst, trug nun den Gegenstand vor, Paulus und Barnabas erläuterten denselben, Jakobus machte dann einen Antrag, welcher angenommen und zum Beschlusse erhoben wurde. Dieser wurde mit den Worten bekannt gemacht: „Es hat dem heiligen Geiste gefallen und uns, euch weiter keine Last aufzulegen, als diese notwendigen Stücke: daß ihr euch enthaltet der Götzenopfer und des Blutes und des Erstickten und der Hurerei."

Das war (im Jahre 51) die **erste Kirchenversammlung** (Concilium); sie war das Urbild der nachfolgenden allgemeinen Konzilien, in denen, wie es hier geschah, das Oberhaupt der Kirche leitend das Wort führt, jeder Bischof aber, als ein Wächter des Glaubens, seine Stimme abzugeben das heilige Recht hat. Ein solches Konzilium ist in seinen Entscheidungen über Glaubenslehren unfehlbar (infallibel), darum fängt auch der Beschluß der Apostel mit den Worten an: »placuit spiritui sancto et nobis.«

Die Kirchenväter und kirchlichen Schriftsteller.

29. Vorbemerkung.

Kirchenväter (heilige Väter, — sancti Patres, Patres ecclesiae) sind jene Lehrer der christlichen Kirche, die in den ersten Zeiten (bis ins dreizehnte Jahrhundert[1]) gelebt, sich durch Frömmigkeit und Wissenschaft ausgezeichnet haben, und uns den Glauben der ältesten Kirche in ihren hinterlassenen Schriften bezeugen. Es kommt übrigens der Kirche zu, diesen ehrenvollen Titel zu verleihen; die meisten von

[1] Bezüglich des Altertums herrschen geteilte Ansichten. Während die einen die Periode der Kirchenväter mit dem vierten, mit dem sechsten oder mit dem vierzehnten Jahrhundert abschließen, halten die anderen jede Zeitbestimmung für unzulässig, da „es Kirchenväter geben müsse, so lange die Kirche dauert" (Möhler). Gewöhnlich und am geeignetsten wird das patristische Zeitalter mit dem Ende der griechisch-römischen und mit dem Beginne der christlich-germanischen Periode der kirchlichen Litteraturgeschichte abgeschlossen, so daß Gregor der Große († 604) als der letzte Kirchenvater des Abendlandes und Johannes Damascenus († nach 754) als der letzte des Morgenlandes bezeichnet wird.

ihnen haben ihn jedoch durch allgemeine Anerkennung, einige durch ausdrückliche Erklärung erhalten.

Die heiligen Väter sind von großer Bedeutung in der Kirche; denn sie haben nicht nur bei ihren Lebzeiten durch Wort und That für das Reich Gottes gewirkt, sondern sie sind auch für uns unschätzbare Zeugen für die Reinheit der christlichen Lehre und für ihre Gleichförmigkeit, an allen Orten und zu allen Zeiten.

Einige der heiligen Väter wurden noch mit einem besonderen Vorzuge ausgezeichnet. Welche sich nämlich durch ein höheres Maß von Gelehrsamkeit und Thätigkeit in der Kirche Verdienste erworben haben, werden heilige **Kirchenlehrer** (Doctores ecclesiae) genannt.

Dagegen giebt es solche kirchliche Männer, deren Schriften zwar immerhin von großem Werte, jedoch nicht ganz irrtumslos sind, oder es war ihr Wandel nicht so entschieden als heilig anerkannt. Sie hießen Kirchenschriftsteller (Scriptores ecclesiastici).

Alle diese werden nach der Sprache, in welcher sie Schriften verfaßt haben, in die griechischen (Kirchenväter 2c.) und in die lateinischen eingeteilt; dazu kömmt noch der syrische Ephrem. Noch werden von den übrigen besonders unterschieden: die **apostolischen** Väter (patres apostolici), welche noch das Glück hatten, mit den Aposteln umzugehen und aus ihrem Munde die Heilslehre zu vernehmen, wovon sie uns daher eine ganz sichere Kunde geben können.

Anmerkung. Die Schriften der Kirchenväter sind nach Inhalt und Schreibweise von der verschiedensten Art. Einige enthalten in rührender Einfachheit und Innigkeit Ermahnungen und Sittenlehren. Andere waren bestimmt, die Christen und ihren Glauben vor den Heiden zu verteidigen — Schutzschriften (Apologiae). Wieder andere bekämpfen die Irrlehrer, und erweisen gründlich die christlichen Wahrheiten. Dazu kommen noch Briefe und geschichtliche Werke. — In der Schreibweise sind manche von ihnen so hervorragend, daß sie den besten Klassikern an die Seite gesetzt zu werden verdienen, wie z. B. Lactantius der christliche Cicero genannt wird. Möchten nur auch die Christen unserer Zeit sich diese herrlichen Schriften so zu nutze machen, wie es früher geschah, wo dieselben häufig in der Kirche nebst der heiligen Schrift öffentlich gelesen wurden. Wir wollen nun die vorzüglichsten derselben aus dieser ersten Periode kennen lernen.

30. Die apostolischen Väter.

Als solche gelten: der Verfasser der erst jüngst ans Licht gezogenen „Lehre der zwölf Apostel", Clemens von Rom, Barnabas, Ignatius, Polykarp, der unbekannte Verfasser des Briefes an Diognet, Papias und Hermas. — Nach ihrem Charakter schließen sich dieselben enge an die biblischen Schriften an, so daß sie gewissermaßen als Anhang zu diesen betrachtet werden können, wie denn ein Teil von ihnen anhangsweise in die Bibelhandschriften aufgenommen und beim Gottesdienste vorgelesen wurde.[1] Es treten jedoch schon in jenen wenigen litterarischen Denkmälern der christlichen Vorzeit die verschiedenen Grundformen der künftigen theologischen Thätigkeit hervor: in Clemens die ersten Keime des Kirchenrechts, in Barnabas ein Anflug spekulativer Dogmatik, bei Ignatius und im Briefe an Diognet die Grundzüge der Apologetik, bei Papias die Anfänge der biblischen Exegese und im „Hirten" des Hermas der erste Versuch einer christlichen Sittenlehre.

31. Lehre der zwölf Apostel, Barnabas, Clemens von Rom.

1. Die älteste unter den Schriften der apostolischen Väter ist wohl die **Doctrina duodecim Apostolorum.**[2] Sie erscheint in ihrem ersten Teil, in welchem sie inhaltlich im ganzen mit dem zweiten Teile des Barnabasbriefes zusammenfällt, als die ältere, weil ursprünglichere Komposition, und hat auch sonst ein durchaus altertümliches, auf die früheste Zeit hinweisendes Gepräge. Jener (erster) Teil enthält eine Beschreibung der zwei Wege, des Lichtes und der

---

[1] Im Codex Alexandr. stehen die beiden Clemensbriefe, im Codex Sinait. der Barnabasbrief und der Pastor Hermä. Ähnlich verhält es sich mit den Briefen ad virgines, die unter dem Namen des römischen Clemens in Umlauf kamen.

[2] Diese Schrift wurde in neuester Zeit von dem Metropoliten Bryennius zu Jerusalem aufgefunden, nachdem sie seiner Zeit von Eusebius, Athanasius und Rufinus als Doctrina Apostolorum oder *Διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων* erwähnt worden, seither jedoch unbekannt geblieben ist. Sie enthält sechzehn kurze Kapiteln. Bemerkenswert ist, daß in dem Kapitel 7 eine ausdrückliche Anleitung zur Spendung der Taufe per infusionem gegeben ist.

Finsternis, bestimmt zur Unterweisung der Katechumenen; der zweite Teil läßt sich im allgemeinen als eine Kirchenordnung bezeichnen.

2. Der heilige **Barnabas** kommt in der Apostelgeschichte, — insbesondere als Gefährte des heiligen Paulus, vor. Unter seinem Namen ist ein Brief vorhanden, von dem zwar einige bezweifeln, daß er von ihm sei; sicher aber ist der Brief aus der apostolischen Zeit, und zerfällt in einen dogmatischen (Kapitel 1—17) und in einen moralischen (Kapitel 18—21) Teil, ist wahrscheinlich nicht an Heiden-, sondern an Judenchristen adressiert und behandelt die Aufhebung des Alten Bundes durch den Neuen als Hauptthema. Der Stil des Briefes zeugt vom Gefühle apostolischer Würde. Es finden sich darin schöne Stellen über die Gottheit und den Zweck der Menschwerdung Christi, über die Feier des Sonntags statt des Sabbaths, über den liebethätigen Glauben.

3. Der heilige **Clemens von Rom**, ein Schüler der Apostel Petrus und Paulus, und der dritte Nachfolger des heiligen Petrus auf dem päpstlichen Stuhle zu Rom (Petrus, Linus, Cletus, Clemens). Über sein Leben und seinen Tod ist uns wenig Sicheres bekannt; so viel ist gewiß, daß er ein ungemein verehrter Kirchenvorsteher war, und um das Jahr 100 als Märtyrer gestorben ist. Es kommen unter seinem Namen mehrere Schriften vor, deren Echtheit bestritten wird;[1] eine Schrift aber, die sicher ihn zum Verfasser hat, ist uns von besonderer Wichtigkeit, weil dieselbe klar nachweist, daß man damals schon den Bischof von Rom als Oberhaupt der ganzen Kirche anerkannte. Es ist dies ein Brief in fünfundsechzig Kapiteln an die Kirche zu Korinth. Diese hatte sich nämlich an Clemens, als an den Papst, gewendet, mit der Bitte, daß er eine bei ihnen ausgebrochene Streitigkeit beilege, was denn in diesem Briefe auch geschieht. Der Beweis, den uns dieser Brief für das Ansehen des römischen Papstes giebt, ist um so klarer, da damals noch der Apostel Johannes zu Ephesus

[1] Davon sind zweifelhaft: Der zweite Brief an die Korinther, sowie die beiden Briefe an die Jungfrauen, beziehungsweise die Ehelosen beiderlei Geschlechtes; indessen entschieden unecht sind: Die fünf Dekretalbriefe, die fünfundachtzig im dritten und vierten Jahrhundert höchst wahrscheinlich in Syrien abgefaßten Canones Apostolorum und die acht Bücher der Constitutiones Apostolorum, dann die romanartigen zwanzig Homilien und zehn Recognitionen, sowie die Epitome, ein Auszug aus beiden.

am Leben war, an den die Korinther sich hätten wenden können, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, daß nunmehr und für immer der Bischof zu Rom, als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, derjenige sei, der als Christi Stellvertreter die ganze Kirche regiert.

32. Ignatius und Polykarpus.

Ignatius, genannt der Gottesträger (Theophorus), war Bischof der berühmten Hauptstadt Syriens — Antiochia. Schon während der Verfolgung Domitians hat er die ihm anvertraute Herde durch fortwährendes Gebet, Fasten und Belehrung unter den heftigsten Stürmen aufrecht erhalten. Unter Trajan ward ihm die lange sehnlichst erwünschte Märtyrerkrone zu teil. Kaiser Trajan war auf einem Kriegszuge nach Antiochia gekommen; er ließ den Bischof der Stadt vor sich führen, und fuhr ihn an mit den Worten: „Wer bist Du, böser Dämon, daß Du es wagst, meinen Befehlen zu trotzen, und auch andere in gleiches Verderben führst?“ Ignatius erwiderte: „Wie kann man den einen bösen Dämon nennen, der seinen Gott im Herzen trägt (auf seinen Beinamen Theophoros anspielend), die Dämonen fliehen vielmehr vor den Dienern Gottes.“ Trajan: „Meinst Du nicht, daß auch wir unsere Götter in unserem Herzen tragen, die uns zum Siege verhelfen?“ Ignatius: „Du irrst, Kaiser, die Götter der Heiden sind Dämonen“ u. s. w. Der Kaiser brach das Gespräch bald ab mit dem Urteilsspruche: „Ignatius soll gefesselt nach Rom geführt und dort den wilden Tieren vorgeworfen werden.“ Der christliche Held hörte dieses Urteil mit Dank und Freude; er empfahl seine Kirche Gott, empfing die Fesseln und trat seine Todesreise an. Das Schiff, das ihn führte, landete zu Smyrna, dann zu Troas, und an diesen Orten, und sonst überall, wo sein Weg ihn durchführte, begrüßten ihn die christlichen Gemeinden und erhielten von ihm, dem Tode Geweihten, freundlichen Trost und Belehrung. An diese und an andere Kirchen und an den Bischof Polykarp schrieb er auf dieser Reise Briefe, sieben an der Zahl, die voll Salbung und echt christlicher Frömmigkeit sind.[1]

---

[1] In diesen Briefen, welche bischöfliche Treue und Hirtensorge und unerschütterlichen Glauben atmen, suchte Ignatius die Gläubigen gegen die Ebio-

Als er schon Rom sich näherte, hörte er, man wolle für ihn eine Fürbitte einlegen; allein er bat, keinen Schritt für seine Freilassung zu thun, denn er wisse wohl, was ihm fromme; und so wurde er bald ins Amphitheater (Colosseum zu Rom, dessen Ruinen noch stehen), geführt, wo er schnell von Löwen zerrissen wurde, so daß nur die stärkeren Gebeine liegen blieben. Diese wurden wie unschätzbare Kleinodien in ein Kistchen gelegt und nach Antiochia überbracht, samt einem Briefe, in welchem Augenzeugen sein Martyrium beschreiben und beisetzen: „Wir haben euch den Tag angezeigt, damit wir denselben für die Zukunft feiern können." Welch ein schönes Zeugnis für die Verehrung der Märtyrer und der Reliquien schon in jener Zeit; — es war im Jahre 107.

Ein Zeitgenosse und Freund des heiligen Ignatius war der heilige **Polykarp**, Bischof zu Smyrna in Kleinasien. Auch er war noch mit solchen umgegangen, die den Herrn gesehen hatten, und vom Apostel Johannes zum Bischofe eingesetzt worden. Eine lange Reihe von Jahren stand Polykarp seinem heiligen Amte vor, und hatte ein Alter von etwa hundert Jahren erreicht, als er unter dem Kaiser Markus Aurelius glorreich endete (um 164). Der heidnische Pöbel erlustigte sich eben bei seinen Festspielen mit dem Anschauen, wie die Christen von wilden Tieren zerfleischt wurden. Hierdurch schon aufgeregt, und durch die von den Christen bewiesene Standhaftigkeit in Wut versetzt, fingen die Unmenschen an zu rufen: „Polykarpus zu den Löwen!" Er wurde herbeigeschleppt, und als man ihm zumutete, den Götzen zu opfern und Christum zu lästern, sprach er: „Sechsundachtzig Jahre diene ich ihm, wie könnte ich ihn, meinen Herrn — meinen Erlöser, lästern?" Da die Zeit der Spiele vorbei war und man den verlangten Löwen nicht mehr loslassen durfte, so ward er zum Feuertode verurteilt. Das Volk eilte in die nahen Bäder, um Holz herbeizuholen, wobei sich die Juden besonders geschäftig erwiesen. Freudig bestieg er den Scheiterhaufen und erwartete laut betend den

---

niten im Glauben an die Gottheit und gegen die Doketen im Glauben an die Menschheit Christi zu befestigen und dieselben gegen das Eindringen der Häresie durch Aufforderung zur engeren Verbindung unter sich und mit dem Bischofe zu schützen. Nebst diesen sieben Briefen werden ihm übrigens noch acht andere zugeschrieben, die aber entschieden unecht und erst anfangs des fünften Jahrhunderts in Syrien durch einen Apollinaristen entstanden sind.

Flammentod. Aber die Flamme schonte seiner und Polykarp stand unversehrt da, mit heilig glänzendem Antlitze, während die Flammen ihn wie schwellende Segel umgaben. Da wurde befohlen, ihn durch einen Stoß in die Brust zu töten. Das geschah, und es entströmte der Wunde eine solche Menge Blutes, daß der Brand schnell erlosch. Den entseelten Leichnam wollten noch die Juden den Christen streitig machen, indem sie boshaft bemerkten, die Christen würden etwa nun Christum verlassen und Polykarp anbeten. Wogegen die Christen erwiderten: „Die Thoren, die nicht wissen, daß wir den Sohn Gottes allein anbeten, die Märtyrer aber eben als seine mutigen Schüler innigst lieben.“ Um den Streit abzuthun, ließ der römische Hauptmann den Leichnam eiligst verbrennen. Die Christen aber sammelten die Überreste, — „kostbar wie Gold und Edelsteine,“ begruben sie und feierten alljährlich an seinem Grabe den Tag seines Martertodes, unter dem schönen Namen seines „Geburtstages“.

Dieser apostolische Vater hatte nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch für die entfernten durch Sendschreiben gewirkt, wovon uns jedoch nur eines — der Brief an die Philipper, übrig geblieben ist. Er ist in apostolischer Einfachheit voll Würde und Salbung geschrieben.

Anmerkung. 1. Polykarpus war anfangs der Verfolgung ausgewichen und hatte sich auf dem Lande verborgen gehalten. Auch andere heilige Männer haben sich hie und da den Verfolgungen durch die Flucht entzogen. Das darf uns jedoch nicht beirren, denn daß es nicht Furcht und Feigheit war, das erprobten sie im rechten Augenblicke, wie wir bei Polykarp gesehen haben. Aber sie erkannten in christlicher Weisheit, wann es Zeit sei, sich zum Nutzen der Kirche noch zu erhalten und wann die Stunde des Opfers da sei.

2. Es kann auffallen, daß das Feuer den heiligen Polykarpus wunderbar verschonte, während ihn das Schwert sogleich tödlich traf. So unerforschlich Gottes Ratschlüsse sind, so können wir doch einsehen, daß Gott die Wunder nicht überflüssig wirkt. Wer da sehen und erkenen wollte, hatte an dem einen Wunder genug. Nebstbei können wir bei derlei Ereignissen auch Gottes Allmacht neben seiner heiligen Gerechtigkeit bewundern, welcher den Elementen gebietet, seiner Heiligen zu schonen, die freie Thätigkeit des Menschen dagegen nicht hemmt, sie aber dereinst richten wird.

33. Papias, Hermas, Brief an Diognet.

Papias, Bischof von Hierapolis in Phrygien, ist (nach dem Berichte des heiligen Irenäus[1] ein Schüler des Apostels Johannes und ein Freund Polykarps gewesen. Er besaß große Erudition und Bibelkenntnis und ließ sich sehr angelegen sein, die mündlichen Überlieferungen über das Leben und die Reden des Heilandes zu sammeln. Daß er sein frommes und eifriges Leben mit dem Martyrtode geendet, ist nicht verbürgt. Von seinem (zwischen 130—150) in fünf Büchern abgefaßten, im dreizehnten Jahrhundert noch vorhandenen Werke „Erklärung der Worte des Herrn" sind nur (zehn) Fragmente vorhanden. Bemerkenswert ist, daß Papias der mündlichen Tradition der ersten Augenzeugen Christi den Vorzug vor der schriftlichen Aufzeichnung giebt und kirchlicherseits der erste war, der den Chiliasmus[2] vertreten hat.

An die genannten Schriften reihen sich endlich noch zwei an, deren Verfasser zwar wahrscheinlich nicht mehr Apostelschüler waren, aber lange Zeit für solche galten und jedenfalls dem apostolischen Zeitalter nicht gar fern standen; nämlich:

Hermas, welcher von Paulus (Röm. 16, 14) gegrüßt wird,[3] hinterließ uns ein Buch unter dem Namen: Hirte (pastor), weil dem Hermas ein Engel in der Gestalt eines Hirten Belehrungen giebt, wie das Leben eines Christen einzurichten sei. Diese Schrift, in klarer und einfacher Sprache geschrieben, aber mit Bildern überladen, hat in mehrfacher Beziehung große Ähnlichkeit mit der Apokalypse des heiligen Johannes. Sie besteht aus drei Büchern, von denen das erste vier visiones, das zweite zwölf mandata, das dritte zehn similitudines enthält. Unter anderem werden darin mehr oder weniger bestimmt erwähnt: Die Einheit Gottes, Mehrheit der göttlichen Personen, Erb-

---

[1] Adv. haer. V. 33. [2] Vgl. §. 41.

[3] Nach dem „muratorischen Fragment" wäre Hermas ein Bruder des Papstes Pius I. (140—155). Dagegen aber spricht nicht bloß das Zeugnis des christlichen Altertums (Origines, Eusebius, Hieronymus und andere), sondern auch der Umstand, daß der Verfasser selbst sich als einen Zeitgenossen des Papstes Clemens Rom. darstellt und das Buch vor Feststellung des Kanons als das Werk eines Apostelschülers den kanonischen Schriften beigezählt worden ist.

sünde und Notwendigkeit der Taufe, Freiheit des Menschen und Notwendigkeit der Gnade, um die man aber bitten muß, die Unauflöslichkeit der Ehe und Erlaubtheit der Wiederverehelichung, Streben nach Vollkommenheit durch Übung guter Werke.

Sodann gehört hierher noch der unbekannte Verfasser des **Briefes an Diognet.** So wenig Sicheres und Genaues sich auch über den Ursprung dieser Schrift sagen läßt,[1] so ist dieselbe doch vermöge ihres trefflichen Inhaltes eine wahre Perle der altchristlichen Litteratur. Es werden in diesem wichtigen Briefe die drei Fragen Diognets, von dem selbst wir nur so viel wissen, daß er ein angesehener Heide war, welcher über das Wesen der christlichen Religion genauen Aufschluß zu erhalten wünschte, mit rhetorischer Gewandtheit und hoher Begeisterung beantwortet: a) warum die Christen das Heiden- und Judentum verwerfen? b) welchen Gott sie jetzt anbeten, da sie bis zur Welt- und Todesverachtung sich so innig lieben? c) warum denn, wenn die christliche Religion die wahre ist, diese nicht früher erschienen ist? Zum Schlusse wird Diognet eingeladen, den christlichen Glauben anzunehmen, um der wahren Gotteserkenntnis und der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Die Sprache des Briefes ist rein, der Stil lebendig und blühend und der Inhalt zeugt von einem mystisch gehobenen Herzen.

Die Kirchenväter und Schriftsteller nachapostolischer Zeit.

34. Vorbemerkung.

In dieser Epoche entfaltete sich die christlich-litterarische Thätigkeit, im Gegensatze zu den wenigen Produkten der apostolischen Zeit in Briefform, nunmehr bedeutend nach Inhalt und Form. Da es nun

[1] Bis in das siebzehnte Jahrhundert hat man den heiligen Justinus für den Verfasser dieses merkwürdigen, aber lange Zeit hindurch unbeachteten Briefes gehalten. Derselbe rührt jedoch ebensowenig von diesem Kirchenvater her, wie er auch nicht dem ersten Jahrhundert angehört, in das er früher vielfach verlegt wurde; doch entstand er sicherlich noch vor und nicht etwa erst nach Konstantin, wie man neuerdings behaupten wollte, wahrscheinlich sogar in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts.

galt, die von außen und innen heftig angegriffene Kirche zu verteidigen und das Heidentum zu bekämpfen, so traten besonders die Apologetik und Polemik in den Vordergrund. Die Verfolgungen mit ihren zahlreichen Märtyrern, die Streitigkeiten über christliche Lehren gaben auch für kirchengeschichtliche Darstellungen mannigfachen, interessanten Stoff. Auch ist noch zu bemerken, daß in der Mitte dieser Epoche die ersten lateinischen Kirchenschriftsteller, zwar noch in geringer Anzahl, aber in hellstrahlendem Lichte auftraten.

Die ersten Apologeten, deren Namen uns bekannt wurden, sind: Quadratus, ein Apostelschüler, und Aristides von Athen. Die Männer aber, deren Arbeiten auf uns herabgelangten, sind in übersichtlicher Darstellung, wie folgt:

Aus dem zweiten Jahrhundert: Justin der Philosoph, Tatian aus Assyrien, Athenagoras von Athen, Theophilus von Antiochien, Hegesippus und der heilige Irenäus, endlich der unbekannte Verfasser des Muratorischen Fragmentes.

Aus dem dritten Jahrhundert: a) Clemens von Alexandrien; b) Origenes; c) dessen Schüler Dyonisius der Große, Gregorius Thaumaturgus und der Presbyter Pamphilus von Cäsarea; d) die zwei berühmten Zeitgenossen des Alexandriners Hippolyt in Rom und Sextus Julius Afrikanus; e) des Origenes bedeutendster Gegner, Bischof Methodius von Tyrus; f) aus der nordafrikanischen Schule Tertullian, Minucius Felix und der heilige Cyprian; endlich g) Arnobius und sein Schüler Lactantius Firmianus, der die Reihe der Lateiner in dieser Zeit schließt.

Wir wollen nun die Wichtigsten derselben etwas des näheren kennen lernen.

35. Justinus und Irenäus.

Justinus, im Anfange des zweiten Jahrhunderts zu Flavia Neapolis (Sichem) in Palästina von heidnisch-griechischen Eltern geboren, fühlte schon in früher Jugend ein lebhaftes Verlangen nach der Erkenntnis der göttlichen Dinge und trieb eifrig das Studium der Philosophie, wovon er Befriedigung dieses Verlangens hoffte. Er ging bei verschiedenen Philosophen in die Lehre, ohne Befriedigung zu finden, bis er endlich in der platonischen Weisheit diese gefunden zu

haben vermeinte. Allein, als er einst seinen tiefen Betrachtungen in einsamer Gegend nachhing, begegnete ihm ein Greis von mildem und ehrwürdigem Ansehen, der ihm in kurzem Gespräche klar nachwies, er habe das Wahre noch bei weitem nicht gefunden. Auf die trostlose Äußerung Justinus', wo denn diese zu finden sei, verwies ihn der Greis auf die Propheten, auf Christum und seine Schüler. So wurde er in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre Christ, und sein Bestreben ging fortan dahin, vorzüglich die gelehrten Heiden Christo zuzuführen; darum trug er auch noch immer seinen Philosophenmantel, denn jetzt hatte er ja die wahre Philosophie sich eigen gemacht. Um die christliche Lehre genauer kennen zu lernen und junge Heiden für dieselbe zu gewinnen, machte er weite Reisen und kam auch zweimal nach Rom, wo er eine Schule hielt. Dort starb er auch, von einem heidnischen Philosophen aus Haß als Christ angegeben, in der Verfolgung unter Markus Aurelius (167), der ihn zuerst geißeln und dann enthaupten ließ. Justinus heißt darum der Philosoph und Märtyrer.

Seine vorzüglichsten Werke sind zwei Verteidigungs- oder Schutzschriften, deren erste er dem Kaiser Antoninus Pius, die andere dem Markus Aurelius übergab; beide sind herrliche Denkmale der Lehre und des Lebens der Christen jener Zeit.

Dann haben wir von ihm noch eine wichtige Schrift: „Dialog mit dem Juden Tryphon," Synagogenvorsteher zu Ephesus, worin die Einwürfe der Juden gegen das Christentum widerlegt werden. Er ist überhaupt der erste, dessen apologetische Schriften uns erhalten wurden.

Irenäus, von Geburt ein Grieche (geboren um 140), erzählt uns selbst, daß er in früher Jugend den Unterricht von Männern genossen habe, die mit den Aposteln umgegangen waren, darunter auch des heiligen Polykarpus. Er war aber auch ein würdiger Schüler solcher Meister, in dem sich tiefe Innigkeit des Gemütes mit der hohen Kraft des lebendigen Glaubens vereinigte. Wie seine Schriften bekunden, muß seine wissenschaftliche Bildung sich zugleich auf die heidnischen Philosophen und Dichter erstreckt haben, vorzüglich auf Homer und Plato, mit dem er eine große Vertrautheit zeigt. Die Liebe für das Christentum drängte ihn, dasselbe den noch unbekehrten Völkern zu predigen, und in diesem heiligen Berufe finden wir ihn zu Lyon in Gallien, wo er bald Priester, dann Bischof dieser Gemeinde wurde, und (um 202) unter Septimius Severus den Märtyrertod erlitt. Von

seinen vielen Schriften ist uns doch die vorzüglichste erhalten worden, jedoch nicht in der griechischen Ursprache, sondern in einer lateinischen Übersetzung, deren Titel: quinque libri adversus haereses,[1] auch den Inhalt anzeigt. Er war der erste, der die Bedeutsamkeit des katholischen Traditionsprincips durchschaut und als unbesiegbare Waffe gegen die Häretiker gebraucht hat.

36. Gregorius Thaumaturgus und Cyprian.

Gregorius, mit dem Beinamen der Wunderthäter (thaumaturgus), ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der katholischen Kirche. In ihm finden sich Wissenschaft, Frömmigkeit und Wundergabe in außergewöhnlicher Weise vereinigt, daher sein Ruhm und seine Thaten in allen Kirchen, in aller Munde gefeiert wurden. Er war zu Neucäsarea in Pontus im Heidentume geboren (Anfang des dritten Jahrhunderts). Er sollte zu Rom sich den Wissenschaften widmen, kam aber auf einer Reise nach Cäsarea in Palästina, wo Origenes einer Schule vorstand. Unter der Leitung dieses großen Lehrers blieb er fünf Jahre, worauf er in seine Heimat zurückkehrte und dort in der Einsamkeit seine Studien fortsetzte. Dann wurde er, nach langem Weigern, zum Bischofe seiner Vaterstadt, die damals erst siebzehn Christen zählte, geweiht. Von da an war sein Leben fast eine ununterbrochene Kette von Wundern, deren Frucht die Bekehrung seines ganzen bischöflichen Sprengels war. Die Größe seines Geistes leuchtet auch aus seinen Schriften hervor, worunter wir nur seine herrliche Lobrede auf seinen Lehrer Origenes nennen: Oratio panegyrica in Origenem, eine der herrlichsten Reden des christlichen Altertums und ein schönes Zeugnis der Dankbarkeit gegen seinen Lehrer und der Begeisterung für die Wissenschaft.[2])

---

[1]) So wird diese Schrift (weniger zutreffend) seit Hieronymus gemeinhin citiert, während ihr ursprünglicher Titel lautete: ἔλεγχος καὶ ἀνατροπὴ τῆς ψευδωνύμου γνώσεως = Detectio et eversio falso cognominatae gnosis.

[2]) Außerdem besitzen wir nämlich von ihm: a) Symbolum seu expositio fidei (Erörterung der Trinitätslehre), b) zwei theologische Abhandlungen über die Wesensgleichheit der drei göttlichen Personen und über die Leidensunfähigkeit Gottes; dann c) Metaphrasis in Ecclesiasten und eine epistola canonica, welche wichtige Bußbestimmungen enthält.

Thascius Cäcilius **Cyprianus**, eine der edelsten Zierden der Kirche als Bischof und Schriftsteller, gehörte durch Geburt einer sehr reichen und angesehenen Senatorsfamilie zu Karthago an. Vielseitig ausgebildet, aber noch ein Heide, übernahm er eine Professur der Rhetorik, womit damals die angesehensten Männer sich abgaben, und lehrte einige Zeit mit Glanz und Ruhm in seiner Vaterstadt. Hierdurch vergrößerte er noch sein ohnehin bedeutendes Vermögen, gab sich dem Wohlleben hin, und zwar, wie er selbst sagt, nicht ohne manche Fehltritte. Aber inmitten dieser Laufbahn holte ihn die göttliche Erbarmung ein. In seinem Hause wohnte ein ehrwürdiger Priester, Cäcilius, der seine Zuneigung gewann und ihn in der christlichen Lehre unterrichtete. Schwer, ja fast unmöglich schien dem Cyprian die Erfüllung der Forderungen, die das Christentum an seine Bekenner macht. Doch ließ er sich taufen, und sieh' da! so schreibt er selbst: „als durch das Wasser der Neugeburt (Taufe) die Makel des früheren Lebens abgewaschen war, da strömte von oben her ein heiteres und reines Licht in die entsündigte Brust." Er erhielt bald die Priesterweihe und wurde kurz darauf zum Bischofe von Karthago begehrt. Seine Demut hieß ihn fliehen, aber er wurde aufgesucht und so lange gebeten, bis er sich fügte. Seine Frömmigkeit, seine Demut und Milde, seine Kraft und Strenge in Handhabung der Sitte und Kirchenzucht, machte ihn zum Ideale eines Bischofs. Eine solche Heiligkeit und Gnadenfülle leuchtete aus seinem Antlitz, daß es die, welche ihn anschauten, in Verwirrung setzte. Kaum stand er ein Jahr in seiner Würde, als es in der decianischen Verfolgung (250) hieß: „Cyprian vor die Löwen!" Doch er erkannte die Notwendigkeit, diesmal sich noch zu erhalten. Er zog sich an einen fernen Ort zurück, leitete aber von dort aus unausgesetzt seine Kirche. Im folgenden Jahre kam er zurück, und sorgte unter sehr betrübenden Umständen, — Pest und Verfolgung des Gallus, — für die Seinen; hielt aus Anlaß des Schisma von Novatus und Felicissimus[1] mehrere Synoden, geriet aber wegen der Ketzertaufe mit Papst Stephanus in Streit, den er zwar mit starker Heftigkeit führte, jedoch nicht bis zum Schisma trieb.[2] Zehn Jahre hatte Cyprian in der Kirche geleuchtet, als seine ruhmvolle Laufbahn sich zu einem noch ruhmvolleren Ende neigte. In

[1] Vgl. §. 44. [2] Vgl. §. 43.

der Verfolgung Valerians (257) wurde er erst verbannt, dann bald zurückberufen und nach herrlichem Bekenntnisse, in Gegenwart einer zahllosen Volksmenge, die ihn tief betrauerte, am 14. September 258 vor den Mauern Karthagos hingerichtet. Über den Wert seiner Schriften setzen wir nur die Worte des Dichters Prudentius her (De coronis, Hymn. 13.): „Solange Christus das Menschengeschlecht, solange er die Welt bestehen läßt, wird jeder, der Christum liebt, Dich, Cyprian lesen und lernen von Dir!" Seine Schriften bestehen in dreizehn verschiedenen Abhandlungen und einundachtzig Briefen, die uns ein sehr vollständiges Bild von dem Geiste und Leben, der Disciplin und Verwaltung der Kirche jener Zeit geben. Seine bedeutendsten Schriften sind die Abhandlungen: De catholicae ecclesiae unitate (gegenüber dem Schisma des Felicissimus) und De lapsis (gegenüber dem ungeordneten Verlangen der Gefallenen nach Wiederaufnahme in die Kirche), der Aufrechterhaltung der Bußdisciplin gewidmet.

37. Clemens der Alexandriner. Die Katechetenschule.

In Alexandrien bestand seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts die sogenannte **katechetische** Schule, die dazu bestimmt war, den gelehrten Heiden, auf dem Wege der Philosophie, das Christentum beizubringen, d. i. nachzuweisen, daß das Christentum nicht nur den Forderungen der Vernunft vollkommen entspricht, sondern auch die Bedürfnisse des menschlichen Geistes auf das vollendetste befriedigt. Man kann diese Lehranstalt mit allem Rechte die erste christliche Universität nennen. Ihr erster bekannter Lehrer ist Pantänus, der vor seiner Bekehrung den Stoikern angehörte und an seiner Schule vorwiegend durch mündlichen Unterricht thätig war. Ihm folgte (um 190) in dieser Stellung sein berühmter Schüler **Clemens von Alexandrien**. Dieser war in der Jugend nach heidnischen Grundsätzen gebildet worden, und erst im Mannesalter hatte das Licht der christlichen Lehre ihn erleuchtet. Auf seinen wissenschaftlichen Reisen hatte er viele große Meister gehört, doch alles, was ihm die Philosophie darzubieten hatte, befriedigte sein Gemüt nicht, bis endlich das Christentum seinen heißen Durst nach Erkenntnis stillte. Er brachte die Schule, der er vorstand, zu seltener Berühmtheit, und viele gebildete und angesehene Heiden wurden seine gelehrigen Schüler.

Die Methode, die er bei solchem Unterrichte befolgte, ist in seinen drei Hauptwerken, die ein Ganzes bilden, ausgeprägt: 1. „Die Ermahnungsschrift an die Heiden", worin er diese zur Annahme des Christentums zu bewegen sucht. 2. „Pädagogus," in welchem er Christus als den Erzieher und Führer auf dem Wege des Heiles schildert, für solche, die bereits gläubig geworden, und nun zu einem christlichen Leben praktisch geleitet werden sollen. 3. „Stromata" (Teppiche, Miscellen), eine Schrift, so genannt ob ihres sehr mannigfachen Inhaltes, welche schon hinreichend Unterrichtete zur höchsten Stufe führen soll. Leider hat er in diesem letzten unvollendeten Werke die Philosophie und Theologie nicht gehörig voneinander unterschieden, was zu Mißverständnissen führen konnte, daher steht er auch — ungeachtet seiner großen Verdienste — nicht unter den heiligen Vätern.

38. Origenes.

Der berühmteste Schüler und dann Lehrer der alexandrinischen Katechetenschule ist **Origenes**, ob seines ehernen Fleißes mit dem Beinamen Adamantius (der Diamantene), geboren 185. Zu der hohen Ausbildung, die wir an diesem merkwürdigen Manne anstaunen, hat sein christlicher Vater Leonides durch eine treffliche Erziehung von der frühesten Kindheit an den Grund gelegt. Er ließ keinen Tag vergehen, ohne daß der Knabe etwas in der heiligen Schrift gelesen und überdacht hätte. Leonides wurde in der Verfolgung des Septimius Severus (202) ergriffen und ins Gefängnis geworfen, und der siebzehnjährige Origenes konnte nur mit Mühe von der Mutter abgehalten werden, freiwillig die Märtyrerpalme sich zu verschaffen. Doch er schrieb wenigstens dem Vater einen Ermunterungsbrief, worin er ihn bittet, der Familie wegen nicht wankend zu werden und „sich zu hüten, der Angehörigen wegen den Sinn zu ändern." Der Vater starb auch als Märtyrer, sein Vermögen wurde eingezogen und die Witwe mit sieben Kindern war der äußersten Dürftigkeit preisgegeben. Doch das beugte den Mut und die Kraft des Origenes nicht; die Familie fand Unterstützung von seiten einer Matrone, und er, erst achtzehn Jahre alt, erhielt (203) vom Bischofe Demetrius die Lehrstelle in der Katechetenschule. Es ist fast unglaublich, was Origenes in dieser Stellung geleistet. Sein glänzendes Talent, sein geistvoller Vortrag, worin

Kraft und Anmut sich vereinigten, fesselte alle mit Bewunderung an ihn. Er lehrte mit solchem Feuer und solcher Überzeugung, daß seine Hörer glaubten, „er spreche nie anders als in Gemeinschaft des heiligen Geistes, von dem die Propheten herrühren.“ Dabei war sein Wandel ungemein erbaulich — und so sanft und nachsichtig er gegen andere war, so strenge war er gegen sich selbst. Er hatte seine schöne Bibliothek von Klassikern verkauft, dafür erhielt er täglich vier Obolen (etwa fünfzig Pfennige); das war ihm lebenslang zum täglichen Unterhalte hinreichend und er war nie zu bewegen, von seinen Zuhörern das geringste anzunehmen. Er hatte eine einzige Tunika und versagte sich lange den Gebrauch der Schuhe. Der ganze Tag war zum Unterrichte, Studium und schriftlichen Arbeiten bestimmt; Gebet und Meditation nahmen den größten Teil der Nacht weg, und die kurze Zeit, die er sich zur Ruhe gönnte, schlief er auf hartem Boden auf bloßer Erde.[1]

Eine Lieblingssache war es für ihn auch, die Märtyrer zur Richtstätte zu begleiten und ihnen bis zum letzten Hauche ermunternd und liebkosend beizustehen; und es ist nur wunderbare Fügung Gottes, daß er nicht selbst auch frühe schon zum Märtyrer wurde. Erst unter Decius (250) ward er — schon ein Greis, ergriffen, grausam gefoltert, jedoch wieder befreit; starb aber wahrscheinlich an den Folgen dieser Marter im Jahre 254. Er war der größte Mann seiner Zeit, sein Ruf als Lehrer, zuerst zu Alexandrien, später zu Cäsarea in Palästina, in der ganzen Kirche verbreitet. Auch die Mutter des Kaisers Alexander Severus und ein arabischer Fürst genossen seinen Unterricht. Viele Irrende hatte er der Kirche wieder zugeführt; wo ein Streit entstanden war, eilte er, gerufen oder von eigenem Eifer getrieben, hin, und seine Einsicht und liebevolles Zusprechen stellten meist den Frieden wieder her. Bei all seiner Arbeit fand nämlich Origenes noch Zeit zu Reisen: nach Rom, „um die Tradition dieser ältesten Kirche kennen zu lernen;“ nach Arabien, um einen Emir zu

---

[1] Leider verleitete ihn sein ascetischer Eifer und sittlicher Ernst zu einer Handlung, die er selbst später bereute, indem er (die Worte Christi bei Matth. 19, 12 mißverstehend) sich selbst entmannte, um die Sinnlichkeit ganz zu unterdrücken und auch den Unterricht von Frauenspersonen ohne irgend welche Anfechtung erteilen zu können. Diese That, die er anfangs geheim hielt, wurde für ihn, später bekannt geworden, eine weitere Ursache vieler Mißgeschicke.

bekehren; nach Antiochien, um Julia Mammäa, genannte Mutter des Alexander Severus zu unterrichten; nach Griechenland, um einen religiösen Zwist beizulegen. Auf der Rückreise wurde Origenes in Palästina auf unkanonische Weise, nämlich nicht von seinem Bischofe zum Priester geweiht. Nach Alexandria zurückgekehrt, fand er die Lage ganz verändert: seine Lehre wurde in manchen Punkten verdächtigt und seine Ordination nicht anerkannt. Daher ging er zu seinem Freunde Theoktistus, Bischof von Cäsarea, und gründete (231) dort eine theologische Schule, aus welcher Männer wie Gregorius Thaumaturgus und Verwandte hervorgingen. — Die theologischen Schulen leitete Origenes mit einem philosophischen Cursus ein, welcher Psychologie urd Dialektik, Ethik und die Geschichte der Philosophie umfaßte: die Philosophie selbst benützte er zur tieferen Begründung der christlichen Glaubenswahrheiten, den ganzen Unterricht aber schloß das Studium der heiligen Schrift.

Wo er die Zeit hernahm, auch noch seine vielen trefflichen Schriften zu verfassen, ist ganz unbegreiflich. Hieronymus sagt: Er schrieb mehr, als ein anderer in seinem Leben zu lesen imstande ist; und nach Epiphanius hatte man seine sämtlichen Schriften auf sechstausend berechnet, worunter wohl die Bücher (Teile) größerer Werke und seine Briefe einzeln mitgerechnet sind. Eine solche Leistung war aber auch einem Origenes nur möglich durch die Unterstützung eines gewissen Ambrosius, welcher auf seine Kosten sieben Schnellschreiber, sieben Kopisten und auch einige Schönschreiberinnen beistellte, welche die eilig concipierten Texte zierlich ins Reine schrieben. Dem Inhalte nach behandeln diese Werke fast sämtliche Gebiete der Theologie. Großartig, als wahres Riesenwerk angelegt, war seine Hexapla.[1] Besondere Forschungen stellte Origenes über den Kanon der heiligen Schrift an; auch schrieb er eine Apologie, welche

---

[1]) Es gereicht schon zur Verfassung dieses einen Werkes ein gewöhnliches Menschenleben kaum hin. Die Hexapla war in Kolonnen geteilt, deren erste den hebräischen Text mit hebräischen, die zweite denselben Text, aber mit griechischen Buchstaben enthielt; die dritte und vierte Kolonne hatte die Übersetzung des Aquila und Symmachus, die fünfte den Text der LXX, die sechste die Version des Theodotion. Einzelne Partien hatten noch eine, zwei oder drei andere Versionen.

er an Kaiser Philipp den Araber richtete und ein großes apologetisches Werk gegen Celsus.

Es wurde ihm schon bald nach seinem Tode zur Schuld gelegt, daß eines seiner bedeutendsten Werke, betitelt: Über die Grundlehren (περὶ ἀρχῶν) und das später auch zu dem langwierigen Origenistenstreite Veranlassung bot, von Irrtümern gegen den reinen christlichen Glauben nicht ganz frei sei, und das ist der Grund, daß dieser große Mann die Ehre eines Kirchenvaters nicht erlangt hat. Ein Verhältnis der Unterordnung des Logos zum Vater, eine nicht korrekte Schöpfungstheorie, die Präexistenz der Seelen, ein erneuter Prüfungszustand der Verdammten kommen in jenem Werke thatsächlich vor; wie weit aber solche Irrtümer von Origenes stammen oder interpolliert sind, ist noch gegenwärtig unentschieden. Er selbst beklagte sich schon, daß Häretiker so häufig seine Schriften verfälscht hätten. Es ist aber auch erklärlich, daß er, der so vieles geschrieben, das einzelne nicht so genau in bestimmte Worte gefaßt hat. Ferner war ein Irrtum oder ein Mißverständnis leicht möglich, da er alles, was die alten Philosophien irgend Brauchbares hatten, im Christentume anwendete, um die heidnischen Gelehrten zur Überzeugung zu führen.

39. Tertullian.

Tertullian war zu Karthago um 160 geboren. Seine Eltern waren Heiden und er blieb es auch in seiner ersteren Lebenszeit, wo ihm das Christentum eine lächerliche Thorheit dünkte. Aber im reiferen Alter von dreißig bis etwa sechsunddreißig Jahren trat er zum Christentume über und entsagte zugleich seinem früheren wüsten Leben. Als Grund dieser Änderung giebt er an die Standhaftigkeit, die er bei den Märtyrern bewunderte, und die Macht, die er von Christen bei Austreibung der Dämonen üben sah. Er war vor seiner Bekehrung (193) Rechtsanwalt, ein Mann voll Geist, Phantasie und Witz, ein feuriger und energischer Charakter, streng in seinem Denken und Handeln und besaß namhafte Kenntnisse, besonders auch im römischen Rechte, und es floß aus seiner Feder eine Reihe von Schriften, worin er Juden, Heiden und Irrlehrer mit Erfolg bekämpfte. Aber er war von Natur aus etwas bitter und düsteren eigensinnigen

Gemütes, was ihn zuletzt zur Sekte der Montanisten[1] führte. In der Irrlehre derselben befangen, schrieb er nun mehrere Bücher gegen die katholische Wahrheit. Es ist darum bei seinen Schriften wohl zu unterscheiden, ob er sie vor oder nach seinem Abfalle von der Kirche geschrieben hat; sie sind übrigens in einem harten, mitunter dunklen Stile geschrieben. Da er es aber verstand, christliche Ideen lateinisch wiederzugeben, übte er so entschiedenen Einfluß auf die lateinische Kirchensprache. Er starb, wahrscheinlich um das Jahr 240, wie es scheint in der Häresie.

Kirchliche Streitigkeiten.

40. Vorbemerkung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß in der Kirche auch Streitfragen über die Glaubenslehre oder auch über andere Kirchenangelegenheiten angeregt wurden. Je nach dem Gegenstande und auch nach den Folgen des Streites, haben wir hierin drei Stufen zu unterscheiden.

1. Wo die widersprechenden Meinungen und Ansichten in christlicher Liebe und mit redlichem Streben nach Wahrheit vorgebracht und erörtert wurden, und daher auch alle der durch das kirchliche Ansehen oder durch einzelne Lehrer klar dargelegten Wahrheit sich fügten: — das nennt die Geschichte einfach eine kirchliche Streitigkeit.

2. Wenn die Führer einer solchen streitenden Partei aus Rechthaberei und Eigensinn ihren rechtmäßigen kirchlichen Obern den Gehorsam versagen, sich von ihnen trennen, und denselben gegenüber eine eigene Partei bilden, ohne daß sie übrigens eine Glaubenslehre leugnen, so entsteht eine Kirchenspaltung (**Schisma**). Die Hauptsache dabei ist, daß eine solche Partei durch ihre Trennung von ihrem unmittelbaren Oberen, auch vom Mittelpunkte der Kirche, von Rom getrennt ist, daher es ganz natürlich zugeht, wenn bei solchen

---

[1] Vgl. §. 50.

von der Kirche getrennten Parteien sich allmählich auch Irrlehren entwickeln.

3. Wenn aber jemand eine oder mehrere Glaubenslehren der katholischen Kirche beharrlich leugnet, oder eine von der Kirche verworfene Lehre hartnäckig festhält, der verfällt in die **Häresie** (haeresis, Irrlehre, Ketzerei). Wer endlich vom Christentume, welches er bereits bekannt hatte, gänzlich abfällt, heißt ein Abtrünniger (Apostata).

41. Streit über ein tausendjähriges Reich Christi.

Bei vielen Christen der ersten Zeiten war die Meinung verbreitet, daß Christus bald auf diese Erde zurückkommen, die Gerechten auferwecken, mit ihnen von Jerusalem aus tausend Jahre hindurch herrschen, ihnen Glück und Freude genießen lassen und erst hierauf die allgemeine Auferstehung und das letzte Gericht eintreten werde. Diese unter dem Namen **Chiliasmus** vorkommende Meinung ging von den Judenchristen aus, die darin einigermaßen einen Ersatz für die getäuschten Erwartungen eines ganz irdischen Messiasreiches fanden.

Man glaubte auch in der heiligen Schrift, besonders in der Offenbarung Johannis,[1] Beweise dafür zu finden. Selbst ehrwürdige Lehrer der Kirche, wie Justinus und Irenäus, bekannten sich zu dieser irrigen Meinung, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht irdische Genüsse, sondern reine geistige Freuden erwarteten. Nachdem auch Bücher für und wider diese Ansicht geschrieben worden waren, wobei besonders Origenes das Irrige derselben darthat, berief der Bischof von Alexandrien, Dionysius, die Anhänger des Chiliasmus (Millenarier), der damals besonders in Ägypten herrschend war, zu einer Besprechung zusammen, wo es ihm in einer dreitägigen Disputation gelang, die meisten von diesem eitlen Wahne abzubringen. Die erste allgemeine Synode von Konstantinopel vom Jahre 381 hat dann auch deshalb ins Symbolum die Worte aufgenommen: Cujus regni non erit finis = Von dessen Reiche kein Ende sein wird. Doch kommen

[1] Z. B. Kap. 20. V. 6. Der Irrtum scheint daher entstanden zu sein, daß man die tausend Jahre, von denen der begeisterte Seher spricht, buchstäblich nahm, während doch offenbar nur eine mystische Zahl gemeint ist. Vgl. auch: Note auf S. 132.

im zehnten Jahrhundert wieder Spuren einer ähnlichen Ansicht vor, die selbst jetzt noch hie und da Anhänger hat, vor allem in Schweden und Nordamerika.

42. Streit über die Osterfeier.

Das Osterfest, dem Andenken an Christi Auferstehung geweiht, ist von den Aposteln selbst angeordnet worden, und kommt daher schon bei den ersten Christen als das größte und freudigste Fest vor. Der Tag aber, an welchem es gefeiert wurde, scheint schon von Anfang an bei den abendländischen und morgenländischen Christen verschieden gewesen zu sein. Die Morgenländer hielten sich an den alten Gebrauch der Juden, demzufolge sie das Auferstehungsfest am 14. des jüdischen Monats Nisan begingen, welcher Tag somit an jeden Wochentag fallen konnte. Da aber der Heiland an einem Sonntage auferstanden ist, so glaubten die abendländischen Christen diesen Tag für immer festhalten zu müssen, und feierten Ostern stets an jenem Sonntage, der auf den 14. des Monats Nisan (Frühlingsmonat, März) folgte. Man berief sich auf beiden Seiten auf eine apostolische Tradition: in Rom auf Petrus und Paulus, in Asien auf Johannes; wahrscheinlich auch mit Recht. Denn diese Verschiedenheit betrifft nicht den Glauben, sondern einen Kirchengebrauch, worin Einheit zwar sehr erwünschlich, aber nicht absolut nötig ist; und man hatte dabei vielleicht im Morgenlande auf die vielen Judenchristen Rücksicht genommen, was bei den Heidenchristen im Occidente nicht nötig war. Man machte jedoch bald Versuche, auch hierin Einheit herzustellen und schon Polykarp war deswegen nach Rom zum Papste Anicet gereist. Sie schieden in Liebe und Eintracht, obwohl sie sich in diesem Punkte nicht vereinigen konnten. Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts wurde aber die Frage über diesen Gegenstand ernstlich wieder angeregt. Mehrere Kirchenversammlungen in Rom, Gallien, Pontus, Palästina u. s. w. wurden gehalten und entschieden sich für den Sonntag. Aber die Asiaten, an ihrer Spitze Polykrates, Bischof von Ephesus, wollten von ihrer Gewohnheit nicht weichen. Papst Viktor glaubte sogar mit der Ausschließung aus der Kirche drohen zu müssen, und eine ernste Spaltung wäre entstanden, wenn nicht der heilige Irenäus durch

seine Sendschreiben damals den Frieden zu vermitteln verstanden hätte. Der Frage der Osterfeier widmete später die Synode von Arles 314 ihre Aufmerksamkeit, indem sie (c. 1) verordnete, das Fest solle überall an Einem Tage begangen werden, und der römische Bischof der Gewohnheit gemäß den Tag allen Kirchen anzeigen. Das Dekret hatte aber keine Wirkung und die einheitliche Praxis wurde auch hierdurch nicht hergestellt. Erst das allgemeine Konzilium zu Nicäa (325) hat angeordnet: „daß Ostern stets am Sonntage nach dem ersten Vollmonde im Frühlinge gefeiert: wenn jedoch dieser Vollmond selbst an einen Sonntag fällt, auf dem darauffolgenden Sonntage angesetzt werden solle," wobei angenommen wurde, daß unter dem ersten Vollmonde im Frühlinge derjenige verstanden werden soll, welcher entweder auf den 21. März oder zunächst nach demselben eintritt. Dabei blieb es, und so wird heutzutage noch der Ostersonntag nach dieser Berechnung bestimmt. Von nun an wurden diejenigen, welche bei der asiatischen Zeit der Feier beharrten, als Schismatiker betrachtet und Quartodecimaner genannt, weil sie eben am 14. Nisan festhielten. Unter diesen wieder waren die Audianer in Syrien die hartnäckigsten.

43. Streit über die Taufe der Häretiker.

Über die Frage, ob die Taufe, die von Irrlehrern erteilt worden ist, gültig sei oder nicht, entstand um die Mitte des dritten Jahrhunderts ein Streit, welcher großes Ärgernis gab, da sonst große und heilige Männer sich mit Leidenschaftlichkeit daran beteiligten. Schon zu Anfang des dritten Jahrhunderts (um 220) hatte eine Versammlung der Bischöfe zu Karthago bestimmt, und später, 230 beiläufig, verordneten auch zwei kleinasiatische Synoden, daß solche, die von Häretikern getauft wurden, wenn sie zur katholischen Kirche zurückkehrten, aufs neue getauft werden sollen. Ohne Zweifel hatte man bei diesem Beschlusse solche Irrlehrer im Auge, welche die katholische Lehre von der Dreieinigkeit leugneten, wie z. B. die Gnostiker, die daher gewiß nicht gültig taufen können. Aber bald machte sich hie und da die Ansicht geltend, daß Irrlehrer überhaupt dies Sakrament nicht gültig zu erteilen vermögen, weil man übersah, daß die heiligen Sakramente nicht durch das Verdienst des Ausspenders, sondern durch Gottes

Kraft und Gnade wirken. Auch Cyprian, der Bischof zu Karthago, war in diesem Wahne befangen, welchem sogar in zwei Konzilien zu Karthago vom Jahre 255 und 256 beigestimmt und behauptet wurde, wie nur Eine Kirche sei, so gäbe es auch nur Eine Taufe und niemand könne die Gnade geben, die er selbst nicht habe. Cyprian schickte, den Kirchengesetzen gemäß, die Beschlüsse dieser Konzilien nach Rom zur Bestätigung. Allein der damalige Papst Stephanus verwarf dieselben und erklärte, daß es bei der in der römischen und vielen anderen Kirchen überlieferten Gewohnheit zu verbleiben habe, und solchen keine neue Taufe erteilt, sondern ihnen nur die Hände aufgelegt werden, zum Zeichen der Buße und Aussöhnung. Cyprian blieb jedoch bei seiner Meinung, und eine neue Synode zu Karthago bestätigte die vorigen Beschlüsse, denen sich auch Kleinasien, besonders Bischof Firmilian von Cäsarea in Cappadocien jetzt anschlossen. Auch kamen Abgeordnete von Cyprian nach Rom, die jedoch der Papst Stephan — in der Strenge zu weit gehend, gar nicht vor sich ließ. Der Bischof von Alexandrien, Dionysius, suchte den Frieden zu vermitteln; da wurde Papst Stephan aber in der valerianischen Verfolgung enthauptet, und im folgenden Jahre traf den Bischof Cyprian das nämliche Los. So hörte zwar der Streit auf, aber der Irrtum blieb in Afrika noch eine Zeit, bis das Konzilium von Arles 314 (im achten Kanon) entschied, daß jede auf die Trinität hin, selbst von einem Häretiker gespendete Taufe gültig sei. Die Synode von Nicäa 325 erklärte umgekehrt die Taufe der antitrinitarischen Sekte des Paul von Samosata für ungültig.

Anmerkung. Man hat aus dieser Begebenheit entnehmen wollen, daß Cyprian den römischen Papst nicht als Oberhaupt der Kirche anerkannt habe. Allein, wenn jemand, wie hier Cyprian, mit der Ansicht seines Vorgesetzten nicht einverstanden ist, so folgt daraus noch nicht, daß er ihn überhaupt nicht als Oberen anerkenne. Cyprian bezeugte aber seine Unterwürfigkeit vielfach in seinen Schriften, und auch in diesem Streite schon dadurch, daß er die Beschlüsse seiner Konzilien dem Papste zur Bestätigung vorlegte.

44. Kirchenspaltungen zu Karthago und Rom.

In der Verfolgung des Decius war die Zahl der Gefallenen besonders groß gewesen. Da war die Frage: ob, und unter wel-

chen Bedingungen dieselben wieder in die Kirche aufgenommen werden sollen, von großer Wichtigkeit. Die katholische Kirche hielt den Grundsatz fest, daß jede Sünde Vergebung erlangen könne, daß jedoch eine Bußübung je nach der Größe der Sünde vorausgehen müsse. Dagegen wollte man andere Ansichten geltend machen, die einen wollten milder, die anderen strenger verfahren, als die Kirche; so entstanden die obengenannten zwei Spaltungen. Zu Karthago hatte sich in betreff der Fürbitte der Märtyrer eine laxe Gepflogenheit eingeschlichen. Ein unruhiger Priester, **Novatus**, in Verbindung mit dem reichen Diakon Felicissimus, stellte sich dort an die Spitze der Unzufriedenen, die eine eigene kirchliche Partei bildeten, und die Gefallenen ohne Umstände bei sich aufnahmen. So entstand dort eine Spaltung, die nach Felicissimus benannt wird, da Novatus bald nach Rom ging, um auch dort für seine Ansicht zu wirken.

In Rom hatte sich aber um die nämliche Zeit eine der kirchlichen Praxis feindliche Partei — jedoch von entgegengesetzter Meinung gebildet, behauptend, man dürfe die Gefallenen gar nicht mehr aufnehmen. Als wahrer Parteigänger trat hier Novatus nun auf diese Seite. Der Führer derselben zu Rom war **Novatian**, welcher aus Ärger, daß man ihn nicht zum Papste gewählt hatte, ein Schismatiker wurde. Es war nämlich Cornelius in rechtmäßiger Wahl auf den päpstlichen Stuhl gesetzt worden. Novatian ließ sich betrügerischerweise von drei Landbischöfen ordinieren, erhielt einigen Anhang, und war somit der erste Gegenpapst (Antipapa). Diese Partei fügte dem Schisma auch bald die Irrlehre bei, daß in der wahren Kirche gar keine schweren Sünden vorkommen, daher nicht die katholische Kirche, sondern die ihrige die wahre sei; ja, sie erkannten sogar die in der katholischen Kirche erteilte Taufe nicht mehr als gültig an und wiederholten sie an den zu ihnen Übertretenden. Sie hießen darum auch Cathari, d. i. die Reinen. Die laxe Partei zu Karthago wurde bald unterdrückt, aber die rigorose in Rom erhielt sich fast ein Jahrhundert hindurch.

Irrlehren dieser Zeit.

45. Irrlehren durch Vermischung heidnisch-jüdischer Lehren mit den christlichen. — Simon der Zauberer.

Zur Zeit, als die erste Kunde des Evangeliums durch den Diakon Philippus nach Samaria kam, lebte dort **Simon**, mit dem Beinamen: der Zauberer (Magus), weil er Samarias Einwohner durch seine trügerischen Künste äffte. Nebstbei teilte er ihnen auch eine neue Religion mit, in der er sich selbst an die Spitze stellte: er nämlich sei „die große Kraft Gottes".[1] Doch nahm er, wohl nur zum Scheine, das Christentum an, und wurde getauft. Als bald darauf die Apostel Petrus und Johannes kamen, um den Getauften die Hände aufzulegen (Firmung), da staunte Simon ob der Wunder, die da geschahen, und bot dem Petrus Geld an, wenn er ihm die Kunst lehrte, durch Händeauflegung solche Wunder zu bewirken. Petrus erkannte seinen verkehrten Sinn und verwies ihm denselben scharf. Simon schien zwar Reue zu zeigen, aber in der Folge ging er wieder und führte auch andere den Weg des Verderbens, indem er der christlichen Religion seine eigenen träumerischen Lehren beimischte. Von ihm hat auch ein kirchliches Verbrechen seinen traurigen Namen. Wenn nämlich geistige oder kirchliche Dinge für irdischen Preis gegeben und angenommen werden, so heißt das Simonie.

Anmerkung. Simon Magus aus Giddon in Samaria gilt den Vätern als Patriarch der Häretiker und die Auffassung begreift sich, sofern er der älteste bekannte Gegner des Evangeliums ist. Er soll auch die Römer so bethört haben, daß sie ihm, als einem Gott, eine Säule setzten; und eine, jedoch unverbürgte Sage fügt noch bei, er habe in Rom sogar vor einer Menge Volkes fliegend sich in die Luft erhoben, sei aber auf das Gebet des Apostels Petrus herabgestürzt und umgekommen. — Er legte auch in jetzt fast völlig verlorenen Schriften seine Lehre nieder; seine Schüler, die sich bis ins zweite Jahrhundert besonders in Syrien, Phrygien und Rom erhielten, verfaßten die apokryphe „Predigt Petri" und ein Evangelium unter dem Titel: „Die vier Enden der Welt."

---

[1] Apostelg. 8.

46. Cerinth.

Ein anderer, der auch schon zu den Zeiten der Apostel der göttlichen Lehre seine eigenen Phantasiebilder beimengte, war **Cerinth**. Er war wahrscheinlich ein geborener Jude, und behauptete, daß Engel ihm Offenbarungen brächten, die er dann mitteile. Sein Lehrsystem ist ein Gemisch von Christentum, Judentum und orientalischen Fabeln. Er unterschied Christum (auch Verbum, λόγος) von Jesus, der nur ein Mensch gewesen sei. Christus habe nur bei der Taufe Johannis sich mit Jesus vereinigt, ihn aber vor der Kreuzigung wieder verlassen. Doch werde Christus wieder kommen, und in tausendjähriger Regierung seinen Anhängern alle sinnlichen Lüste genießen lassen. Cerinth trieb besonders in Ephesus sein Unwesen, und es war wohl Fügung der Vorsehung, daß der heilige Apostel Johannes so lange lebte, um diesem gefährlichen Feinde der jungen Kirche entgegen zu treten. Johannes schrieb sein Evangelium gegen diesen Irrlehrer, welches mit der erhabenen Lehre beginnt, daß das Wort (verbum, nämlich der Eingeborene des Vaters) von Ewigkeit her — Gott ist. So konnte Cerinth dem Christentume nur geringen Schaden zufügen.

47. Die judaisierenden Sekten. — Nazaräer und Ebioniten.

Der Streit, ob die Christen verpflichtet seien, das mosaische Gesetz zu beobachten oder nicht, wurde in der Kirchenversammlung zu Jerusalem entschieden (§. 28). Die nun auch nach dieser Entscheidung noch hartnäckig erklärten, das jüdische Gesetz sei zum Heile notwendig, bildeten bald der Kirche gegenüber eigene Sekten. Darunter eine mildere und eine strengere. Die mildere, d. i. die dem Christentume näher stehende, waren die **Nazaräer** (der ursprüngliche Name aller Christen). Sie forderten bloß von den Judenchristen die Beobachtung des Gesetzes, und unterschieden sich fast nur dadurch, und durch ihr besonderes aramäisches Evangelium (nach Matth.) von den übrigen, da sie an die Gottheit Christi glaubten. Sie wohnten östlich vom Jordan und schienen Abkömmlinge der nach Pella geflüchteten Christen gewesen zu sein.

Die **Ebioniten** erklärten Christum für einen bloßen Menschen

und suchten ihr Heil bei weitem mehr im mosaischen Gesetze, welches denn auch die Heidenchristen beobachten müßten. Auch das tausendjährige Reich Christi, mit ganz irdischen Erwartungen, gehört zu ihren Lehren. Ihr hebräisches Evangelium hatte zwar auch den Namen des Matthäus, war aber vom echten und jenem der Nazaräer verschieden. Einzelne Reste dieser Sekten dauerten bis ins dritte oder vierte Jahrhundert.

48. Dualistische Sekten. — Gnostiker.

Eine auffallende Erscheinung, gleich in den ersten Zeiten des Christentums, ist der **Gnosticismus**: — eine vielgestaltige Irrlehre, die weit ausgebreitet, der Kirche lange und heftige Kämpfe bereitete. Der Name kommt her von γνῶσις: eine tiefere Einsicht in geheime, besonders göttliche Dinge. Dunkel und verworren, wie die Lehre der Gnostiker, sind auch die Nachrichten über den Urheber und Ursprung derselben. Irenäus weiset in seinem Werke adv. haereses, auf Simon den Zauberer, als den Urheber hin. Doch lassen sich die so verschiedenartigen Systeme der langen Reihe der Gnostiker kaum auf eine Quelle zurückführen und es hatten — die jüdische Spekulation (Philo der Alexandriner), die platonische Philosophie, und die orientalischen Religionsansichten teilweise die Elemente dazu geliefert.

Diese Doktrinen wurden nach der Phantasie der einzelnen Gnostiker zu den seltsamsten Lehrgebäuden zusammengestellt. Das Gemeinsame bei allen war ungefähr folgendes:

Ein allgemeines Weh liegt schwer über dem Menschengeschlechte. So vielfältige Naturübel, — die traurige Schwäche, ja mitunter unbegreifliche Schlechtigkeit der Menschen, lassen sich mit einer göttlichen Regierung dieser Welt nicht zusammenreimen: — nein, finstere dämonische Mächte müssen da ihr Unwesen treiben. In solch düsterer Ahnung befangen, grübelten nun die Gnostiker über jene Frage, die die Weisen und Thoren aller Zeiten beschäftigte, nämlich: „Woher ist das Übel in der Welt?" Die christliche Religion giebt darauf die einfache Antwort: „Vom Mißbrauche der Freiheit." Aber dem stolzen und sinnlichen Menschen genügt diese Antwort nicht; nicht er selbst — etwas außer ihm muß die Schuld tragen. So auch die Gnostiker. Die grobe, in der Gewalt böser Geister befindliche Ma-

terie ward als der Urstoff alles Übels angesehen. Aber weder der böse Stoff, noch die bösen Geister können unmittelbar vom guten Gott stammen: daher wurde die Materie, als von Ewigkeit bestehend, neben Gott gedacht (Dualismus); und die bösen Geister sind durch endlose Fortpflanzungen aus ursprünglich guten Wesen entstanden. Zu diesem Ende verfaßten sie förmliche Geschlechtsregister (Genealogien) der Geisterwelt, nämlich: der gute Gott schuf, oder strahlte aus sich, Kräfte (δυναμεις, auch Äonen), die aber in der Fortpflanzung — je weiter vom Ursprunge entfernt, desto schlechter wurden. Von diesen letzteren einer (Demiurgus) oder mehrere haben aus der ewigen toten Materie diese Welt geformt, und auch den Menschen hervorgebracht, für den die Welt ein Gefängnis und jene Geister gleichsam die Kerkermeister sind. Den Menschen nun aus diesem Elende zu befreien, habe Gott einen großen Geist (Erlöser) gesendet, der die Menschen lehren soll, sich von der Macht des Bösen los zu machen.

Vorzüglich bei dieser Lehre von der Erlösung knüpften die Gnostiker ihre Phantasien an das Christentum an, dessen Grundlehren sie jedoch gänzlich umdeuteten. So war ihnen die christliche Lehre von der Dreieinigkeit fremd; daher Christus ihnen nur für einen großen Geist, Äon, galt, der auch keinen wirklichen, sondern einen Scheinkörper hatte (Doketen); denn er konnte sich mit der bösen Materie ja nicht bekleiden. Das Alte Testament mußten sie ganz verwerfen, da der Gott der Juden und Schöpfer der Welt nach ihrer Lehre nur ein Äon der niederen Art war. Ferner giebt es keine Auferstehung, da dieselbe ja Wiedervereinigung mit der Materie wäre; es giebt auch keine materiellen (sichtbaren) Zeichen bei den Sakramenten, denn nie kann die Materie eine Gnade oder etwas Gutes vermitteln. Trotz solcher Lehren wollten die Gnostiker noch Mitglieder der Kirche sein, ja, sie hielten sich für die Pneumatiker (Geistesmenschen), während sie die Katholiken als Physiker (Seelenmenschen) und die Heiden als Hyliker (Leibesmenschen) betrachteten. Zu den Eigentümlichkeiten der Gnostiker gehört die Einteilung ihrer Lehre in eine esoterische und exoterische nach der Weise der heidnischen Mysterien[1] und die phantastische Darstellung derselben unter verschiedenen

---

[1] Esoterisch hieß der nur für die Eingeweihten bestimmte Teil, im Gegensatz zu exoterisch, dem auch für das Publikum bestimmten.

Bildern, die vielfach der Mythologie entlehnt sind. Von ihrer Sittenlehre wird im folgenden Paragraphen die Rede sein.

Anmerkung 1. Die zahlreichen Zweige der gnostischen Sekten erhielten ihre Namen entweder von einem unterscheidenden Merkmale ihrer Meinungen, z. B Ophiten (von der paradiesischen Schlange), Adamiten, Sethiten, Kainiten oder von ihren Häuptlingen, und dergleichen waren: Karpokrates, Basilides, Valentin, Saturnil, Bardesanes, Tatian, Marcion etc.

2. Daß derlei Irrlehrer schon zu den Zeiten der Apostel die Kirche beunruhigten, bezeugen mehrere Stellen der heiligen Schrift, wie 1 Tim. 4, 3; 6, 20; 2 Tim 2, 17. Offenb. 2, 2. 20. Ihre größte Ausbreitung aber fällt auf den Beginn des dritten Jahrhunderts; hundert Jahre später finden sich nur noch spärliche Überreste.

49. Manichäer.

Eine der gnostischen sehr verwandte Lehre war der in Persien entstandene Manichäismus, der daher auch die persische Gnosis genannt wird. Hier ist der Dualismus (zwei Urwesen) noch schärfer ausgeprägt. Der Gnosticismus setzt neben dem guten Gott die ungöttliche, aber ewige Materie; der Manichäismus aber, von Ewigkeit her einen guten und einen bösen Gott. Der Urheber dieser Sekte ist **Mani** (Manes oder Manichäus), ein Perser, dessen Leben orientalische und griechische Quellen verschieden berichten. Sicher dürfte sein, daß Manes aus Persien vertrieben, mehrere Länder Asiens durchwanderte und, in sein Vaterland zurückgekehrt, auf Befehl des Königs Berahm 277 lebendig geschunden wurde.

Seine Lehre, — ein Gemisch der gnostischen und persischen Religion (Zoroasters), ist: Von Urbeginn an bestehen zwei Reiche: das des Lichtes und jenes der Finsternis. In jedem derselben herrscht ein ewiges Wesen: der gute Gott erfüllt alles mit Licht und Wonne und ist umgeben von seligen Äonen und Lichtgenien. Der böse Geist (Satan) herrscht in der Region der Finsternis über die Dämonen. Beide Reiche waren durch einen öden Zwischenraum geschieden und in keinem ahnte man das Dasein des anderen. Die Dämonen lebten in steter Zwietracht und im Kriege untereinander. Bei Gelegenheit eines besonders heftigen Kampfes wurde ein Teil der Dämonen auf die Grenzgebirge ihres finsteren Landes gedrängt, und sie sahen von weitem den wunderbaren Glanz des Lichtreiches. Er-

staunt, und nach dieser bisher unbekannten Herrlichkeit lüstern, machten sie unter sich Frieden, und fielen vereint ins Lichtreich ein. (Es spricht sich hierin allerdings eine auf Erden sehr gewöhnliche Erfahrung aus, daß die Bösen stets miteinander im Kampfe sind, aber dennoch gegen das Gute gemeinschaftliche Sache machen.) Wirklich gelang es den Dämonen, eine Menge von Lichtteilen zu rauben, die sie in ihr finsteres Reich mitschleppten. Um Schlimmeres zu verhüten, brachte der gute Gott aus sich selbst den lebendigen Geist hervor und schickte ihn zu Hilfe. Diesem befahl Gott auch ein neues Zwischenreich, die sichtbare Welt, aus der bereits mit Licht vermengten Materie zu schaffen, die daher teils gut, teils böse ist. Dahin wurde auch Adam gesetzt, welcher aus drei Teilen; — dem Leibe nach ganz aus dem bösen finsteren Stoffe; seinem geistigen Wesen nach aber aus der vom bösen Geiste herrührenden Seele (Psyche), und dem eigentlichen Geiste, der das geraubte Licht ist, besteht. Adam erzeugte durch Verlockung des bösen Geistes Kinder, und so wird durch weitere Fortpflanzung des Menschengeschlechtes jenes geraubte Licht ins Unendliche versplittert und die Rückkehr erschwert. Den Menschen den Weg zur Rückkehr zu lehren, sandte der gute Gott Christum. Er hatte nur einen Scheinkörper und thronte in der Sonne (Sonnengott). Er verhieß auch einen Tröster, und dieser ist Manes, der Vollender seiner Religion. Hiernach ist die Hauptaufgabe des Menschen, sich von der Materie so frei als möglich zu machen. Das soll durch Enthaltsamkeit von den gewöhnlichen menschlichen Genüssen geschehen. Verboten war Wein (aus der Galle des Teufels entsprossen), Fleisch, Milch ꝛc. Ebenso die Ehe, als eine Anstalt des bösen Geistes. Auch kein Tier soll getötet, keine Pflanze ausgerissen werden. Da so die Manichäer gar nicht hätten leben können, so machte man den Unterschied zwischen Vollkommenen und Hörern (auditores); die letzten konnten heiraten, aber unter besonderen Bedingungen; auch durften sie Ackerbau treiben, um die Vollkommenen, die im Müßiggange lebten, zu ernähren. Diese selbst hatten das dreifache Siegel zu beobachten: Das des Mundes, der Hände und des Schoßes; jenes des Mundes gebot Enthaltung von der Lästerung, von Fleisch und geistigen Getränken; das Siegel der Hände Schonung der Tiere und Pflanzen; das dritte aber Enthaltung von der Ehe. An der Spitze der ganzen Genossenschaft stand

ein Oberhaupt, dem zwölf Magistri und zweiundsiebzig Bischöfe untergeordnet waren. Auch sie hatten einen exoterischen und esoterischen Kultus. Das Hauptfest der Sekte war das Stuhlfest (βῆμα), zum Andenken an den Tod ihres Stifters.

Bei den Manichäern und den ihnen verwandten Gnostikern sind zwei auffallende Erscheinungen besonders bemerkenswert. Erstens, daß bei ihrer so strengen Moral unter ihnen doch eine so grobe Unsittlichkeit und schändliche Ausschweifungen, sogar bei ihren religiösen Versammlungen, vorkommen. Zweitens ist zu verwundern, wie es kommt, daß solche Hirngespinste von so vielen Menschen, zur Zeit ihres Entstehens sowohl als auch in den späteren Jahrhunderten, als bare Wahrheit angenommen werden konnten? Denn wir werden diese wahnsinnigen Doktrinen, nur etwas umgestaltet und unter anderen Namen, noch öfters in der Geschichte auftauchen sehen.

Was nun den ersten Punkt betrifft, so ging das ganz natürlich zu. Wird eine Schwärmerei auf die Spitze getrieben, so schlägt sie leicht in das Gegenteil um. So ging auch hier die maßlose Strenge gegen die Forderungen der Natur in zügellose Hingabe an die Triebe über. Es wurde eben diese Hingabe auch aus dem Systeme leicht erklärt. Beide Sekten lehrten, daß der Körper aus der bösen Materie, und unter der Botmäßigkeit des Demiurgius oder der Dämonen ist. Der Körper — das Fleisch muß darum verachtet, geschwächt und entnervt werden; und das geschah durch Ausschweifungen ebenso — nur bequemer, als durch Kasteiung. Besonders günstig dieser zügellosen Richtung war die Ansicht der Manichäer von den drei Bestandteilen des Menschen. Der Körper und die sensitive Seele des Menschen können sündigen, das berührt aber den Geist, das Bessere des Menschen nicht; es ist höchstens ein Nachgeben, eine Schwäche, die leicht verziehen wird. Dieser bequeme Grundsatz war es ja, der selbst den großen Augustinus zu dieser Sekte verlockte, und eine Zeit festhielt.

Der zweite Punkt findet schon in dem eben Gesagten zum Teile seine Lösung; dazu kam aber noch die prahlerische Verheißung der Erhebung aus den irdischen Banden und der Lösung aller Geheimnisse, denn darauf pflegen die Menschen besonders erpicht zu sein. Es ist eine Eigenheit des Menschen, daß, wenn die einfache schlichte Wahrheit ihre überzeugende Kraft an ihm verliert, er von den wider-

sinnigsten Phantasien leicht eingenommen wird, und dann aus den sublimsten Spekulationen in den tiefsten Kot herabsinkt. So ist das Resultat erklärlich, zu dem einige Gnostiker der alten und manche ihrer Geistesverwandten der neuesten Zeit gekommen sind; daß nämlich der Mensch wirklich weiter nichts als ein Tier, und die Geistigkeit, womit er sich brüstet, eine bloße Grille sei. Ebenso erklärlich ist es auch, daß nicht nur die Kirche, sondern vorzugsweise der Staat die Gnostiker und noch mehr die Manichäer, als der menschlichen Gesellschaft höchst gefährliche Feinde, jederzeit mit der größten Strenge zu unterdrücken sich veranlaßt sah, wie schon Diokletian die schärfsten Gesetze gegen sie erließ, „weil sie schändliche Dinge einführen und Unruhen erregen."

50. Die schwärmerische Sekte der Montanisten.

Die Irrlehren, die wir bisher gesehen haben, waren von außen, aus dem Juden- oder Heidentume in die Kirche hineingetragen worden; nun aber erhob sich in der Kirche selbst ein Irrtum, welcher auch die Frommen verführen konnte, weil keine Glaubenslehre geradezu angegriffen, sondern nur viel strengere Sittenvorschriften aufgestellt wurden, als die Kirche sie giebt.

Montanus, ein Phrygier, früher Priester der Cybele, gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts, ein stolzer Mann von düsterem, schwärmerischem Gemüte, behauptete, daß die Kirche gegen die Sünder viel zu milde und auch in anderen Dingen nicht strenge genug sei. Bisher, meinte er, mag das hingegangen sein; denn Christus und die Apostel haben in manchem der menschlichen Schwäche nachgegeben, aber jetzt fordere der von Christus versprochene Tröster durch Montanus eine vollkommene Frömmigkeit. Der Forderungen waren hauptsächlich vier: — 1. Strengeres Fasten als bisher, insbesondere Beschränkung auf den Genuß trockener und ungekochter Speisen (Xerophagien). 2. Der Verfolgung darf man sich nie durch die Flucht entziehen. 3. Die zweite Ehe ist verboten. 4. Wer gewisse schwere Sünden (Apostasie, Mord, Unzucht) begangen hat, kann nie mehr in die Kirche aufgenommen werden. Auch seien Schmuck der Kleider, Kriegsdienst und weltliche Studien unstatthaft. Dabei gab sich der angebliche heilige Geist in Montanus und seinen Begleitern durch

prophetische Aussagen und schwärmerisch aufgeregte Gemütszustände kund. Montanus verfiel in häufige und heftige Ekstasen und begann in Verbindung mit zwei Frauen, Priscilla (oder Prisca) und Maximilla, die er für Prophetinnen ausgab, zu weissagen und zu lehren. Sie sagten aus, das Weltende stehe nahe bevor, so daß sie die letzten Propheten seien, die Nähe des göttlichen Gerichtes aber verlange ein strenges und heiliges Leben und Erhebung des Reiches Gottes zur vollen Reife männlichen Alters, das sich vor Christus noch auf der Stufe der Kindheit befunden, durch Christus und die Apostel jedoch das Jünglingsalter erst erreicht habe. Gerade diese Strenge aber und das scheinbar Außerordentliche übte auf manche Gemüter einen besonderen Reiz und erwarb der Sekte viele Anhänger, die stolz auf ihre eingebildete Heiligkeit, die Kirche in ihrer von Christus ererbten Milde und Liebe verachteten. Die meiste Berühmtheit hat diese Sekte durch den Übertritt des angesehenen Kirchenschriftstellers Tertullian erhalten, und sie dauerte bis ins sechste Jahrhundert. Der Mittelpunkt derselben war Pepuza in Phrygien, wo auch das neue Jerusalem sich herablassen sollte. Montanus und Maximilla sollen übrigens nach einem alten gleichzeitigen Autor, wahrscheinlich in einem Anfalle von Raserei, ihr Leben mit dem Stricke geendet haben, ihr Kassenverwalter Theodotus aber, als er sich zum Himmel erheben wollte, kläglich zu Grunde gegangen sein.

51. Die rationalistischen Sekten der Antitrinitarier.

Die christliche Lehre befriedigt vollkommen jegliches Geistesvermögen des Menschen, — Verstand, Gefühl und Phantasie, wo sie harmonisch und in rechter Weise dieselbe in sich aufnehmen. Wo aber eines dieser Vermögen vorherrschend und regellos das Christentum zu deuten versucht, kann Einseitigkeit und Irrtum nicht ausbleiben.

Die Gnostiker und Manichäer haben sich in lockeren Phantasie-Bildern gefallen, und die Montanisten ihr düsteres Gemüt zu befriedigen gesucht: nun kamen andere, die mit ihrem Verstande an dem Christentume irre wurden. Die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, in Verbindung mit dem Dogma der Menschwerdung des Sohnes Gottes, ist die Grundlage des Christentums. Allein diese Lehre ist ein Geheimnis und über (nicht gegen) den menschlichen Ver-

stand, der sich hier, seine Unzulänglichkeit erkennend, in Demut unterwerfen muß. Es gab aber solche, und giebt deren noch, die diese Lehre nach ihren Verstandesbegriffen zurecht zu stellen sich anmaßten. So entstand die Sekte der Antitrinitarier (Gegner der Lehre von der Dreieinigkeit).[1] Es sind dies die Rationalisten unter den alten Sekten. Man kann sie in drei Klassen abteilen.

1. Die einen blieben bei der flachen Auffassung der Ebioniten, daß Christus ein bloßer Mensch gewesen, mit dem sich eine göttliche Kraft (Dynamis) verbunden habe; sie wurden davon auch Dynamiker genannt. Dazu gehört **Theodotus**, ein Gerber aus Byzanz im zweiten Jahrhunderte, um das Jahr 192, der, weil er Christum in der Verfolgung verleugnet hatte, sich mit dem entschuldigte, er habe ja nur einen Menschen, nicht Gott verleugnet. Er lehrte in Rom, wo Papst Viktor über ihn das Anathem aussprach.

2. Da an so vielen Stellen der heiligen Schrift mit klaren Worten von drei göttlichen Personen die Rede ist, so mußten die Gegner neue Erklärungen dieser Stellen ersinnen. Da sagten nun einige: Es kommen zwar drei Namen vor, Vater, Sohn und heiliger Geist; aber alle diese Namen seien nur Bezeichnungen für drei verschiedene Erscheinungsweisen (Modi) der einen und einzigen göttlichen Person und wurden daher Modalisten genannt,[2] und solche waren **Praxeas** und **Noëtus** (um 200).

3. Eine größere Bedeutung erhielt diese Irrlehre durch eine neue Partei nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, welches jene Stellen der heiligen Schrift dahin deutete, daß in und durch Christus die Kraft oder Weisheit (virtus-sapientia Dei) oder der Geist Gottes (Logos) wirkte. Oder man suchte durch Gleichnisse das Geheimnis zu erklären, z. B. Vater, Sohn und heiliger Geist, sind wie Körper, Seele und Geist des Menschen, die verschieden an sich, doch

---

[1] Nach ihrem Schlag- und Losungswort: „Monarchiam tenemus" führen sie auch die Benennung Monarchianer, welche Bezeichnung sich bereits bei Tertullian findet.

[2] Nach ihrer Ansicht hat also die nämliche eine göttliche Person unter dem Beinamen „Vater" die Welt erschaffen; unter der Benennung „Sohn" sie erlöst u. s. f. Sie mußten demgemäß also auch sagen: jene Person, die am Kreuze gelitten hat, ist keine andere als der Vater, also: pater passus est! und davon hießen sie auch Patripassianer.

nur eine Person ausmachen u. dgl. Dieser Art waren der Lybier **Sabellius**, ein Priester († um 260), und **Paulus von Samosata**, Bischof von Antiochia. Von ihnen erhielten die Sekten der Sabellianer und Paulianisten ihren Namen.

Anmerkung. In der Geschichte dieser beiden Irrlehrer finden wir die sprechendsten Beweise, daß man auch zur selben Zeit das oberhirtliche Amt des Bischofes zu Rom (Papstes) über die ganze Kirche anerkannt hat. Dionysius, Bischof von Alexandrien, schrieb gegen Sabellius, machte sich aber selbst, wie einige meinten, dabei eines Irrtums schuldig und wurde beim Papste, auch Dionysius mit Namen, angeklagt, wo er sich auch rechtfertigte, indem er zeigte, daß man ihn mißverstanden habe. — Paul von Samosata, der mit seiner bischöflichen Würde das einträgliche Amt eines Ducenarius (Obereinnehmers) zu verbinden wußte, wurde seiner Irrlehre wegen von mehreren versammelten Bischöfen 269 abgesetzt, er wollte aber, — geschützt durch die Königin von Palmyra, Zenobia, — nicht weichen. Als Zenobia vom Kaiser Aurelian 272 besiegt worden war, wendeten sich die Bischöfe an diesen Kaiser um Hilfe gegen den Widerspenstigen. Der Kaiser, obwohl Heide, schützte die rechtliche Ordnung der Kirche, indem er den Paulus vertreiben, und nach Belieben der Bischöfe den bischöflichen Stuhl besetzen ließ, doch müsse es ein solcher sein, der mit dem Bischofe zu Rom in kirchlicher Gemeinschaft steht.

III. Einrichtung der christlichen Kirche.

52. Verfassung der Kirche. Primat.

Die Kirche hatte vom Anfange an die Bestimmung, das ganze Menschengeschlecht in sich aufzunehmen, und dasselbe, durch die Gnadenfülle des in der Kirche niedergelegten Erlösungswerkes Christi, seinem himmlischen Ziele entgegen zu führen. Diese wunderbar großartige Anstalt bedurfte eines festen Grundes, und diesen Grund legte Christus selbst. Als Erlöser steht der Sohn Gottes in einer dreifachen Beziehung zur erlösten Menschheit. Man nennt diese dreifache Beziehung die Ämter Christi: sein Lehramt, Priesteramt und Königsamt (munus propheticum, sacerdotale et regium). Als

Lehrer enthüllte er ewige Wahrheiten; — als Priester brachte er das Opfer am Kreuze, und als fortwährende unblutige Erneuerung desselben setzte er die heilige Messe ein; — als König ist ihm alle Gewalt gegeben.

Zur Fortführung dieses seines dreifachen Amtes beordnete er die zwölf Apostel; — als Lehrer: indem er ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten den Auftrag gab, was sie von ihm gehört, weiter zu lehren; — als Priester: da er beim letzten Abendmahle befahl: das thut zu meinem Andenken; — als Regierer und Leiter seiner Kirche, da er sprach: Wie mich der Vater gesandt hat, sende ich euch. Und in dem großen Augenblicke, da er, am Ziele seines Wirkens, zum letzten Male sie gesegnet hatte, sprach er,[1] gleichsam alles zusammenfassend: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Demnach gehet hin, lehret alle Völker, taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe: und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt."

Jede Gesellschaft aber, soll sie nicht bald zerfallen, muß eine feste und sichere Verbindung zu einer Einheit, — einem Mittelpunkte haben. Auch dafür hat der Heiland gesorgt, indem er seinen Apostel Simon als den Felsen bezeichnete, auf den er seine Kirche bauen wolle, — ihm darum den Namen Petrus gab. Ihm übergab er „die Schlüssel des Himmelreiches", ihm befahl er, „zu weiden seine Lämmer — seine Schafe;" zu ihm sprach er: „Du — befestige deine Brüder." So ist Christus der Gründer, Petrus der Grundstein, die Apostel die Säulen der heiligen Kirche.

Wie nun Petrus — wie die Apostel das ihnen übertragene Amt übten, ist in der Apostelgeschichte und in ihren Briefen zu lesen. Sie lehrten, tauften, erteilten durch Handauflegung die Gaben des heiligen Geistes (Firmung), „brachen das Brot" (heilige Messe), straften die Schlechten durch Ausstoßung aus der Kirche, wie Paulus[2] dem blutschänderischen Korinther that; sogar mit dem Tode, wie an Ananias und seinem Weibe;[3] sie gaben allgemein bindende Gebote, wie auf der Versammlung zu Jerusalem;[4] sorgten sogar für den irdischen Unterhalt der Gläubigen, indem alle ihre Habe zu den

[1] Matth. 28, 18. [2] 1 Kor. 5. [3] Apostelg. 5. [4] Ebend. 15.

Füßen der Apostel niederlegten, die davon jeglichem zuteilten, was er bedurfte.[1] — Dabei steht Petrus durchaus mit besonderer Auszeichnung da. Er veranstaltet, daß statt Judas ein neuer Apostel gewählt werde;[2] er visitiert die Kirchen;[3] er führt das Wort vor dem hohen Rate[4] und leitete die Versammlung zu Jerusalem; er nimmt, durch eine Vision belehrt, die ersten Heiden in die Kirche auf. Aus allem ist klar: Die Apostel — und sie allein, waren — unter der Oberleitung des Petrus — die Machthaber in der Kirche.

Aus dieser Anordnung und Einrichtung erkennen wir leicht die damalige Einheit in der Kirche. Es ist aber klar, daß sich dieselbe nicht auf die apostolische Zeit beschränken konnte; sie hatte ja ihre Bedeutung für die Folgezeit: Das Vorrecht und die Aufgabe des Petrus mußte auf seine Nachfolger übergehen. Und in der That stehen die Bischöfe von Rom an der Spitze der Gesamtkirche. Wir wollen zum Beweise nur weniges hier anführen. Als Klemens unmittelbar nach Petrus den bischöflichen Stuhl von Rom inne hatte, brachte die Kirche von Korinth die Spaltung in ihrem Innern mit Umgehung des Apostels Johannes, der damals noch lebte, zur Kenntnis der römischen Kirche. Der Bischof Ignatius von Antiochien wußte nicht anders, als daß die Kirche von Rom „den Vorsitz" führt. Polykarp von Smyrna konnte nicht unterlassen, in der Person Anicets von Rom den Petrus zu sehen. Irenäus sagt, wo er von der „größten, ältesten, und allen bekannten Kirche, gegründet von den zwei ruhmvollsten Aposteln Petrus und Paulus zu Rom" spricht, daß „mit dieser Kirche wegen ihres überwiegenden Vorranges die ganze Kirche, d. h. die Gläubigen aller Orten übereinstimmen müssen." Dies war so sehr allgemeine Überzeugung, daß auch Häretiker und Schismatiker um die Gemeinschaft der römischen Kirche sich bewarben. Cyprian nennt sie die „Hauptkirche, von wo aus die Einheit des Priestertumes entstanden ist", und führt ihren Vorrang (noch bestimmter als Irenäus) auf ihre Stiftung durch Petrus zurück.

Der Vorrang der römischen Kirche erscheint demnach als eine feststehende Thatsache. Doch war der Primat andererseits noch fern

---

[1] Apostelg. 4, 35. [2] Ebend. 1, 15. [3] Ebend. 9, 32. [4] Ebend. 4, 9.

von der Ausbildung, die er in der Folgezeit erreichte. Seine Bedeutung beschränkte sich im wesentlichen auf die Erhaltung der kirchlichen Einheit; die einzelnen Kirchen und Provinzen verwalteten ihre Angelegenheiten selbständig. Darum betont auch der heilige Cyprian, wo er von dem Vorrang der römischen Kirche redet, sofort: Der Herr habe allen Aposteln gleiche Gewalt verliehen; was Petrus, das seien auch die übrigen Apostel gewesen, und die Bischöfe seien für die Verwaltung ihres Sprengels (nur) Gott verantwortlich. Gegen Ende dieses Zeitraumes wurde des Petrus Nachfolger, wie früher auch andere Bischöfe, vorzugsweise Papst (Papa), d. i. Vater, genannt.

53. Diakonen, Priester, Bischöfe.

Da bei dem schnellen Wachstume der Kirche die Apostel allein bald nicht mehr zu deren Leitung ausreichten und auch Fürsorge getroffen werden mußte für die Zeit nach ihrem Tode, so wählten sie sich Gehilfen (Priester und Diakonen) und Stellvertreter (Bischöfe).

1. Die Apostelgeschichte erzählt uns,[1] daß, da der Christen schon viele geworden waren, die Apostel bei der Verteilung der Liebesgaben für die irdischen Bedürfnisse der Gemeinde nicht mehr ausreichten, und darüber bereits Unzufriedenheit entstanden war, da erklärten die Apostel: Es geziemt sich nicht, daß wir ablassen vom Worte Gottes, und den Tisch (den täglichen Unterhalt der Dürftigen) besorgen; es sollen demnach sieben Männer, die voll heiligen Geistes und Weisheit sind, ausgewählt werden zu diesem Geschäfte. So wurden denn sieben solche ausgewählt und den Aposteln vorgestellt, die ihnen unter Gebet die Hände auflegten, und sie so zu dem heiligen Dienste weihten. Sie wurden **Diakonen** (Diener, ministri) genannt, und obwohl zunächst zur Armenpflege bestimmt, dienten sie der Kirche auch durch die Verkündigung des göttlichen Wortes, wie von Stephanus und Philippus ausführlich berichtet wird, und standen auch den Aposteln, bei dem heiligen Opfer und beim Gottesdienste überhaupt, dienend zur Seite. Aber sie waren nicht befähigt, das

---

[1] Vgl. § 12.

Opfer selbst darzubringen, wie sie auch zwar taufen, aber nicht den heiligen Geist erteilen (firmen) konnten.

2. Doch in immer weiteren Kreisen breitete sich die Kirche aus, und mehr Arbeiter waren nötig geworden. So wählten denn die Apostel Männer aus, die sie durch Händeauflegung unter Gebet und Fasten weihten,[1] welche unter der Aufsicht und Leitung der Apostel den einzelnen Kirchengemeinden vorstanden und insbesondere auch das heilige Meßopfer (Brotbrechung) verrichteten. Sie wurden Älteste (seniores, πρεσβύτεροι, woher das Wort **Priester**) genannt, welche Benennung sich nicht so sehr auf das Alter, als vielmehr auf das Amt bezieht.

3. Bei weitem das Wichtigste aber war, Fürsorge zu treffen, daß die den Aposteln von Christus verliehene Vollmacht der Vermittlung des Göttlichen mit dem Menschlichen, in der Kirche für alle künftigen Zeiten erhalten werde. Hierzu wurden einzelne unter den Ältesten beordnet, indem sie auch bei Lebzeiten der Apostel als deren Stellvertreter, und weiterhin als eigentliche Nachfolger derselben bestimmt und geweiht wurden. Das sind die **Bischöfe** (episcopi, Aufseher). So hat Paulus den Timotheus zu Ephesus und den Titus in Creta zu Bischöfen bestellt. Auf sie übertrugen die Apostel die nämliche Macht, die sie vom Herrn empfangen hatten. — So erscheinen die Bischöfe als Repräsentanten des Herrn in seiner dreifachen Beziehung zu den Menschen, als die Erben und Träger seines Lehramtes, seines Hohenpriestertums und seiner kirchlichen Herrschaft. Auf ihnen ruht das Wort des Herrn: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch;" sie sind die Grundfesten der Kirche, gebaut auf dem Felsen, dem jeweiligen Bischofe zu Rom, als dem Nachfolger des Petrus. In ihnen wohnt die Fülle der Kirchengewalt und sie allein können die, ihnen von den Aposteln her, in ununterbrochener Folge, erteilte Gnade und Gewalt im ganzen: — wieder auf Bischöfe, oder zum Teile: — auf Priester, Diakonen u. s. f. übertragen. Somit ist der Episkopat die Fortsetzung des Apostolates, nur mit dem Unterschiede, daß die Gewalt jedes einzelnen Bischofes auf eine große Kirchengemeinde (Diöcese) beschränkt ist.

---

[1] Apostelg. 14, 22.

Anmerkung. Aus einigen Stellen der heiligen Schrift, wo die nämlichen Personen einmal Priester, das andere Mal Bischöfe genannt werden, wollen manche Gegner der katholischen Kirche den Schluß ziehen, daß in der ersten Zeit zwischen Priestern und Bischöfen kein Unterschied des Ranges stattgefunden habe. Allein diesen etwas dunklen Stellen steht nebst anderen das klare Wort des Apostels Paulus gegenüber, wo er dem Timotheus schreibt:[1] „Gegen einen Priester nimm keine Klage an, es sei denn auf zweier oder dreier Zeugnis.“ Nebstdem haben wir für diese katholische Lehre die deutlichsten Aussprüche der ältesten Kirchenväter, Klemens Rom. und Ignatius, welche beide von den Aposteln selbst unterrichtet worden waren. — Für die ursprüngliche Gleichheit der Bischöfe und Priester wird besonders eine Stelle des heiligen Hieronymus angeführt. Aber mit nichten! Denn abgesehen davon, daß eine solche Hypothese durch kein weiteres Zeugnis des Altertums unterstützt wird, kann die bewußte Stelle schon deshalb nicht als Beweis angeführt werden, weil ihr Verfasser in anderen Schriften den Vorrang der Bischöfe anerkennt, diesen Unterschied auf göttliche Anordnung zurückführt und denselben schon in der apostolischen Zeit bestehen läßt. Auch spricht die Thatsache dagegen, daß weder der heilige Augustinus noch ein anderer Bischof ihn deswegen zurechtweist, während doch Aërius, welcher die Gleichheit der Bischöfe und Priester lehrte,[2] aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde. Der heilige Hieronymus wollte in jener angedeuteten Stelle nur eine Gleichheit in Hinsicht auf die Eigenschaften der zu Weihenden behaupten.

54. Die minderen Kirchenämter.

Zu diesen in der apostolischen Zeit bestehenden Kirchenämtern: Episcopat, Presbyterat und Diakonat, sind in der Folge — wohl schon im zweiten Jahrhunderte, zur Besorgung des Kirchendienstes noch andere von minderem Range hinzugekommen, und zwar zunächst die **Subdiakonen**, welche, wie schon der Name andeutet, zunächst den Diakonen, deren Siebenzahl man in den einzelnen Kirchen nicht überschreiten wollte, zur Hilfe beigegeben waren. In der Folge wurde das Subdiakonat zu den höheren Weihen gerechnet; sodann Lektores (Vorleser), welche in den Versammlungen Abschnitte aus der heiligen Schrift vorzulesen hatten; die Exorcisten (Beschwörer), welche bestimmt waren, über die Katechumenen vor der Taufe, und überhaupt über die von unreinen Geistern Gequälten Beschwörungen zu sprechen; die Ostiarier (Thürhüter), welche die Kirchenschlüssel in Verwahrung hatten, und an den Eingängen der Kirche Wache halten

---

[1] 1 Tim. 5, 19. [2] Vgl. Anmerkung nach §. 99.

mußten, daß nicht Unberufene eintreten; endlich die Akoluthen, welche beim Altare dienten, und namentlich die Gefäße zu reinigen und die Lichter beim Gottesdienste zu tragen hatten. Die griechische Kirche kennt die Akoluthen nicht; dafür kommen in ihr außer den Lektoren Kantores (ψάλται) vor. Für den Unterricht der Katechumenen waren in den größeren Städten besondere Lehrer angestellt, die **Katecheten** oder Doctores audientium.

Man kann sich von der Menge der Geistlichkeit bei einzelnen Kirchen einen Begriff machen, wenn uns berichtet wird, daß bei der Kirche zu Rom zur Zeit des Papstes Kornelius im Jahre 252 bereits 44 Priester, 7 Diakonen, 7 Subdiakonen, 42 Akoluthen, 52 Exorcisten u. s. f. bestanden haben.

Auch weibliche Personen, Diakonissinnen, wurden in der alten Kirche zum Kirchendienste verwendet, und dazu stets vom Bischofe bestimmt. Sie hatten die Frauen bei den Liebesmahlen[1] zu bedienen, ihnen bei der Taufe behilflich zu sein, sie auf der Brust und den Schultern zu salben, indem der Bischof nur die Salbung auf dem Scheitel vornahm; sie mußten auch Katechumenen und Kranke weiblichen Geschlechtes unterrichten und pflegen u. dergl. Während sie in der lateinischen Kirche im achten Jahrhundert fast gänzlich aufhörten, wurden sie in der griechischen Kirche bis in das zwölfte Jahrhundert beibehalten, wo sich noch einige wenige an der Patriarchalkirche zu Konstantinopel befanden.

Anmerkung. So sehen wir schon in der ersten Zeit die Kirchengewalt, — den Bischof mit seinen Gehilfen, genau ausgeschieden von den übrigen Gläubigen, und zwar durch des göttlichen Stifters eigene Anordnung: Klerus (von κλῆρος, Anteil, Erbe, nämlich Gottes) und Laien (von λάος, Volk). Doch standen damals, wo der Geist der Liebe alle Glieder erfüllte, der Bischof, sein Klerus und die Laien im engsten Verbande, und der Bischof handelte in allen wichtigen Angelegenheiten im Einverständnisse mit den Klerikern und Laien; ohne daß deshalb die Auktorität des Bischofes irgend von der Gemeinde abhängig gewesen wäre; seine Sendung ist von oben. Später, als der Geist der Liebe in den Gemeinden zu erkalten anfing, mußte auch in Bezug auf jenes innige Verhältnis manches anders werden.

---

[1] Vgl. den folgenden Paragraph.

55. Gottesdienst.

Das, was Christus in dem letzten heiligen Momente — bevor er hinging, sich zu opfern, vor seinen Aposteln gethan, wo er Brot und Wein gesegnet und ihnen mit den Worten: das ist mein Leib — mein Blut, und das thuet zu meinem Andenken, — das heilige Abendmahl (die heilige Messe) gegeben, hielten die Gläubigen stets für die Krone und den Mittelpunkt ihres Gottesdienstes. Wie in der ersten Zeit das heilige Meßopfer gefeiert worden, wird von Justinus in seiner Schutzschrift in folgenden Worten beschrieben:[1] „An den Sonntagen kommen alle, so in der Stadt und auf dem Lande wohnen, zu einer Versammlung zusammen; dort werden die Schriften der Apostel oder der Propheten vorgelesen, so lange die Zeit es gestattet. Wenn der Vorleser geendigt, hält der Vorsteher eine Rede, worin er diese erhabenen Lehren zur Beherzigung vorhält und zur Nachahmung ermuntert. Dann stehen wir alle zusammen auf, und ergießen unsere Gebete; darauf wird, wie bereits bemerkt worden (siehe unten), Brot gebracht und Wein, und der Vorsteher richtet nun aus aller seiner Kraft Gebete und Danksagung zu Gott, und das Volk stimmt ein, sprechend: Amen. Jedem Gegenwärtigen wird von dem Gesegneten mitgetheilt, um den Abwesenden wird davon gesendet durch die Diakonen." Die obigen Worte: „wie bereits bemerkt worden," beziehen sich auf folgende wichtige Stelle der nämlichen Schutzschrift. „Diese Nahrung heißt bei uns Eucharistie. Daran teilzunehmen ist keinem erlaubt, außer dem, der das für wahr annimmt, was von uns gelehrt wird, und der zur Nachlassung der Sünden und zur Neugeburt das Taufbad empfangen hat, und nach Christi Vorschrift lebt. Denn nicht als gemeines Brot und gemeinen Trank empfangen wir dieses; sondern wie durch das Wort Gottes unser Heiland Jesus Christus Mensch geworden, sowohl Fleisch als auch Blut zu unserem Heile gehabt hat, so sind wir auch belehrt, daß die, kraft des mit seinem Worte gesprochenen Gebetes, k o n s e k r i e r t e Nahrung, sowohl das F l e i s c h als auch das B l u t dieses Fleisch gewordenen Jesus sei, wodurch unser Blut und Fleisch, gemäß der Umwandlung genährt wird (zum ewigen Leben)."

---

[1] Apolog. I., 65.

Wenn wir diesen kostbaren Nachrichten noch beifügen, was Plinius an Trajan schrieb, daß die Christen aussagen: Sie pflegen vor Tagesanbruch zusammenzukommen und Christo als ihrem Gott einen Hymnus zu singen u. s. f.; so ersehen wir leicht, daß im wesentlichen der Gottesdienst der damaligen Christen beschaffen war, wie der unsere: Unterricht im göttlichen Worte, Gebete und Gesänge, und vor allem die Hauptsache, die Feier und das Opfer der Eucharistie, die wir die heilige Messe nennen; nur mit dem Unterschiede, daß in jenen schönen Zeiten alle Anwesenden ihre Opfer brachten, und ebenso alle an der Eucharistie teilnahmen. Ein vollkommenes liturgisches Formular haben wir durch die apostolischen Konstitutionen, die sogenannte klementinische Liturgie.[1]

Eine Beigabe des Gottesdienstes waren in jenen Zeiten noch die Liebesmahle (Agapae), wozu der, zur Eucharistie nicht verbrauchte Teil des von den Gläubigen geopferten Brotes und Weines verwendet wurde, und die vorzüglich zur Erquickung der Armen bestimmt waren. In Gestaltung des gesamten kirchlichen Lebens schloß man sich eben genau an den Verlauf der geschichtlichen Thatsachen des Evangeliums an. Weil dem Opfermahle des Neuen Bundes der Genuß des alttestamentlichen Opferlammes vorausgegangen war, wozu der Heiland seine Apostel als Gäste beigezogen hatte, so meinte man die gleiche Liebe durch Abhaltung eines Mahles vor dem Genusse der Eucharistie den Brüdern erweisen zu müssen. Weil jedoch diese Sitte bald zu beklagenswerten Unordnungen führte, wurden die Agapen von der Feier des Gottesdienstes getrennt und des Abends erst abgehalten, während das heilige Opfer früh dargebracht zu werden anfing. Eine Spur dieser Liebesmahle blieb noch in dem Fußwaschen und der Armenspeisung am grünen Donnerstag in den katholischen Ländern. Einige Gelehrte behaupten, daß unsere Tauf-, Hochzeits- und Begräbnismahlzeiten aus den Agapen entstanden wären.

56. Ort und Zeit des Gottesdienstes.

1. Lange Zeit hindurch war es den Christen nicht vergönnt, für ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte eigene, — des erhabenen

---

[1] Const. ap. 8, 12—15.

Zweckes würdige Gebäude (Kirchen) zu errichten. In den Zeiten der Verfolgung konnten sie höchstens in gewöhnlichen Wohnhäusern oder nach Umständen, in abgelegenen Orten, in Höhlen und unterirdischen Grabgewölben (Katakomben) zusammenkommen.[1] In solchen Katakomben, wie sie jetzt an vielen Orten, besonders in Rom in großer Ausdehnung sich vorfinden, pflegten die Christen auch die Überreste der Märtyrer zu begraben, und es diente zu besonderer Erbauung der Gläubigen, ihre heiligen Geheimnisse auf den Gräbern der Märtyrer zu feiern.

Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts geschieht einige Erwähnung der Kirchen, ausdrücklich aber ist um 222 die Rede von einer christlichen Kirche zu Rom, deren Bau die dortigen Schenkwirte den Christen streitig machen wollten. Der edle Kaiser Alexander Severus entschied den Streit jedoch zu gunsten der Christen.[2] Zur Zeit Diokletians aber baute man solche schon häufig, und die morgenländische Hauptstadt, Nikomedia, hatte eine ungemein großartige und prachtvolle christliche Kirche.

2. Um welche Stunde und an welchen Tagen die Christen zum Gottesdienst zusammenkamen, hing ebenfalls anfangs von den Umständen ab. Wo möglich, fanden sie sich täglich, wenigstens zu gemeinschaftlichem Gebete ein.[3] Die eucharistische Feier fand, wie die Einsetzung des Abendmahles, ursprünglich abends statt. Nicht gar lange später, wahrscheinlich noch gegen Ende der apostolischen Zeit,[4] vielleicht aber auch erst im Anfange des zweiten Jahrhunderts aus Anlaß des Trajanschen Ediktes gegen die Hetärien[5] wurde sie auf den Morgen verlegt.

---

[1] Da nach römischem Gesetze jede Grabesstätte nebst der area, in welcher sie lag, als locus religiosus unverletzlich war, gewährten die Cömeterien den Christen in der Verfolgung auch eine sichere Zufluchtsstätte, um die heiligen Geheimnisse zu feiern. Aber seit dem dritten Jahrhundert drang die heidnische Wut auch in diese geheiligten Orte ein, die nun den Christen wenig oder gar keine Sicherheit mehr boten. „Areae non sunt illis“ schrie der Pöbel von Karthago (Tert. ad scap. c. 3). Septimius Severus zuerst, dann Valerian verboten den Christen den Besuch ihrer Cömeterien. Vgl. S. 50.

[2] Vgl. S. 48. [3] Const. apost. [4] Vgl. 1 Kor. 11, 20 ff.

[5] Hetärie = ein bei den Griechen gemeinsamer Name aller zu irgend einem (besonders geheimen) Zweck bestehenden Genossenschaften. Es war ein

Der Alte Bund hatte sowohl einen wöchentlichen Feiertag als verschiedene Jahresfeste und diese Einrichtung ward auch für die christliche Kirche bedeutsam. Zunächst wurde an Stelle des Sabbath, des siebenten Tages, der erste Tag der Woche, der **Sonntag**, als der dem Gottesdienste geweihte Tag; denn an einem Sonntage war der Herr auferstanden, und ebenfalls am Sonntage war der heilige Geist über die Jünger gekommen. Dieser Tag erhielt daher in der Kirchensprache den Namen dies dominica = der Tag des Herrn, und war als ein Freudentag dadurch ausgezeichnet, daß das Gebet an ihm stehend verrichtet wurde.

Das Andenken der beiden großen Thatsachen des Erlösungswerkes wurde alljährlich durch das **Oster**- oder Auferstehungsfest (Pascha) und das **Pfingstfest** (Pentecoste) feierlich begangen.

Daß auch das Fest der Geburt Christi schon in ältester Zeit — jedoch unter dem Namen Epiphania (Erscheinung des Herrn) stattgefunden hat, ist sicher; genauere Nachrichten hierüber kommen jedoch erst in der nächsten Periode vor. Das Fest galt zuerst der Offenbarung der Messianität und Gottheit Jesu bei der Taufe im Jordan und der Hochzeit zu Kana.[1]

Nebstdem wurden noch die Todestage der Märtyrer schon in den ersten Zeiten gefeiert, wie aus den Märtyrerakten des heiligen Ignatius und Polykarpus klar ersichtlich ist. Man gab ihnen den freundlichen Namen Geburtstag (natalitia) in der Überzeugung, daß ihr Tod ein Übergang (Geburt) ins ewige Leben war. Die Feierlichkeit wurde, wo es thunlich war, auf den Grabstätten der Märtyrer, und zwar durch Darbringung des heiligen Meßopfers gehalten.[2]

---

leichtes, das kaiserliche Edikt gegen dieselben auch auf die Christen anzuwenden, die ja ob ihrer Arkandisciplin, worüber im folgenden Paragraphe die Sprache sein wird, den Heiden als eine lichtscheue Nation erschienen.

[1] Man rechnete zu den Erscheinungen Christi auch seine Geburt und feierte sie damals am 6. Januar. Zur Zeit aber, wo St. Chrysostomus noch Priester zu Antiochia war, fingen die morgenländischen Kirchen an, den 25. Dezember für dieses Fest zu bestimmen; daher sagt er in einer Weihnachtspredigt, daß diese Gewohnheit erst seit zehn Jahren und zwar von Rom aus bei ihnen eingeführt worden sei. So möchte der Streit zu schlichten sein, ob das Weihnachtsfest erst im vierten Jahrhundert aufgekommen, oder schon im zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts üblich gewesen sei.

[2] Cypr. Ep. 34.

57. Die christliche Ascese und der Cölibat der Geistlichen.

1. Ascese von ἄσκησις, Übung, bezeichnete bei den Heiden die enthaltsame Lebensart derer, die sich zu den öffentlichen Kampfspielen vorbereiteten, um den Körper gelenkig und kräftig zu erhalten, und leichter den Kampfpreis zu erringen. Auf diese hinweisend mahnt Paulus[1] die Gläubigen zur Enthaltsamkeit, damit sie in ihrem geistigen Tugendkampfe die unvergängliche Krone erringen. In der apostolischen Zeit, wo das christliche Leben in seiner Blüte stand, waren die Gläubigen alle mehr oder weniger von ihrem hohen Berufe zum Himmlischen begeistert, und übten Entbehrungen aller Art, um die sinnlichen Triebe überall der Vernunft, und die Vernunft dem Christentume dienstbar zu erhalten.[2] Doch ragten bald mehrere durch eigentümliche Bestrebungen und durch angestrengtere Thätigkeit hervor. Sie brachten ihr Leben in freiwilliger Armut, Ehelosigkeit, anhaltendem Gebete und Fasten hin. Sie waren unter dem Namen der **Entsagenden** (ἀσκῆται, continentes) der Gegenstand besonderer Hochachtung, und wurden als die Blüten und schönsten Früchte des christlichen Geistes, von den christlichen Schriftstellern (besonders Cyprian) bezeichnet. „Unter uns," sagt Athenagoras in seiner Apologie, „sind viele beiderlei Geschlechtes zu finden, welche in (freiwilligem) ehelosem Stande alt werden, voll der Hoffnung, daß sie so mit Gott enger verbunden sein würden."

Wie die christliche Ascese sich bald zu weiteren Stufen, zum Einsiedler- und Mönchsleben ausbildete, wird in der folgenden Periode die Rede sein.

---

[1] 1 Kor. 9, 25.

[2] Der sittliche Ernst jener Zeiten führte durch den notwendigen Gegensatz zur heidnischen Vielgötterei zu manchem, was man später als Rigorismus erkannte. So mied man es, die Toten zu bekränzen und die Gräber mit Blumen zu bestreuen, entzog sich möglichst dem Kriegsdienste, eiferte gegen Putz und Schmuck, gegen das Tragen von Gold und Juwelen, gegen gekünstelte Coiffüren u. dgl., gegen den Luxus in Hausgeräten; ein besonderer Greuel waren die Schauspiele, Gladiatoren- und Tierkämpfe und ähnliche Belustigungen der alten Welt wegen der mit ihnen verbundenen Unsittlichkeiten und Grausamkeiten, sowie der Wucher und das Zinsnehmen. Auch die harte Beurteilung der wiederholten Ehe gehört hierher.

2. Daß zu dieser höheren Lebensrichtung die Geistlichen vorzugsweise berufen waren, ist von selbst klar, und die Geschichte bestätigt es. Diejenigen, welche höhere Weihen empfangen hatten, durften keine Ehe eingehen — ohne Zweifel nach einer apostolischen Anordnung, oder sie mußten auf ihr Amt verzichten. Eine Ausnahme bestand nur für den Diakon in dem Falle, daß er sich bei der Weihe die Verehelichung ausdrücklich vorbehielt. Wenn Verheiratete zu den höheren Weihen zugelassen wurden, behielten sie zwar ihre Gattinnen nicht selten bei sich; aber ebenso gewöhnlich war es, daß sie mit ihnen wie mit Schwestern lebten. Ein allgemeines Gesetz hierüber findet sich zwar in der ersten Zeit nicht vor, aber der die ganze Kirche, und zumal den Klerus belebende Geist erzeugte die freiwillige Übernahme des **Cölibates**, der eine der erhabensten und heiligsten Erscheinungen der Kirche ist. Als aber jener christliche Geist hie und da zu schwinden begann, mußten Gebote zur Aufrechthaltung und Ausbildung dieser apostolischen Einrichtung nachhelfen, und solche finden wir bereits auch in dieser Periode, indem die Synode von Elvira 306 (im C. 33) den den Altardienst verrichtenden Geistlichen den ehelichen Umgang schlechthin untersagte.

Ausspendung der heiligen Sakramente.

58. Die Taufe.

Da einige von der katholischen Kirche getrennte Religionsparteien mehrere Sakramente verworfen haben, so ist es wichtig, wenigstens in Kurzem nachzuweisen, daß alle sieben heiligen Sakramente bereits in den ersten Zeiten in der Kirche vorhanden waren.

Die Taufe geschah durch dreimalige Untertauchung, und es waren dazu eigene Nebengebäude an den Kirchen (Baptisterien) mit großen Wasserbecken bestimmt. Den Kranken jedoch und den schwächlichen Kindern wurde nur Wasser über das Haupt gegossen. Daß auch Kinder getauft wurden, bezeugen klar Origenes, Cyprian und auch andere; allgemein üblich aber wurde die Kindertaufe erst von der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts an. Im zweiten Jahr-

hunderte waren bereits alle jene bedeutungsvollen Ceremonien, womit dieses Sakrament jetzt ausgespendet wird, auch die Taufpaten eingeführt. Als gewöhnliche Tauftage waren die Samstage vor Ostern und Pfingsten, daher an diesen Tagen noch jetzt das Wasser des Taufsteines geweiht wird; und der erste Sonntag nach Ostern heißt noch der weiße Sonntag, weil die Neugetauften das weiße Kleid, das sie bei der Taufe erhielten, noch an diesem Sonntage trugen.

In der apostolischen Zeit wurde die Taufe sogleich nach dem Bekenntnis Christi vorgenommen; später aber, und zwar nachweislich schon im zweiten Jahrhundert, wurden Erwachsene erst lange sorgfältig unterrichtet und geprüft, ehe sie zur Taufe zugelassen wurden. Diejenigen, welche sich beim Bischofe zur Aufnahme in die Kirche und zur Unterweisung in den christlichen Heilswahrheiten meldeten, hießen im christlichen Altertume **Katechumenen**, oft auch audientes = die Hörenden. Noch in dieser Periode, besonders aber in der folgenden, schloß sich an den Stand der Katechumenen, als eine Stufe zwischen ihnen und den Gläubigen ein neuer Stand, nämlich der der Taufkandidaten. Es wurde nämlich mit der Zeit üblich, daß jene Katechumenen, welche sich zum Empfange der Taufe entschlossen und von der Kirche der völligen Aufnahme in ihre Gemeinschaft für würdig erachtet wurden, in der sogenannten Quadrages, d. i. in der unmittelbaren Zeit vor den Tauftagen des näheren auf den Empfang des Sakramentes vorbereitet wurden; sie hießen dann Auserwählte (*φωτιζόμενοι*, competentes, electi). Der Unterricht bezog sich nebst der Unterweisung in den Ceremonien bei der Taufhandlung besonders auf das Glaubensbekenntnis: dasselbe wurde ihnen zugleich zum Auswendiglernen übergeben und nach einiger Zeit hatten sie es wieder zurückzugeben oder, zum Beweis, daß sie es sich angeeignet, in der Kirche zu recitieren (= traditio, redditio symboli). Ebenso wurde es mit dem Vaterunser gehalten. Zu dem Unterricht kamen Exorcismen, Sündenbekenntnis, Fasten und ähnliche Übungen.

Die Christen befürchteten, zumal in den Verfolgungen, daß das Heilige, vor allem die Sakramente, dem Spotte und der Entweihung der Heiden preisgegeben würden. Deshalb besprachen und stellten sie das Heilige nur in Gleichnissen und verhüllenden Reden und

Symbolen dar. Auch den Katechumenen blieben die höheren Geheimnisse des Glaubens und des Kultus aus dem genannten Grunde bis nach der Taufe vorenthalten,[1] so daß sie selbst in das Baptisterium nicht früher als erst zur Taufe hineingelassen wurden. Diese Einrichtung nannte man **Disciplina arcani** (**Geheimlehre**), und sie wurde sowohl zur Hintanhaltung eines möglichen Mißbrauches, als auch darum eingeführt, um die Sehnsucht nach diesen hochheiligen Dingen rege zu erhalten. Nebst der Taufe wurde am sorgfältigsten die heilige Eucharistie gehütet. Symbole derselben waren unter anderem: Das Lamm, das Brot und besonders der Fisch, weil das griechische Wort dafür *ΙΧΘΥΣ* die Anfangsbuchstaben der Worte sind: *Ιησοῦς Χριστός Θεοῦ Υἱός Σωτήρ* = Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser. Schon Christus[2] und die Apostel[3] sprachen in dieser Weise und die ältesten Väter drückten sich äußerst vorsichtig aus, setzten oft ausdrücklich hinzu:[4] „Die Gläubigen kennen es," „die Eingeweihten verstehen mich." Daher stammen auch die irrigen Ansichten der Heiden über den christlichen Gottesdienst: Essen von Menschenfleisch, Trinken von Blut, Opfern und Schlachten eines Kindes, das in Brot eingehüllt sei. Daraus erklärt sich auch das Wort „Messe", lateinisch Missa. Man hat in früheren Zeiten versucht, dasselbe aus dem Hebräischen und Griechischen herzuleiten. Es liegt aber die richtige Ableitung viel näher und kommt der Ausdruck „Messe" her von jenem lateinischen Worte, welches „Entlassung" bedeutet, nämlich missio oder dimissio = Entlassung des Volkes im Gegensatz zu

---

[1] Diesen Unterricht bekamen sie in der Osterwoche in den sogenannten mystagogischen Katechesen. Mit der Verbreitung der Kindertaufe wurden die Übungen zwar gegenstandslos; doch wurden sie nicht gänzlich beseitigt: In veränderter Bedeutung, als symbolische Handlungen, gingen sie in die im sechsten Jahrhundert übliche Skrutinienordnung über.

[2] Matth. 7, 6. [3] 1 Kor. 3, 2.

[4] Z. B. Orig. Hom. 8 in Exod. n. 4. oder folgendes: Während der heilige Chrysostomus an Papst Innocenz I. den unerhörten Frevel in seiner Kirche berichtet: es seien Bewaffnete in dieselbe eingedrungen, um ihn gefangen zu nehmen und dabei sei das allerheiligste Blut Christi ausgegossen worden, schreibt Palladius in der Biographie des Chrysostomus von demselben Vorfalle nur, wie von Ausgießung der Symbole, weil er fürchtete, seine Schrift möge auch in die Hände der Heiden kommen.

denen, die als Eingeweihte auch nach dem Offertorium beim Gottes-dienste verbleiben durften.

Anmerkung. Die Kompetenten oder Tauffandidaten werden gewöhnlich als eine Abteilung der Katechumenen betrachtet, indem man auf Grund einer unrichtigen Erklärung des fünften Kanons der Synode von Neucäsarea drei Klassen im Katechumenate anzunehmen pflegte, nämlich 1) die Hörenden (audientes), 2. die Knieenden (genuflectentes oder substrati), 3. die Auserwählten (electi oder competentes). Diese letztgenannten lassen sich an sich wohl — nach unserem modernen Sprachgebrauch als eine Unterabteilung der Katechumenen betrachten, obgleich diese Bezeichnung dem Altertume fremd war; demselben waren sie ein neuer Stand und eine Stufe zwischen den Gläubigen und den Katechumenen. Diese selbst aber wieder in Hörende und Knieende einzuteilen, ist entschieden unrichtig, weil die in dem erwähnten Kanon so Genannten als Büßer aufzufassen sind. — Die Teilung aber, die Origines (Eus. 6, 15.) vornahm, kommt hier nicht in Betracht, da sie nicht auf kirchlicher Anordnung beruht, sondern eine rein persönliche That des gelehrten Alexandriners ist.

59. Das Sakrament der Buße.

Die von Christus überkommene Macht zu binden und zu lösen, — die Sünden zu vergeben oder vorzubehalten, wurde in der ersten Kirche mit weit größerer Strenge ausgeübt, als es jetzt der Fall ist. Bei groben und insbesondere öffentlichen Vergehen war nämlich zur Erlangung der Lossprechung, die geheime Beicht und Abbüßung noch nicht genügend, vielmehr waren zur Tilgung der gegebenen Ärgernisse, auch öffentliche Reue und Bußübungen, und ein öffentliches reumütiges Bekenntnis erforderlich. Als die „Gemeinde der Heiligen" duldete die alte Kirche keinen Unreinen in ihrer Mitte. Die drei Kapitalsünden: Ehebruch (und Unzucht), Götzendienst und Mord wurden mit Ausschluß bestraft und die Exkommunikation war, wenigstens im allgemeinen, eine immerwährende. Die Ausgeschlossenen galten zwar nicht als für die Ewigkeit verloren; es bestand vielmehr der Glaube, daß sie durch ernstliche Buße bei Gott Verzeihung erlangen könnten. Dennoch wurde der obige Brauch allmählich als zu hart empfunden und erschien auch sonst für minder angezeigt, weil der fortdauernde Ausschluß in manchen Fällen nicht eine Steigerung der Bußgesinnung, sondern oft das gerade Gegenteil zur Folge hatte. Man ließ daher mit der

Zeit von der ursprünglichen Strenge nach: Hatte ein Büßer sich durch besonderen Bußeifer bemerkbar gemacht, oder war eine Fürsprache von seiten der Märtyrer für jemand eingelegt, ein sogenannter libellus pacis, wie man die schriftliche Fürbitte auch nannte, ausgestellt worden, so pflegte der Bischof einem solchen entweder die Zeit der Buße abzukürzen, oder die Art derselben zu erleichtern. Das ist die erste Anwendung des Ablasses (indulgentia), welcher in unserer Zeit, ob anders gestalteter Einrichtung des Bußwesens, auch eine andere Form hat. Die Reconciliation wurde aber nur einmal gewährt; denn es gab nur eine Buße. Wer sich einen Rückfall zu schulden kommen ließ, wurde der kirchlichen Milde nicht mehr teilhaft; doch wurden sie später zum Gottesdienst und, wenn sie durch private Buße sich dessen würdig gemacht, am Ende ihres Lebens auch zur Kommunion zugelassen. Nur in Spanien kamen öftere Reconciliationen vor; die Synode von Toledo 589 verwies aber (c. 11) dagegen auf die alten Kanones und Bestimmungen.

Während die abendländische Kirche die Büßer einfach den Katechumenen ähnlich behandelte, wurden dieselben in der griechischen Kirche, sicher seit der Mitte des dritten Jahrhunderts in mehrere Klassen eingeteilt. Es wurden unterschieden: 1) die Hörenden (audientes), die den Katechumenen gleich nur dem didaktischen Teil des Gottesdienstes anwohnen durften; 2) die Knieenden (substrati), so genannt, weil sie nach dem Weggang der Hörenden noch dem weiteren Gottesdienste, aber nur knieend, anwohnen durften; 3) die Mitstehenden (consistentes), die gleich den Gläubigen beim Gottesdienst stehen, aber nicht an der Kommunion teilnehmen durften. Später, um die Zeit des Konzils von Nicäa herum, kam noch eine vierte Klasse hinzu, indem als unterste Stufe die der Weinenden (flentes) aufgekommen war; dieselben hatten eigentlich eine Vorprobe erst zu bestehen, indem da den Sündern erlaubt wurde, in den Vorhöfen und an den Thüren der Kirche zu stehen, um die Eintretenden flehentlich zu bitten, ein gutes Wort für sie einzulegen, daß sie zur Buße zugelassen würden.

Die Leitung der Buße stand dem Bischofe zu und derselbe führte jedenfalls die Oberaufsicht, wenn auch die Verwaltung, wie es im Orient der Fall war, zum großen Teile einer anderen Person überlassen wurde. In der griechischen Kirche wurden nämlich die

wichtigsten Bußgeschäfte einem besonderen Priester, Bußpriester genannt, übertragen; diesem kam hauptsächlich die Aufgabe zu, die Beicht zu hören, die Buße zu bestimmen und die Büßer zu überwachen. Aus Anlaß des Ärgernisses aber, das sich an ein öffentliches Bekenntnis in Konstantinopel knüpfte, hob der damalige Patriarch Nektarius um 390 das Bußpriesteramt auf.[1] Damit verschwanden auch zugleich die Bußstationen im allgemeinen, und hörte die öffentliche Buße überhaupt in der griechischen Kirche auf.

Auf das Abendland hatte dies keinen Einfluß. Hier dauerte die öffentliche Buße auch noch in der ganzen folgenden Periode fort, wenn sie auch bei einigen der neubekehrten Völker, wie z. B. bei den Angelsachsen keinen Anklang und Eingang fand, und wir erfahren aus jener Zeit näheres über ihre Einrichtung. Die Buße wurde unter Handauflegung des Priesters und Empfang eines Ciliciums (Bußgürtels) übernommen; die Büßer hatten ihre Haare zu scheren und Mönchs- oder Trauerkleider anzulegen; sie hatten ferner von Handelsgeschäften, von Advokatur und Kriegsdienst abzulassen; endlich sollten sie sich des ehelichen Umganges enthalten und mit Rücksicht darauf wurden Verheiratete nur mit Zustimmung des anderen Teiles zur Buße zugelassen.[2] Die Reconciliation fand in der römischen Kirche am Gründonnerstag, in anderen Kirchen an einem der drei folgenden Tage statt. Infolge einer Verordnung des Papstes Leo I. (440—461) hörte das öffentliche Bekenntnis dann auch im Abendlande auf.

Anmerkung. 1. Die Kleriker waren bei Begehung von Kapitalsünden derselben Behandlung unterworfen wie die Laien. Im vierten Jahrhundert aber wurde es gebräuchlich, sie nur mehr abzusetzen, nicht zu exkommunizieren, d. h. sie zur Laienkommunion, nicht zur Buße zu verweisen. In der

---

[1] Sokrates und Sozomenus, die beiden Fortsetzer Eusebs, geben als Ursache die Anklage einer Matrone an, daß ein Diakon sie (nach Sozomenus in der Kirche) entehrt habe, wodurch in der Stadt eine große Aufregung entstand. Wie diese Anklage stattfand, ob durch öffentliche Beicht der Matrone oder auf andere Weise und welchen Anteil, beziehungsweise welche Schuld der Bußpriester bei der Veröffentlichung dieses Vergehens hatte, erhellt aus der Angabe der beiden Schriftsteller nicht weiter.

[2] Die Fortsetzung des ehelichen Verkehrs oder die Eingehung einer Ehe war ihnen selbst nach Vollendung der Buße verboten. Doch wurde in dieser Beziehung zu gunsten junger Männer, die die Buße in Todesgefahr übernahmen und die Gesundheit wieder erlangten, eine Ausnahme gemacht.

römischen Kirche wurde ihnen, ohne Zweifel mit Rücksicht auf die Gefahr des Ärgernisses, nicht einmal die freiwillige Übernahme der Kirchenbuße gestattet, während in Gallien diese nicht verboten war. — 2. Die erstmalige Anwendung der erwähnten Art des Ablasses geschah im dritten Jahrhundert in betreff der zwei erstgenannten Kapitalsünden: den Fleischessünden wurde durch P. Kallistus (217—222), den Idololatren durch P. Kornelius (251—253) Verzeihung gewährt. Die Neuerung fand aber keinen allgemeinen Beifall; sie rief vielmehr heftigen Widerspruch hervor, ja, es kam sogar zu einem Schisma: Dem P. Kallistus trat Hippolyt, dem P. Kornelius Novatian (vgl. S. 80) als Gegenbischof gegenüber. Auch innerhalb der Kirche fand die mildere Praxis wenig Beifall; in Spanien wurden die Idololatren noch durch die Synode von Elvira 306 für immer von der Kommunion ausgeschlossen.

60. Die übrigen heiligen Sakramente.

1. Unser heiliges Sakrament der **Firmung** (confirmatio) kommt in der ersten Zeit unter der nämlichen Form vor, wie es jetzt noch geschieht, nämlich: Mitteilung der Gaben des heiligen Geistes unter Gebet und Handauflegung (damals der Apostel, jetzt des Bischofs). Am deutlichsten ist das ausgesprochen Apostelgeschichte Kapitel 8, wo erzählt wird, wie die Apostel Petrus und Johannes nach Samaria sich verfügten, um den vom Diakon Philippus Getauften den heiligen Geist mitzuteilen. Denn Philippus als bloßer Diakon hatte wohl die Gewalt zu taufen, nicht aber zu firmen, was auch die einfachen Priester nicht vermochten. Diese Firmung wurde da, wo ein Apostel oder Bischof bei der Taufe anwesend war, wie noch jetzt bei den nichtunierten Griechen gleich nach der Taufe, sonst aber gelegentlich später erteilt. Es wurde dies Heilmittel in der Kirche genannt das „Siegel des Herrn“ oder einfach nur „das Siegel“. Die Gegner der katholischen Kirche stoßen sich zwar daran, daß jene Handauflegung wunderbare Erscheinung zur Folge hatte, was bei unserer Firmung nicht der Fall ist; aber sie vergessen, daß damals Wunder überhaupt bei der jungen Kirche an der Tagesordnung waren, was jetzt, da die Kirche längst in der Welt dasteht, nicht so nötig ist. Die inneren Gnadengaben des heiligen Geistes — Stärkung, Erleuchtung u. s. w. blieben aber die nämlichen. Gewiß war auch das Gebet, welches hierbei der Bischof zu sprechen hatte, keineswegs der Willkür der einzelnen überlassen; aber die formelle Gestalt desselben ist aus jener fernen Zeit nicht bekannt geworden.

2. Das allerheiligste **Sakrament des Altars** wurde regelmäßig bei dem Meßopfer von allen Anwesenden unter beiden Gestalten empfangen — nur den unmündigen getauften Kindern wurden (nach Angabe Cyprians) bloß einige Tropfen des konsekrierten Weines eingeflößt;[1] außer der heiligen Messe aber wurde es zu jeder anderen Zeit immer nur unter der einen Gestalt des Brotes gespendet und genossen; denn es wurde niemals bezweifelt, daß auch unter einer Gestalt Christus ganz gegenwärtig sei. Für solche Fälle wurde das konsekrierte Brot, welches nach der allgemeinen Kommunion übrig blieb, aufbewahrt, und zwar von der Zeit ab, da die Kirche besondere gottesdienstliche Häuser hatte, in den dazu bestimmten Sakramentshäuschen; oder die Diakone trugen nach der gemeinschaftlichen Opferfeier, wie Justinus bezeugt, die Eucharistie zu den Abwesenden, besonders zu Kranken und Märtyrern in den Kerkern. Da aber die tägliche Opferfeier nicht überall und allezeit statthaben konnte und wenigstens zu Zeiten der Verfolgung die Gemeinde sich nicht zahlreich versammeln konnte, so wurde das eucharistische Brot den Gläubigen mit nach Hause gegeben, die den Leib des Herrn in einem eigenen Kästchen (arca) sorgfältig bewahrten; Einsiedler nahmen es für ihre Brüder in die Wüste mit.

Die Sitte, die Kommunion nüchtern zu empfangen, wird bereits von Tertullian erwähnt und ist wohl so alt, als die Abhaltung des Gottesdienstes in der Frühe. Was die Art der Spendung anbelangt, so wurde das konsekrierte Brot vom Bischofe den Männern auf die hohle Hand, den Frauen aber auf ein reines Linnentuch (Dominicale)[2] gegeben, worauf dann der Diakon ihnen den Kelch reichte.

---

[1] In manchen Gegenden, besonders in Afrika, gab es in der alten Kirche auch eine Totenkommunion und das karthaginensische Konzil vom Jahre 397 verbot ausdrücklich, den Leichen die Eucharistie in den Mund zu geben. Aus derselben Verordnung geht hervor, daß es, natürlich mißbräuchlich, auch eine Totentaufe gab. Der heilige Chrysostomus erzählt von den Marcioniten (vgl. Anmerkung 1. S. 85): wenn einer ungetauft starb, so habe sich ein anderer unter das Bett des Toten gelegt. Man fragte den Toten, ob er getauft werden wolle; der Lebende antwortete statt seiner und ließ sich für ihn taufen. Das dritte Konzil zu Karthago (215) hat diesen Mißbrauch verboten, welcher übrigens nur bei den Sekten vorgekommen zu sein scheint.

[2] Wir erfahren dies später durch die Synode von Auxerre 585 (c. 36. 42).

3. Über die Art, wie das Sakrament der **letzten Ölung** erteilt wurde, haben wir zwar aus den ersten Zeiten keine bestimmten Nachrichten, aber daß es bestanden hat, dafür zeugen die klaren Worte des Apostels Jakobus[1] und auch Origenes,[2] welcher dieselbe unter den Mitteln zur Sündenvergebung aufführt.

4. Das Sakrament der **Priesterweihe**, wofür die heilige Schrift schon hinlängliche Belege liefert, wurde nur von den Aposteln und ihren Nachfolgern, den Bischöfen, mit Handauflegung unter Gebet und Fasten, erteilt. Es war anerkannt, daß durch dieses Sakrament den Geweihten ein unauslöschliches Merkmal eingedrückt werde (Bischöfen, Priestern, Diakonen), durch welches sie auf Lebenszeit von den Laien abgesondert bleiben. „Nur Ketzer", sagt Tertullian,[3] „erlauben auch den Laien priesterliche Verrichtungen und der bei ihnen heute Priester ist, ist morgen wieder ein Laie.".

5. Die **Ehe** wurde von Christus zu einem Sakramente erhoben, und schon in den ältesten Zeiten vor dem Bischofe geschlossen, mit dem Segen der Kirche bekräftiget, und so von Gott genehmigt. Sie galt für unauflöslich. Eine zweite Ehe nach dem Tode des einen Ehegatten wurde zwar von der Kirche nicht verworfen, aber auch nicht besonders gebilligt. Athenagoras nennt sie eine verhüllte Buhlerei.[4] Den Geistlichen wurde verboten, sich an der Feier einer zweiten Hochzeit zu beteiligen.[5]

61. Andere heilige Gebräuche.

Nebst mehreren Sakramenten haben die Protestanten auch manche katholische Gebräuche „als sinnloses Formenwesen" fallen lassen; der unterrichtete Katholik aber weiß, daß die heiligen Gebräuche, die er von Jugend auf zu üben gelernt hat, so alt sind als seine heilige Kirche selbst.

---

[1] Jak. 5. 14.

[2] Homil. in Lev. 2, 4. Nach diesem Zeugnisse betrachtete die Kirche die Salbung des Kranken unter Gebet als Komplement der Buße, wenn der Kranke seine Sünden dem Presbyter zu beichten imstande war, worauf er durch Handauflegung die Absolution erhielt, als Supplement der Buße aber, wenn er die Beichte abzulegen nicht imstande war.

[3] De praescript. c. 41. [4] Leg. 33. [5] Conc. Neocaes. c. 7.

1. Dahin gehört das heilige Kreuzzeichen. Je mehr die Heiden dasselbe verachteten und verhöhnten, desto mehr ehrten es die Christen, und bezeichneten ihre Stirn damit sowohl beim Gebete als bei sonst bedeutenden Verrichtungen. So schreibt Tertullian: „Wenn wir ausgehen, wenn wir in ein Haus treten, wenn wir in unser Haus zurückkehren, wenn wir uns ankleiden oder zum Speisen setzen, bezeichnen wir die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes."[1] Um aber das Kreuz jeder Gefahr der Verunehrung zu entziehen, wurde es sehr selten dargestellt.[2]

2. Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien ist nicht nur tief gegründet in der menschlichen Natur, sondern fließt auch von selbst aus der christlichen Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen. Wir haben diesen Gebrauch schon oben in der Leidensgeschichte des heiligen Ignatius und Polykarpus bemerkt. In den Märtyrerakten des letzteren wird zugleich der echte Begriff dieser Verehrung schön ausgesprochen: „Wir kommen, wenn es möglich ist, an dem Orte, wo seine Gebeine und die Gebeine der Märtyrer, die uns teurer sind, als die kostbarsten Edelsteine, sich befinden, zusammen, um den Tag ihres Martyriums zu feiern, sowohl zum Andenken derer, die in rühmlichem Kampfe gesiegt haben, als auch um die Nachkommen durch ein solches Beispiel zu unterrichten und zu befestigen."

3. Das Fasten. Wenn wir für dieses christliche Tugendmittel kein schriftliches Gesetz in der ersten Zeit vorfinden, so folgt daraus einerseits nicht, daß ein solches nicht vielleicht doch vorhanden war, andererseits aber war damals ein solches Gebot auch nicht so notwendig, da die Christen das Fasten aus freiem Antriebe und aus Liebe zur Enthaltsamkeit ohnehin übten, und hierin das Beispiel des Herrn und der Apostel vor sich hatten. — Daß die Faste vor Ostern schon in der frühesten Zeit gesetzlich bestanden hat, ist aus Irenäus erweislich. Sie hieß Quadragesima, weil sie durch ungefähr vierzig Tage, wenn auch nicht gleichförmig, beobachtet wurde. Origenes be-

---

[1] Frontem signaculo terimus. Tert. de cor. c. 3.

[2] Wie groß die Gefahr thatsächlich war, zeigt der 1856 auf dem Palatin in Rom aufgefundene crucifisso graffito, wo der Gekreuzigte mit einem Eselskopf dargestellt ist. Die Schrift darunter sagt spöttisch: Ἀλεξάμενος σέβετε (σέβεται) Θεόν.

richtet auch:[1] „Wir haben den vierten und sechsten Wochentag, an welchen wir feierlich fasten." In Rom nahm man bald statt des Mittwochs den Samstag als Fasttag an. Dieses Fasten ging um drei Uhr des Nachmittags zu Ende und die dazu bestimmten Wochentage hießen Stationes, Wachen der Soldaten Christi. Während in der römischen Kirche (und einigen anderen) seit dem dritten Jahrhundert auch der Samstag als Fasttag erscheint, wurde im Orient das Fasten an diesem Tage allmählich verboten, weil es hier gegen Ende dieser Periode Sitte wurde, den Samstag gleich dem Sonntag zu einem Tag des Gottesdienstes zu machen, vielleicht in Nachahmung der Judenchristen, die nebst dem Sonntag auch den Sabbath feierten. Es sei noch bemerkt, daß die Christen den römischen Neujahrstag, den 1. Januar, als Fasttag begingen; es geschah dies aus Trauer über die häufig höchst sittenlosen Feierlichkeiten der Heiden an diesem Tage. Das Fasten am 1. Januar erhielt sich bis in das siebente Jahrhundert, und hörte auf, als der Neujahrstag in einen christlichen Festtag verwandelt wurde.

4. Das feierliche kirchliche Begräbnis findet sich gleichfalls vor. Die entseelte Hülle wurde nicht, wie im Heidentume verbrannt, sondern mit einer kirchlichen Feier gab man den Leichnam, als einen seitherigen Tempel des heiligen Geistes, der Erde zurück, in der festesten Hoffnung, daß ihn Christus einst, zum neuen Dasein verklärt, aus dem Grabe erwecken werde. Auch brachte man für die Hingeschiedenen Gott Opfer und Gebete dar, in der Überzeugung, daß das Liebesband durch den Tod nicht zerrissen werde, und daß die noch Lebenden für die leidenden Brüder jenseits sich noch hilfreich erweisen können. „Für die Verstorbenen bringen wir am Jahrestage unsere Opfer dar" — bezeugt Tertullian.[2]

Für das christliche Altertum der ersten drei Jahrhunderte reden aber nicht bloße Worte, auch Steine erheben ihre Stimme, um Zeugnis zu geben für den alten Glauben der Kirche. Es hat nämlich der gelehrte Anton Bosius, ein Zeitgenosse des Baronius, über die, Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch einen glücklichen Zufall in der Nähe von Rom wieder entdeckten alten Begräbnisstätten der Christen, die Katakomben, genaue Forschungen angestellt. Seit ihm ist dann in Ausgrabung und Erforschung dieser unter-

---

[1] Hom. in Levit. [2] In seinem obgenannten Buche „De corona".

irdischen Totenstädte viel geleistet worden und der letztverstorbene Papst Pius IX. hat zu diesem Zwecke sogar eine eigene archäologische Kommission eingesetzt. So liegt nun das Urbild der Kirche Christi in diesen dunklen Räumen vor der ganzen Welt enthüllt da, um gegen jene Völker zu zeugen, die sich von unserer katholischen Kirche getrennt haben. Wenn diese alle ehrlich nachforschen wollten in den Bildern und Inschriften der Katakomben, sie würden dieselben unveränderlichen Glaubenslehren vom heiligen Sakramente des Altars, Meßopfer, Marien- und Heiligenverehrung, Primat des römischen Bischofs u. s. w. finden — Glaubenslehren, die sie verlassen haben, die aber die katholische Kirche stets unverändert festhält, kurz: sie müßten in den Katakomben den Weg finden, der sie wieder zu ihrer Mutter, der Kirche, führen würde. Wir können deshalb diese Periode nicht besser abschließen, als mit einer, wenn auch nur kurzen Beschreibung dieser alten Begräbnisstätten der Christen.

62. Die Katakomben.

Wie das Altertum überhaupt, so sah auch die römische Gesetzgebung auf eine anständige Bestattung der Leichen. Dieselbe hatte außer der Stadt (extra muros) zu geschehen, sei es durch Verbrennen der Leiche und Beisetzung der Asche im Columbarium, oder durch Beerdigung auf einem Cömeterium, dessen Umfang der Länge und Breite nach — »in fronte« et »in agro« genau abgegrenzt war und gesetzlichen Schutz genoß. Zum Behufe einer anständigen Bestattung bildeten sich unter der ärmeren Bevölkerung Leichenvereine, Funeralkollegien, deren Vorstand gesetzlich anzumelden war. Die Mitglieder gehörten einzelnen Berufsklassen an z. B. bestimmten Gewerben, wie dem der Bäcker, der Tischler, oder zählten selbst zu den Sklaven und hatten jährlich eine gemeinsame Mahlzeit und periodische Einzahlungen zu Vereinszwecken.

Um nun einigermaßen ein gesetzliches Dasein zu haben, konstituierten sich auch die ältesten christlichen Gemeinden als solche Kollegien[1] und organisierten ein eigenes Begräbniswesen. Die Lehre von der Auferstehung und die Ehrfurcht vor den Reliquien der Heiligen ließ, wie schon gesagt, den Christen die Feuerbestattung sehr unpassend erscheinen; sie zogen daher die Beerdigung vor, welche damals in Rom nicht ganz ungebräuchlich war. So entstanden die **Katakomben**,

[1] Hieraus wird klar, wie die Vorstände, die römischen Bischöfe, selbst in den öffentlichen heidnischen Verzeichnissen eingetragen sind.

jene unterirdische Nekropolis (Totenstadt), deren Galerien noch heute eine Gesamtlänge von 876 Kilometern ausweisen. Der Name „Katakomben" beschränkte sich ursprünglich auf den Friedhof von St. Sebastian an der Via Appia, welcher »Coemeterium ad Catacumbas«[1] hieß, und ging später auf alle derartigen unterirdischen Begräbnisstätten über. Was die Beschaffenheit derselben anbelangt, so sind es unterirdische Gänge, die im körnigen Tuff ausgehauen sich meist geradlinig dahinziehen und gleich den Straßen einer Stadt sich vielfach verzweigen. Die einzelnen Galerien oder Gänge, welche oft in mehreren Stockwerken (piani) übereinander liegen, haben zu beiden Seiten in die Wand getriebene Gräber (loculi), deren jedes eine, mitunter auch zwei, drei Leichen faßt, welche in Leinwand gewickelt hineingelegt wurden, worauf die Gräber mit Ziegeln oder Marmorplatten verschlossen wurden. Von Zeit zu Zeit erweitern sich die Gänge zu Grabkapellen (cubicula), die für das Begräbnis hervorragender Märtyrer (wie das Cubiculum der heiligen Cäcilia) oder für das gewisser Stände (wie das Cubiculum der Päpste im Cömeterium des Kalixtus) bestimmt waren. Diese Grabkapellen haben an der Rückwand und an den Seitenwänden größere mit einer Marmorplatte von oben geschlossene Gräber, über welche sich ein Halbbogen spannt, der, sowie die Rückwand gewöhnlich mit Gemälden geziert ist; man heißt derartige Gräber Arkosolien. Außer diesen Grabkapellen findet man in den Katakomben noch andere Kapellen, in welchen zwar auch Märtyrer beigesetzt wurden, deren Hauptbestimmung aber die Abhaltung des Gottesdienstes war: Der Altar war über dem Grabe eines Märtyrers; an den Seiten gewahrt man hie und da noch Bänke für den Klerus und neben dem Altare den Kredenztisch für die Opfergaben (Brot und Wein) der Gläubigen. Durch die einzelnen Galerien und Stockwerke ziehen sich sogenannte Luminarien, d. h. Schachte, Öffnungen, nach oben; man baute dieselben nicht so fast des Tageslichtes wegen, das senkrecht in die Tiefe schimmernd nie ausgiebig und genügend sein konnte, als vielmehr der Ventilation wegen, durch die halbwegs frische Luft auch in die untersten Stock-

[1] Etymologisch erklärt sich dieser Name vermutlich aus: „ad" damals oft mit κατά wiedergegeben und cubo = cumbo, somit soviel als: ad cubitoria = zu den Schlaf- oder Ruhestätten (der Christen nämlich).

werke gelangen konnte. Die obersten Geschosse beginnen 7—8 m unter der Erde, die tiefsten liegen etwa 18—20 m darunter. Die Breite der Gänge in denselben beträgt meist nicht mehr als 75—90 cm. Die Papstgruft, 1854 wieder aufgefunden, befand sich bis 203 unter dem Vatikan, darauf aber in S. Calisto, westlich von der Via Appia. Miltiades, † 314, der erste Papst, der im Lateran seinen Sitz nahm, war der letzte in den Katakomben bestattete römische Bischof. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts hörten die Begräbnisse dort überhaupt allmählich auf, die Katakomben verfielen seit 410 immer mehr, litten besonders viel in den Stürmen der Völkerwanderung, gerieten seit der Übertragung zahlreicher heiliger Leiber in die Stadt und die verschiedenen Kirchen (756) vollends in Vergessenheit, bis sie am 31. Mai 1578 zufällig von einigen Arbeitern wieder aufgefunden wurden, die in einem Weinberge an der salarischen Straße, nicht weit von Rom, damit beschäftigt waren, Puzzolanerde auszugraben, welche bekanntlich mit Kalk gemischt zu einem geschätzten Cement verarbeitet wird. Infolge der Erdbewegung bei diesem Ausgraben brach ein Gewölbe ein, von welchem aus unterirdische langgedehnte Gänge sich abzweigten, die zu geräumigen Felsenkammern führten oder in weite Gräberhallen ausmündeten. Da die Wände und Decken mit Gemälden geziert und Grabinschriften bekleidet sich zeigten, war es klar, daß man es mit einer christlichen Grabstätte aus den ältesten Zeiten zu thun habe. Die Entdeckung erregte das größte Aufsehen; ganz Rom, Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungebildete eilten hinaus und stiegen in die dunklen Gänge hinunter. Unter allen gelehrten Erforschern der Katakomben hat aber keiner ein größeres Verdienst sich erworben, als der schon genannte Antonio Bosio, welcher sechsunddreißig Jahre lang sozusagen in dieser unterirdischen Welt verkehrte; denn er setzte sein ganzes Talent, seine Kraft und seine Zeit, seine Liebe daran, um sich über alles gründlich zu belehren. Mit Recht hat man ihn den „Kolumbus der neuentdeckten Welt des unterirdischen Roms" genannt. Ähnliche, aber weit kleinere Katakomben wie um Rom finden sich noch in beiläufig siebzig Städten der alten Welt; es giebt deren zu Alexandrien, zu Syrakus in Sizilien, Malta, an vielen Orten Italiens, wie z. B. Chiusi.

Die Sammlung der Inschriften gab Aufschluß über die Geschichte der Grüfte und der religiösen Entwicklung; über letztere noch

mehr die den Grabschriften beigegebenen Bilder, deren es eine dreifache Gattung giebt: sie waren nämlich symbolische, biblische oder liturgische Darstellungen.[1] Ein besonderes Merkmal der Inschriften ist ihre auffallende Kürze; aber mit dieser edlen Kürze, welche auf Wahrheit beruht, Andacht atmet und zur Rührung stimmt, sagt eine solche Inschrift weit mehr als die schmeichelnden, oft von ganz unverdientem Lobe strotzenden und sentimentalen neueren Grabschriften. In den Katakomben ist oft mit den Worten: N. in Christo vivas, in pace, pete pro nobis, aeterna tibi lux = „N. lebe in Christo, im Frieden, bitte für uns, das ewige Licht leuchte Dir", alles gesagt. Ja, manches Grab hat gar keine Inschrift; wenn aber darin ein Blutfläschchen oder eine Palme auf demselben abgebildet sich findet, dann ist dasselbe stets das Grab eines Märtyrers, an denen die Kirche so reich war bis zu dem Tage, da der heidnisch-römische Pontifex maximus, der Kaiser selbst, seine Kniee vor dem Erlöser beugte und aus einem Feinde ein Beschützer der Kirche wurde.

---

[1] Hierfür einige Beispiele nur! Unter den Symbolen bedeutete der Anker die Hoffnung, das Lamm Christus, die Taube die christliche Seele, der Ölzweig den Frieden, die Palme den Sieg, das Pferd den Wettlauf des Christen, das Schiff die Kirche. Vielfach finden sich die Symbole auch kombiniert, z. B. der Fisch mit einer Taube, welche einen Ölzweig im Schnabel trägt, für: „Christus sei der Friede deiner Seele" oder „dein Geist sei im Frieden", wie der Segenswunsch für die Toten lautete. Ähnlich auch Fisch und Brot als Symbol der heiligen Eucharistie. — Die biblischen kommen nur in bestimmter und sich gleich bleibender Darstellung vor, wobei der vorbildliche Charakter des Alten Testamentes deutlich ausgeprägt ist. So: Noe in der Arche, Opferung Isaaks, Durchzug durchs Rote Meer (Vorbild der Taufe), Jonas als Bild der Auferstehung; Maria ist (um das Jahr 100) abgebildet mit dem Propheten Isaias, später mit dem Jesuskind; Christus erscheint mit ernsten Zügen, langem Haare, mäßigem Bart, das Haupt mit einem Nimbus oder Schein umgeben. Dieser, ursprünglich der Lichtglanz der Wolke, findet sich seit dem vierten und fünften Jahrhundert auch auf dem Haupte Mariens und der Apostel, später an den Heiligenbildern überhaupt. Porträtmäßige Darstellungen Christi finden sich weder in den Katakomben, noch auch sonst wo. — Unter den liturgischen Bildern findet sich dargestellt das Sakrament der Taufe, der Eucharistie unter dem Wunder der Brotvermehrung; ebenso findet sich ein Bild der Diakonsweihe.

Im christlichen Museum vom Lateran ist eine große Sammlung von Inschriften, Sarkophagen in Relief und Kopien von Gemälden aus den Katakomben.

Zweite Periode.

Von Konstantin bis Bonifacius, den Apostel der Deutschen.

(Vom Jahre 306 bis zum Anfange des achten Jahrhunderts.)

I. Äußere Schicksale der Kirche.

63. Die Regierung der sechs Kaiser.

Gleich zu Anfang dieser Periode hatte es der alternde römische Staat zu sechs gleichzeitigen Kaisern gebracht. Durch die Resignation des Diokletian und Herkuleus waren nun Galerius und Konstantius Augusti. Zu Cäsaren wurden, auf des Galerius Betreibung, Maximinus Daja (Daza) und Severus, beide ohne alle Verdienste um den Staat, und von gemeinsten Sitten, gewählt — ersterer war ein junger unwissender Bauer, dieser ein liederlicher Trunkenbold. Den Römern mißfiel der für sie bestimmte Cäsar Severus bald, sie wählten gegen ihn den Maxentius, dem sein Vater, der abgedankte Herkuleus, als Mitregent beitrat. Severus verlor Krone und Leben,[1] und sein Gönner Galerius, der gegen die beiden neuen Herrscher nichts ausrichten konnte, besetzte doch den durch den Tod des Severus erledigten Platz, mit einem Waffengefährten — dem Licinius.

---

[1] Er wurde von Maximian zur Flucht und zur Wahl einer Todesart gezwungen; er ließ sich die Adern öffnen und blutete zu tot; 307.

Mittlerweile war auch in Gallien ein Regierungswechsel vor sich gegangen. Konstantius Chlorus hatte einen hoffnungsvollen Sohn, Konstantin, welcher früher an dem Hofe Diokletians zu Nikomedia, als Geisel für die Treue seines Vaters, sich aufhielt. Nach Diokletians Abdankung, forderte der jetzt zum Augustus erhobene Konstantius seinen Sohn von Galerius zurück. Dieser verzögerte lange, was er nicht geradezu abschlagen konnte. Denn Konstantin war ein herrlicher junger Mann, seines hohen Mutes und offenen, redlichen Sinnes wegen bei allen beliebt. Aber desto verhaßter war er dem Galerius, der in ihm einen Nebenbuhler fürchtete, und darum bereits Versuche gemacht hatte, ihn aus dem Wege zu räumen. Konstantin mußte endlich eine List gebrauchen, um zu entkommen. Er gelangte glücklich zu seinem Vater nach Gallien, und wurde, nachdem dieser bald darauf, Juli 306 zu York, gestorben war, vom Heere als Augustus begrüßt. Galerius mußte ihn, obschon mit Widerwillen, anerkennen. So stand nun das römische Reich unter sechs Herrschern,[1] deren jeder sich Augustus nannte, und welche zusammen zwei große Parteien bildeten: Konstantin, Herkuleus und Maxentius auf einer, — Maximian, Galerius, Licinius und Maximinus auf der anderen Seite.

Unter diesen Umständen hörte die Christenverfolgung im Abendlande fast gänzlich und für immer auf; aber im Morgenlande, unter den grausamen Herrschern Galerius und Maximin Daja, wurde sie mit der früheren Unmenschlichkeit fortgesetzt. Besonders litt Palästina um diese Zeit, und da manchmal die Zahl zu groß war, um sie alle zu würgen, so begnadigte man viele dahin, daß ihnen nur ein Knie mit Feuer gelähmt und ein Auge ausgestochen wurde, dann durften sie sich in den Bergwerken zu Tode arbeiten. Im Jahre 311 verfiel Galerius, das leibhaftige Bild des Heidentums, eine von Gefräßigkeit aufgeschwollene Fleischmasse, in eine ekelhafte und äußerst schmerzhafte Krankheit, worin er bei lebendigem Leibe von Würmern fast verzehrt wurde. In dieser elenden Lage mochte er der Tausende

---

[1] Konstantin beherrschte Gallien, Spanien und Britannien; Maximian und Maxentius Italien und Afrika; Licinius Illyrien, Griechenland, Thracien und Pannonien; Maximin Daja Syrien und Ägypten; endlich Galerius die asiatischen Provinzen.

gedenken, die er hatte peinigen lassen, und verordnete, daß der Verfolgung Einhalt gethan werde, und die Christen für ihn beten sollen. Dieses Toleranzedikt wurde in Nikomedia öffentlich angeschlagen. Bald darauf starb er, im Mai 311.

64. Konstantins Bekehrung.

Ein Jahr früher, als Galerius, war schon Herkuleus vom Schauplatze abgetreten. Entzweit mit seinem Sohne Maxentius war er nach Gallien geflohen und vom Schwiegersohne Konstantin freundlich, ja kindlich aufgenommen worden.[1] Zum Danke dafür stellte er ihm nach dem Leben, ward aber entdeckt, und nur die Wahl des Todes ihm freigelassen, worauf er sich erhängte.[2]

Maxentius führte in Rom ein so zügelloses Leben, daß es selbst die entarteten Römer empörte; und mit Sehnsucht blickten sie auf den edlen Konstantin und seine milde Regierung hinüber. Maxentius aber erklärte ihm den Krieg, um den Tod seines Vaters zu rächen und auch Konstantins Provinzen sich anzueignen. Das war nun für diesen eine bedenkliche Sache, denn er konnte nicht eine halb so starke Kriegsmacht jener des Maxentius entgegenstellen. Doch Gott hatte den Konstantin zu seinem Werkzeuge auserkoren, so mußte er siegen, und er siegte — durch ein Wunder.

Konstantin hatte längst die Thorheit des Götzendienstes eingesehen, jedoch den einen wahren Gott — zwar geahnt, aber noch nicht erkannt. Doch flehte er betend um Erleuchtung, daß er den

---

[1] Nachdem Konstantins erste Gemahlin, Minervina, gestorben war, gab ihm Maximian seine Tochter Fausta zur Ehe.

[2] Darüber wird uns von Lactantius erzählt: Maximian beredete seine Tochter Fausta, ihm des Nachts das Schlafgemach Konstantins offen und unbewacht zu halten, um den Eidam meuchlings zu morden. Dieser veranstaltete es, daß ein Sklave die Stelle des Kaisers im Bette einnahm und als der Alte diesem den Dolch in die Brust stieß, trat Konstantin auf der anderen Seite herein und ließ dem vor Schreck wie versteinerten Meuchelmörder nur die Wahl einer Todesart frei, wie einst er dem Severus, und Maximian erhängte sich mit eigener Hand im Februar 310. — Ob dies alles nicht theatralischer Aufputz und nur erfunden ist, um das Unrecht Konstantins, seinen Schwiegervater zum Tode genötigt zu haben, etwas zu mildern?!

wahren Gott erkenne, und zugleich rief er ihn um Hilfe an zu seiner gefahrvollen Unternehmung gegen Maxentius. Er wurde erhört. Als er an einem Nachmittage vor seinen Legionen einherzog, sah er ein leuchtendes Kreuz, überhalb der Sonne, mit der Überschrift: „Durch dieses siege" (τούτῳ νίκα). Staunen ergriff ihn und seine Gefährten, — aber noch verstand er nicht des Gesichtes Bedeutung. Indem er, hierüber sinnend, am Abend eingeschlafen war, erschien ihm Christus im Traume, ein Kreuzbild, wie er es am Himmel gesehen, haltend, und befahl ihm, dasselbe nachmachen zu lassen, und sich dessen als Panier zu bedienen; dies Zeichen würde sein sicherer Schutz sein. Bei Tagesanbruch ließ Konstantin Künstler kommen und das gesehene Zeichen nachmachen; nämlich einen mit Gold überzogenen Lanzenschaft mit einer Querstange in Kreuzesform. Daran wurde ein purpurnes Tuch (nach Art unserer Kirchenfahnen) befestiget, mit Gold gestickt, und am Rand desselben waren die Bildnisse des Kaisers und seiner Söhne angehängt. Auf der obersten Spitze war eine Krone von Gold und Edelsteinen und darunter das Monogramm des Namens Christus, nämlich dessen erste zwei Buchstaben ineinander verschlungen ☧, so daß sie zugleich auf den Namen Christus und auf das Kreuz hindeuten.

Das war von nun an die Hauptfahne seines Kriegsheeres und hieß Labarum. Wo die Gefahr des Kampfes am größten war, da ließ es Konstantin hintragen, und es fehlte nie der Sieg; auch war der Träger desselben nie verwundet worden.

Den entscheidendsten Sieg errang Konstantin über Maxentius an der milvischen Brücke (jetzt ponte molle) vor Rom. Maxentius selbst ertrank in der Tiber: er wollte über die Brücke nach der Stadt entkommen, wurde aber von der fliehenden Menge in den Fluß gedrängt, und da sank er mitsamt seiner Leibwache, wie einst Pharao mit seinem Heere, wie Blei in die Tiefe. Sein Leichnam wurde aufgefangen und enthauptet; auch seine Söhne wurden hingerichtet im Jahre 312.

Konstantin zog als Sieger unter lautem Jubel der Bewohner in Rom ein, und benützte seinen Sieg auf die edelste, bisher ungewohnte Weise, indem er nicht heidnische Rache, sondern christliche Gerechtigkeit mit Milde übte. Als die Römer zum Andenken ihrer

Befreiung ein Standbild Konstantins aufrichteten, befahl er, daß die Rechte desselben die Trophäe des Kreuzes trage; dem Piedestale aber ließ er die Worte eingraben: „Durch dieses heilbringende Zeichen, das Symbol wahrer Stärke, habe ich euere Stadt vom Joche tyrannischer Herrschaft befreit.“ Noch steht heutzutage der Triumphbogen in Rom, den ihm der Senat setzen ließ, mit der Inschrift: „Dem Befreier der Stadt und dem Friedensstifter“ (Liberatori urbis, fundatori quietis).

Anmerkung. Ob die Erscheinung des leuchtenden Kreuzes für ein natürliches Meteor oder für ein eigentliches Wunder zu nehmen, ist keine historische Frage. Für Kaiser Konstantin war sie ein Zeichen oder Wunder, weil sie ihn von der Anbetung des Natürlichen ab-, zum Übernatürlichen hinleitete, ein Mittel, deren sich oft die Vorsehung bedient, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf das Ewige zu heften. Daß der Kaiser, der seine Erzählung dem Eusebius eidlich bekräftigte, wissentlich und absichtlich gezogen und falsch geschworen habe, ist eine Annahme, zu der auch die Wunderscheuen keinen Grund haben. Sie können sich aus der Phantasie, aus luftigen, wässerigen, elektrischen und anderen Spiegelungen dieses wie andere Wunder erklären. Die Verschiedenheit aber, mit welcher mehrere, auch heidnische Schriftsteller die Erscheinung beschreiben, bekräftiget es, daß hier etwas Wahres zu Grunde liege; denn sie alle reden als von etwas Außerordentlichem.

65. Maximinus Daja und Licinius.

Freiheit und Friede waren die Früchte dieses Sieges für die Kirche im Abendlande. Damit auch im Morgenlande die Leiden der Kirche abgekürzt würden, mußten noch zwei ihrer gewaltigen Feinde fallen: Maximinus, einer ihrer wütendsten Verfolger, und Licinius, der nur durch Konstantins Ansehen genötigt, sich den Christen anfangs günstig erwies, — es aber nicht redlich meinte. Beide eilten selbst ihrem Untergange entgegen.

Während Licinius mit Konstantin, nach der Schlacht an der milvischen Brücke, zu Mailand zusammenkam, überfiel Maximinus des Licinius Länder mit einer großen Heeresmacht. Licinius zog ihm mit schnell zusammengezogenen, wenn auch viel geringeren Streitkräften entgegen, wodurch Maximin bald so ins Gedränge kam, daß er in Verzweiflung Gift nahm, welches ihm jedoch nur langsam und unter entsetzlichen Schmerzen den Tod brachte, da er vorher, um die

Lust des Fraßes zum letzten Male noch zu genießen, sich den Magen überladen und so die Wirkung des Giftes geschwächt hatte. Das war das Ende dieses Christenverfolgers.

Seine Länder unterwarf sich Licinius, der nicht viel besser als der Überwundene war. Er fing an ein schnödes Leben zu führen, und die Christen von neuem zu verfolgen, nur weil er in ihnen Anhänger seines Gegners Konstantin erblickte: Zunächst entfernte er sie aus seinem Hofdienst, dann stellte er den Offizieren des Heeres die Alternative, entweder den Göttern zu opfern oder ausgestoßen zu werden. Weiters suchte er die innere Ordnung und Gliederung der Kirche zu zerstören, untersagte den Verkehr der Bischöfe untereinander, die Abhaltung von Synoden, die Unterweisung von Frauen durch die Bischöfe; in seiner Residenz Nikomedien wollte er keine Kirchen dulden, sondern wies die Gläubigen wieder auf das freie Feld, „denn die freie Luft sei der Menge zuträglicher, als die geschlossenen Kirchen in den Städten." Im weiteren Verlaufe ging Licinius zu Vermögensstrafen, Degradation, Verbannung und Verweisung in die Bergwerke über; ja, einzelne Bischöfe ließ er sogar hinrichten und den Christen würde er in seinen Ländern eine traurige Zukunft bereitet haben, wenn ihm Konstantin nicht zuvorgekommen wäre. Von Licinius mannigfach beleidigt und gereizt, war er 323 endlich genötigt, gegen ihn zu ziehen. Mehrmals besiegt, mußte nun Licinius alle seine Länder abtreten, und Konstantin als Alleinherrscher konnte von nun an ungehindert für die, der Kirche von Rechts und Gottes wegen gebührende Freiheit im Staate wirken.

66. Konstantins Verfügungen in betreff der Kirche.

Daß Konstantin den Geist des Christentums richtig aufgefaßt hatte, zeigte er auch dadurch, daß er es nirgends darauf anlegte, das Heidentum mit Gewalt zu verdrängen, oder dessen Bekenner zu verfolgen. Es mußte der trugvolle Bau des Götzendienstes, dem freien Christentume gegenüber, von selbst zusammensinken, sobald des Staates Macht ihn nicht mehr stützte. Unter allen Kaisern war Konstantin der erste, welcher diese Lage der Dinge erkannte und sich entschloß, das hinfällige Reich auf christlicher Grundlage neu zu be-

festigen und auf dieser Einsicht eben beruht die Größe dieses ersten christlichen Kaisers.

Als er durch seinen Sieg über Maxentius am Pons Milvius Alleinherrscher des Abendlandes geworden, erließ er noch in demselben Jahre 312 im Einverständnisse mit Licinius eine Verfügung, wodurch den Christen, sowie allen übrigen, die Freiheit der Religionsübung zugesprochen wurde. Im folgenden Jahre 313 gab er mit Licinius das berühmte **Edikt von Mailand.** Durch dasselbe wurde nicht nur den Christen vollständige Religionsfreiheit zugestanden und jedem Heiden gestattet, zum Christentume überzutreten; es wurde auch verordnet, daß die den Christen geraubten Kirchen und Gemeingüter wieder herausgegeben werden sollten. Bald wurden solche Staatsgesetze, welche den Christen und zumal den Priestern lästig fallen konnten, aufgehoben;[1] auch die Strafe der Kreuzigung für immer abgeschafft. Ohne die Heiden zurückzusetzen, hatte Konstantin doch seine Freude, wenn ganze Ortschaften und Städte das Christentum annahmen, und er bezeigte dieselbe durch Erteilung von Privilegien. Es wurden die öffentliche Sonntagsfeier, Unterlassung der Gerichtsverhandlungen an diesem Tage, und Stillstand der geräuschvollen Arbeiten anbefohlen, Bischöfe und Priester mit Einkünften ausgestattet und mit Rechten und Ehren bedacht. Im Vereine mit seiner Mutter Helena ließ er in großartigem Stile viele prachtvolle Kirchen erbauen, insbesondere zu Jerusalem über dem Grabe des Erlösers, sowie zu Bethlehem und auf dem Ölberge, zu Nikomedien und an der den Patriarchen heiligen Stätte von Mambre. Die Stadt aber, die er sich zu seiner Residenz auserkoren, sollte eine ganz christliche sein. Es war Byzanz, von ihm Konstantinopel genannt, und diese so herrlich gelegene, zwei Meere und zwei Weltteile verbindende Stadt

---

[1] So z. B. wurde die Lex Papia poppaea, welche befahl, daß die Hagestolzen, wenn sie zu Erben eingesetzt wurden, entweder innerhalb von hundert Tagen, vom Tode des Erblassers gerechnet, heiraten oder auf die Erbschaft verzichten mußten, zu gunsten der Geistlichen aufgehoben; und wieder — die Privilegien der heidnischen Vestalinnen, vor dem gesetzlichen Alter testieren zu dürfen, wurden auch auf die Christen ausgedehnt, welche das Gelübde der Keuschheit ablegen würden; es wurde jedem erlaubt, der Kirche von dem Seinigen so viel zu vermachen, als er wollte; der geistliche Stand ward von Kriegs- und Municipallasten und Diensten, die ihm nicht ziemlich, befreit.

wurde mit allen Zeichen des christlichen Kultus, besonders mit prachtvollen Kirchen geschmückt, für die er unter anderem fünfzig neue Handschriften der heiligen Schrift von Pergament auf das prachtvollste fertigen ließ. Heidnische Tempel, die überflüssig geworden waren, wurden zu christlichen Kirchen eingeweiht. Hie und da wurden wohl auch Götzenstatuen von den Tempelaltären genommen und dem bethörten Heidenvolke zur Anschauung gegeben, wo denn häufig der bisher gespielte Betrug der heidnischen Priester, mittels ausgehöhlter Götzenbilder, zu Tage kam. Allmählich nahm die Gesetzgebung und Verwaltung, die Sitte und das öffentliche Leben einen christlichen Charakter an. Niemand wurde gezwungen, Christ zu werden; allein die Stellung, welche jetzt das Christentum im Reiche und am Hofe einnahm, brachte es mit sich, daß viele in die Kirche eintraten, die sich mehr von den äußeren Umständen als von innerer Überzeugung leiten ließen und dann der Kirche zur Unehre und zum Schaden gereichten. Alles, was übrigens Konstantin zu gunsten der Kirche verfügte, that er auf Anfragen und auf den Rat der Bischöfe, die er besonders hochachtete und überall um sich hatte. Unwahr aber und durch die ganze Geschichte widerlegt ist die Nachricht: Er sei schon im Jahre 324 zu Rom vom Papste Sylvester getauft, dadurch vom Aussatze gereinigt worden und habe darauf dann die berühmte Schenkung, die sogenannte donatio Constantini M. gemacht, wodurch Rom und die umliegende Landschaft dem Papste als Eigentum zum Beherrschen gegeben wird. Es ist dies eine leere Fabel[1] aus dem achten Jahrhundert.

Kaiser Konstantin blieb bis an das Ende seines Lebens außerhalb der Kirche, und empfing erst in seiner letzten Krankheit, fünf-

[1] Die Nachricht beruht auf den sogenannten Acta Sylvestri, die sich aber als unecht erwiesen haben; denn 1) Konstantin übertrug seinem Sohne Konstans ganz Italien, und es findet sich keine Spur, daß das römische Gebiet ausgenommen und dem Papste gehörig wäre; 2) die nachfolgenden Kaiser übten immerhin, bis gegen das fünfte Jahrhundert die Herrschaft über Rom aus, hatten dort ihre Statthalter und ihren Senat; 3) erst durch Pipin und Karl den Großen erhielten die Päpste einige italienische Ländereien, um deren Besitz sie mit den griechischen Kaisern zu streiten angefangen hatten, als festes Eigentum und auch da noch keine vollkommene Herrschaft über die Stadt Rom.

undsechzig Jahre alt, die Taufe durch einen arianischen Bischof. Einerseits wollte er die Taufgnade nicht wieder verlieren und andererseits leitete ihn der Wunsch im Jordan, dessen Wasser der Heiland geheiligt, getauft zu werden, woran er jedoch fortwährend durch dringende Staatsgeschäfte verhindert worden war. Als er aber plötzlich den Tod herannahen fühlte, ließ er sich auf dem Schloße Achyron bei Nikomedia von Eusebius, dem Bischofe dieser Stadt, taufen und starb bald darauf noch im weißen Kleide des Täuflings am Pfingstfeste (21. Mai 337). Sein Leib wurde zu Konstantinopel in der Apostelkirche, der Ruhestätte der byzantinischen Kaiser beigesetzt. Die griechische und russische Kirche verehrt ihn als Heiligen und nennt ihn *ἰσαπόστολος*; die lateinische Christenheit hat ihm aber den wohlverdienten Beinamen „der Große" (bei den Römern Maximus) gegeben.

Anmerkung. So ausgezeichnet auch nach vielen Seiten hin Konstantins Regierung ist, so hat sie doch ihre bedeutenden und nicht zu verschweigenden Schattenseiten. Insbesondere verdient sein grausames Verfahren gegen Mitglieder seiner Familie gerechten Tadel. Obenerwähnten Fall mit Maximian abgerechnet, ließ er den Licinius und dessen Sohn Licinian töten; er schonte auch seines eigenen Sohnes Haupt nicht, des ausgezeichneten Cäsars Crispus, den er auf die Beschuldigung seiner zweiten Gemahlin Fausta: der Stiefsohn stelle ihr ungebührlich nach, hinrichten, aber auch diese in einem Glühbade umkommen ließ, da er erkannt, wie unschuldig er seinen Sohn hingeopfert. Konstantin war jähzornig und ehrgeizig, hart gegen einzelne verdiente Männer, dazu der Schmeichelei und Intriguen zugänglich, zumal in seinen letzten Jahren. Seit 330 neigte er sich immer mehr zum Arianismus hin und mischte sich gern in kirchliche Dinge, indem er sich als „Bischof der äußeren Angelegenheiten" betrachtete. Daß er sich erst am Ende seines Lebens taufen ließ, wollen manche auch zu seinem Nachteile auslegen. Doch deutet dies vielmehr auf einen frommen Zug seines Gemütes; er folgte da nur einem Vorurteile, welches die Kirche oft und eindringlich bekämpfte, da man in jener Zeit vielfach die Taufe bis zur tödlichen Krankheit zu verschieben pflegte, um so von allen Sünden auf einmal gereinigt zu werden (baptisma clinicorum).

67. Die Kirche unter Konstantins nächsten Nachfolgern.

Als Konstantin gestorben war, folgten ihm nach der von ihm getroffenen Anordnung durch Teilung des Reiches seine drei Söhne

in der Regierung: Konstantius erhielt den Osten, Konstans Italien und Afrika, Konstantin den Westen. Nachdem dieser in der Schlacht bei Aquileja (340) einem Bruder Konstans, dieser aber in Spanien den Usurpator Magnentius (350) unterlegen war, kam Konstantius (353—361) zur Alleinherrschaft. Er war ein fanatischer Arianer, der die Katholiken mit Absetzung und Verbannung bestrafte, aber auch das Heidentum mit Gewalt zu unterdrücken suchte, indem er allerorts die heidnischen Tempel schließen ließ und das Opfern mit Todesstrafe bedrohte. Schön, wenn auch vergeblich mahnte dagegen der heilige Athanasius: „Der Heiland ist sanftmütig und zwingt keinen, zu dem er kommt. Nicht durch Schwert und Geschoß, nicht durch Heeresmacht wird die Wahrheit verkündigt, sondern durch Überzeugung und Ermahnung.“ Diese eilfertige und gewaltsame Unterdrückung gab dem abgelebten Heidentume nur neue Kraft, besonders da es mächtige Unterstützung in dem nachfolgenden Kaiser fand und dies wurde 361 **Julian**, der Sohn des Konstantius, eines Stiefbruders Konstantin des Großen und der Basilina, welche wenige Monate nach Julians Geburt starb.

Dieser Julian, der sich auf den Titel eines Philosophen ungemein viel einbildete, fiel vom Christentume, in welchem er geboren und erzogen worden, in seinem zwanzigsten Lebensjahre wieder ab, daher er den Beinamen der Abtrünnige (apostata) erhielt. Da es schwer zu erklären ist, wie ein Mensch von gesundem Verstande, den christlichen Glauben mit dem thörichten Heidentume zu vertauschen vermag; da überdies Julian in seiner Regierung mitunter sich als Mann von nicht geringen Geistesfähigkeiten erwies, so verlohnt es sich der Mühe, nach den Ursachen seines schmählichen Abfalles zu forschen.

Die Hauptursache liegt ohne Zweifel in seiner verkehrten Erziehung. Als er etwa sieben Jahre alt war, wurde gleich nach Konstantins Tode, sein Vater und sein älterer Bruder nebst mehreren Verwandten von Soldaten erschlagen. Sein junges Gemüt wurde dadurch mit Schrecken und zugleich mit Widerwillen gegen seinen Vetter, Kaiser Konstantius erfüllt, der die Greuelthat nicht strafte. Dann wurde er lange Zeit, auf des Kaisers Anordnung, zu Macellum in Kappadocien, in strenger Absonderung von der Welt gehalten, wo er im Christentume unterrichtet, und sogar zum geistlichen

Stande herangebildet werden sollte — er war Lektor geworden. Allein es wurde ihm ein Christentum beigebracht, das nichts weiter war, als die Wortglauberei der arianischen Irrlehre, und es ist nicht zu wundern, daß er es nicht lieb gewann. Dagegen war ein alter Diener seiner Familie, Mardonius seines Namens, bei ihm verblieben, der ihn für die Götter-Ideale Homers zu begeistern wußte. Völlig entscheidend für die Richtung seines Geistes war seine geheime, von Konstantius streng untersagte Verbindung mit den damaligen heidnischen Philosophen,[1] die ihn in ihre vielversprechenden Geheimnisse der Theurgie (Verbindung mit der Geisterwelt) einweihten, und den eitlen Philosophen mit der Weissagung berückten, er sei von den Göttern, als ihr Liebling, zum Wiederhersteller des Heidentums berufen. Aus Furcht vor Konstantius, mußte er jedoch seine Gesinnung verbergen, und dieser Zwang mochte ihn gegen das Christentum noch bitterer stimmen, so daß er nicht mehr fähig war, dasselbe ernstlich zu prüfen. Als er im Jahre 360 nach Gallien als Statthalter beordnet und dort bald von den Legionen zum Augustus ausgerufen wurde, trat er unter einem als Feind des Konstantius und des Christentums auf.

Seines kaiserlichen Widersachers, des Konstantius, war er bald los, denn dieser starb auf dem Kriegszuge gegen 361; aber das Christentum war freilich nicht zu besiegen, so klug und fein er auch seine Vernichtungspläne angelegt hatte.

68. Julians Anstalten zur Belebung des Heiden- und Unterdrückung des Christentums.

Julian hatte zwar den philosophischen Grundsatz ausgesprochen, es dürfe niemand zu einer religiösen Überzeugung gezwungen werden, doch war er nicht Philosoph genug, demselben immer treu zu bleiben.

---

[1] Während seines Aufenthaltes zu Nikomedien verschaffte er sich nämlich heimlich die Vorträge des heidnischen Rhetors Libanius und pflegte Umgang mit heidnischen Theurgen, besonders mit Maximus von Ephesus. Durch die Gunst der Kaiserin Eusebia durfte er jedoch später die Schulen Athens besuchen; daselbst prunkte er mit dem Philosophenmantel und der zugleich dort weilende Gregor von Nazianz rief prophetisch dabei aus: „Welches Unheil erzieht sich das römische Reich in diesem Menschen!“

Seine überschwengliche Neigung zu seinen Göttern bezeugt der Heide Ammianus mit der spöttischen Bemerkung: „Er schlachtete unzählige Opfer dergestalt, daß, wenn er länger gelebt hätte, es vielleicht an Rindern würde gefehlt haben.“ Übrigens giebt er in allen seinen Anordnungen, womit er dem gefallenen Heidentume wieder aufhelfen wollte, gegen seinen Willen, der katholischen Kirche das schönste Zeugnis. Was diese Treffliches in ihren Einrichtungen hatte: Volksunterricht, Armenpflege, Kirchenzucht, selbst Klöster, — alles wollte er auf den heidnischen Boden hinüberpflanzen, ohne einzusehen, daß derselbe zu solcher Pflanzung ganz ungeeignet war. Dabei ärgerte er sich in seinen Schriften,[1] daß die „gottlose“ Religion der Christen so unerreichte Beispiele von Tugend, von Liebe und Wohlthätigkeit hervorbringe, — die in der heidnischen nirgends vorkommen.

Die Christen, die er immer spottweise „Galiläer“ nennt, suchte er auf alle Weise zu demütigen. Selbst scheinbare Gnadenbezeigungen hatten nur diesen Zweck. So ließ er alle unter dem Vorgänger verbannten katholischen Bischöfe auf ihre Sitze zurückkehren, jedoch in der Absicht, die Verwirrung unter den Christen (zwischen Arianern und Katholiken) zu vergrößern, und in der Hoffnung, sie würden sich gegenseitig aufreiben. Was die früheren Kaiser zu gunsten der Kirche und Geistlichkeit angeordnet hatten, schaffte er wieder ab, verlangte sogar Ersatz für alles früher Verbrauchte, so daß einzelne Kirchen ganz verarmten. Um die Christen der Unwissenheit und Bedeutungslosigkeit preiszugeben, schloß er sie von allen Schulen und Staatsämtern aus.

Höchst gemein war der Bescheid, den er gewöhnlich den Christen gab, wenn sie über erlittene Ungerechtigkeit und Bedrückung bei ihm Klage führten: „Es steht ja,“ pflegte er zu erwidern, „in eueren

---

[1] Die bedeutendste darunter sind seine „Winterabende von Antiochien“, worin er das Christentum als eine menschliche Erfindung, aus den schlechtesten Elementen des Juden- und Heidentums bestehend, zu brandmarken sucht. Außer den Winterabenden, deren eigentlicher Titel nicht mehr bekannt ist, besitzen wir noch zwei kleinere Abhandlungen von ihm, die Caesares und den Misopogon: erstere, eine Satyre auf Konstantin den Großen, verhöhnt die christliche Taufe und Buße; letztere, gegen die Bewohner von Antiochien gerichtet, verunglimpft mehr das Leben der Christen, deren Religion nebenbei auch einige Seitenhiebe erhält.

heiligen Schriften: Selig sind die Armen — und die, welche Verfolgung leiden."

Besonders bemerkenswert ist der Versuch Julians, die Weissagung Christi in betreff des Tempels zu Jerusalem zu Schanden zu machen. Er rief die Juden der ganzen Welt auf, ihr Heiligtum wieder herzustellen, und unterstützte sie mit Geld und That. In Jubel darüber schickten sich die Juden, unter Beibringung großer Schätze, zum Wiederaufbau an. Aber durch wiederholte Wunder wurde das Unternehmen schon beim Beginne vereitelt. Den bei Tage gegrabenen Grund fand man über Nacht zerstört; und später wurde der schon angefangene Bau durch ein Erdbeben samt den nächsten Gebäuden zertrümmert; zuletzt kam Feuer aus der Erde und vertrieb die Arbeiter. Daß diese wunderbare Thatsache gewiß auch wahr sei, beweist die Nachricht des heidnischen Ammianus Marcellinus, welcher als Augenzeuge sagt: „Bei wiederholtem Versuche brachen an dem Orte der Grundlegung fürchterliche Feuerklumpen (metuendi globi flammarum) heraus, so daß sich niemand mehr dahin wagte, nachdem bereits mehrere verbrannt worden waren, und da der hartnäckige Widerstand des Feuers nicht nachließ, hörte die Unternehmung auf, und der Ort wurde unzugänglich." So hatte der wahnwitzige Philosoph durch sein Beginnen nicht nur die Weissagung nicht vereitelt, sondern vielmehr erst ganz buchstäblich erfüllt, indem jetzt auch in den tieferen Grundmauern des vorigen Tempels, durch das Ausgraben derselben, „kein Stein auf dem anderen" gelassen wurde.[1] Auch Schriften voll der Bitterkeit verfaßte er gegen die ihm verhaßte christliche Religion.[2] Doch befreite Gott seine Kirche bald von diesem heimtückischen Gegner. Nach einem rastlosen vergeblichen Leben fiel er im dritten Jahre seiner Regierung im Kampfe gegen die Perser, und soll, nach einer Überlieferung bei Sozomenus,[3] noch sterbend seinen Ingrimm geäußert, Blut aus seiner Wunde zum Himmel geschleudert und gerufen haben: „Du hast gesiegt, Galiläer!" Das prophetische Wort des großen Athanasius über Julians Wüten: „Es ist nur eine Wolke, die bald vorüberzieht," hatte sich bewährt.

---

[1] Matth. 24, 2. [2] Vgl. Note der vorhergehenden Seite. [3] VI. 2.

69. Allmählicher Untergang des Heidentums.

Wie ein Licht, das keine Nahrung mehr hat, noch einmal hell aufflackert, dann erlischt, und nur noch eine Zeit lang fortglimmt, so war es mit dem Heidentume. Unter Julian hatte es die letzten Anstrengungen gemacht, doch war er der letzte heidnische Kaiser, und vermochte dem fallenden Götterhimmel mit all seiner Gewalt und Klugheit so wenig mehr aufzuhelfen, daß nach etwa zwanzig Jahren, nur an einzelnen entlegenen Ortschaften noch Heiden zu finden waren, daher der Götzendienst von dort an Paganismus (in pagis, Dorf- oder Bauernreligion) hieß.[1]

Mit Julian war die zahlreiche Familie Konstantins des Großen gänzlich erloschen, und es begann wieder das Heer die Kaiser auszurufen. So kam zunächst der Kriegsoberste **Jovian** auf den kaiserlichen Thron, ein wackerer Mann, der sich unter Julian unerschrocken als Christ behauptet hatte und nun allgemeine Religionsfreiheit gewährte, ohne gerade weiter Besonderes für die christliche Kirche zu thun. Seine Regierung war leider nur von sehr kurzer Dauer, da er schon im darauffolgenden Jahre 364 starb.[2] Nach ihm kamen Valentinian und Valens, die das Reich zum Behufe einer besseren Verteidigung gegen die von allen Seiten drohenden Barbaren unter sich teilten; jener regierte von 364—375 den Westen, dieser, ein Arianer, von 364—378 den Osten. Es folgten ihnen dann **Gratian** (375 bis 383) und **Theodosius** (379—395). Der zuerst Genannte legte den Titel eines Pontifex maximus ab, konfiszierte die Tempelgüter, hob die meisten Privilegien der Priester und vestalischen Jungfrauen auf und entzog ihnen den Unterhalt aus der Staatskasse. Auch ließ

[1] Das Wort paganus für „Heiden" kommt zuerst in einem Edikt Valentinians 367 vor, Cod. Theod. XVI. 2, 18.

[2] Er hatte ein tragisches Ende. Nachdem er mit den Persern gezwungen einen ziemlich ungünstigen Frieden geschlossen hatte, trachtete er, mit sehnlichstem Verlangen und gerechter Hoffnung zu Konstantinopel und zu Rom erwartet, freudig dahin. An der Grenze von Galatien in Dadästena übernachtete er in einem neuen Hause, wo man glühende Kohlen in sein Schlafzimmer gestellt hatte, um die Mauern auszutrocknen; am anderen Morgen fand man ihn erstickt in seinem Bette, 17. Februar 364.

er die Statue der Victoria im Senatsgebäude zu Rom, wo einst die Senatoren zu schwören und zu opfern pflegten, wegschaffen, und sein Bruder und Nachfolger **Valentinian** II. (383—392) verweigerte die geforderte Wiederherstellung.

Unter Theodosius war nach Besiegung des Thronräubers Maximus, und nach Ableben Valentinians II., das ganze römische Reich zum letzten Male unter einem Haupte vereinigt (394). Kaiser Theodosius war ein trefflicher Regent; Ordnung und Ruhe in Staat und Kirche lag ihm am Herzen. Schon 380 gab er das berühmte Gesetz gegen Heiden und Irrlehrer: „daß alle seine Völker der Religion zugethan sein sollen, welche der Apostel Petrus den Römern hinterlassen hat, und zu welcher sich des Petrus Nachfolger, Damasus, bekennt. Nur die Glaubensgenossen dieser Lehre dürfen sich Katholiken nennen, und die anderen sollen in Erwartung göttlicher Strafen auch noch bürgerliche Strafen zu fürchten haben."

Nun ging das Heidentum, an welchem nur noch wenige vornehme Familien und ein Teil des Pöbels zähe festhielten, seinem gänzlichen Untergange rasch entgegen, die Orakel verstummten jetzt, und die sibyllinischen Bücher wurden verbrannt.[1] Nur die öffentlichen

---

[1] Dies geschah auf Befehl Stilichos, des Feldherrn des nachmaligen Kaisers Honorius. Die **Sibyllen** waren das einzige Element des ganzen Heidentums, worin sowohl das Juden- wie das Christentum einen religiösen Anknüpfungspunkt finden konnte; sie beide haben deshalb auch sibyllinische Bücher benützt und zu ihren Gunsten umgearbeitet. In dieser Umarbeitung sind sie jetzt noch erhalten. Wie ungefähr aber die ursprünglich heidnischen Sibyllen ausgesehen haben mögen, davon kann uns die unverletzt aus dem Heidentum herüber gerettete nordisch-germanische Sibylle, die uns in der älteren Edda, dem Sagenbuch des nordisch-germanischen Heidentums, erhalten ist, die Voluspa, ein Bild geben. Danach verkündeten die sibyllinischen Bücher die von Gottes Ratschluß verhängten großen Ereignisse der Weltgeschichte vom Anfang bis zum Untergange der Welt, insbesondere das Kommen des großen Königs und Gottessohnes, der auch den ersten Menschen erlösen würde. Man hat sich unter der Sibylle keine historische Persönlichkeit zu denken, sondern die Weissagung wurde personifiziert und Sibylle dann genannt. Dieser Name ist von *Σιὸς βυλή* (äolisch für *Διὸς βουλή*) abgeleitet und bedeutet somit „Gottes Ratschluß". Ob ihres Inhaltes wurden die Sibyllen von den christlichen Schriftstellern auch in apologetischer Absicht benutzt, um die Heiden auf den von ihren eigenen Propheten verkündeten König-Messias hinzuweisen. Dann aber mußten auch hinwiederum die Sibyllen, da sie bei dem christlichen Volke besonders in ihrer

Opfer duldete der Kaiser noch in den größeren Städten, verhinderte jedoch trotz der Schutzschrift des Libanius nicht die oft allzu stürmische Zerstörung der Tempel, deren Schließung er 384 gebot. Ein Aufstand der Heiden in Alexandrien hatte die Niederreißung aller Tempel in dieser Stadt zur Folge; auch das prachtvolle Serapejon nebst der Bildsäule des Serapis wurde so 391 zerstört. Auf seiten der Christen geschah mancherlei Gewaltthat, wie die Ermordung der alexandrinischen Philosophin Hypatia 415. Ohne solches Einschreiten eines ungezügelten blinden Eifers wäre aber der Sieg über das Heidentum vielfach erfreulicher gewesen.

Theodosius hielt mit starker Hand den wankenden Staat noch aufrecht und teilte vor seinem Ende, 395, das Reich unter seine beiden Söhne: Arkadius für den Orient und Honorius für den Occident. Von jetzt an blieben diese beiden Gebiete getrennt, und während sich der Orient noch über ein Jahrtausend behauptete, ging das abendländische römische Reich rasch seinem Ende entgegen.

70. Fall des abendländischen römischen Reiches.

Unter Honorius und seinen Nachfolgern bietet die Geschichte des abendländischen römischen Reiches eine ununterbrochene Reihe von Zwistigkeiten und Empörungen im Innern und feindlichen Angriffen von außen. Diese feindlichen Angriffe kommen von den allseitig heranstürmenden Völkern (Völkerwanderung), welchen die Römer zwar den verächtlichen Namen Barbaren beilegten, denen sie jedoch bald überall weichen mußten, und die von der göttlichen Vorsehung dazu bestimmt waren, eine neue bessere Ordnung der Dinge in Europa herbeizuführen.

Schon Marcus Aurelius mußte seine ganze Macht aufbieten, um die Nordgrenze an der Donau zu bewahren. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts wurde der Andrang stärker, und Decius fiel 251 bereits gegen die Goten. Seit den Zeiten des Honorius aber

---

veränderten Gestalt fast den jüdischen Propheten gleich zur Geltung gekommen waren, umgekehrt bei den Christen Einfluß üben auf die Gestaltung der christlichen Vorstellung von den künftigen Dingen. So erklärt es sich auch, wie der Chiliasmus gerade in den ersten Jahrhunderten so sehr in Aufnahme kam.

wurde eine Provinz nach der anderen eine Beute verschiedener Völker, und selbst Rom wurde 410 von den Westgoten unter Alarich genommen und geplündert. Bald darauf waren Spanien, Gallien, Helvetien, Britannien und Afrika in den Händen der Alanen, Franken, Burgunder, Pikten, Vandalen und anderer Völker.

Rom jedoch, die alte Weltstadt, nach welcher die siegenden Barbaren lüstern ihre Blicke richteten, wurde gerettet, und zwar — durch die Päpste. Wir lassen hier den berühmten protestantischen Geschichtsforscher Johannes von Müller sprechen, welcher in seinen „Reisen der Päpste" also schreibt:

„Attila, König der Hunnen, glaubte sich geboren, alle Staaten zu erschüttern; er nannte sich die Geißel Gottes, den römischen Kaiser nannte er seinen Sklaven. Er zog einher an der Spitze von siebenhunderttausend Mann; jedes Volk war unter der Anführung seines Königs; die Menge der Könige beobachtete, wie gemeine Soldaten, den Wink des Attila, alles, was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne einigen Widerstand. Er zog einher voll Rachbegierde wegen einer verlorenen Schlacht; er zog nach Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergang büßte, als von Vicenza, von Pavia, von Mailand nichts übrig war, als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Flusse Menzo, der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat unternahm die Errettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt. Aber der Papst **Leo** nahm den Bischofsstab in seine Hand und wagte sich in das hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König und Geschenke für seinen Rat. Es wurde gesagt und geglaubt, Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden; Alarich habe dieses weiland erfahren, als er die Eroberung wenige Tage überlebt; Athaulf sei in der Blüte seiner Waffen gefallen. Attila zog sich zurück 452. Also wurde Rom durch Leo gerettet.[1]

---

[1] So außerordentlich erschien das Ergebnis dieser Zusammenkunft der Geißel Gottes mit dem Gesalbten des Herrn, daß beide Völker verschiedene wunderbare Umstände damit verknüpften. Nach der Sage der Barbaren stieg hinter dem Bischof der ewigen Stadt die Gestalt des Kriegsgottes auf und drohte Attila mit hocherhobener Rechten. Nach der Sage der Christen erhoben hinter Leo sich die Gestalten der Apostelfürsten Petrus und Paulus

Eben dieser Papst beschirmte Rom wider die Flammen Genserichs, Königs der Vandalen, dessen Wut Karthago empfunden. Der ganze Adel und ein großer Teil des Volkes nahm die Flucht in das Gebirge, in die Felsenhöhlen und Wälder. Ganz Campanien, die Paläste, die berühmten Gärten und schönen Landhäuser der Scipionen, Luculli, M. Tullii und beider Plinier brannten: Capua, die die Seele des größten Karthaginensers erweicht hatte, wurde durch diese neuen Afrikaner von Grund aus umgekehrt; verbrannt wurde Nola, die Geburtsstadt Augusti. Als nun Schwert und Feuer keine Sache noch Person schonten, erhielt Leo durch Flehen und Geschenke, daß Rom nicht in einen Steinhaufen verwandelt würde (455).

Die Kaiser, umringt von Weibern und Eunuchen, stritten indes über beide Naturen und beide Willen in Christo, sie, die keinen Willen hatten. Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Papst mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden."

Noch zwanzig Jahre nach diesem letzteren Ereignis dauerte das Scheinleben des römischen Reiches, das von Romulus gegründet und von Augustus zum höchsten Flore gebracht worden war; — es fiel endlich unter Romulus Augustulus. Odoaker, Heerführer der Truppen, die in römischem Solde standen, meist Heruler und Rugier, rief das Ende des römischen Reiches aus, und nannte sich König von Italien, 476.

71. Ausbreitung des Christentums in Asien und Afrika.

Wenden wir nun unseren Blick den entfernteren Völkern zu, und wir werden auch da Gottes wunderbare Wege erkennen, wie er dort das Licht des Evangeliums den Völkern hinsendet, da wieder andere Völker zum Lichte herankommen läßt.

1. In **Persien** war das Christentum seit den Zeiten der Apostel bekannt, zur Zeit Konstantins aber machte es dort die er-

---

und schüchterten durch ihren Anblick den Hunnenkönig ein. Diese Legende ist unstreitig eine der schönsten und edelsten in dem reichen Schatze der heiligen Sagen. Sie hat auch Raphael Sanzio da Urbino zu einer seiner herrlichen Schöpfungen begeistert.

freulichsten Fortschritte; denn Konstantin empfahl in einem Schreiben an König Sapor (Schapur) die Christen dem königlichen Schutze. Doch nach Konstantins Tode hatte auch die persische Kirche Gelegenheit, ihren Anteil an heiligen Bekennern und Blutzeugen dem Himmel zu liefern: es entstand eine blutige Verfolgung, in welcher Tausende geopfert wurden. Auch hier hatten die Juden ihre Hände im Spiele und erhielten dafür den herrlichen Tempel der Christen in Seleucia zur Synagoge, 341. Es erhielt sich zwar das Christentum unter mannigfachen Schicksalen noch weiter, aber es ward seit dem fünften Jahrhunderte durch die nestorianische Irrlehre ganz entstellt.

2. In **Armenien** erhielt das Christentum um diese Zeit eine feste Begründung besonders durch Gregorius Illuminator, welcher 302 selbst den König Tiridates III. und einen großen Teil des Volkes taufte. Dasselbe aber verwarf später (im Jahre 596 auf der Synode von Dovin) das Konzil von Chalcedon, trennte sich von der katholischen Kirche und trat zum Monophysitismus über.

3. Nach **Iberien** (Georgien) brachte um 325 Nunia, eine christliche Jungfrau, die als Sklavin dort dienen mußte, das Licht des Christentums; denn Gott hat dieser seiner frommen Dienerin auch die Gnade wunderbarer Heilung verliehen. Geistliche, die Kaiser Konstantin dahinschickte, vollendeten das durch eine arme Magd begonnene Werk.

4. **Abyssinien** wurde ebenso durch zwei fromme christliche Jünglinge, Frumentius und Ädesius, die in die Gefangenschaft geraten waren, um das Jahr 316 mit dem Christentume beglückt. Dieselben begleiteten nebst anderen ihren Oheim Meropius auf einer Entdeckungsreise und blieben verschont, während all ihre Reisekollegen ermordet wurden. In die Hauptstadt Axuma gebracht, gewannen sie die Gunst des Königs. Nach erhaltener Freiheit kehrte Frumentius, vom heiligen Athanasius zum Bischofe geweiht, nach Abyssinien zurück, und wirkte mit so glücklichem Erfolge, daß sich dort das Christentum noch bis auf unsere Tage, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen Reinheit, erhalten hat.

72. Ausbreitung des Christentums in Europa.

Was der Prophet Isaias, Kapitel 60, von einer großen Bewegung der Völker zu dem Lichte hin geweissagt hatte, geht um diese Zeit in großartige Erfüllung. In der Völkerwanderung drängen die Bewohner des Nordens und Ostens sich gleichsam dem neu aufgehenden Lichte des Christentums entgegen, uud es ist dabei eine bemerkenswerte Erscheinung, wie — nach den Worten desselben Propheten, 60, 12, „das Volk und das Reich, das Dir nicht dient, wird untergehen," — Völker, die das sanfte Joch Christi von sich abweisen, bald vom Schauplatze der Geschichte verschwinden, soviel Lärm sie auch gemacht hatten, — wie die Hunnen; während andere, — wie z. B. die Franken, durch christliche Einrichtungen sich eine lange und blühende Dauer sicherten.

1. Die **Goten** sind die ersten unter den wandernden Völkerstämmen, die die christliche Bildung aufnahmen. Sie zogen im zweiten Jahrhunderte von Skandinavien herab, südöstlich in die Gegenden der Donau bis hin zum schwarzen Meere, als Ost- und Westgoten. Durch Gefangene erhielten sie zuerst um die Mitte des dritten Jahrhunderts Kunde vom Christentume, und auf dem Konzil zu Nicäa 325 erschien schon ein Bischof der Goten (Theophilus). Leider wurde ihnen bald durch Kaiser Valens die arianische Irrlehre aufgedrungen, der ihnen unter diesen Bedingungen Wohnsitze in seinen Staaten bewilligte. Berühmt ist ihr Bischof **Ulfilas**, um 370, besonders dadurch geworden, daß er die gotische Buchstabenschrift schuf, und die Bibel ins Gotische übersetzte. Die Westgoten zogen dann über Italien nach Spanien, wo sie gegen Ende des sechsten Jahrhunderts unter Reccared[1] zur katholischen Kirche zurückkehrten. Dieser

[1] Sein Bruder Hermenegild aber wurde auf Befehl ihres arianischen Vaters Leovigild des katholischen Glaubens halber gemartert und getötet. Hermenegild war durch Leander, Bischof von Sevilla, und durch seine Gemahlin Ingundis, eine französische Prinzessin, bekehrt worden. Dadurch zog er sich den Haß des Vaters zu, welcher, von seiner zweiten Gemahlin Goswinthe verleitet, nach Ursachen zu suchen begann, wie er ihn verderben könnte. Hierdurch wurde wohl Hermenegild genötigt, die Waffen zu ergreifen. Dieser Aufstand wird von einigen als Rebellion, von anderen als Notwehr aufgefaßt. Die eigentliche und

König zwang niemand zur Annahme der katholischen Religion, wohl aber unterstützte er nach Kräften die Bischöfe, welche im Jahre 589 das große Nationalkonzil von Toledo feierten, restituierte die geraubten Kirchengüter und erlaubte den verbannten Katholiken die Rückkehr. Verderblich für die Kirche Spaniens war aber die Herrschaft des Königs Wamba, welcher 680 alle Geistlichen zum Kriegsdienst verpflichtete, und die Regierung des grausamen Königs Wittiza, dessen Söhne die Mohammedaner nach Spanien riefen, die im Jahre 711 dem westgotischen Reiche ein Ende machten. Dagegen wurde das Reich der Ostgoten, die am Arianismus festhielten, schon viel früher durch die berühmten Feldherren Belisar und Narses vernichtet.

2. Die **Vandalen** hatten mit dem Christentume auch den arianischen Irrtum aufgenommen, blieben aber bis zu ihrem Untergange ein wildes Volk, und „Vandalismus" ist von ihrer Vernichtungswut hergenommen. Aus Spanien, wo sie von den Westgoten bedrängt wurden, setzten sie, vom rebellischen römischen Comes Bonifacius gerufen, nach Afrika hinüber (428), wo sie den Katholiken die grausamsten Verfolgungen bereiteten, in denen besonders der Episkopat und der Adel zu leiden hatten. Seit 437 trat König Geiserich feindselig gegen die katholische Kirche auf: er verbannte, nach Eroberung Karthagos den dortigen Erzbischof samt einem großen Teile seines Klerus und die Verbannten wurden auf gebrechlichen Fahrzeugen überdies den Wogen des Meeres preisgegeben. Nach wenigen Jahren des Friedens begann 481 Hunerich, der neue König, die Katholiken noch mehr zu bedrücken, als sein Vater. Eine wunderbare Begebenheit, womit Gott seine Kirche in dieser Verfolgung verherrlichte, ist hier hervorzuheben. Auf Hunerichs Befehl wurden dreihundert Katholiken zu Typasus die Zungen aus dem Halse geschnitten, im Jahre 484. Die so unmenschlich Verstümmelten konnten jedoch vernehmlich und gut sprechen wie vorhin. Die zuverlässige Wahrheit dieses Wunders verbürgen Augenzeugen; und mehrere Schriftsteller jener Zeit sprechen mit Staunen davon.

Kaiser Justinians Feldherr Belisar machte dem arianischen Vandalenreiche in Afrika ein Ende, 533.

---

wahre Ursache seiner Ermordung aber war seine Weigerung, von einem arianischen Bischof die Kommunion zu empfangen.

3. Die **Longobarden** rückten unter Alboin 568 aus Pannonien in Italien ein, um welche Zeit sie bereits Arianer waren. Auch von ihnen hatte die katholische Kirche manches zu erdulden, bis sie selbst durch die Bemühungen Gregors des Großen, des römischen Papstes, in dieselbe zurückgeführt wurden, um 600. Karl der Große machte 774 dem longobardischen Reiche ein Ende.

4. Die **Franken**, in Gallien und den deutschen Grenzländern, sind für die abendländische katholische Kirche, durch ihren Übertritt zum Christentume, das bedeutsamste Volk geworden. Chlodwig war um 500 ihr Heerführer, und seine katholische Gemahlin Chlotilde, eine burgundische Prinzessin,[1] hatte schon lange sich vergebens bemüht, ihn zu bekehren. Da erkannte er endlich Christum als den Retter in der Not. Als er in der Schlacht gegen die Alemannen bei Zülpich 496 ins Gedränge kam und seine Schlachtordnung zu wanken begann, da nahm er seinen Helm vom Haupte, kniete nieder und erhob seine Hände zu dem Gott, den seine Chlotilde anbetete, mit dem Versprechen, sich zu ihm zu bekehren, wenn er ihm den Sieg verleihen würde. Er hatte nicht vergebens gefleht. Er gewann einen glänzenden Sieg, und Alemanniens Selbständigkeit ging an diesem Tage verloren. Chlodwig, seinem Versprechen getreu, ließ sich unterrichten und munterte auch seine Krieger auf, dem Gott sich zuzuwenden, der ihnen den Sieg verliehen. Er wurde am nächsten Weihnachtsfeste vom Bischofe Remigius mit mehr als dreitausend Edlen getauft,[2] und seinem Beispiele folgte bald das ganze Volk. Seit jener Zeit bis zur französischen Revolution war es üblich, daß die Könige von Frankreich zu Rheims nach christlichem Gebrauche sich krönen und salben ließen, wobei man sich jenes Ölfläschchens (ampula Rhemensis) bediente, welches bei Chlodwigs Taufe eine Taube gebracht haben soll,[3] als der Träger des Chrisam durch die

---

[1] Die Burgunden waren von der Weichsel bis zur Rhone vorgedrungen, wo sie das burgundische Reich gründeten. Teilweise wurden sie arianisch, teilweise katholisch. Allmählich vereinten sie sich sämtlich mit der Kirche. 534 wurde Burgund fränkisch.

[2] „Mitis depone colla, Sicamber, adora quod incendisti, incende quod adorasti,“ sprach dabei Remigius zum „Konstantin des Abendlandes“, als welcher Chlodwig so häufig bezeichnet wurde.

[3] Gleichzeitige Schriftsteller, wie Gregor von Tours, Avitus von Vienne

dichte Volksmenge nicht durchdringen konnte. Es wurde dieses Ölfläschchen zur Revolutionszeit 1794 in vandalischer Weise auf Befehl des Bürgers Rühl zertrümmert.

5. **Irland.** — Eine besondere Teilnahme erweckt diese „grüne Insel" in dem geschichtskundigen Katholiken. Ursprünglich von einem Volke bewohnt, dessen Roheit und Wildheit Hieronymus[1] als außerordentlich schildert, — heißt dieses Land später bald „die Insel der Heiligen" und entsendet seine Glaubensboten über das Meer, zur Vertilgung der letzten Reste des Heidentums auf dem festen Lande. — Und welche Leiden hat die dortige katholische Kirche im Laufe der letzten drei Jahrhunderte unter dem Drucke des protestantischen England durchgemacht, ohne sie bis jetzt noch beendet zu sehen! Und dennoch steht und wächst dort kräftig und herrlich die heilige Kirche, wie kaum irgendwo anders!

Patricius ist der Glaubensapostel dieses merkwürdigen Landes, und er wurde von der Vorsehung eigens hierzu vorbereitet. Wahrscheinlich in der Pikardie geboren, kam er etwa sechzehn Jahre alt, von Seeräubern gefangen, nach Irland, wo er das Vieh eines Fürsten dieser Insel hüten mußte, um 400. In Einsamkeit, Elend und Not lernte er den Wert und die Kraft des Gebetes kennen, welches auch fortan seine liebste Beschäftigung blieb. Aus dieser, und dann auch aus einer zweiten Gefangenschaft erlöst, zog es ihn unaufhaltsam hin zu den unglücklichen Bewohnern des schönen Landes, um sie für Christum zu gewinnen. Dazu hatte er sich in Galliens Klöstern in der Wissenschaft und Ascese gebildet, und des Papstes Cölestin Segen und Sendung erhalten, 432. Zwar war schon vor ihm der römische Diakon Palladius dort und scheint christliche Gemeinden gebildet zu haben; aber, nach einem irischen Sprichwort, nicht dem Palladius, sondern dem Patricius verlieh Gott die Bekehrung der Irländer. Zum Bischofe geweiht, fing er sein großes Werk an, und da Sprache und Sitte des Volkes ihm wohlbekannt waren, da sein heiliger Wandel und ungemein strenge Lebensweise auch dem rohen

---

und selbst Remigius, schweigen hiervon; erst Hinkmar erzählt dieses Wunder gegen Ende des neunten Jahrhunderts in Vita s. Remigii. Im Jahre 1801 erschien eine eigene Schrift, eine Abbildung und kurze Abhandlung über diese Ampulle enthaltend.

[1] Epist. 83 ad Ocean.

Volke ehrwürdig erschienen, da ihm überdies auch die Gabe der Wunder verliehen war, und er eine lange Reihe von Jahren wirkte, so konnte sein Wirken nicht ohne Erfolg bleiben. Diesen Erfolg auch für die Zukunft zu sichern, sorgte er für Schulen und Kirchen, und stiftete insbesondere mehrere Klöster als feste Sitze der Wissenschaft und Frömmigkeit. Die Kirche von Armagh erhob er zur Metropole der Insel.

Da die Stürme der Völkerwanderung Irland verschont hatten, so strömte aus den von Patricius gegründeten Schulen und Klöstern, Jahrhunderte hindurch, das Licht des Christentums nach fast allen Ländern des Abendlandes aus, und die bis auf die neuesten Zeiten herab bewährte feste Glaubenstreue der Irländer verkündet noch heutzutage den Ruhm des großen Patricius.

6. Die **Angelsachsen** beharrten noch im Heidentume, als schon fast alle Völker um sie herum die christliche Lehre angenommen hatten. Die Britten in dem heutigen England hatten das Christentum schon unter den Römern aufgenommen. Jetzt, wo die Römer sich von der Insel zurückzogen, hatten die Britten gegen die Einfälle der Pikten und Skoten, die vereinigten Angeln und Sachsen zur Hilfe beigerufen. Aber die Angelsachsen wurden aus Verteidigern — Unterdrücker, nahmen Britannien für sich und vertilgten das dortige Christentum bis auf einige Gegenden in den Gebirgen von Walis, wohin sich die Britten flüchteten. Da entstanden allmählich sieben sächsische Königreiche, die sogenannte Heptarchie, und vielfache Fehden, teils unter sich, teils mit den alten Bewohnern, brachten einige Jahrhunderte lang viel Unheil über diese neuen Staaten. Papst Gregor der Große erbarmte sich dieses Volkes. Er hatte einst auf dem Sklavenmarkte zu Rom sehr wohlgebildete angelsächsische Jünglinge zum Verkaufe ausgestellt gesehen.[1] Es schmerzte ihn, daß

[1] Die Sklavenjünglinge waren von weißer Farbe, blauem Auge und wallendem Haupthaar. Tiefbewegt von ihrem Anblicke rief er: „Wie, Menschen von so lichtem Angesicht sollen ewig Genossen des Reiches der Finsternis sein!" und fragte: „Wie heißt das Volk, zu dem ihr gehört?" — Die Angeln. — „Angeli, der Engel Genossen sollen sie werden!" rief Gregor, der sogleich an Überirdisches dachte. „Aus welcher Provinz seid ihr?" — Aus Deira. — „De ira, vom Zorne Gottes sollt ihr erlöst werden. Wie heißt euer König?" — Ella. — „Halleluja sollen sie einst singen," sprach Gregor und faßte den Plan der Christianisierung Englands.

ein Volk von so edlen Körperformen noch dem häßlichen Heidentume diente, und er entsandte den Abt Augustin mit vierzig Benediktinermönchen dahin, um denselben das Evangelium zu bringen, um 600.

Die Glaubensboten landeten in dem Gebiete des Königs Ethelbert, dessen Gemahlin Bertha, eine fränkische Prinzessin, schon Christin war. Wohlwollend nahm sie der König auf und erlaubte ihnen, die frohe Botschaft überall zu verkünden. Der Eifer der Missionäre und ihr heiliger Wandel gewann ihnen zahlreiche Anhänger und der König selbst ließ nach kurzem Zögern sich taufen. Allmählich folgten auch die übrigen Könige der sogenannten Heptarchie mit ihren Unterthanen diesem Beispiele. Das kluge Vorgehen der Missionäre, welche die heidnischen Tempel nicht abbrachen, sondern in Kirchen verwandelten, die Opfermahlzeiten zu einer Art von Agapen umgestalteten und selbst in der Liturgie den Anschauungen der Angeln Rechnung trugen, bewirkte massenweise Bekehrungen: in etwa achtzig Jahren war das schöne Werk vollendet, — Angelsachsen war ein christliches Land. Canterbury, welches Augustin statt London bestimmte, und York wurden Metropolen, deren jeder zwölf Bistümer untergeordnet wurden. Vieles zur weiteren Befestigung und Verbreitung des Glaubens leisteten die Klöster, deren Mönche Schulen gründeten, den Klerus heranbildeten und unter dem Volke christliche Sitte und friedliches Leben begründeten. Hochverdient unter diesen Männern ist Beda der Ehrwürdige † 735, der Begründer der christlichen Wissenschaft unter den Angeln.

7. Die dritte der britischen Inseln, **Schottland** oder Caledonia, verehrt als Apostel den Irländer Columba. Durch vierunddreißig Jahre arbeitete dieser „insularische Streiter", wie ihn sein Biograph Adamann nennt, an der Bekehrung der Schottländer und seine vorzüglichste Stiftung war das Kloster auf der Insel Hy oder Jona (J-Kolmkil), von wo aus nach seinem Tode (597) das von ihm begründete Kirchenwesen gepflegt und befördert wurde. Dasselbe hatte lange Zeit einen wesentlich klösterlichen Charakter: Die Geistlichen waren Mönche, die Oberleitung führten die Äbte von Jona, obwohl sie nach dem Vorgang des Stifters stets nur Priester waren. Weltgeistliche treten erst im achten Jahrhundert auf. Eine Diöcesaneinteilung wurde erst im zwölften Jahrhundert vorgenommen.

73. Das Christentum in Noricum und Pannonien.

In die südlichen Provinzen der heutigen österreichischen Monarchie, nach Noricum und Pannonien, drang das Christentum frühzeitig, bald nach dem Beginne der römischen Herrschaft in diesen Gegenden, vor. Von Aquileja, der großen und blühenden Römerkolonie aus, wo schon der heilige Evangelist Markus das Evangelium gepredigt haben soll, kam das Christentum wahrscheinlich schon zu Ende des ersten Jahrhunderts dahin, und um die Mitte des dritten Jahrhunderts waren Celeja, Petovium und noch früher Laureacum (Lorch an der Enns) bischöfliche Sitze. Auch hier düngte das Blut der Märtyrer den christlichen Boden: zu Celeja wurde der heilige Maximilian 284 enthauptet; in Petovium litt der seiner Zeit berühmte Schriftsteller, der Bischof Victorinus 303; und zu Laureacum fand der heilige Florian 303 in den Fluten der Enns den christlichen Heldentod.

In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts hatten diese Länder durch Raubzüge der Barbaren viel zu leiden, und das fünfte Jahrhundert brachte eine Reihe von Verwüstungen und angstvoller Verwirrung, bei der schon allgemeinen Völkerwanderung. Aber inmitten der unheilvollen Wirren tritt jetzt in jenen Gegenden wie ein Engel vom Himmel der heilige **Severin** auf, eine der wunderbarsten Erscheinungen der Kirchengeschichte. Er kam in der Mitte des fünften Jahrhunderts in das nördliche Noricum an der Donau. Niemand erfuhr, wer er war, und woher er sei. Wahrscheinlich kam er aus Afrika, war von sehr vornehmer Herkunft und vermutlich mit den letzten Herrschern Roms verwandt. Dem Äußern nach nur ein Mönch, aber in Heiligkeit des Lebens, Lehreifer, Liebe und Wunderkraft ein Apostel, wirkte er, in jenen Gegenden umherziehend, durch fast dreißig Jahre zum irdischen und ewigen Wohle der Menschheit, indem er die Reste des Christentums erhielt, und besseren Zeiten zum neuen Wachstume überlieferte. Am liebsten weilte er bei Fabiana (Wien), wo er auch in dem vornehmsten und größten der von ihm gestifteten Klöster[1] im Anfange des Jahres 482 starb. Die Worte

[1] Dasselbe war hart an den Mauern Fabianas erbaut. Wegen der vielen daraus hervorgegangenen heiligen Männer erhielt es den Namen Heiligen-

des letzten Psalmes: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn,“ waren auch Severins letzte Worte. Seine Leiche wurde in Lucullanum bei Neapel beigesetzt. Sein Schüler Eugippius hinterließ uns eine Lebensgeschichte dieses Heiligen, die von ganz unschätzbarem Werte für uns ist, indem sie einen hellen Lichtstrahl wirft in Zeiten und Zustände, von denen wir sonst gar nichts wissen würden, wie denn auch vorher und nachher tiefe Finsternis diese Donauländer bedeckt.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts[1] erscheint in den Gegenden der Donau bis Niederpannonien hinab ein neuer Apostel — der heilige **Rupert** oder Hrodberht. Er war aus dem fränkischen Königsstamme entsprossen und Bischof von Worms. Eben an seinem Bischofssitze Verfolgung leidend, nahm er gern die Einladung des Herzogs von Bayern, Theodor II., an, und kam nach Regensburg, wo er den Herzog samt seinem Sohne und vielen Adeligen taufte. Mit des Herzogs Bewilligung zog er die Donau hinab, bekehrte Heiden, und stärkte jene, die bereits Christen waren. Auf der Rückkehr baute er am Wallersee eine Kirche (Seekirchen) und gedachte da ein Bistum zu gründen. Aber da er hörte, daß nicht weit davon die Trümmer der alten herrlichen Stadt Juvavia sich befinden, machte er sich dahin auf und baute dort die Kirche und das Kloster Sankt Peter. Der Ort schien ihm zu einem Bistume geeignet, der Herzog gab Güter und Salzsiedereien zum Unterhalte, so entstand das berühmte Bistum, später Erzbistum Salzburg. Der Heilige gründete daselbst auch ein Nonnenkloster auf dem Nonnberg, dessen Leitung er seiner Nichte Erintrud übergab. Diese beiden (St. Peter

---

stadt. Außerdem finden wir von ihm 9 km oberhalb Wien ein Klösterchen „bei den Weinbergen“, wovon bei dem Dorfe Sievering heute noch Ruinen stehen. Von den übrigen Klöstern, als den in jener Zeit notwendigen und einzigen Bildungsanstalten, sind aus Severins Lebensgeschichte noch zu nennen eines zu Burgum (Burgkensdorf), dann zu Passau oder eigentlich zu Boitro (heute Innstadt), zu Juvavia (Salzburg) und zu Künzen (Castra Quintana). Wenigstens kommt gemäß der Lebensbeschreibung in der Kirche hier eine Gott geweihte Jungfrau, respektive Klosterfrau vor, woraus man auf ein dort vorhandenes Nonnenkloster schließt.

[1] Über die Zeit der Ankunft des heiligen Rupert in Salzburg und das Jahr seines Todes sind übrigens die Ansichten geteilt. Nach dem Chronikon des Stiftes St. Peter fiele erstere auf 582, letzteres auf 623. Andere nehmen 536 beziehungsweise 574, wieder andere 694 beziehungsweise 718 an.

und Nonnberg) dürften somit die ältesten ununterbrochen bestehenden Klöster der katholischen Christenheit sein.

74. Mohammed.

Während so das Reich Gottes im Abendlande sich mehr und mehr entfaltete, und die Bildung der jungen Völker im Lichte des Evangeliums die erfreulichsten Fortschritte machte, formt sich im Oriente ein neues Reich der Finsternis, und bereitet der dortigen Kultur einen traurigen Verfall. — Wohl mag es den Christen wehmütig stimmen, wenn ihm die Geschichte zeigt, wie jene schönen Länder, die einst die Wiege des Christentums waren, dem blinden Fanatismus eines neuen Irrglaubens verfallen, und bis auf den heutigen Tag der christlichen Bildung und Gesittung entzogen worden sind. Doch war hinwiederum das Christentum in jenen Gegenden teilweise durch mannigfache Ketzereien bereits so entartet, daß die Vertilgung desselben eben als kein größeres Unglück erscheint, als wenn es in seiner Verdorbenheit sich weiter verpflanzt hätte.

Mohammed war der Urheber solcher Umwandlung. Er war zu Mekka 569 geboren, aus dem Stamme der Koreischiten, welche Fürsten und Priester des Heiligtums der Araber, der Kaaba, waren. Diese Araber waren die Nachkommen Ismaels, des Sohnes Abrahams mit der Magd Hagar, welche in die Wüste verstoßen wurde, und die Kaaba war ein viereckiges Gebäude mit einem großen schwarzen Steine in der Mitte, wo Abraham schon gebetet haben soll. Das Gebäude war mit dreihundertfünfundsechzig Götzenbildern umgeben, da die verschiedenen arabischen Stämme bereits verschiedene Religionsvorstellungen hatten.

Mohammed[1] war ein Mann von hoher körperlicher Schönheit und hinreißender Beredtsamkeit, kühn und unternehmend, dabei sonst einfach und mäßig, jedoch ein gemeiner Sklave der Wollust; er hatte eine heftige Gemütsart, die aber weder durch religiöse noch wissenschaftliche Bildung gemildert war: er konnte weder lesen noch schreiben. Sein Vater war ein Heide, seine Mutter eine Jüdin; die Eltern

---

[1] D. h. der Gepriesene, von chammada; sein eigentlicher Name war Abul Kasem Ibn Abdallah.

verlor er frühzeitig und wurde dann von seinem Oheim für den Kaufmannsstand erzogen und war durch seine Verehelichung mit Kadischa, einer reichen Witwe, ein reicher Mann geworden.

Auf seinen Handelsreisen hatte er Christen, Juden und allerlei Götzendiener kennen gelernt; da setzte sich in seinem schwärmerischen Gemüte nach und nach die Einbildung fest, er sei berufen, diese alle zu dem Glauben an Einen Gott zu bringen. Bei seiner oberflächlichen Kenntnis des Christentums war er nämlich der unsinnigen Meinung, die Christen beten drei Gottheiten (Dreieinigkeit) an. Da er zu Zeiten von einer Art Starrsucht (Epilepsie) befallen wurde, gab er vor, es sei ihm in der „Nacht des göttlichen Ratschlusses" (vom 23. auf den 24. des Monats Ramadhan 609) der Erzengel Gabriel erschienen, und habe ihn beauftragt, die Religion Abrahams wiederherzustellen. Weitere Aufträge will er ferner erhalten haben in der „Nacht der Auffahrt",[1] an die sich mehrere andere Visionen noch anschlossen. Durch seine neuen Lehren schien er seinen Stammgenossen bald so gefährlich, daß sie ihm nach dem Leben trachteten, und er genötigt war, nach Jathreb zu entfliehen. Das geschah am 15. Juli 622; diese Stadt, die ihn freundlich aufnahm, erhielt bis auf den heutigen Tag den Namen: Stadt des Propheten = Medina al nabi oder bloß **Medina**, und das Jahr 622 (Hedjra, d. i. die Flucht) ist der Anfang der noch gebräuchlichen mohammedanischen Zeitrechnung.

In Medina als Prophet und Fürst anerkannt, eroberte er in verwegenen Raubzügen in kurzer Zeit einen großen Teil Arabiens, und bald fiel das ganze Land samt der heiligen Stadt Mekka ihm zu, da man, seines Waffenglückes wegen, an seiner göttlichen Sendung nicht mehr zweifelte, und überdies der Glaube, den er predigte, den Gewohnheiten und Neigungen der Orientalen und ihrer sinnlichen Natur so sehr zusagte. Durch seine Erfolge kühn gemacht, ließ er sogar den griechischen Kaiser Heraklius und den persischen König Chosroës auffordern, sich zu der von ihm gestifteten Religion zu bekennen. Schon war er im Begriffe, seine Herrschaft durch die Ge-

[1] Am 20. des Monats Rajab. Da sei er auf einem geflügelten Rosse in den Himmel bis an den Thron Gottes entrückt worden und habe daselbst die Worte gelesen: „Es ist ein Gott und Mohammed sein Prophet" = „La ilâh illa 'llah‖wa muhammed rasûl allâh". Dies ist auch der Hauptsatz des Islam und der stereotyp gewordene Ausspruch seiner Anhänger und Bekenner.

walt des Schwertes auch außerhalb der Grenzen Arabiens auszubreiten, als er 632 plötzlich starb, wie es heißt, an Gift, das ihm eine Jüdin reichte, um seine Prophetengabe zu erproben.

75. Der Islam und seine Verbreitung.

Die Lehre Mohammeds heißt **Islam**, d. i. gänzliche Hingebung — gläubiges Vertrauen, und deren Bekenner daher (in der Participialform) Moslemin (Muselmann), soviel als Gläubige. Blinder Glaube und unbedingte Hingebung an Allah und Mohammed seinen Propheten, ist die Haupttugend des Moslem. Die übrigen Glaubenslehren sind nur willkürliche Entstellungen des Christen- und Judentums, worin Mohammed sich bald lächerlich macht, bald auch in hohem dichterischen Schwunge erscheint. Auch Abraham, Moses und besonders Christum läßt Mohammed als Propheten gelten, und die heiligen Schriften der Juden und Christen enthalten göttliche Offenbarungen, die jedoch verfälscht worden seien; besonders seien jene Stellen weggelassen worden, die sich auf Mohammed beziehen.

Wie flach er übrigens die Christuslehre auffaßte, zeigt unter anderem der Vorwurf, den er den Christen macht, daß sie sich Gott wie einen Mann denken, der mit seinem Weibe (Maria) einen Sohn erzeugt habe. Mohammeds Lehren sind im **Koran** (d. i. Lesung) verzeichnet, ein Buch, welches den oben bezeichneten verwerflichen Inhalt bunt durcheinander, aber in einer bezaubernd schönen Sprache darstellt; daher die Moslem auch jeden Vers desselben ein Wunder (Ajaton) nennen. Dieser Koran besteht aus einhundertvierzehn Suren oder Kapiteln, die alle mit der Formel: „Bismillahi rachmani rachimi, d. h. im Namen des Allbarmherzigen und Allgütigen" beginnen; jede Sure ist wieder in Ajat, d. h. Verse abgeteilt. Der Inhalt zerfällt in einen theoretischen (Glaubenslehre), den Iman, und in einen praktischen Teil (Sittenlehre), den Din. Der Verfasser des Koran ist Abu Bekr, der Schwiegervater Mohammeds.[1]

---

[1] Mohammed selbst ließ seine religiösen Aussprüche oder Offenbarungen, wofür er sie ansah oder ausgab, vom vierzigsten bis zum sechzigsten Jahre seines Lebens einfach nur aufschreiben. Nach seinem Tode aber wurden diese Aufzeichnungen erst auf Veranlassung des Kalifen Abu-Bekr gesammelt. Durch

Zwei eigentümliche Glaubenssätze haben vorzüglich zur Annahme und Verbreitung des Mohammedanismus beigetragen. 1) Das mohammedanische Paradies, welches der Phantasie der Orientalier die üppigsten Sinnesgenüsse vorführt. „Sie werden in wonnevollen Gärten — ruhen auf Kissen mit Gold und Edelsteinen geschmückt ꝛc." (56. Sure.) Dann 2) die Hingebung in das unausweichliche Schicksal, welches von Allah für jeden Sterblichen so unabänderlich bestimmt ist, daß er demselben nicht entgehen kann, er möge thun oder lassen, was er wolle. Das war etwas für die Krieger Mohammeds: „Wäret ihr auch in eueren Häusern geblieben, so hätten doch die, denen der Tod bestimmt war, hinaus auf den Kampfplatz gehen und dort sterben müssen." (3. Sure.)

Tief unter der Ethik des Christentums steht Mohammeds Moral, die keine Feindesliebe kennt, das Innere des Menschen nicht durchdringt, sondern mit Äußerlichkeiten sich begnügt. Als Hauptvorschriften enthält sie: Gebet fünfmal des Tages (vor und nach Sonnenaufgang, mittags, vor und nach Sonnenuntergang), mit dem Gesichte gegen Mekka gewendet (Kebla); Fasten, besonders im Monate Ramadhan; Almosenspende; Kampf für den Glauben und wo möglich einmal im Leben die Reise nach Mekka, die man auch durch andere verrichten lassen kann.

Der verderblichste Punkt der Sittenlehre aber ist die gestattete Blutrache und die — Vielweiberei bis auf vier Gemahlinnen, dabei Sklavinnen nach Vermögen und Belieben. Der Prophet selbst jedoch, dessen Ausschweifung keine Grenzen kannte, dispensierte sich in unverschämter Weise von seinem eigenen Gesetze.

Die Verfassung ist theokratisch; der Kalife ist das geistliche und weltliche Oberhaupt der Moslims. Ein specifisches Priestertum kennt der Islam nicht, sondern nur Gesetzeslehrer, Vorleser (Scheichs, Katibs, Ulemas, Derwische) und Gebetsausrufer (Muezzims); der Kultus ist dürftig, leer von aller Symbolik; die Moscheen daher keine Opferstätten, sondern nur eine Art Synagogen, Orte des Gebetes und geistlicher Lesung. Die Hauptfeste sind die beiden Beiram: das eine zum Andenken an das Opfer Abrahams, das andere am

---

den Kalifen Omar wurde der Text dann authentisch festgestellt und der Koran in oben angegebener Weise eingeteilt.

Ende der strengen Fasten im Ramadhan; der Wochenfesttag ist der Freitag.

Das sind die Hauptzüge der Religion Mohammeds, wobei nicht übersehen werden darf, daß selbst der von ihm gepredigte und von vielen belobte Glaube an Einen Gott ebenfalls ein irriger ist, da der mohammedanische Begriff von Allah ein ganz verschiedener ist von dem, welchen Christus uns gelehrt (Trinität).

Mohammed wußte seine Gläubigen durch den oben angedeuteten Wahn des unabänderlichen Fatums, und durch die Aussicht auf die paradiesischen Genüsse zu wilder Kriegslust zu entflammen, welche auch nach dem Tode des Propheten nicht erlosch. Mit an Wahnsinn grenzendem Mute stürzten sie sich in die Schlacht, und ihr Kriegszeichen war und ist noch der Halbmond, welcher nach einer albernen, aber fest geglaubten Sage einst vom Himmel herabkam, und durch den Hemdärmel des Propheten ging. Man darf sich übrigens durchaus nicht wundern über die so reißend schnelle Verbreitung der Lehre des Koran, sie wurde gepredigt mit dem überall siegenden Schwerte der Mohammedaner, und schon der erste **Kalife**, d. i. Nachfolger und Stellvertreter des Propheten, Abu Bekr, führte sie über Arabien hinaus nach Palästina. Der zweite, Omar, zog 638 in Jerusalem ein, war bald Herr von ganz Syrien und Phönicien, und nahm Alexandrien 640, wo er die berühmte Bibliothek verbrannt, und als Grund dafür angegeben haben soll:[1] „Entweder enthalten diese Bücher das, was im Koran steht, dann sind sie überflüssig, oder sie enthalten etwas anderes, dann sind sie schädlich." Bei seinem Tode 644, war auch beinahe ganz Persien in der Gewalt dieser Weltstürmer. Nach wenigen Jahren dehnte sich ihre Herrschaft über die ganze nördliche Küste von Afrika bis zum atlantischen

[1] Dieses Wort ist nämlich so wenig historisch, wie so manches andere ebenso berühmte, und ist dasselbe längst als eine Fabel erwiesen; denn nicht Omar, sondern sein Feldherr Amru hat, mehr durch Vertrag als vieles Blutvergießen, 643 Ägypten erobert, und die ältesten Berichte (z. B. Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer) erzählen von der Verbrennung dieser Bibliothek nicht das geringste, die vielmehr höchst wahrscheinlich schon lange zuvor durch christliche Hände zerstört worden war. Aber gut erfunden ist es jedenfalls, denn es drückt ganz die Gesinnung aus, mit der die Araber alles betrachteten, was nicht mit dem Koran übereinstimmte; derselbe ist ihnen eben alles

Meere aus, und ganz Kleinasien war von ihnen besetzt. Jetzt galt es nur noch Europa. Es schien, daß diese furchtbare Macht nach zwei entgegengesetzten Richtungen, wie mit zwei Armen, auch Europa umschlingen und an sich reißen würde. Denn 711 gingen sie über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien und überzogen bereits einen Teil von Frankreich, während sie im Osten den Hafen von Konstantinopel stürmten. Aber an beiden Stellen wurde ihrem Laufe ein Ziel gesetzt. Der fränkische Feldherr Karl Martel (der Hammer) schlug sie bei Tours aufs Haupt und jagte sie über die Pyrenäen zurück, 732; und von Konstantinopel aus wurde ihre Flotte zerstört durch das sogenannte griechische Feuer (ein Geheimnis der griechischen Kaiser). Von dieser Zeit an besänftigte sich der Fanatismus dieser Nation.

Anmerkung. Man hat öfter die Ausbreitung des Islam mit der des Christentums in Paralelle gestellt. Die Mittel aber waren vollständig ungleiche. Vom Schwerte des Römerreiches verfolgt, breitete sich das Evangelium, mittelst des Schwertes der Kalifen der Koran aus; der Strenge des christlichen Sittengesetzes stellte Mohammed die Sinnlichkeit gegenüber. Letztere ist wohl ein gewaltiges Mittel zur Verbreitung des Islam, aber auch die notwendige Ursache des inneren Zerfalles und des Zurückweichens vor der inneren, sittlichen Kraft des Christentums. — Bald nach dem Tode Mohammeds entstand unter seinen Anhängern die noch immer vorhandene Spaltung in die Partei der Suniten und Schiiten; erstere sehen in dem Schwiegervater Mohammeds, in Abu Bekr, den wahren Kalifen des Propheten und anerkennen die angeblich aus Mohammeds Munde erhaltene und von ihnen fortgepflanzte Überlieferung (Suna), ohne welche der Koran nicht verstanden werden könne; letztere sehen in dem Schwiegersohne Mohammeds, Ali, den Stellvertreter ihres Propheten und verwerfen die Suna.[1]

---

in allem: Religionsurkunde, Staatsverfassung, Kriminal- und Civilgesetzbuch und auch Grundlage der Wissenschaft.

[1] Suniten sind gegenwärtig die Türken, Araber, Tartaren und die Mohammedaner Afrikas und Indiens; Schiiten die Mongolen und Perser. Im Laufe der Zeit zerfielen diese beiden Hauptsekten wieder in zahlreiche kleinere Parteien, welche einander auf das heftigste befehden.

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

76. Heilige Väter.

Eine eigentümliche Erscheinung dieser Zeit sind die vielen großen und erhabenen Charaktere, die durch wissenschaftliche Bildung sowohl, als durch ihren heiligen Wandel glänzende Zierden ihrer Zeit waren, und es ewig bleiben werden. So viele und so bedeutende heilige Schriftsteller erstanden im vierten und fünften Jahrhunderte, daß dies die „Jahrhunderte der Kirchenväter" genannt werden; in ihnen hatte die patristische Litteratur ihre höchste Blüte erreicht. Der glänzende Aufschwung hielt an bis zum Konzil von Chalcedon. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts aber zeigt sich ein gewisser Nachlaß, wenn es gleich auch später nicht an einzelnen bedeutenderen Erscheinungen fehlt. Wir sehen hierin wieder einen Beweis der Fürsorge des göttlichen Stifters für seine heilige Kirche. Denn es war besonders die erste Hälfte dieser Periode eine durch kirchliche Streitigkeiten sehr aufgeregte Zeit. Es handelte sich um den Glauben an die Gottheit des Stifters unserer Kirche und um das Geheimnis seiner Menschwerdung. Mit großer Kühnheit und Gewandtheit wurden Irrlehren verbreitet, mit List und Gewalt, auch von seiten einiger Kaiser unterstützt. Selbst Gutgesinnte kamen in Verwirrung und wurden getäuscht oder eingeschüchtert. Desto nötiger waren da Männer, die mit hellem Geiste das Gewebe der Schlauheit durchschauten und mit hohem christlichen Mute für die Wahrheit kämpften, nicht achtend die Ungnade der Mächtigen, oder die Lästerungen, ja selbst Verfolgungen und Todesgefahr nicht.

Da es in erster Linie galt, den christlichen Glauben gegen verflachende Neuerungen zu sichern, haben die Schriften der Väter dieser Zeit vorwiegend ein dogmatisch-polemisches Gepräge. Doch wurden auch die anderen Zweige der Theologie eifrig gepflegt. Von einer ganz unermeßlichen Bedeutung für die Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft war das Mönchtum, indem aus den Klöstern die größten Lehrer der Kirche hervorgingen, die in der Einsamkeit die tiefe Auffassung des

Christentums sich aneigneten, welche sie später befähigte, dessen ganze Erhabenheit darzulegen und dessen Verteidigung so gewandt zu führen.

Zu den berühmtesten gelehrten Schulen dieser Zeit gehörten die schon in der vorigen Periode erwähnte Katechetenschule von Alexandrien und die von den Presbytern Dorotheus († um 290) und Lucian († 311) gegen Ende des dritten Jahrhunderts gegründete exegetische Schule von Antiochien; die Namen dieser beiden Städte bezeichnen zugleich auch die bedeutendsten theologischen Richtungen der Zeit. Die Verschiedenheit derselben zeigt sich namentlich auf dem Gebiete der Exegese, d. i. der Schrifterklärung: Während die Alexandriner, an Origenes, ihren Hauptvertreter, sich anschließend, mit Vorliebe die allegorische Deutung pflegten, sahen es die Antiochener vor allem auf eine grammatisch-historische Erklärung der heiligen Schrift ab und erhoben so die biblische Exegese zur Geltung einer eigentlichen Wissenschaft.

Weniger bedeutend, aber doch achtunggebietend, waren die Schulen von Edessa und Nisibis in Ost-Syrien und von Rhinocurura in Palästina.

Charakteristisch für diese Periode erscheint noch seit der Gründung Konstantinopels[1] das rasche Verschwinden der griechischen Sprache bei Gebildeten und Ungebildeten aus Rom und dem Abendlande überhaupt, und das Latein entwickelte sich so recht zur Kirchensprache des Occidentes.[2] Demgemäß unterscheiden wir wieder zwischen grie-

---

[1] Zur Zeit des Papstes Zosimus (im Jahre 417) scheint man in Rom nicht einmal den griechischen Text der nicänischen Kanones gelesen zu haben. Auch Papst Cölestin meldete im Jahre 430 dem Patriarchen Nestorius, er habe seine Briefe nicht eher beantworten können, weil sie erst ins Lateinische übersetzt werden mußten, und er nicht sofort einen Übersetzer zur Hand gehabt habe.

[2] Die barbarischen Stämme verdarben sogar die Sprache der alten Roma und bildeten ein wunderliches Gemengsel aus derselben mit ihrer Muttersprache, wie bei den neulateinischen Völkern noch sichtbar ist. Da so die lateinische Sprache bedeutend zu verfallen begann, fand sie, wenn auch nur eine kümmerliche Rettung durch die Kirche. Den Geistlichen war die Erlernung der alten Sprache notwendig. Die Kirchengesetze, Rituale, Mönchsregeln, die Korrespondenz mit Rom blieben lateinisch, und da sich die neu- oder korrupt-lateinischen Dialekte noch nicht schreiben ließen, verbreitete sich der Gebrauch des Lateins auf die Staats- und bürgerlichen Angelegenheiten, und die Geistlichen, besonders die

chischen und lateinischen Kirchenvätern. Wir können aber hier von diesen großen Männern nur die besonders Hervorragenden, und auch sie nur in kurzen Umrissen schildern.

Griechische Kirchenväter.

77. Athanasius.

Von diesem heiligen Manne, der den wohlverdienten Beinamen des Großen und eines „Vaters der Orthodoxie" erhalten hat, wird bei der arianischen Irrlehre mehrfach die Rede sein. Er war seit 328 Patriarch von Alexandrien; denn dort war jene Irrlehre entstanden, und dorthin setzte die Vorsehung diese feste Säule der Wahrheit. Von seinen Feinden, den Arianern, gehaßt, gefürchtet und verlästert, von den Kaisern bald verfolgt, bald mit hoher Achtung behandelt, vom ägyptischen Volke geliebt wie ein Volksfreund, und verehrt wie ein Heiliger, hat er die sechsundvierzig Jahre seines bischöflichen Hirtenamtes, — darunter zwanzig Jahre auf der Flucht und in der Verbannung, — oft wunderbar vom Tode gerettet, — als ein wahrer Mann Gottes gekämpft für die göttliche Würde Christi. »Athanasius contra mundum« und »mundus contra Athanasium« ist ein bekanntes Wort, welches seine unerschütterliche Überzeugungstreue trefflich charakterisiert. Von ihm lernen wir insbesondere, wie der, der seinen Beruf liebt, ihn überall findet; in seinem Leben ist kein leerer Augenblick. In seinem bischöflichen Glanze und in dem Schmutze einer trockenen Cisterne, wo er einige Monate zubringen mußte; — in Alexandrien und in weiter Ferne zu Trier in der Verbannung; — unter seinen Gläubigen oder unter den Einsiedlern in der Wüste, — überall wirkte und schaffte er zum Segen der Christenheit.

Mönche, hatten nicht nötig, sich hervorzudrängen, sondern wurden als Redner und Schreiber der Nation, als Kanzler, Gesandte und Räte der Fürsten aufgesucht, wie die nächste Periode beweist. — Aus welchen Gründen nun immer die Päpste auf die durchgängige Einführung und Beibehaltung der lateinischen Sprache als Kirchensprache gedrungen haben mögen, so ist die Sache von bedeutenden und guten Folgen gewesen.

Gregor von Nazianz beginnt seinen Panegyricus (Lobrede) auf ihn mit folgenden Worten: „Wenn ich den Athanasius preise, so preise ich die Tugend, weil er alle Tugenden in sich vereinigt hat," und sagt weiters: „Athanasius lehrte, wie er lebte, und duldete, wie er lehrte. Er vereinigte in sich die Natur zweier trefflicher Steine; jenen, die ihn schlugen und verfolgten, war er wie ein Diamant, den Getreuen aber wie ein Magnet, der durch eine geheime Kraft seiner Natur den harten Stoff des Eisens an sich zieht." Athanasius starb in hohem Alter am 2. Mai 373.

Es muß Staunen erregen, daß dieser allezeit Gequälte so viele Zeit und so viele Ruhe finden konnte, um noch zahlreiche Schriften mit Besonnenheit und Kraft zu verfassen. Es bezeichnen aber diese Schriften, welche vorzüglich die Glaubenslehren von der Dreieinigkeit, Menschwerdung, Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes behandeln, ihren Verfasser als den größten Theologen des christlichen Altertums. Sie sind von der Benediktinerkongregation der Mauriner in zwei Foliobänden (Paris, 1698) in der bestmöglichsten Herausgabe besorgt, so daß im ersten Bande die echten, im zweiten die zweifelhaften und unechten Bücher enthalten sind. Als unecht halten die Kritiker unter anderem auch das bekannte Symbolum s. Athanasii, d. h. die darin enthaltenen Wahrheiten glaubte und lehrte derselbe, aber die Zusammenstellung ist nicht von ihm. Man vermutet, daß Vigilius Tapsensis, der sich im fünften Jahrhunderte mehr Ähnliches erlaubt hat, dieses Glaubensbekenntnis verfertigte und ihm dann den geehrten Namen des Athanasius vorsetzte.

78. Die drei großen Kappadocier.

Diese sind: 1. **Basilius** der Große, der von der Vorsehung dazu bestimmt war, den heiligen Athanasius nach dessen Tode zu ersetzen, und dem Arianismus, der unter dem Schutze des Kaisers Valens im Oriente nochmals sein Haupt erhoben hatte, mit der Kraft Gottes ausgerüstet, entgegenzutreten. Aus Cäsarea in Kappadocien gebürtig, gehörte er einer Familie an, die fast aus lauter Heiligen bestand. Die ersten Keime der Frömmigkeit pflanzten in ihm seine Großmutter Makrina und seine Mutter Emmelia. Seinen wissenschaftlichen Unterricht genoß er zu Konstantinopel durch Libanius,

und zu Athen, wo er mit seinem Freunde Gregor von Nazianz gleichzeitig mit Julian dem Apostaten studierte. Von ihren Studien berichtet Gregor von Nazianz selbst: „Wir strebten voll Eifer aber ohne Eifersucht nach Wissenschaft, doch unser höchstes Streben blieb die Tugend," und fügt hinzu: „Wir kannten nur zwei Straßen, die zur Schule und zu den Lehrern und die zur Kirche und dem heiligen Opfer." Nach Beendigung der Studien zuerst Rhetor, wurde Basilius zum Priester geweiht und 370 zum Bischof seiner Vaterstadt erwählt. Als solcher gründete er eine große Krankenanstalt (Basilias) und widmete sich besonders der Pflege der Armen und Kranken. Gegen den Arianismus kämpfte er bis zu seinem Tode mit einer Energie, welche zeitweilig auch den Kaiser Valens einschüchterte. Den hohen Sinn dieses christlichen Helden möge statt aller Schilderung folgendes Gespräch zeigen. Auf Befehl des Kaisers Valens sollte der Präfekt Modestus den Basilius auf alle Weise dahin bringen, daß er mit den Arianern in kirchliche Gemeinschaft trete. Der Präfekt redete ihm nun zu, sich zu fügen, — dann hätte er große Vorteile zu erwarten, im Gegenteile aber alle schlimmsten Übel zu fürchten. — „Und welche?" sprach Basilius ruhig, „laß sie mich doch wissen." — Der Präfekt wurde entrüstet, sprang vom Stuhle auf und rief: „Einziehung der Güter, Verbannung, Qual und Tod!" — Basilius: „O Du mußt mir mit ganz anderen Dingen drohen, das alles schreckt mich nicht. Wer nichts besitzt, fürchtet keine Einziehung der Güter; oder Du möchtest diese abgetragenen Kleider und einige Rollen Bücher einziehen wollen. Verbannung? — ich wüßte nicht, wohin Du mich verbannen könntest, wo ich nicht zu Hause sein würde; überall betrachte ich mich als Fremdling auf Erden. Züchtigungen? — wo möchtest Du sie anbringen? Mein welker Leib wird wenig mehr lebend ertragen. Den Tod endlich werde ich als Begünstigung annehmen und als eine Wohlthat, die mich zu Gott bringt, für den ich lebe und wirke." Da sagte der Präfekt erstaunt: „So frei hat noch keiner mit mir gesprochen." „Vielleicht," entgegnete Basilius, „bist Du noch nie mit einem katholischen Bischofe zusammen gekommen, denn ein solcher hätte keine andere Sprache führen können. Wir schätzen und ehren die Gunst des Kaisers, wo aber von Gott und Gottes Angelegenheit die Rede ist, sehen wir auf ihn allein." Als das dem Kaiser hinterbracht wurde, konnte er sich nicht erwehren, die Festigkeit und den

Mut des Bischofes zu bewundern, und ließ von ihm ab. Er starb am 1. Januar 379, von der Strenge seiner Abtötungen und von den Beschwerden seines Amtes aufgerieben. Unter seinen zahlreichen Schriften ragen hervor: die Schrift »de legendis libris«, eine Anweisung, wie christliche Jünglinge die klassischen Werke der Heiden lesen sollen; dreihundertsechsundsechzig Briefe, deren Eleganz der Heide Libanius oft bewunderte; die neun Homilien auf das Hexaëmeron (Schöpfungsgeschichte); seine Liturgie und endlich seine Ascetica, in denen die Basilianer-Ordensregel enthalten ist.

2. Des vorigen jüngerer Bruder: **Gregor von Nyssa,** geboren nach 330 zu Cäsarea in Cappadocien. Seine wissenschaftliche Bildung scheint er nicht an den damals berühmten Schulen gesucht, sondern dem Privatstudium und der Leitung seines Bruders verdankt zu haben, den er nachmals oft seinen Lehrer und Vater nannte. In seiner Jugend gedachte Gregor nicht, obwohl bereits zum Lektor geweiht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, sondern bildete sich zum Rhetor und hielt in Cäsarea Vorträge über die Rhetorik, die ihm viel Ehre und Ansehen eintrugen. Allein die Vorwürfe, die ihm sein Bruder Basilius machte, und das Wort Gregors von Nazianz: „Der Dämon der Ehrsucht reißt Dich fort; Du willst lieber Rhetor als Christ genannt werden," erschütterten seine Seele, die sich nun mit voller Innigkeit dem göttlichen Dienste weihte. Er war verheiratet, verließ aber jetzt seine Gemahlin Theosebia, welche Diakonissin wurde, und zog sich zunächst nach Pontus in die Einsamkeit zurück. Basilius berief ihn 371 zum Bischofe von Nyssa, einer unbedeutenden Stadt in Kappadocien, und meinte, es sei besser, der Ort empfange seine Ehre von dem Bischofe, als umgekehrt. Gregor wohnte 381 dem Konzil von Konstantinopel bei, wo er solche Beredsamkeit und Energie entwickelte, daß er vom Kaiser als „Säule der Rechtgläubigkeit", von der Synode aber als „Vater der Väter" bezeichnet und zum Visitator von Arabien und Jerusalem ernannt wurde. In dieser Eigenschaft besuchte er Betlehem, den Ölberg, Golgatha und Christi Grab, die „Orte der Barmherzigkeit", wie er sie nannte. In der letzten Zeit seines Lebens hatte er noch von seines Bruders Basilius Nachfolger, dem Erzbischof Helladius zu Cäsarea, schwere Kränkungen zu bestehen. Er starb um das Jahr 395. Sein reiches, geistiges Leben hat er in zahlreichen Schriften niedergelegt. Dahin gehören mehrere Reden über das

Vaterunser und die acht Seligkeiten, dann seine Werke gegen Apollinaris über die Gottheit der zweiten und dritten göttlichen Person, wie ein Gespräch über die Seele und die Auferstehung mit seiner Schwester Makrina. Während er einerseits allzusehr in der eigentümlichen Weltanschauung des Origenes befangen war, ist er andererseits zweifelsohne von allen griechischen Kirchenvätern der spekulativ am meisten begabte und an philosophischer Durchbildung den beiden anderen Kappadociern überlegen. Ein auffallendes Vorurteil aber ist es, daß er seinen Bruder übertroffen habe, „weil er ein Ehemann war und das Wallfahrten nicht leiden konnte."

3. Gehört hierher **Gregor von Nazianz**, der „geistige Bruder" des heiligen Basilius und sein Mitschüler auf der berühmten Hochschule zu Athen, später dessen Gefährte in der Einsamkeit zur Übung des beschaulichen Lebens. Über die Seligkeit eines solchen Lebens schrieb Gregor, als er schon Bischof zu Nazianz war, noch an Basilius: „Wer wird mir die glücklichen Tage wieder geben, da ich beschäftigt mit Dir, in gemeinschaftlicher Arbeit meine Wonne fand? Wer giebt mir jene Psalmodien, jene Nachtwachen und Gebete, die uns versetzten weg von dieser Erde und hinauf erhoben zum Himmel und zu jenem Leben, welches mit der Körperwelt nichts gemein hat." Bei dieser Vorliebe für das stille Leben brachte er doch das Opfer, daß er die Leitung der zerrütteten Kirche von Konstantinopel provisorisch übernahm, wo er segensvoll wirkte. Doch hatte er wenig Dank dafür, und da er sah, daß seine Erwählung zum Bischofe dieser Stadt einigen mißfiel und seinetwegen Reibungen entstanden waren,[1] legte er die Würde sogleich nieder, zog sich nach Kappadocien in seine Heimat zurück und lebte dort fortan nur den Wissenschaften in stiller Zurückgezogenheit „unter dem Schatten der Bäume, welche er als Kind gepflanzt und gepflegt hatte." Er starb im Jahre 389 oder 390. Unter seinen Werken stehen obenan die fünf „theologischen Reden" zur Verteidigung der Gottheit Christi, durch welche er sich den Ehrennamen des Theologen verdient hat. Er ist einer der größten Redner der griechischen Kirche.

---

[1] Er war früher zum Bischof von Sasima in Kappadocien ernannt worden, hatte aber die Annahme dieser Ernennung verweigert. Nach Kanon 15 des Nicaenum sollte aber ein Bischof seine Diöcese nie wechseln dürfen.

79. Johannes Chrysostomus.

Der heilige Johannes, dem die bewundernde Nachwelt wegen seiner Beredsamkeit den Zunamen **Chrysostomus**, der Goldmund, gegeben hat, ward zu Antiochia im Jahre 347 geboren. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, eines hochgestellten Militärs, widmete sich seine fromme Mutter Anthusa der Erziehung ihres Sohnes. Dieselbe leuchtet unter den christlichen Frauen des Altertums so sehr hervor, daß Libanius ausrufen mußte: „Was für wunderbare Frauen giebt es doch unter den Christen.“ Die wissenschaftliche Bildung erteilte ihm eben dieser Heide Libanius, der, vor seinem Tode um den Nachfolger gefragt, erwiderte: „Chrysostomus, wenn die Christen ihn mir nicht entrissen hätten.“ Mit glänzenden Talenten ausgerüstet, trat Johannes, noch sehr jung, als Sachwalter in seiner Vaterstadt auf. Nach dem Tode seiner Mutter aber zog er sich aus der verführerischen Unruhe des Stadtlebens in die Einsamkeit der antiochenischen Berge zurück; dort brachte er sechs glückliche Jahre in geistlichen Studien und Andachtsübungen zu und schrieb auch seine unvergleichlichen sechs Bücher über das Priestertum. Im Jahre 386 empfing er darauf die Priesterweihe und der frühere Rhetor erschien auf der Kanzel von Antiochia und predigte mit einer Gewalt, welche selbst auf diese verweichlichte Stadt tiefen Eindruck machte. Ungehalten über eine neue Steuer, zertrümmerte das Volk die Statuen der Kaiser, worauf Theodosius mit furchtbarer Rache drohte. In den bangen Tagen, welche bis zur Begnadigung der Stadt vergingen, hielt nun Johannes seine berühmten (einundzwanzig) Reden oder „Homilien über die Bildsäulen.“ Da ward er auf einen schweren Kampfplatz — nach Konstantinopel als Patriarch, gegen seinen Willen versetzt. Ungemein wichtig für das Heil der Kirche war seine Amtsführung, aber auch ein unausgesetzter Kampf gegen die Verkehrtheit einer sittenlosen Hauptstadt, wobei auch der kaiserliche Hof und sogar ein Teil der Priesterschaft keine Ausnahme machte. Einfach in seinen Sitten und arm für sich selbst, war er reich für die Armen, denen sein großes Einkommen zufloß. Sanft und milde im Geiste Christi, trat er doch wieder mit Feuereifer auf, wo es galt, die unterdrückte Unschuld zu schützen und das böse Beispiel der Vornehmen zu be-

strafen. Kein Wunder, daß ihm bald mächtige Feinde erwuchsen, darunter selbst die üppige Kaiserin Eudoxia. Auf ihren Befehl wurde er — wegen abgeschmackter Anklagen auf der gewissen Synode ad quercum[1] in die Verbannung geschickt, doch sogleich wieder zurückberufen, als ein Erdbeben das Gewissen der Kaiserin erschütterte und das Volk in lauter Wehklage und Drohung nach ihm rief. Aber der Triumph, den das Volk in seiner Freude dem Rückkehrenden bereitete, erbitterte seine Feinde noch mehr, und abermals mußte er fort, wobei er noch das Volk, das ihn mit Gewalt retten wollte, durch sanftes Zureden beschwichtigte. Ein entferntes Städtchen in Kleinarmenien war ihm zum Aufenthalte angewiesen; als man aber erfuhr, daß die Liebe der Einwohner ihm sein hartes Los zu erleichtern suchte, sollte er von dort weg bis hinter das schwarze Meer hingeschleppt werden. Sein durch so viele Leiden geschwächter Körper erlag aber bald den Beschwerden der Reise, 407, sterbend noch die Worte des Dulders Job sprechend: „Der Herr sei für alles gepriesen." Nebst den schon oben erwähnten sind unter seinen vielen Werken besonders einige Hundert Homilien — über sechshundert — ein bleibendes Denkmal der Innigkeit seines Herzens. Wie er das Priestertum mit Begeisterung in seinem trefflichen Buche de Sacerdotio geschildert hat, so hat er das Ideal desselben in seinem eigenen Leben dargestellt. Durch seine schonungslosen Strafpredigten aber ward er dem üppigen Hofgesinde wie dem ungebundenen Klerus verhaßt. So geschah es dann, daß er als Ketzer von den orientalischen Bischöfen nicht in die Diptychen[2] eingetragen wurde. Erst dreißig Jahre später wurde sein Leib — zur wohlverdienten Ehrenrettung, bei glänzender Beleuchtung des Bosporus und der Hauptstadt in der Apostelkirche beigesetzt. Knieend vor dessen Sarge leistete Kaiser

---

[1] Vgl. S. 208.

[2] Diptychen waren inwendig mit Wachs überzogene Schreibtafeln aus Elfenbein oder anderen Stoffen, wie sie auch im gewöhnlichen Leben zur Korrespondenz oder als Notizbücher oder auch als Civilregister üblich waren. In der älteren Kirche hatte man solche zur Verzeichnung der höchsten Behörden, der in Gemeinschaft mit der betreffenden Gemeinde stehenden Bischöfe, des Klerus, der Bekenner, Märtyrer, Wohlthäter ꝛc. Diese Namen wurden während des sonntäglichen Gottesdienstes vom Ambo herab verlesen; daher: aus den Diptychen gestrichen als Ketzer erklärt werden hieß.

Theodosius II. dem Heiligen Abbitte für die Sünden seiner Eltern, besonders seiner Mutter, der Kaiserin Eudoxia.

Anmerkung. Außer der griechischen ragt im Oriente besonders die syrische Litteratur hervor. Der bedeutendste Vertreter derselben ist **Ephräm**, Dichter, Exeget und Redner, „der Prophet der Syrer" und ob seiner Lieder „die Zither des heiligen Geistes" genannt. Zu Nisibis geboren, scheint er nach der Eroberung seiner Vaterstadt durch die Perser in Edessa gelebt zu haben, wo er auch 379 starb. Seine Schriften bestehen aus Erklärungen der heiligen Schrift, ascetischen Abhandlungen und schwungvollen, an die Erhabenheit der alten Propheten erinnernden Hymnen, unter denen seine „Nisibinischen Lieder" am meisten bekannt sind. — Hier sei auch der armenischen Litteratur in Kürze gedacht. Begründer derselben ist der heilige **Mesrop** († 441), der, nachdem er die armenischen Schriftzeichen festgestellt, sofort die heilige Schrift in die Landessprache übertrug und eine Reihe von Homilien verfaßte. Nächst ihm nehmen eine bedeutende Stelle ein der Bischof Eznik (oder Eznak) von Bagrevand und Moses von Choren († um 487), der Geschichtschreiber Armeniens.

Lateinische Kirchenväter.

80. Hilarius von Poitiers.

Was Athanasius in den arianischen Wirren für das Morgenland, das war der heilige **Hilarius**, Bischof von Poitiers (Pictaviensis) für das Abendland. Entsprossen aus einer edlen altgallischen Familie und im Heidentume erzogen, hatte er in seiner Jugend der Wissenschaft gelebt und bereits hohen Ruhm erworben; aber seines Herzens Drang nach unzweifelhafter Wahrheit fand sich in allem heidnischen Wissen nicht befriedigt. Die richtige Kenntnis Gottes, des Urhebers aller Dinge, war es vor allem, wonach er sich sehnte. In den heiligen Schriften endlich, die ihm von ungefähr zur Hand kamen, fand er die geistige Befriedigung, ward Christ und bald Bischof. Als die Arianer, unter dem Schutze des Kaisers Constantius, ihre Irrlehre auch in Gallien ausbreiten wollten, war ihnen Hilarius so sehr im Wege, daß sie vom Kaiser dessen Verbannung bis nach Kleinasien erwirkten. Hilarius benützte diese Zeit der Muße, die vier Jahre seines Exils dazu, um seine herrliche Schrift de trinitate gegen die Arianer zu verfassen; auch bereitete er an seinem Ver-

bannungsorte der katholischen Wahrheit den Sieg durch Bekehrung vieler Arianer. Da beeilten sich seine Feinde ihm vom Kaiser die Rückkehr an seinen Sitz zu erbitten, wo er so glücklich war, den Frieden der Kirche durch Befestigung der katholischen Lehre noch vor seinem Tode, 368, sicherzustellen. Sein Grabmal wurde in neuester Zeit nahe bei der Kathedrale in Poitiers wieder aufgefunden. Seine Schriften können denen der größten Kirchenlehrer würdig an die Seite gestellt werden. Die meisten derselben beziehen sich naturgemäß auf den theologischen Streit jener Tage. Papst Pius IX. legte ihm durch Dekret vom 10. Januar 1852 den Titel eines doctor ecclesiae universalis bei. Eine besondere Bedeutung aber kommt dem heiligen Hilarius dadurch zu, daß er die Abendländer mit der Spekulation der Griechen zuerst näher bekannt machte und der erste Dogmatiker ist, wie auch der erste lateinische Hymnendichter.

81. Ambrosius.

Während die griechische Kirche von der abendländischen um das berühmte kappadocische Kleeblatt fast beneidet wurde, ist auch diese in der angenehmen Lage, auf ein ähnliches gelehrtes Triumvirat: Ambrosius, Hieronymus und Augustinus hinweisen zu können.

Was zunächst den Erstgenannten anbelangt, so wurde der heilige **Ambrosius** durch eine ganz besondere göttliche Fügung zu jener Stelle geführt, in welcher er so segensvoll für die Kirche wirkte. Sein Vater stand in einem der höchsten Ämter im Staate; er war Präfekt von Gallien und wohnte zu Trier, wo auch Ambrosius 340 geboren wurde. Zu dieser Familie gehörte die heilige Jungfrau und Märtyrin Soter, die unter Diokletian gelitten hatte; und auch die Schwester des heiligen Ambrosius hatte den jungfräulichen Stand gewählt. Man kann hieraus auf den christlichen Sinn dieser Familie schließen. Durch Talente und rechtliche Gesinnung ausgezeichnet, wurde Ambrosius zum Consularis (Statthalter) von Ligurien und Ämilien ernannt. Während derselben Zeit war die Wahl eines Bischofes für Mailand nötig geworden, und Ambrosius erschien dabei als kaiserlicher Beamte. Da er eben die entstandene Uneinigkeit bei der Wahl schlichten wollte, rief plötzlich eine Kindesstimme: „Ambrosius Bischof." Das Volk be-

trachtete dies als ein Wahrzeichen und so vernahm er zu seinem Erstaunen den einhelligen Ruf der ganzen Versammlung: „Ambrosius sei unser Bischof!" Da alles Sträuben nichts half, so unterwarf er sich der göttlichen Fügung, und mußte erst getauft werden, da nach der damaligen, obwohl von der Kirche nicht gebilligten Gewohnheit, viele Familien ihre Kinder nicht gleich taufen ließen, sondern warteten, bis die leichtsinnige Jugendzeit vorüber wäre, damit sie dann in reiferen Jahren ihre Taufunschuld sicherer bewahren könnten. Wie Ambrosius schon in seinem weltlichen hohen Amte in christlichem Sinne gewirkt hatte, so übte er jetzt als Kirchenfürst die erhabensten Tugenden, er war das Ideal eines Bischofes. Durch seine Predigten hat er den in Irrtümern und Sinnlichkeit befangenen Augustinus für die Kirche gewonnen und bei dessen Taufe den herrlichen Lobgesang gesprochen, der noch der Ambrosianische heißt (Te Deum laudamus). Auch Staatsgeschäfte der wichtigsten Art wurden ihm noch anvertraut; wie zwei Gesandtschaften nach Trier zu Maximus, der sich zum Kaiser aufgeworfen hatte. In gleicher Weise trugen auch die Gläubigen alle ihre Streitsachen gewöhnlich ihm zur Entscheidung vor und waren mit seinem Urteile immer zufrieden.

Unkirchliche Schriftsteller wollen diesem großen Bischofe einen Vorwurf daraus machen, daß er es gewagt hat, den Kaiser Theodosius von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Allein Ambrosius that hierin nur seine Pflicht. Denn der Kaiser hatte im Jahre 390 zu Thessalonich aus Zorn über einen Frevel, der von einigen wenigen verübt worden war, eine Menge meist ganz schuldloser Menschen morden lassen.[1] Da schrieb Ambrosius dem Kaiser einen ehrfurchts-

[1] Die Sache verhielt sich also: Thessalonich besaß einen unerreichbaren Virtuosen in der Kunst des Wagenlenkens, welcher wegen schlechter Aufführung von Botherich, dem Befehlshaber der illyrischen Legionen, arretiert wurde. Das kunstliebende Publikum, dem der geschmacklose General den Liebling nicht herausgab, geriet in Wut und ermordete den Botherich mit noch vielen anderen angesehenen Personen. Als dies Theodosius in Mailand vernahm, geriet er, von Natur zur Hitze geneigt, in einen fürchterlichen Zorn. Ambrosius besänftigte ihn aber soweit, daß er versprach, seiner Aufwallung nicht nachzugeben, sondern mit Mäßigung und nach gerichtlicher Untersuchung gegen die Schuldigen zu verfahren. Der Hofkanzler und Vertraute Rufinus aber wußte den Zorn des Kaisers neuerdings aufzuregen, so daß dieser Boten mit geheimen grausamen Rachebefehlen nach Thessalonich sendete. Theodosius entfernte sich auf einige

vollen, aber ernsten Brief, worin er bat, daß der Kaiser ein solches Verbrechen und Ärgernis für das christliche Volk eher abbüßen müsse, bevor er in der Kirche erscheinen könne; denn so forderte es die damalige strenge Kirchenzucht. Als der Kaiser aber doch zur Kirche kam, da trat Ambrosius ihm entgegen und beschwor ihn, nicht ein so übles Beispiel zu geben. Der Kaiser ward erschüttert, er that Buße und das Volk betete für ihn. Doch nahm Ambrosius auch wieder Rücksicht auf das gekrönte Haupt und nahm den Büßenden in kurzer Zeit wieder in die Kirche auf, obschon er nach den Kirchengesetzen lange hätte entfernt bleiben müssen. Wer nun etwa meint, dem Kaiser sei hier zu viel geschehen, dem antwortet der Kaiser selbst dadurch, daß er auch späterhin seinen Bischof ungemein verehrte und liebte und dies gar oft öffentlich geäußert hat. Gottes Vorsehung ließ diesen großen Bischof durch dreiundzwanzig Jahre zu Nutz und Frommen der Kirche seinem schweren Amte vorstehen. Er starb 397.

Seine Schriften sind homiletischen Inhaltes und erläutern die heilige Schrift gern in allegorischer Weise. Mancher kirchliche Hymnus stammt von ihm.[1] Viele Mühe verwandte Ambrosius auf den kirchlichen Gesang und die Liturgie, welche unter seinem Namen noch in der Domkirche San Ambrogio zu Mailand fortbesteht.

Tage aus Mailand, um dem Bischofe nicht zu begegnen. Die Reue, welche bald in sein Herz zurückkehrte und ihn zur Absendung anderer Boten und Widerruf der früheren Befehle trieb, kam zu spät. Es wurde in Thessalonich die Nachricht verbreitet, daß ein prächtiges Wagenrennen angestellt sei und das schaulustige Volk strömte von allen Seiten der Rennbahn zu. Plötzlich umgaben bewaffnete Scharen die Zuschauer, die Eingänge waren geschlossen und Fremde, Einheimische, Schuldige wie Schuldlose wurden umgebracht. Die Schlächterei dauerte drei Stunden und kostete siebentausend Menschen das Leben.

[1] Dazu gehören unter den zwölf als echt angenommenen: das Morgenlied Aeterne rerum conditor; das Abendlied Deus creator omnium; das Weihnachtslied Veni redemtor gentium; weiters: Splendor paternae gloriae und O lux beata Trinitas. Mit Unrecht wurde und wird der speciell so genannte Ambrosianische Lobgesang „Te Deum laudamus“ als Verfasser ihm abgesprochen.

82. Hieronymus.

Der heilige **Hieronymus**, zu Stridon an der Grenze von Dalmatien und Panonien um 330 geboren, war seiner Zeit so bekannt und berühmt, daß kaum eine wichtige Angelegenheit der Kirche ohne ihn abgethan wurde. Die erste Hälfte seines Lebens widmete er mit eiserner Ausdauer und Anstrengung dem Lernen, um in der anderen Hälfte mit Erfolg lehren zu können. Zu Rom erzogen und klassisch durchgebildet, suchte er seine Kenntnisse durch Reisen noch zu vermehren; deshalb durchwanderte er die halbe christliche Welt, besuchte die wichtigsten Orte: Rom, Trier, Aquileja, Konstantinopel, Jerusalem; machte sich mit den größten Männern — Asceten und Gelehrten bekannt, und sammelte Schriften. Reich an Kenntnissen und Erfahrung zog er sich dann in die schauerliche Wüste von Syrien zurück, um sein Gemüt zu ordnen und den Geist zu stärken durch Gebet und Betrachtung der himmlischen Dinge. Aber das wollte ihm anfangs nicht gelingen. Seine Phantasie war durch das Erlebte und Gesehene sehr aufgeregt und führte ihm verführerische Bilder vor, derer er durch Seufzen und Weinen und das Zerschlagen seiner Brust nur schwer sich entledigen konnte. Eine neue und schwere Geistesanstrengung gab ihm endlich das rettende Mittel an die Hand. Unter der Leitung eines Einsiedlers, der ein geborener Jude war, fing er das Studium der hebräischen und dann der chaldäischen Sprache an, und erlangte mit ungeheurer Mühe endlich darin jene Fertigkeit, wodurch er später der Kirche in der Übersetzung der heiligen Schrift so nützlich geworden ist. So in allen Tugenden und im Wissen erstarkt, kam er, vom Papste Damasus gerufen, nach Rom, unterstützte denselben in der Leitung der Kirche und gab nebstdem Lehrstunden in der Erklärung der heiligen Schrift. Er erfuhr hier das Schicksal aller großen Männer; man drängte sich an ihn, und was besonders auffallen mußte, die angesehensten Matronen und Jungfrauen der Weltstadt waren seine eifrigsten Schülerinnen. Dagegen mußte er von der anderen Seite manchen Spott und Verleumdungen erfahren. Die sogenannten Welt- und Lebemänner konnten es ihm nicht verzeihen, daß er durch seine beredten Schilderungen des höheren Lebens so manche Personen aus den höchsten und reichsten Ständen Roms

zu dem Entschlusse gebracht hatte, der Welt zu entsagen und in die Klöster sich zurückzuziehen. Als sein hoher Freund und Gönner, Papst Damasus, gestorben war, hielt Hieronymus seinen Beruf in Rom für beendet. Er sehnte sich nach Ruhe für seine wissenschaftlichen Arbeiten und für seine Andacht. Bethlehem, wo bereits mehrere seiner teuren Bekannten in den dortigen Klöstern lebten, war von jetzt an (386) bis zu seinem Ende sein bleibender Wohnsitz. Er fühlte sich überaus glücklich, in den Gegenden zu weilen, wo Christus gelebt und gelitten, und wo er für uns gestorben ist, und wohin täglich aus allen Weltgegenden fromme Pilger kamen. Dort starb er auch am 30. September 420. Sein Leichnam wurde später nach Rom überbracht.

Unter seinen vielen herrlichen Werken hat er sich insbesondere durch Übersetzung und Erklärung der heiligen Schrift unsterbliche Verdienste um die Kirche erworben. Seine Bibelübersetzung, deren Sprache so eigentümlich schön den Geist des Urtextes lateinisch wiedergiebt, ist die in der Kirche „allgemein“ gebräuchliche, daher sie auch »Vulgata« heißt. Von seinen Schriften, welche elf Foliobände füllen, sind überdies noch besonders hervorragend und nennenswert: das Buch de viris illustribus, die Biographie des Paulus von Theben und des Hilarion, die hundertfünfzig Briefe, wovon jedoch nur hundertsechzehn von ihm, die übrigen an ihn geschrieben sind. — Auf dem Gebiete der Wissenschaft ist Hieronymus unbestritten der gelehrteste unter den abendländischen Kirchenvätern, da er ein umfassendes philologisches, theologisches und historisches Wissen vereinigt, dem aber die spekulative Tiefe und der Forschungsgeist eines Augustinus abgeht. In Sprache und Darstellung Meister, war er in der Polemik nicht selten bitter und leidenschaftlich, davon sein Zerwürfnis mit seinem früheren Freunde Rufinus von Aquileja, von dem wir später beim Streit über Origenes noch reden werden, ein Zeugnis ist, wie auch sein berühmter Streit mit dem heiligen Augustinus über die Auslegung von Gal. 2, 14 (den Vorfall zwischen Petrus und Paulus betreffend), in welchem er, obgleich seinem Gegner an philologischem Wissen überlegen, nicht Recht behielt.

83. Augustinus.

Wir haben ein Buch, betitelt: „Bekenntnisse des heiligen Augustinus“ — kein Christ soll dasselbe ungelesen lassen. Darin hat Augustinus eine offene Beicht vor Gott und der Welt abgelegt, über die Irrgänge seines Lebens und wie Gottes Gnade ihn zur Erkenntnis und zum Heile geführt, so daß hierdurch selbst aus den Verirrungen dieses großen Mannes die Nachwelt Nutzen schöpfen kann. Es beginnt mit den Worten: „Du, o Gott! hast uns erschaffen zu Dir, und unser Herz bleibt unruhig, so lange es nicht ruhet in Dir.“ Aus diesen Bekenntnissen entheben wir folgendes:

Augustinus war zu Tagaste in Numidien 354 geboren. Sein Vater Patricius war ein Heide, aber die Mutter Monika war nicht nur Christin, die Kirche verehret sie vielmehr auch als Heilige, und nennt sie die Mutter des Gebetes, weil sie die Bekehrung ihres Sohnes und Gemahls, der wenigstens an seinem Lebensende sich dem Christentume zuwendete, erbetet hat. Die fromme Mutter pflanzte den Keim der christlichen Religion dem Sohne tief ins kindliche Herz, aber schon als siebzehnjähriger Jüngling versank er in die Freuden und Sünden der Welt. So tief er aber auch versunken war, so blieb ihm doch eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich und sein Treiben, daß er bald vor sich selbst sich schämte, bald wieder zu entschuldigen suchte. Ein Spruch des Cicero, vom Werte der Philosophie, weckte zuerst die Sehnsucht nach Besserem. Aber die heilige Schrift schien seiner glühenden Phantasie zu einfach. Da ergab er sich der Sekte der Manichäer, deren Grundsatz: nicht der Mensch ist es, der Schändliches verübt, sondern nur der böse Stoff an ihm thue es, und den Geist berühre das nicht, seinen sinnlichen Neigungen trefflich zusagte. Neun Jahre lang wandelte er auf dem Pfade der Sünde und im Irrlichte der Ketzerei; doch fand er im üppigsten Sinnengenusse keine Ruhe, in der manichäischen Lehre keine Antwort auf die Fragen seines strebsamen Geistes.

Um einen berühmten Lehrer dieser Sekte zu hören, verließ er heimlich seine tief bekümmerte Mutter, und ging nach Rom. Aber hier kam er zur Einsicht, daß er getäuscht war, und er fing an zu zweifeln, ob die Wahrheit irgendwo zu finden sei. Die innere Un-

ruhe trieb ihn weiter. Er kam nach Mailand und eröffnete dort Lehrstunden für die Rhetorik. Da wurden ihm die Predigten des dortigen Bischofes angerühmt. Mehr aus Neugierde, als um belehrt zu werden, ging er auch hin. Er fand zwar, daß Ambrosius eben nicht nach den Regeln der Rhetorik spreche, dennoch fühlte er sich von der Macht der Wahrheit auf das wunderbarste ergriffen und angezogen. Gottes Gnade hatte ihn berührt, und es fing an, in seinem Inneren zu tagen, aber die Nebel der Sinnlichkeit verdeckten ihm noch die Sonne des Heiles; er stand zwischen Gott und der Welt gleichsam geteilt. Er griff zu den Briefen des heiligen Paulus; — und seine Mutter, die ihn aufsuchte, verdoppelte ihre Gebete für den tief Gefallenen und doch so innig Geliebten. Ein Freund, der von Gallien kam und ihm von den Heldentugenden der christlichen Asceten aus eigener Erfahrung erzählte, regte im Gemüte des Augustinus eine tiefe Beschämung über seine Schlechtigkeit an. Innerlich verwirrt und zerknirscht, brach er das Gespräch plötzlich ab, nahm die Briefe des heiligen Paulus vom Tische, ging damit gedankenschwer in den Garten hinaus und warf sich, im höchsten Unwillen gegen sich selbst, unter einem Baume auf die Erde. Da vernahm er einen Gesang, wie von einem Kinde, worin die Worte: „Nimm und lies!“ oft wiederholt wurden. Wie von einer himmlischen Mahnung angeregt, griff er nach den neben ihm liegenden apostolischen Briefen, und sieh! worauf seine Augen fielen, waren die Worte aus dem Römerbriefe: „Wie am Tage lasset uns ehrbar wandeln; nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Zank und Neid: sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an.“

Augustinus las nicht weiter, weil er bei diesen Worten zu einer Klarheit des Sinnes gekommen war, die er nie zuvor an sich wahrgenommen hatte. Seine Bekehrung war vollendet, und Augustinus nennt sie selbst ein Wunder der Gnade. Er wurde vom heiligen Ambrosius in der Osternacht 387, nebst seinem natürlichen Sohne Adeodatus und seinem Freunde Alypius getauft. Die Worte eines Bischofs an Monika: daß der Sohn so vieler Thränen nicht könne verloren gehen, waren nunmehr in Erfüllung gegangen. Bald nach seiner Taufe trat Augustinus die Rückreise nach Afrika an, auf welcher seine Mutter in Ostia starb. Nachdem er eine Zeit lang auf

seinem Landgute bei Tagaste zugebracht, ließ er sich nur ungern zum Priester weihen, um dem greisen Bischof Valerius von Hippo[1] das Predigtamt zu erleichtern, und wurde nach dessen Tode dortselbst zum Bischof gewählt. Als solcher lebte er höchst einfach und wohnte mit seinem Klerus in apostolischer Gütergemeinschaft in einem Hause.[2] Aber trotz seines eingezogenen Lebens übte er einen Einfluß aus, der weit über seine Diöcese und auch über Afrika hinausging. Augustinus, einst selber Manichäer, eröffnete einen unerbittlichen Kampf gegen diese Sekte; er hatte die Notwendigkeit der Gnade bei und an sich erfahren und verteidigte sie jetzt gegen die Pelagianer und Semipelagianer in geist- und gehaltvollen Schriften, die ihn zum Doctor gratiae gemacht haben. Den schönsten Triumph trug aber Augustinus gegen die Donatisten davon, von denen er viele durch seine Liebe und überzeugende Rede bekehrte. Sein Lebensabend war getrübt durch zunehmende Körperschwäche und durch das unsägliche Elend, das die Vandalen über sein Vaterland brachten.[3] Sein Gebet zu Gott: er möge ihn sterben lassen, damit er den Untergang seines geliebten Hippo nicht mehr sehe, ward erhört: In Betrachtung und Abbetung der Bußpsalmen, die er sich an die Wand über seinem Bette hatte schreiben lassen, schied er im dritten Monat der Belagerung Hippos am 28. August 430 selig in die Ewigkeit hinüber. Sein Leib, die Hülle eines gewaltigen Geistes, ruht in Pavia.

---

[1] Es gab zwei Hippo. Hier ist Hippo Regius gemeint, welches den Beinamen königlich führte, weil es der Sitz eines numidischen Fürstengeschlechtes gewesen. Jetzt heißt es Bona. Das andere Hippo führte den Beinamen Zarchitos, wegen der Überschwemmungen, denen es ausgesetzt war, lag nicht fern von Utika und heißt jetzt Ben Zert.

[2] Nach den Regeln desselben bildete sich später der Augustinerorden, welcher in St. Augustinus seinen geistigen Vater und Stifter verehrt.

[3] Als die Vandalen Afrika eroberten, feierten sie in allen Städten, wie es schon ihre Gewohnheit eben war, ihren jedesmaligen Sieg durch Rauben, Morden und Brennen. Vorzüglich wütete der vandalisch-arianische Ketzereifer allenthalben gegen die Katholiken. Kirchen und kirchliche Gebäude wurden zerstört, alles, was zum Gottesdienste gehörte, alle Schriften und Bücher zerrissen, zerstreut und verbrannt. Und dieser alles zerstörenden Wut ungeachtet, wurden die Schriften des heiligen Augustin, obschon ihn die Arianer mehr als jeden anderen katholischen Bischof haßten und dessen Andenken so gern vertilgt hätten, auf eine völlig unerklärbare Weise unversehrt erhalten.

Man hat sich die ganz überflüssige Mühe genommen, ihn gegen die Schmähungen gewisser Schriftsteller in Schutz zu nehmen. Die Werke eines Augustinus, Chrysostomus, Hieronymus u. s. w. leben seit vielen Jahrhunderten und werden hochgeehrt sein, wenn die Schriftlein ihrer Schmäher schon längst vergessen sind. Augustinus, der Mann mit aufwärts schauendem Auge, mit der Feder in der Rechten, und dem brennenden Herzen in der Linken, wie er gewöhnlich abgebildet wird, ragt wie eine Pyramide über sein Zeitalter empor und schaut gebieterisch auf die folgenden Jahrhunderte herab. Unter der riesigen Zahl der Schriften dieses Kirchenvaters — man zählt nämlich deren über tausend! — ragt sein Werk »De civitate Dei« hervor, das er 413 begann und 427 beendigte. Es besteht dasselbe aus zweiundzwanzig Büchern und ist die umfassendste, originellste und gründlichste Apologie des Christentums unter allen, die bis dahin erschienen waren. Augustinus stellte in demselben den Staat Gottes (d. i. die Gemeinde der Gläubigen) mit seinen auf die Ewigkeit gehenden Zielen dem eben untergehenden, römischen Staatswesen entgegen und schuf so eine Philosophie der Weltgeschichte im Lichte der christlichen Anschauung.

84. Leo der Große und Gregor der Große.

Den Kirchenlehrern dieser Periode sind auch diese zwei Päpste beizuzählen, die beide mit Recht den Beinamen „der Große" führen und von der Kirche als Heilige verehrt werden.

Leo I. stammte aus einer vornehmen toskanischen Familie und ward gegen das Jahr 400 in Rom geboren. Über sein Leben und Wirken bis zu seinem Diakonate wissen wir nichts. Schon als Diakon war er jedoch die hervorragendste Person in Rom. Noch als solcher mit einer Gesandtschaft nach Gallien betraut, wurde er während seiner Abwesenheit nach dem Ableben des Papstes Sixtus III. zum Oberhaupt der Kirche gewählt. Als Papst (440—461) erfaßte er klarer wie irgend einer seiner Vorgänger die Idee des päpstlichen Primates, der durch ihn zum erstenmal auch in politischer Hinsicht von weltgeschichtlicher Bedeutung sich zeigt. Wie schon (§. 70) erzählt worden, schreibt ihm Rom seine Rettung vor Attila 452, seinen Schutz bei der Plünderung durch Geiserich 455 zu, den er wenig-

stens zu einiger Milde gegen die eroberte Stadt bestimmte. Den Beinamen des Großen erwarb sich Leo I. durch seine Thätigkeit als Kirchenfürst. Nach allen Seiten war er bemüht, Recht und Ordnung in der Kirche herzustellen, machte auch die Rechte des apostolischen Stuhles gegen anmaßende Bischöfe[1] mit allem Nachdruck geltend und verteidigte durch wissenschaftliche Begründung die Reinheit des Glaubens gegen die Irrlehren (der Manichäer, Priscillianisten und Eutichianer), wie wir dies im folgenden noch werden kennen lernen. Hier sei nur noch bemerkt, daß er der erste Papst nach Petrus ist, von welchem wir eine Sammlung von Schriften besitzen, nämlich hundertdreiundvierzig Briefe und sechsundneunzig Festpredigten, durch die er sich auch den Ruhm eines großen Kanzelredners erwarb. Seine hinterlassenen Werke zeichnen sich durch Originalität wie theologische Gelehrsamkeit aus und stehen, in der Schönheit des Stiles, den besten lateinischen Klassikern nicht nach.

Wie Leo der Große Rom gerettet, so hat **Gregor der Große** durch Thatkraft und hohe Herrschertalente die ewige Stadt in schlimmen Zeiten ruhmvoll aufrecht erhalten. Er war, aus einer reichen Senatorenfamilie Roms entsprossen, um 540 geboren, und bei seinen seltenen Talenten bereits auf dem Wege zu den höchsten Staatsämtern: er verwaltete nämlich unter Kaiser Justin dem Jüngeren Rom als Prätor. Da erkannte er, von seiner Mutter Sylvia fromm und christlich erzogen, das Eitle seines Strebens, brach plötzlich mit der Welt, gab sein ganzes Vermögen zur Stiftung von sieben Benediktinerklöstern her, wandelte seinen eigenen Palast in ein solches um, worin er in gottseligen Übungen sein Leben zuzubringen wünschte. Aber die Kirche bedurfte seiner Talente, er wurde zum Diakon geweiht, und als Geschäftsträger nach Konstantinopel geschickt. Später durfte er zwar in sein stilles Heiligtum zurückkehren, aber nebstbei mußte er, als der größte Redner seiner Zeit, die Kirchenkanzel zu seinem Berufe machen, um der Sehnsucht der Gläubigen zu entsprechen. Dann wurde er 590 zum Papste gewählt, was er als ein Mißgeschick ansah, dem er sich durch die Flucht zu entziehen suchte. Als er jedoch wie durch ein Wunder aufgefunden und zurückgebracht

---

[1] So gegen Anatolius, Patriarch von Konstantinopel und gegen Anastasius, Erzbischof von Thessalonich.

wurde, unterwarf er sich der göttlichen Fügung, schrieb aber darüber an des Kaisers Schwester: „Unter dem Vorwande des bischöflichen Berufes bin ich wieder in die weltlichen Händel zurückgeschleudert worden."

Die Päpste mußten nämlich um diese Zeit, wo Rom und Italien so vielfach beunruhigt war, viel mit weltlichen Angelegenheiten sich beschäftigen. Und wie schwer die damaligen Zeiten waren, lesen wir in einer Rede Gregors: „Was ist wohl in der Welt, das uns noch gefallen könnte? Wir sehen nichts als traurige Gegenstände, wir hören nichts als Seufzen und Weheklagen. Die Städte sind zerstört, die Felder liegen ungebaut, und die Erde ist zur Einöde geworden; und der kleine Rest von Menschen wird mit immer neuen Zuchtruten heimgesucht." Inmitten solcher Drangsale war Gregors Hirtensorgfalt nach allen Seiten hin gerichtet. Er schützte Rom gegen die Longobarden, sorgte für die Bedrängten, Witwen und Waisen wie ein Vater;[1] ihm hat England den christlichen Glauben zu verdanken,[2] unsere Kirche eine verbesserte Liturgie und die Einführung des Choralgesanges (cantus Gregorianus), und ist hierdurch, wie auch durch seine Schriften, der Mit- und Nachwelt zum Segen geworden. Er starb am 12. März 604.

Trotz seinen vielfachen, aufreibenden Amtsgeschäften und eifrigen Predigen hat Gregor mehr Schriften hinterlassen, als irgend ein Papst, Benedikt XIV. ausgenommen. Sein Hauptwerk ist die »Expositio« in Job oder »libri 35 Moralium«, eine Moraltheologie. Besonders zu erwähnen ist dann noch seine »Regula pastoralis«, eine Anweisung zur Verwaltung des geistlichen Amtes, schon zu seinen Lebzeiten ins Griechische, später auf Befehl Alfreds des Großen ins Englische übersetzt und während des ganzen Mittelalters als Lehrbuch der Pastoral hochgeschätzt, und das »Sacramentarium«, eine Zu-

---

[1] Wenn die Erzählung des Diakon Johannes, seines Biographen, wahr ist: Gregor habe um die Befreiung des Kaisers Trajan aus der Hölle gebetet, und zwar deswegen, weil dieser Heide sich gegen eine arme Witwe mitten unter Kriegsgeschäften gerecht und gütig erwiesen hat, so ist selbst dieser Irrtum ein schöner Beweis von der ausnehmenden Herzensgüte dieses Papstes.

[2] Vgl. S. 141. — Nie aber wollte er in religiösen Dingen Gewalt angewendet wissen, weshalb er die Bischöfe von Arles und Marseille strenge tadelte, weil sie die Juden zur Taufe zwangen.

sammenstellung der Meß- und Benediktionsgebete nach der von ihm getroffenen Revision der Liturgie. — Die Erzählung späterer Schriftsteller — es geschieht dies im zwölften Jahrhundert erst — wonach Gregor die Bücher der palatinischen Bibliothek und die Geschichte des Livius habe verbrennen lassen, ist offenbar eine gehässige Erfindung. Denn wo sich dieser Papst weniger günstig über die heidnischen Klassiker ausspricht, geschieht es, weil er Vernachlässigung der Lektüre der heiligen Schrift und der kirchlichen Schriftsteller befürchtet; für die Sittenreinheit des Klerus rühmlichst besorgt, sah er die heidnischen Dichter, deren Unverschämtheit nicht geleugnet werden kann, ungern in den Händen desselben und sagte: „Das Lob der Götzen verträgt sich nicht in ein und demselben Munde mit dem Lobe Christi."

85. Kirchenschriftsteller.

Unter den bloßen Schriftstellern der Kirche nennen wir nur:

1. Lactantius Firmianus, Lehrer der Rhetorik, dann Erzieher des Crispus, des Sohnes Konstantins. Von seiner zierlichen Schreibart wird er der „christliche Cicero" genannt. In seinen Schriften, die er zur Zeit der Licinischen Verfolgung verfaßt zu haben scheint, ist er der reinen christlichen Lehre nicht ganz treu geblieben. Er soll um das Jahr 330 in Trier gestorben sein. Sein Hauptwerk sind die »Divinae institutiones«, eine eingehende apologetisch gehaltene Darstellung der christlichen Lehre, die er später in einer Epitome auch in kürzerer Fassung herausgab. Außerdem ist noch die für die Geschichte der Christenverfolgungen bedeutsame Schrift »De mortibus persecutorum« zu nennen.

2. Eusebius, Bischof von Cäsarea, ist bekanntlich der „Vater der Kirchengeschichte", welche er in zehn Büchern — von Christo bis zum Tode des Licinius beschrieb, wozu auch die vier Bücher vom Leben Konstantins kommen; hinterließ aber auch bedeutende apologetische Werke, die von einer umfassenden Gelehrsamkeit und bewundernswertem Fleiße zeigen, wie er auch als Polemiker und Exeget berühmt ist. Wir wollen da nur zwei größere, unter sich zusammenhängende Werke anführen. Das eine »Praeparatio evangelica« stellt die Vielgötterei und die heidnischen Religionssysteme in ihrer Nichtigkeit dar und zeigt dagegen die Schönheit und Erhabenheit des

Christentums; das andere »Demonstratio evangelica« begründet das letztere näher aus dem alten Testamente, besonders aus den Propheten und entwickelt dabei dessen Vorzüge vor dem Judentume. Beachtung verdient, daß Eusebius in seinem Kommentar zu Lukas 22, 31 Petrus den „Obersten und Vorsteher" der Apostel nennt. Sein schwankendes Betragen als geschmeidiger Hofbischof in den Angelegenheiten der arianischen Irrlehre hat aber Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit veranlaßt. Er starb um 340.

3. **Rufinus**, Priester zu Aquileja, Zeitgenosse und wenigstens dreißig Jahre lang ein inniger Freund des heiligen Hieronymus, mit dem ihn seit 394 der Streit über die Rechtgläubigkeit des Origenes leider entzweite.[1] Als Schriftsteller erwarb sich Rufinus Verdienste um die Kirche durch Übersetzung griechischer Werke, wodurch er einige alte Schriften rettete, deren Urschriften verloren gingen und durch eigene Werke historischen und dogmatischen Inhaltes. In den Übersetzungen ist er jedoch nicht verläßlich; man spricht ihm da Treue und Genauigkeit ab, während er als Historiker über die Begebenheiten seiner Zeit Vertrauen hat. Er starb in Sizilien im Jahre 410.

Spaltungen und Irrlehren.

86. Die Donatisten.

Um die Zeit, als Konstantin der Kirche den ersehnten Frieden bereitete, streuten einige ehrgeizige und leidenschaftliche Menschen in der Kirche von Afrika den Samen der Zwietracht, der zu einer traurigen Kirchenspaltung heranwuchs. Als der Bischof **Mensurius** von Karthago 311 gestorben war, wurde der Archidiakon **Cäcilian** in rechtmäßiger Wahl zum Bischofe bestellt. Gegen ihn erhoben sich drei Parteien, jede aus anderen, aber insgesamt schlechten Beweggründen. 1) Zwei Priester (Botrus und Celestius), die selbst gehofft hatten, gewählt zu werden. 2) Zwei andere, denen die kostbaren Kirchengefäße waren anvertraut worden[2] und die dieselben zurückzustellen sich

---

[1] Vgl. §. 100. [2] Mensurius war nach Rom gegangen, um vor dem

weigerten. 3) Endlich eine angesehene und reiche Frau, Lucilla, die Cäcilian früher durch einen ihr erteilten Verweis, den sie aber wegen abergläubischer Gebräuche und Verehrung nicht beglaubigter Reliquien gar wohl verdiente, beleidigt hatte. Alle diese vereinigten sich zum Widerstande gegen den Bischof, und suchten einen Vorwand, um dessen Wahl bestreiten zu können. Einen solchen Vorwand glaubten sie darin zu finden, daß der Bischof Felix von Aptunga, der den Cäcilian geweiht hat, ein Traditor[1] gewesen, also die Weihe ungültig sei. Hiermit verfiel man in den alten Irrtum, daß die Sakramente in ihrer Gültigkeit von der Würdigkeit ihrer Ausspender abhängen und die Sünder, somit auch die traditores nicht zur Kirche gehören, was schon eine unrichtige Folgerung an und für sich ist. Zudem wurde durch den Prokonsul von Afrika festgestellt, daß Felix, der Konsekrator Cäcilians, gar nicht einmal ein Traditor gewesen ist. Dann sei auch die Wahl ungültig, weil die siebzig Bischöfe der nachbarlichen Provinz Numidien nicht beigezogen wurden. Das geschah zwar früher gewöhnlich, war aber nach den Kirchengesetzen nicht strenge nötig. So entbrannte der Streit, den Optatus von Mileve ganz richtig also charakterisiert: „Aus Zorn geboren, durch Ehrgeiz genährt, durch Habsucht und Geiz gestärkt.“

Diese numidischen Bischöfe wurden nun berufen, und wählten unter dem Einflusse jener drei Parteien, dem Cäcilian gegenüber, den Lektor Majorinus, einen Hausfreund der Lucilla, zum angeblichen Bischofe von Karthago. Da sich bald mehrere Unzufriedene anschlossen, so hatte Karthago zwei Bischöfe und zwei Kirchengemeinden, die katholische unter Cäcilian, die mit Rom und der ganzen Kirche in Gemeinschaft stand, und die donatistische, von ihrem zweiten Bischofe, **Donatus dem Großen,** so genannt — Majorinus war 315 schon gestorben. Diese Partei brachte ein Jahrhundert hindurch unsägliches Elend über die Kirche von Afrika. Kaiser Konstantin und seine Nach-

---

Kaiser Maxentius den Diakon Felix, welcher gegen diesen grausamen Fürsten eine Schmähschrift verfaßt haben sollte, zu verteidigen. Die Güter seiner Kirche vertraute er inzwischen zwei vornehmen Männern und zwar gegen in die Hände einer frommen Matrone niedergelegte Empfangsscheine. Auf der Rückreise starb Mensurius; die Matrone gab sodann dem Cäcilian die Scheine, die Männer aber weigerten sich, das Kircheneigentum auszuliefern.

[1] Vgl. S. 53.

folger bis Honorius versuchten in Güte und Strenge mannigfache Mittel, sie zur Ordnung zu bringen; mehrere Konzilien,[1] die die Donatisten selbst verlangten, untersuchten wiederholt diese Angelegenheit, und entschieden gegen sie; in Schriften wurde ihr Unrecht klar nachgewiesen, — aber alles war fruchtlos. In verblendetem Hochmute erklärten sie vielmehr: 1) Die Kirche sei überall untergegangen, weil sie Sünder unter sich habe, und nur bei ihnen bestehe sie noch in ihrer Reinheit, daher auch 2) jene, die zu ihnen übertraten, neuerdings getauft wurden. Viele traten nur aus Furcht und Angst der Partei bei; denn sie wütete, wo sie konnte, mit unerhörter Grausamkeit gegen die Katholiken. Fanatische Rotten, Circumcelliones, von den Donatisten „Kämpfer Christi" genannt, führten in wilder Todeslust einen unausgesetzten Räuberkrieg gegen die Katholiken, plünderten und mordeten; und das nannten sie Religionseifer.

Erst hundert Jahre nach ihrer Entstehung gelang es dem großen Bischofe von Hippo, dem heiligen Augustinus, einen namhaften Teil dieser Verblendeten für die Kirche wieder zu gewinnen. Mit Zustimmung des Kaisers Honorius wurden die donatistischen Bischöfe zu einer freundlichen Besprechung[2] nach Karthago 411 eingeladen. Mit gewohnter Beredsamkeit deckte ihnen da Augustinus ihre Irrtümer auf und die Folge davon war einerseits die Vereinigung sehr vieler Bischöfe und Laien mit der Kirche, andererseits strenge Maßregeln gegen die Hartnäckigen. Dennoch blieb eine Anzahl davon unbekehrt, und erhielt sich, vielfach in sich selbst gespalten, bis ins siebente Jahrhundert. Das Schisma verschwindet erst mit dem Untergang der afrikanischen Kirche nach dem Einfall der Saracenen.

Anmerkung. Weniger bedeutend als die donatistische war die **meletianische** Spaltung, welche im Jahre 305 in Ägypten entstand und mit dem meletianischen Schisma in Antiochien (§. 89) nicht zu verwechseln ist. Der Ursprung desselben ist dunkel; die ältesten Nachrichten erzählen, der Bischof Meletius von Lykopolis in der Thebais habe während der Abwesenheit des alexandrinischen Bischofs Petrus und der Gefangenschaft vieler ägyptischer Bischöfe in fremden

[1] Die Synode zu Rom (313), dann die große Generalsynode des Abendlandes zu Arles (314) und die zu Mailand (316).

[2] Collatio, wie man damals sagte; weswegen auch die Protokolle des Gespräches von Karthago, wovon noch ein großer Theil auf uns gekommen ist, gesta collationis Carthaginiensis hießen.

Sprengeln, auch in Alexandrien, ohne Not geistliche Weihen vorgenommen und Unordnungen angestiftet, in der Absicht, den Primas von Ägypten spielen zu können. Nach Athanasius dagegen ist Meletius wegen Abfalles zum Götzendienst auf einer Synode verurtheilt worden und hat dann ein Schisma begonnen. Weniger glaubwürdig ist die Meldung des heiligen Epiphanius, Meletius hätte gegen Petrus — im Sinne des heiligen Cyprian — die strengere Bußdisciplin verfochten. Das Konzil von Nicäa 325 setzte zwar Meletius als aktiven Bischof ab, ließ ihm aber seine Würde und sicherte den übrigen von ihm geweihten Bischöfen Amnestie zu und die eventuelle Nachfolge nach dem Tode der von dem alexandrinischen Patriarchen aufgestellten. Gefährlich wurde aber die Partei wieder, als es dem Bischof Eusebius von Nicomedien gelang, die Meletianer mit den Arianern zu verbünden, eine Allianz, an der Meletius selbst noch mitgearbeitet hat.

87. Die arianische Irrlehre. Konzil von Nicäa.

Diese Periode hat die besondere Eigentümlichkeit, daß sie wie die Zeit der größten Kirchenlehrer so auch die Zeit der größten Glaubenskämpfe ist, die Zeit, in der sich die Dogmen der Kirche organisch entwickeln und schließlich, allseitig klargelegt und bewiesen, fester als zuvor dastehen. Drei Hauptkämpfe beherrschen diese Zeit; sie betreffen die Wahrheiten 1) über Gott, 2) den Menschen, 3) den Gottmenschen.[1] Neben diesen großen Kontroversen entstanden noch zahlreiche Streitigkeiten über weniger bedeutende Punkte teils im Zusammenhange mit jenen, teils aus einem besonderen Anlasse.

Wir kommen zunächst zur Geschichte einer Irrlehre, die nicht nur an sich selbst, da sie die Grundlehre des Christentums angriff, sondern auch dadurch zu einer traurigen Wichtigkeit gelangte, daß ihrer giftigen Wurzel mehrere Irrlehren entsproßten, welche die griechische Kirche drei Jahrhunderte hindurch in ihrem Innersten erschütterten und deren späteren Fall vorbereiteten.

Der Urheber dieser Irrlehre war **Arius**, Priester zu Alexandria, ein Mann von vielem Wissen, aber seichtem Verstande, dabei Dichter

[1] Wir können diesen Kampf wissenschaftlich auch so bezeichnen: 1) Der theologische Kampf um die Trinitätslehre (Arianer, Semiarianer, Pneumatomachen); 2) der anthropologische: derselbe betraf die natürliche Ausstattung des Menschen und sein Verhältnis zur göttlichen Gnade (Pelagianer, Semipelagianer, Prädestinatianer); 3) der christologische Streit über die Person und die Naturen Christi (Nestorianer, Monophysiten, Monotheleten).

und Redner, in hohem Grade ruhmsüchtig und sich mit dem Scheine großer Frömmigkeit umgebend, von Gestalt groß und hager. Er war geboren in Lybien, absolvierte unter Lucians Leitung in Antiochien seine theologischen Studien und ließ sich nach deren Vollendung in Alexandrien nieder, dessen Bischof Petrus ihn zum Diakon weihte, ihn aber dann exkommunizierte, da er sich der Partei des Meletius[1] angeschlossen hatte. Als Petrus bald nachher den Martyrtod starb, wurde Arius von dessen Nachfolger Achillas wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen und zum Presbyter geweiht, Vorsteher der Kirche Baukalis. Er lebte da, geehrt von seinem Bischof Alexander (dem Nachfolger Achillas), mit der Kirche im Frieden, bis er im Jahre 318 auf einer Konferenz in Gegenwart seines Oberhirten zum erstenmal mit seiner Irrlehrer hervortrat, die im wesentlichen auf folgendes sich zurückführen läßt: Christus ist nicht wahrer Gott, ist nicht von Ewigkeit, nicht gleicher Wesenheit mit dem Vater, — nur ein Geschöpf, obwohl das erste und höchste aller Geschöpfe; und nur im uneigentlichen Sinne werde und könne er Gott genannt werden. Seinen Beweis führte er so: In der Schrift ist die Rede vom Vater und Sohn, nun aber sei es klar, daß der Vater früher gewesen sein müsse als der Sohn, somit könne der Sohn nicht von Ewigkeit, nicht wahrer Gott sein. — Allein dieser scheinbar klare Beweis fällt in nichts zusammen, wenn man bedenkt, daß in der Glaubenslehre von der allerheiligsten Dreieinigkeit die Worte „Vater und Sohn", und „der Vater hat den Sohn gezeugt" durchaus nicht nach unseren sinnlichen Begriffen zu nehmen sind. Wir haben nur keine eigenen Ausdrücke — wie für die übersinnlichen Begriffe überhaupt, so noch weniger für das unbegreifliche Wesen der Gottheit. Die Worte: „Vater und Sohn" und „Zeugung" deuten somit nur sinnbildlich einigermaßen jenes Verhältnis der zwei Personen im göttlichen Wesen an, welches unsere Verstandesbegriffe weit übersteigt, und wobei wir uns nur an die Offenbarung zu halten haben.

Nachdem der sanftmütige Bischof Alexander sich vergebens bemüht hatte, den Arius zu besserer Erkenntnis zu bringen, wurde dieser im Jahre 320 durch eine Synode der Bischöfe aus der

---

[1] Vgl. Anmerkung nach §. 86.

alexandrinischen Provinz, als hartnäckiger Irrlehrer, mit seinen Anhängern aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Aber Arius fuhr fort, seine Ansicht durch andere Schriften zu verbreiten, und verlockte immer mehrere, nicht nur in Ägypten, sondern im ganzen Oriente in seinen Irrtum, so daß es bald unter den streitenden Parteien, auch bei den Laien, zu den ärgerlichsten Auftritten kam, und darob die christliche Religion selbst in den Theatern von den Heiden verhöhnt wurde.

Auf daß offen dargelegt wurde, was in dieser Streitfrage die alte katholische Wahrheit sei, sollten die Bischöfe in einer allgemeinen Kirchenversammlung zusammenkommen. Dieselbe wurde von Konstantin, im Einvernehmen mit den Bischöfen, im Jahre 325 nach **Nicäa** berufen, wo Hosius von Corduba im Namen des Papstes Sylvester I. den Vorsitz führte. Die Zahl der Bischöfe war 318: man konnte, sagt Theodoretus, sie eine Schar von Märtyrern nennen; denn viele von ihnen trugen die Merkmale ihrer Standhaftigkeit in der letzten Verfolgung (Narben und Verstümmelung) noch sichtbar an ihrem Leibe. Arius war mit seinen Anhängern, worunter Eusebius, Bischof von Nikomedia, sich besonders hervorthat, auch auf dem Konzilium erschienen. Es wurde ihnen gestattet, ihre Ansicht vorzutragen; und die frommen Bischöfe erstaunten ob der unerhörten Gotteslästerung. Dagegen gaben die Bischöfe einstimmig, mit Ausnahme einiger wenigen, ihr Zeugnis ab, für den apostolischen in ihren Kirchen von jeher bewahrten Glauben an die Gottheit Christi, setzten ein Symbolum (Glaubensformel) auf, worin dieser Glaube auf das schärfste ausgedrückt war mit dem Worte: *ὁμοούσιος* (consubstantialis, gleicher Wesenheit mit dem Vater). Arius, der auch jetzt noch in seinem Irrtum verharrte, wurde exkommuniziert, samt allen, die ihm anhingen. Er wurde nebst zwei Bischöfen vom Kaiser nach Illyrien verbannt, seine und seiner Freunde Schriften aber verbrannt. Dann wurden noch andere kirchliche Angelegenheiten, z. B. das Schisma des Meletius verhandelt, und in betreff der Taufe der Häretiker und der Feier des Osterfestes definitive Bestimmungen erlassen. Das war das erste allgemeine Konzilium, und wahr und schön schrieb hierüber Kaiser Konstantin selbst an die Kirche von Alexandrien: „Was die 300 Bischöfe beschlossen haben, ist nichts anderes, als Gottes Stimme, indem der heilige Geist sich den Gemütern so würdiger und edler

Männer eingesenkt und Gottes Willen eröffnet hat." Papst Sylvester bestätigte die Dekrete; der Kaiser (Konstantin) erhob sie dann zu Reichsgesetzen.

In Alexandria aber, wo der Irrtum entstanden war, wurde im Jahre 326 nach dem Tode Alexanders sein Diakon Athanasius, der heldenmütige Kämpfer für die katholische Wahrheit, zum Erzbischofe gewählt.

88. Die weiteren Umtriebe der Arianer.

Wem es redlich um die Wahrheit zu thun war, mußte sich nun völlig beruhigt fühlen; aber es ist eben der Charakter der Häresie: — Widerstand gegen die Entscheidung der Kirche. Die beschämten Arianer wendeten alle Künste der List und des Truges an, um die Gunst des Hofes zu erlangen; sie wußten bald selbst den Kaiser zu überreden, es sei die ganze Sache von keiner Wichtigkeit, und es sei hart, daß so fromme und gelehrte Männer, wie Arius und seine Freunde, bloß darum abgesetzt und verbannt seien, weil sie das Wort »consubstantialis«, da es nicht in der Bibel stehe, nicht annehmen; es sei also eigentlich nur ein Wortgezänke; im Glauben seien sie alle einig (!). Wirklich erfrechte sich Arius, mit einem falschen Eide dem Kaiser zu versichern, daß er an das Symbolum glaube (wobei der Kaiser das nicänische, — Arius aber das eigene im Sinne hatte). Der Kaiser ließ sich täuschen, und gestattete besonders auf die Fürsprache seiner sterbenden Schwester Konstantia hin, daß Arius und die verbannten Bischöfe zurückkehren durften.

Von jetzt an ist die weitere Geschichte des Arianismus ein widerliches Gewebe von tückischen Umtrieben, Verleumdungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken; unter dem Deckmantel der Religion spielten die häßlichsten Leidenschaften.

Den Arianern am meisten im Wege war Athanasius; darum mußte er um jeden Preis beseitigt werden. Er wurde geraume Zeit mit den verschiedensten schmählichsten Anklagen verfolgt, bis es endlich doch gelang, ihn bei dem Kaiser soweit zu verdächtigen, daß er 335 nach Trier in die Verbannung wandern

mußte.[1] Zugleich hatten es die Arianer auf die drei Hauptkirchen im Oriente abgesehen, und dieselben an sich zu ziehen gewußt. Den eifrigen Bischof von Antiochia hatten sie bereits abgesetzt und einen Arianer dahin bestellt. Bald gelang es auch dem Eusebius von Nikomedia, sich in den bischöflichen Sitz der Hauptstadt einzudrängen. Nun hatte man auch noch beschlossen, Arius mit großem Pomp in die Kirche zu Konstantinopel einzuführen. Am Tage vorher schon führten ihn seine Anhänger in einer Prozession feierlich in der Stadt herum, da überfiel ihn eine Üblichkeit, und er war genötigt, zu seiner Erleichterung ein geheimes Gemach aufzusuchen. Als die Seinigen, weil er zu lange ausblieb, ihn aufsuchten, fanden sie ihn alldort, mit ausgeschütteten Eingeweiden, tot, was selbst bei manchen Arianern als ein Gottesurteil angesehen wurde und deren Bekehrung zur Folge hatte.

Im folgenden Jahre, 337, starb auch Kaiser Konstantin, aber leider wurde Konstantius, sein Sohn und Nachfolger im Oriente, sogleich von Arianern gewonnen, die jetzt nach dem obengenannten Bischof von Nikomedia, ihrem neuen Haupte und Anführer, auch **Eusebianer** genannt werden. Athanasius, die Stütze der Katholiken, durfte zwar auf seinen Sitz zurückkehren, aber bald, wie vorauszusehen war, wurde er wieder beseitigt, welcher Wechsel in seinem Schicksale später noch einige Male eintraf.[2] Ungemein verderblich

---

[1] Da aber Kaiser Konstantin den bischöflichen Stuhl von Alexandrien trotz allem Andringen der Arianer, welche einen aus ihrer Partei auf denselben zu erheben wünschten, unbesetzt ließ; da des Kaisers gleichnamiger Sohn den Athanasius zu Trier höchst ehrenvoll empfing und freigebig für seinen Unterhalt sorgte, so scheint die Meinung derjenigen, darunter der verfolgte Bischof selbst, welche glaubten, der Kaiser habe ihn durch diese Verbannung nur den Nachstellungen seiner Feinde entziehen wollen, nicht so ganz unbegründet. Übrigens gelang es der List und Gewalt der Gegner des Athanasius, ihn fünfmal zu verbannen. Die erste Verbannung brachte er in Trier, die zweite in Rom, die dritte bei den Mönchen Ägyptens; die vierte traf ihn unter Kaiser Julian, die fünfte unter Valens.

[2] Zunächst wurde er bei Papst Julius von seinen Gegnern verklagt und trotz seiner Freisprechung in Rom auf einer Synode von Antiochien (341) neuerdings abgesetzt. Auf Wunsch des Papstes beriefen nun Konstans und Konstantius ein Konzil nach Sardika (343), auf welchem Athanasius abermals freigesprochen wurde, nachdem seine Gegner es nicht einmal gewagt hatten, auf diesem Konzil zu erscheinen. Allein Konstantius, seit 350 Alleinherrscher, er-

waren die Unruhen und Spaltungen, die die Arianer, namentlich in den Kirchen von Alexandria, Antiochia und Konstantinopel anrichteten, und viel Blut wurde durch ihre Schuld vergossen. Ein eigener Kunstgriff derselben war es auch, immerfort an verschiedenen Orten: zu Antiochia, Philippolis, Mailand, Sirmium, Seleucia und Rimini, — Synoden zu veranstalten, und überall neue Glaubensbekenntnisse zu entwerfen, um die Gutmütigen und Unvorsichtigen zu bethören und das Ansehen des Symbolums von Nicäa herabzusetzen. Aber bald erfuhren sie auch das Schicksal aller Häresien; sie spalteten sich in Parteien. Die einen blieben beim Grundsatze des Arius, daß Christus vom Vater gänzlich verschieden (anderer Wesenheit) sei; daher auch **Anomöer** (*ἀνόμοιος*, unähnlich) oder strenge Arianer; die anderen meinten, daß der Sohn dem Vater in der Wesenheit zwar nicht gleich, aber doch ähnlich sei, und nahmen das Wort *ὁμοιούσιος* statt *ὁμοούσιος* an: **Semiarianer.** Die Spaltung bereitete auch ihren allmählichen Untergang vor. Ihre Hauptstütze war ohnehin nur des Kaisers Konstantius despotische Macht; und nach seinem Tode konnte die katholische Kirche durch die Kraft ihrer Wahrheit, — obwohl vom Kaiser Julian nichts weniger als unterstützt, wieder ihren mächtigen Einfluß auf die Irrenden üben.

Die abendländische Kirche, wo Kaiser Konstans der katholischen Lehre treu blieb, hatte weniger gelitten; — nur während der kurzen Zeit der Alleinherrschaft des Konstantius mußte sie einige Gewaltstreiche erdulden. Unter den folgenden Kaisern begünstigte nur noch Valens im Oriente diese bereits ersterbende Partei; denn schon hatten die großen Kirchenlehrer Athanasius, Basilius und Gregor von Nazianz, dann Papst Damasus, Hilarius und Ambrosius überall der Wahrheit den Sieg bereitet. Dagegen blieb dem Kaiser Valens das traurige Verdienst, den Goten und durch diese noch einigen

---

zwang durch Drohungen die Absetzung des Athanasius von den Synoden zu Arles (353) und Mailand (355). Die Bischöfe, welche sich solchem Urteile widersetzten oder entschieden katholische Gesinnung zeigten, darunter auch Hosius von Corduba, bereits hundert Jahre alt, und Papst Liberius wurden in die Verbannung geschickt. Überall triumphierte der Arianismus, dessen Anhänger nun die Bischofsstühle einnahmen. „Ingemuit totus orbis et arianum se esse miratus est,“ „der ganze Erdkreis erseufzte und erstaunte, daß er arianisch sei,“ schrieb damals der heilige Hieronymus.

anderen barbarischen Völkern, den Arianismus aufgedrungen zu haben, welche teilweise bis ins sechste Jahrhundert noch in dem Irrtume verharrten. Zu bemerken ist noch, daß das Wort ὑπόστασις, das früher, namentlich auf der Synode von Nicäa, als gleichbedeutend mit οὐσία gebraucht wurde, in der letzten Zeit die Bedeutung von Person erhielt.

89. Kleinere, mit den arianischen zusammenhängende, Streitigkeiten.

Entzweiungen und Kämpfe machen leider! den Inhalt der Staaten- und Kirchen-, ja sogar der alltäglichen Geschichte des gemeinen Lebens größtenteils aus und nur allzuoft bewahrheitet sich dabei noch des Dichters Wort vom Fluch der bösen That, daß stets nur Böses immer wieder ihr entsproßt. So hat auch der arianische Kampf und die Zerrissenheit der Gesamtkirche, welche er im Gefolge hatte, zu mehreren kleineren Spaltungen und Streitigkeiten geführt. Die bemerkenswertesten davon sind:

1. Das **meletianische Schisma** in Antiochien. Eustathius, bislang Bischof von Beroe in Syrien, ein Schriftsteller und zwar, wie der heilige Hieronymus sagt, der erste, der gegen den Arianismus schrieb, von der Kirche als ein Heiliger verehrt, wurde im Jahre 325 Bischof von Antiochien. Durch Umtriebe der Eusebianer aber wurde er 330 abgesetzt und nach Thracien in die Verbannung geschickt, wo er auch 337 starb. Seine katholischen Anhänger bewahrten ihm selbst nach seinem Tode noch die Treue, bildeten in Antiochien eine eigene Gemeinde, die sich keinen Arianer als Bischof aufdrängen ließ. Nach langem Streite wurde nun 360 der wegen seiner Milde und Tugend berühmte Meletius auf Wunsch der Arianer zum Bischof gewählt. Diese aber fanden sich in ihm sehr bald getäuscht; denn Meletius war rechtgläubig gesinnt und sprach seinen Glauben in einer Predigt aus, indem er zugleich, um die Trinitätslehre symbolisch darzustellen, nach Weise der Orientalen zuerst drei Finger, dann einen ausstreckte, angeblich, weil ihm der arianische Archidiakon in diesem Augenblicke den Mund zum Sprechen verschloß. Da er indessen ursprünglich durch die Arianer auf den bischöflichen Stuhl gebracht worden war, wurde er von den Eustathianern doch nicht anerkannt und so gab es jetzt in Antiochien drei

Parteien: die arianische und die beiden katholischen, die des Eustathius und die meletianische.[1] Die ferneren Bischöfe der Eustathianer waren Paulinus und Evagrius und sie fanden im Abendlande Anerkennung, während im Orient Meletius und seine Nachfolger als rechtmäßige Bischöfe galten. Erst die Wahl des würdigen und heiligen Alexander im Jahre 413 oder 414 machte der fünfundachtzigjährigen Trennung ein Ende; seine Beredsamkeit und Liebe söhnte die Parteien aus, und es wurde zu Antiochia ein öffentliches Freudenfest zum großen Verdruße der Gegner unserer Kirche gefeiert.

2. Das **luciferianische Schisma.** Der Bischof Lucifer von Calaris, einer der ersten und eifrigsten Verteidiger des Nicänums, den die Päpste öfter als Legaten gebrauchten, war 1) damit unzufrieden, daß sein Vorgehen in Antiochien, wo er vorschnell den eben früher erwähnten verdienstvollen Paulinus zum Bischofe ordinierte, nicht die Billigung des Bischofs Eusebius von Vercelli fand, und 2) daß Athanasius auf der Synode von Alexandrien 362 den reumütigen Arianern bei ihrer Rückkehr zur Kirche die Wiedereinsetzung in ihre früheren Kirchenämter zugestanden hatte. Es ist zwar nicht ganz gewiß, ob Lucifer, der 370 oder 371 starb, in seinem Unwillen über diese Milde es bis zum Bruche mit den übrigen Bischöfen trieb; doch nannten sich nach ihm diejenigen, welche voll unbeugsamer Strenge die ehemaligen Arianer von allen Ämtern der Kirche ausgeschlossen wissen wollten. Einer derselben, der römische Diakon Hilarius, Verfasser von verschiedenen (früher dem Hieronymus zugeschriebenen) Werken, hielt die Taufe der Arianer für ungültig und deren Wiedertaufe bei der Rückkehr für notwendig. Auch wird mehreren derselben die Lehre beigemessen, daß die menschlichen Seelen zugleich mit den Leibern von den Eltern gezeugt werden. Diesen Luciferianern gehörten die Priester Faustinus und Marcellinus an, die 383 oder 384 eine von Verleumdungen gegen Papst Damasus angefüllte Bittschrift einreichten; sie waren Anhänger des Gegenpapstes Ursinus, den eine rigoristische Partei erhob. Nach und nach

[1] Die Spaltung dieser beiden beruhte überdies noch hauptsächlich auf der verschiedenen Auffassung des Wortes ὑπόστασις; die Eustathianer gebrauchten es für Wesenheit und sprachen also von einer göttlichen Hypostase, während die Meletianer drei Hypostasen im Sinne von drei göttlichen Personen bekannten.

fühlte sich der Fanatismus ab und mit dem fünften Jahrhundert verschwinden die Luciferianer.

3. Das **römische Schisma** unter **Liberius und Damasus.** Wir wissen bereits, wie es den Arianern, deren Protektorat gleichsam Kaiser Konstantius übernommen hatte, vor allen Dingen um die Verurteilung und Absetzung des heiligen Athanasius zu thun war. Alle katholischen Bischöfe, die in dieselbe nicht einwilligen wollten, verfolgte der Kaiser mit großer Härte und schickte sie meist in die Verbannung, so auch 355 den Papst Liberius, den er zuerst vergeblich mit Gold zu gewinnen gesucht hatte, nach Beröa in Thracien. An seine Stelle aber setzte er den Diakon Felix als Afterpapst, den die Arianer dann, weil sie es zu Rom nicht wagen wollten, im kaiserlichen Palaste ordinierten. Der Klerus trat bald auf seine Seite über und er blieb großenteils in seiner Gemeinschaft auch nach der Rückkehr des rechtmäßigen Oberhirten[1] und der Vertreibung

[1] Gleichwie aus späteren Ereignissen der Kirchengeschichte eine „Honoriusfrage" erwachsen ist, so kam es hier zum sogenannten **Fall des Liberius.** Es wurde nämlich von Arianern, aber auch von katholischen Zeitgenossen behauptet und daher auch von späteren unbedenklich geglaubt, daß Papst Liberius, der Leiden der Verbannung müde und durch die Bedrängnis seiner Anhänger bewogen, einer der drei (arianischen) Formeln von Sirmium endlich seine Unterschrift gegeben und damit seine Rückkehr nach Rom erkauft habe. Wäre es auch der Fall, so hätte Liberius hier keineswegs frei gehandelt, keine Glaubensentscheidung erlassen, keine Irrlehre der Kirche aufgedrängt, sondern nur persönlich sich verfehlt und die Unfehlbarkeit des Papstes in Lehrentscheidungen ex cathedra ist durch diesen Fall nicht berührt, wie es sich auch immer damit verhalten mag. Es ist aber jene Erzählung um so weniger glaubwürdig, als sie in der Hauptsache sich auf unechte Dokumente stützt und ihr innere und äußere Gründe entgegenstehen. Als Konstantius in Rom weilte, wo Felix schon als Papst eingesetzt war, verfügten sich zu ihm die vornehmen römischen Frauen, um die Zurückberufung des Liberius zu erbitten, da die strengen Katholiken Felix nie anerkennen würden. Auf ihre Bitten ließ sich der Kaiser herbei, zu gestatten, daß beide Päpste gemeinsam die römische Kirche regieren sollten. Als diese Anordnung dem Volke im Cirkus kundgegeben ward, rief dasselbe voll Entrüstung: Ein Gott, ein Christus, ein Bischof! Da die Gährung immer größer wurde und ein Aufstand zu befürchten war, ließ Konstantius den Liberius zurückkehren, während Felix aus der Stadt vertrieben ward. Der rückkehrende Liberius wurde mit Jubel und Begeisterung gleich einem Triumphator empfangen, was sicher nicht der Fall gewesen wäre, hätte er seine Rückkehr mit Aufopferung des katholischen Bekenntnisses erkauft. Nach derselben finden wir Liberius un-

des Felix durch das Volk (358). Beim Tode dieses Gegenpapstes 365 wurde zwar eine Einigung erzielt. Als aber im darauffolgenden Jahre auch Liberius starb, erneuerte sich der Zwiespalt: Die felicianische Partei erhob Damasus, die liberianische Ursinus (oder Ursicinus). Es entstanden blutige Kämpfe um die Herrschaft und wenn auch Ursinus unterlag und schon 367 von Valentinian I. nach Gallien verbannt wurde, so vergingen doch beiläufig fünfzehn Jahre noch, bis die Spaltung ein völliges Ende nahm.

Zu vielfachen Verhandlungen gaben auch Anlaß **Marcell von Ancyra** wie namentlich sein Schüler **Photinus von Sirmium**. Ersterem hat man, wohl nicht ganz mit Unrecht, sabellianisirende Ansichten vorgeworfen, während Photinus in den Ebionitismus zurücksank. Die Irrlehre, die er aufstellte, läßt sich ihrem Wesen nach so bezeichnen: Er betrachtete den Logos, das ewige Wort, nur als eine Kraft Gottes, welche man personifiziert habe, und behauptete dasselbe auch vom heiligen Geiste. Die wunderbare Menschwerdung Christi in Maria durch Wirkung des heiligen Geistes nahm er zwar an, glaubte aber an sein Dasein vor dieser Empfängnis nicht, sondern an eine Art Vereinigung der göttlichen Natur mit dem Sohne, und erklärte ihn deshalb auch für Gott. Schon früher wiederholt verurteilt, wurde er durch die Synode von Sirmium 351 seines bischöflichen Amtes entsetzt und verbannt. Er starb 379 mit Hinterlassung einer Schrift, in welcher er alle Irrlehren zu widerlegen, die seinige aber zu rechtfertigen suchte.

90. Die Macedonianer und das zweite allgemeine Konzilium.

Ein Irrtum erzeugt den anderen: — leugneten die Arianer die Gottheit der zweiten Person, so konnten sie auch den heiligen Geist nicht als Gott erkennen. Aber auch die zur Kirche zurückgekehrten Semiarianer, ja selbst sonst Rechtgläubige, waren teilweise hierin nicht im klaren. **Macedonius**, der semiarianische Bischof von Konstantinopel,[1] war der Anführer derjenigen, die dem heiligen Geiste

---

erschütterlich im Glauben, hochgefeiert in der Kirche als Heiligen; wir sehen ihn später den gefallenen Bischöfen Bußgesetze vorschreiben und dabei noch von seiner Mäßigung reden, was er kaum gewagt haben würde, wäre er vorher selbst gefallen.

[1] Als jener Alexander, unter dem Arius seinen Einzug in die Kirche von Konstantinopel halten wollte, gestorben war, bewarben sich um den Patriarchen-

die Gottheit entschieden absprachen, daher der Name Macedonianer oder Streiter gegen den heiligen Geist (Pneumatomachi). Als sich später Bischof Marathonius von Nikomedien an die Spitze dieser Irrlehrer stellte, nannten sie sich nach ihm öfters auch Marathonianer. Um auch hierin die Wahrheit auf feierliche Weise darzulegen, und die letzten Spuren des Arianismus zu tilgen, wurde von Kaiser Theodosius 381 ein Konzilium nach **Konstantinopel** berufen, welches das erste zu Konstantinopel und das zweite allgemeine ist. Ursprünglich nur eine morgenländische Generalsynode, erhielt sie doch durch Zustimmung des Papstes Damasus und der abendländischen Bischöfe zum dogmatischen Teil den Charakter eines ökumenischen Konzils.[1] Ohne allen Widerspruch wurde die katholische Lehre von der Gottheit der dritten Person und von der Trinität ausgesprochen, und zum ewigen Gedächtnis das Symbolum von Nicäa in dem Artikel vom heiligen Geist mit den nötigen Zusätzen dahin ergänzt: Der heilige Geist sei Herr und Lebendigmacher, gehe vom Vater aus, werde mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlichet und habe durch die Propheten gesprochen. So entstand jenes Glaubensbekenntnis, welches das Symbolum der katholischen Kirche

---

stuhl zwei Männer: Paulus und Macedonius; ersteren unterstützten die Katholiken, letzteren die Arianer. Kaiser Konstantius aber, damals eben von Konstantinopel abwesend, verwarf beide, weil man ihn bei der Besetzung nicht gefragt hatte, und setzte einen Eusebius ein. Dieser aber starb bald und der Streit erneuerte sich und nun wollte Konstantius sogar mit Waffengewalt den Macedonius erheben. Weil aber dem Kaiser sein Bruder Konstans mit Krieg drohte und auch die Katholiken zu einem Aufstand sich erhoben, mußte Macedonius vorderhand weichen und Paulus wurde Patriarch. Als jedoch sein Beschützer Konstans starb, wurde er vertrieben, ja zuletzt sogar erdrosselt und Macedonius, der durch Grausamkeit in Verfolgung der Katholiken unter den Henkern eines Decius und Diokletian geglänzt haben würde, kam nun an seine Stelle. Dieser Patriarch ließ dann später die Gebeine Konstantins des Großen aus der Basilika der Apostel heben und anderwärts übertragen, worüber der Kaiser heftigst erzürnte und ihn 395 absetzte.

[1] Sonst werden dieser Synode gewöhnlich sieben Kanones zugeschrieben und über den Sinn und die Gültigkeit des dritten findet man verschiedene Ansichten. In demselben wird dem Patriarchen von Konstantinopel „primatus honoris post romanum episcopum eo quod Constantinopolis sit nova Roma“ zugesprochen, also der Primat des Papstes zwar anerkannt, jedoch die ältere Kirche von Antiochia, Alexandria rc. zurückgesetzt.

ist und noch heutzutage von dem Priester in der heiligen Messe (obwohl nicht in jeder) beim »Credo« gebetet wird. Nur hat die lateinische Kirche das »Filioque« hinzugesetzt, wovon seinerzeit noch die Rede sein wird — ein Beisatz, der auch in das Symbolum »Quicunque« Aufnahme fand, das auf Grund der handschriftlichen Angaben früher dem heiligen Athanasius zugeschrieben wurde und infolgedessen den Namen Symbolum Athanasianum erhielt, aber sicherlich erst geraume Zeit nach dem großen Bischof von Alexandrien verfaßt ist, ohne daß Zeit oder Autor sich näher bestimmen ließen.[1]

91. Der Apollinarismus.

In dem nämlichen Konzilium wurde noch eine zweite Irrlehre, die eben aufgetaucht war, — der Apollinarismus — verworfen. Seit Arius ergaben sich die Griechen mit Vorliebe philosophischen Spekulationen über die Menschwerdung des Sohnes Gottes. **Apollinaris**, Bischof von Laodicäa,[2] wollte die Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo mit mathematischer Genauigkeit bestimmen, um so das Dogma von der Gottheit Christi desto leichter verteidigen zu können. Er verfiel aber dabei in einen dem Arius gerade entgegengesetzten Irrtum. Arius hatte die Gottheit Christi geleugnet, Apollinaris leugnete die volle Menschheit. Er teilte näm-

[1] Vgl. §. 77. [2] Apollinaris war der Sohn des gleichnamigen gelehrten Grammatikers in Laodicea, der sich in der Litteratur sehr ausgezeichnet hatte. Der Vater, von Alexandrien gebürtig, hatte in Berythus, dann in Laodicea gelehrt und hier die Priesterweihe erhalten. Der Sohn, der Rhetorik lehrte, gewann auch als Philosoph und Dichter einen Namen — es wird ihm eine metrische Paraphrase der Psalmen zugeschrieben; er ward Lektor. Der Bischof Theodotus verbot ihnen den freundschaftlichen Umgang mit dem heidnischen Sophisten Epiphanius, weil er davon Gefahren für ihren Glauben befürchtete. Entweder wegen Nichtbeachtung dieses Verbotes oder auch wegen ihrer festen Anhänglichkeit an dem nicänischen Glauben, exkommunizierte sie Georg, der arianische Nachfolger des Theodotus. Unter Julian behandelten die beiden Apollinarii biblische Gegenstände in poetischer Form, um einigermaßen den Christen das verbotene Studium der heidnischen Klassiker zu ersetzen. Schon 362 ward der jüngere Apollinaris selbst Bischof von Laodicea und da er als solcher mit seiner Irrlehre hervortrat, bewirkten seine früheren Verdienste, daß er anfangs sehr schonend behandelt wurde.

lich nach der platonischen Philosophie den Menschen in drei Teile: das tierische Lebensprincip (ψυχη), der vernünftige unsterbliche Geist (νους) und der Körper (σαρξ). Die Stelle des vernünftigen menschlichen Geistes habe nun in Christo die Gottheit selbst eingenommen. So, meinte er, könne man die Gottheit nicht mehr bestreiten; er übersah aber dabei, daß in Christo, nach dieser Ansicht, nicht die ganze menschliche Natur vorhanden, und er nicht wahrer Mensch wäre. Dieser Irrtum war bereits auf mehreren Partikularsynoden, namentlich auf der von Papst Damasus 378 in Rom gehaltenen, verworfen worden, ohne dessen Urheber und Anhänger zur Besserung zu vermögen. Die allgemeine Synode von Konstantinopel machte demselben ein Ende. Apollinarius starb 392 in hohem Alter und erlebte noch den fast gänzlichen Untergang seiner in Syrien und Kleinasien anfangs nicht unbeträchtlichen Partei. Es hatte sich nämlich zwar mit dem Bischof Vitalis in Antiochien sogar eine besondere apollinaristische Gemeinde gebildet. Doch kehrte der größte Teil derselben bereits 416 wieder zur Kirche zurück. Die Übriggebliebenen verschmolzen sich später mit den Monophysiten.

92. Nestorius. Konzil zu Ephesus.

Um die folgenden drei Irrlehren zu beurteilen, muß man die katholische Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes im Auge behalten, welche so lautet: Christus ist wahrer Gott und Mensch, in zwei Naturen und zwei Willen, aber in einer und zwar der göttlichen Person.

Gegen den letzten Teil dieser Wahrheit verstieß **Nestorius**, Mönch und Priester zu Antiochia, seit 428 aber Patriarch von Konstantinopel. Er behauptete zwar anfänglich nur, man müsse die heilige Maria nicht Gottesgebärerin (θεοτόκος, Deipara) nennen, weil sie ja nur einen Menschen und nicht Gott zur Welt bringen konnte. Ursprünglich hatte solche Lehre der Presbyter Anastasius vorgetragen; Klerus und Volk mißbilligten sie, Nestorius aber, mehr Redner als Theologe, verteidigte dieselbe dann in öffentlicher Rede. Mit Wehmut und Erstaunen wurden seine Gläubigen erfüllt, als er fortfuhr, in diesem Sinne zu predigen. Selbst Laien bemerkten ihm, daß Maria allerdings nicht die Gottheit geboren habe, — wohl

aber den, der Gott und Mensch in einer (göttlichen) Person ist, und somit von altersher Gottesgebärerin genannt werde; die Mutterschaft bezieht sich auf die Person, nicht auf die Natur des Kindes. Wenn man also Maria wohl die Mutter Christi (χριστοτόκος), aber nicht Mutter Gottes (θεοτόκος) nenne, so gäbe es zwei Personen in Christo, einen göttlichen und einen menschlichen Christus. Das gab aber Nestorius um so lieber zu, als er ein Schüler des Theodor von Mopsveste und der antiochenischen Schule war, welche gegenüber der alexandrinischen das Menschliche und Göttliche in Christo möglichst zu trennen und auseinander zu halten suchte. Die göttliche und menschliche Natur sei in Christo nicht innerlich (persönlich, hypostatisch), sondern nur äußerlich (moralisch) vereinigt, sagte Nestorius, der göttliche Christus sei im menschlichen wie der Mensch im Gewande, wie Gott in seinem Tempel. Hiermit war aber auch das Erlösungswerk vernichtet; denn als Gott ist dann Christus nicht Stellvertreter der Menschen und nicht leidensfähig, als Mensch kann er aber nicht unendliche Genugthuung leisten.

Seine Behauptung verteidigte er mit ungestümer Anmaßung; es wurde bald klar, daß er, wie zwei Naturen, so auch zwei Personen in Christo annahm. Das ist die Irrlehre des Nestorius.

Die in diesem häretischen Sinne gehaltenen Homilien wurden in Abschriften bis nach Ägypten hin verbreitet, und beirrten viele im Glauben. Der heilige Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, die Gefahr erkennend, machte den Nestorius in einem ebenso liebevollen als eindringlichen Schreiben auf seinen Irrtum aufmerksam. Da aber dieser die wohlgemeinte Mahnung hochmütig abwies, sah Cyrillus sich genötigt, diese Angelegenheit dem Papste Cölestinus ausführlich darzulegen. Das war um so dringlicher, da Nestorius selbst bereits in einem gleißnerischen Schreiben bei dem Papste um die Bestätigung seines Irrtums angesucht hatte. Dieser hielt sofort in Rom eine Synode, wo die Lehre des Nestorius geprüft und als Häresie verworfen wurde. Nestorius soll dieselbe binnen einer angesetzten Frist von zehn Tagen widerrufen oder der Exkommunikation unterliegen; und Cyrillus wurde vom Papste mit der Vollstreckung des Urteils beauftragt. Als Bevollmächtigter des römischen Stuhles setzte jetzt Cyrillus die katholische Lehre von der Menschwerdung

Christi in zwölf Sätzen (Anathematismen), gedrängt und scharf auseinander, und sandte sie dem Nestorius zur Unterschrift. Dieser war jedoch weit entfernt, sich zu fügen, und stellte vielmehr jenen Sätzen seinerseits zwölf andere entgegen, wobei er die Verwegenheit hatte, den Cyrillus des Apollinarismus zu beschuldigen, indem er dessen Worten durch Verdrehung einen falschen Sinn unterlegte. Zugleich erhoben sich für ihn zahlreiche Gesinnungs- und Bundesgenossen, da die Lehre Cyrills auch anderen mißfiel, namentlich dem Johannes von Antiochien und Theodoretus von Cyrus und es ist nicht zu leugnen, daß wenigstens einzelne Worte desselben Anstoß erregen konnten.[1]

Da Nestorius durch sein Ansehen als Patriarch, bereits viele in seinen Irrtum gezogen hatte, steigerte sich bald die Verwirrung dergestalt, daß zu ihrer Beilegung Kaiser Theodosius II. auf Andringen des Papstes, eine allgemeine Kirchenversammlung nach **Ephesus** berief, 431, welche die dritte allgemeine ist. Auf derselben nahm Cyrillus im Namen des Papstes den Vorsitz ein. Bereits am Abend des ersten Tages hatte das Konzil die Einheit der Person Christi und infolgedessen Maria als Mutter Gottes erklärt. Groß war der Jubel in Ephesus, von dessen Bürgern die Bischöfe mit Fackelschein in ihre Wohnungen begleitet wurden. Nestorius selbst aber ward, da er seine Wohnung mit Soldaten umstellt hatte und sich hartnäckig weigerte, vor dem Konzil zu erscheinen, exkommuniziert und seines Amtes entsetzt, welches Urteil am folgenden Morgen in Ephesus öffentlich angeschlagen wurde. Nach dieser Entscheidung erst erschien des Nestorius Freund, der Patriarch Johannes von Antiochien, mit noch einigen Bischöfen. Nachdem er früher brieflich erklärt hatte, man möge trotz seiner Abwesenheit mit den Sitzungen beginnen, beschwerte er sich jetzt darüber und versammelte seine Partei von dreiundvierzig Bischöfen zu einem Konziliabulum, in welchem Cyrill und Memnon, der Bischof

---

[1] Im Geiste der alexandrinischen Schule und nach dem Vorgang des heiligen Athanasius sprach nämlich Cyrillus im dritten Kapitel gegenüber der *συνάφεια* der Antiochener von einer *ἕνωσις φυσική*. Die Einigung der Naturen sollte damit als eine wahrhafte und wirkliche bezeichnet werden. Wenn nun gleich der Gedanke richtig war, so war jedenfalls das Wort nicht glücklich gewählt und die Gegner verstanden es von einer *ἕνωσις εἰς μίαν φύσιν*.

von Ephesus für abgesetzt erklärt wurden. Kaiser Theodosius schwankte lange Zeit zwischen den beiden Parteien, da bloß die Berichte des kaiserlichen Gesandten Candidian, der dem Cyrill nicht gewogen war, an den Kaiserhof gelangten und nicht auch die der Synode, der man jeden Verkehr mit der Hauptstadt abgeschnitten hatte, bis es den Bischöfen (durch einen als Bettler verkleideten Boten, der die Konzilsakten in seinem hohlen Stabe überbrachte) endlich doch gelang, dem Kaiser den wahren Sachverhalt mitzuteilen. Dieser bestätigte zwar jetzt die Absetzung des Nestorius, erklärte aber auch Cyrill für abgesetzt und berief je acht Sprecher von jeder der beiden Parteien. Nachdem er sie in Chalcedon mehrere Tage lang ruhig angehört, setzte er Cyrill wieder ein, erkannte das rechtmäßige Konzil an und verbannte den Nestorius nach der Thebais, wo dieser auch nach vielfachem Leiden 440 starb.

Doch auch nach seinem Tode noch fand seine Lehre zahlreiche Anhänger. Eifrige Förderer waren Thomas Barsumas, Bischof von Nisibis, dann Bischof Ibas von Edessa und eine Zeit hindurch auch der ausgezeichnete Theodoret von Cyrus bei Antiochia, der aber reuig zur Kirche zurückkehrte. Auch Johannes von Antiochien trennte sich später von der Sekte und söhnte sich mit Cyrillus aus. Dessenungeachtet erhielten sich die Nestorianer bis auf den heutigen Tag in Persien, wo sie nach ihrer Kirchensprache chaldäische Christen, und dann auch in Indien, wo sie nach ihrem ersten Lehrer Thomaschristen sich nennen.

93. Eutyches. Konzil zu Chalcedon.

Wenn unwissende und eigensinnige Menschen sich unterfangen, einen Irrtum zu bekämpfen, so behaupten sie leicht zu viel, und geraten in den gerade entgegengesetzten Irrwahn. Das widerfuhr auch dem **Eutyches**, welcher Archimandrit (Abt) eines Klosters bei Konstantinopel und ein Mann von geringer theologischer Bildung, dabei starren Sinnes war. Er kämpfte gegen die Lehre des Nestorius und behauptete dagegen ganz richtig: in Christus ist nur eine Person; setzte aber, wie er meinte, im Sinne des heiligen Cyrillus, irrtümlich hinzu: und nur eine Natur. Es sei nämlich alles Menschliche in dem göttlichen Wesen Christi aufgegangen, und mit ihm zu einer Natur

geworden.[1] Das ist die Irrlehre der Eutychianer oder **Monophysiten.** Als Eusebius, Bischof von Doryläum, bei dem Patriarchen Flavian von Konstantinopel über die neue Häresie Klage führte, wurde dieselbe auf der Synode zu Konstantinopel 448 (σύνοδος ἐνδημοῦσα) verdammt. Eutyches, von dem Patriarchen auf die Synode auch geladen, erschien zwar, ließ sich jedoch nicht belehren, und wurde daher abgesetzt und aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Aber er fand Freunde am kaiserlichen Hofe, und bei Dioscurus, dem leidenschaftlichen Patriarchen von Alexandria, Unterstützung. Auf kaiserlichen Befehl kam 449 eine angebliche Synode zu Ephesus zusammen, wo Dioscurus den Vorsitz führte, um den Eutyches rein zu waschen. Er wurde auch in Eile für rechtgläubig erklärt, dagegen Flavianus abgesetzt, ja mit mehreren anderen katholischen Bischöfen selbst körperlich arg mißhandelt, so daß er nach drei Tagen den Geist aufgab. Diese Versammlung erhielt den verdienten Namen Räubersynode; doch wurden die Verfügungen derselben vom Kaiser bestätigt.

Der Triumph des Eutyches und Dioscurus dauerte jedoch nicht lange. Im folgenden Jahre starb Kaiser Theodosius II., und seine Schwester Pulcheria mit Marcian, den sie zu sich auf den Thron erhoben, beschlossen die Berufung eines allgemeinen Konziliums, obwohl Papst Leo erklärte, daß die Zeitumstände einem solchen nicht günstig seien.

Dieses wurde — als das vierte allgemeine — zu **Chalcedon** im Herbst 451 gehalten und war das stärkste im ganzen Altertum. Die Zahl seiner Mitglieder belief sich auf 630. Papst Leo hatte schon früher, als Flavian ihm über die Irrlehre des Eutyches Bericht erstattet hatte, an Flavian ein Schreiben abgesendet, worin er mit bewundernswerter Gründlichkeit die katholische Lehre von der Zweiheit der Naturen und der Einheit der Person in Christo auseinandersetzte. Dieses (dogmatische) Schreiben wurde von den Gesandten des Papstes auf dem Konzil zu Chalcedon, wo sie den Vorsitz führten, abgelesen, wobei laut der einhellige Jubelruf der versammelten Väter ertönte: „Das ist der Glaube der Väter, — der

---

[1] Man gebrauchte dabei das Gleichnis, daß die menschliche Natur wie ein Wassertropfen in den Ocean gefallen und sich mit den Meereswogen vermischt habe.

Apostel und der unsrige; Petrus spricht durch den Mund des Leo, — so haben die Apostel gelehrt.“ Demnach wurde vom Konzil feierlich erklärt: Es sind zwei Naturen, die göttliche und die menschliche unvermischt, aber auch unzertrennlich in der einen Person Christi vereint.

Dioscurus wurde nicht nur wegen seiner Gewaltthätigkeiten zu Ephesus, sondern auch wegen anderer groben Vergehen seiner priesterlichen Würde entkleidet. Dann wurden noch mehrere heilsame Verordnungen über die Kirchenzucht erlassen.

Das Konzilium hatte nicht vermocht, den Kirchenfrieden überall herzustellen; denn die Monophysiten erkannten jetzt das Konzil von Chalcedon nicht an und brachten es durch Unruhen so weit, daß selbst die Patriarchenstühle von Antiochien, Jerusalem und Alexandria mit Männern ihrer Partei besetzt wurden. Kaiser Zeno wollte sämtliche Parteien zufrieden stellen und erließ 482 das Henotikon, eine Vereinigungsformel, welche den Nestorius und Eutyches verdammte, aber das Schreiben Leos und das Chalcedonense nicht erwähnte. Jedoch beide Parteien wiesen das dogmatische Edikt des Kaisers ab, und die Verwirrung steigerte sich dadurch noch ärger. Endlich erkannte Kaiser Justin I. das Konzil von Chalcedon vollständig an und hob 519 das Henotikon auf. Viele versöhnten sich mit der Kirche, aber eine immerhin bedeutende Zahl von Eutychianern erhielt sich bis auf unsere Tage in Ägypten unter dem Namen der **Kopten** (d. h. altägyptischen Christen) und in Syrien, wo sie von ihrem Haupte Jakob Baradai († 578) **Jakobiten** genannt werden.

94. Der Dreikapitelstreit. Fünfte allgemeine Synode.

Die Zanksucht der Monophysiten führte einen neuen Streit herbei, dessen wir hier nur darum erwähnen, weil aus dieser Veranlassung ein allgemeines Konzilium gehalten wurde. In der Geschichte des Nestorius und Eutyches kommen drei übelberüchtigte Schriften vor: 1) Die Werke des Theodorus von Mopsvestia, woraus Nestorius seinen Irrtum geschöpft; 2) die Schrift des Theodoretus von Cyrus, die gegen Cyrillus gerichtet ist; und 3) der von gleicher Gesinnung zeigende Brief des Ibas von Edessa an den

Perser Maris. Diese genannten Schriften mit Einschluß der Person Theodors führen den Namen: **Die drei Kapitel.**

Kaiser Justinian (527—565) beschäftigte sich allzugern mit theologischen Fragen. Da kam Theodor Askidas, Erzbischof von Cäsarea in Kappadocien, daher und stellte ihm vor, wie leicht die Monophysiten mit der Kirche auszusöhnen wären — man brauchte nur die drei Kapitel zu verurteilen, da sie ja nur darum zur Gemeinschaft der Kirche nicht zurückkehren wollen, weil das Konzil von Chalcedon über Theodor und die drei genannten Schriftstücke nicht das Anathema gesprochen hat. So sagte man, während die geheime Absicht der Monophysiten dabei war, dem Ansehen des Konziliums von Chalcedon dadurch zu schaden. Der Kaiser, welcher diese Absicht nicht durchschaut hatte, erließ 544 wirklich ein theologisches Edikt, in welchem unter Verwahrung gegen einen etwaigen Verdacht einer Beeinträchtigung der Synode von Chalcedon die drei Kapitel verurteilt wurden. Es wurde dieses Edikt allenthalben mit großem Unwillen aufgenommen, zumal das Anathem, da es einer Person galt, die im Frieden mit der Kirche gestorben und bereits durch Gott gerichtet war, als Überschreitung menschlicher Befugnis erschien. Der Kaiser suchte indessen seinem Edikte mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Der zunächst bedrohte Patriarch Mennas von Konstantinopel unterzeichnete es, jedoch nur bedingungsweise: „wenn auch der Papst es annimmt;“ andere, z. B. Ephrem von Antiochia, Petrus von Jerusalem, gaben leichter nach. Der Occident aber blieb standhaft und verweigerte diesem Edikte seine Zustimmung. Deshalb suchte jetzt der Kaiser vor allem den Papst Vigilius auf seine Seite zu ziehen und lud ihn dringend zu sich nach Konstantinopel ein. Er kam, nur ungern zwar, im Frühjahr 548 dahin, verweigerte anfangs die Billigung des kaiserlichen Ediktes, später aber — nach vierzehn einhalb Monaten — richtete er ein Schriftstück, das sogenannte Judicatum, an Mennas, worin er das Anathema über die drei Kapitel sprach, jedoch „mit Vorbehalt aller dem Konzil von Chalcedon gebührenden Ehrfurcht“.

Diese nur um des lieben Friedens willen geschehene Nachgiebigkeit regte die Unruhe noch ärger auf: Die Gegner der Kapitel nahmen Ärgernis an jener Einschränkung, die Freunde und Verteidiger derselben an der Verdammung; ja, die afrikanischen Bischöfe

schlossen 550 den Papst geradezu von ihrer Gemeinschaft aus, bis er Buße thue. Vigilius zog daher sein Judicatum jetzt zurück und beantragte ein allgemeines Konzil zur Erledigung der strittigen Angelegenheit. Ehe aber noch dasselbe eröffnet werden konnte, veröffentlichte 551 Justinian ein zweites Edikt (ὁμολογία πίστεως) gegen die drei Kapitel. Nun ermannte sich aber der Papst Vigilius, verweigerte trotz persönlicher Mißhandlung standhaft die Billigung dieses Ediktes und floh sogar von Konstantinopel unter Gefahren über den Bosporus nach der Kirche der heiligen Euphemia zu Chalcedon, während er andererseits gegen Theodor Askidas, Mennas und andere Bischöfe mit Censuren vorging. Diese schickten alsbald Briefe an ihn und erbaten sich seine Verzeihung. Der Kaiser aber begann ob eines Konzils neuerdings an zu verhandeln und der Papst stellte als Bedingung, daß eine gleiche Anzahl sowohl von orientalischen als abendländischen Bischöfen zu demselben erscheinen sollte. Daraufhin berief es der Kaiser 553 nach **Konstantinopel**; es ist das fünfte allgemeine, und zu Konstantinopel das zweite. Die Synode, welche auch die Frage, ob es erlaubt sei, auch in der Kirchengemeinschaft verstorbene Männer noch nach ihrem Tode zu anathematisieren, verhandelte und bejahte, sprach — wie nicht anders zu erwarten war, das Anathema über die drei Kapitel, ihre Verteidiger mit Bann und Absetzung bedrohend. Erschienen waren hundertfünfundsechzig Bischöfe, aber beinahe alle aus dem Orient, den Vorsitz führte der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Mennas, der Patriarch Eutychius. Der Papst wollte nicht zum Konzil, weil seine Bedingung nicht erfüllt war, teils auch, weil er kränklich war. Doch gab er im sogenannten Constitutum seine Meinung schriftlich ab, worin er jedem verbot, etwas gegen die Kapitel zu schreiben oder zu lehren.[1] Justinian aber nahm diesen päpstlichen Erlaß nicht an; dasselbe gelangte auch nicht zur Kenntnis der Konzilsväter. Der Papst blieb bei seinem Ausspruche; dafür wurde er verbannt und sein Name aus allen

[1] Dasselbe war von Vigilius und sechzehn Bischöfen unterzeichnet. Der Papst verwirft darin sechzig aus Theodors Schriften gezogene Sätze, will aber die Person des verstorbenen Bischofs nicht anathematisieren, und verbietet zugleich, die Schriften Theodorets und Ibas zu verdammen. Zugleich richtet er fünf Anathema gegen die nestorianischen und monophysitischen Irrlehren, „mögen sie unter dem Namen Theodorets oder eines anderen verbreitet werden.“

Dyptichen gestrichen. Da aber verfiel er wieder in seinen früheren Wankelmut zurück: Der Verbannung und Gefangenschaft müde, gab er in einer Konstitution (vom 23. Februar 554) den Beschlüssen des Konzils seine Genehmigung,[1] wodurch dasselbe erst das Ansehen einer allgemeinen Kirchenversammlung erlangte. Nach geschehenem Beitritt gestattete Justinian dem Papste die Heimkehr nach Rom. Auf der Rückreise aber starb Vigilius zu Syrakus in Sicilien.

Sein Nachfolger Pelagius I. (555—560) anerkannte ebenfalls die Synode von Konstantinopel als die fünfte allgemeine. Die Bischöfe des Abendlandes aber reklamierten immer noch. Der Papst wandte deshalb alle Klugheit an, die Widerstrebenden zur Zustimmung zu bewegen. Es gelang ihm dies auch großenteils, doch nicht bei den Bischöfen von Istrien und Venetien; diese bildeten unter Paulinus von Aquileja ein Schisma, das bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts dauerte. Erst Gregor der Große legte dieses **Schisma von Aquileja** teilweise, Sergius I. (687—701) aber gänzlich bei.

Anmerkung. Auffallend ist das Betragen des Papstes Vigilius in diesem Streite und dem Konzil gegenüber. Ein so schwankendes Benehmen war zwar für das Oberhaupt der Kirche keineswegs geziemend; doch muß wohl beachtet werden, daß der Papst hier nicht, wie die Gegner der Kirche es gerne hinstellen, in einem Glaubensirrtum befangen gewesen sei; denn, wie Papst Gregor der Große es gesagt (Epist. 37): „Nicht um den Glauben, sondern um die Personen hat es sich gehandelt.“ Wir entnehmen aber daraus eine wichtige praktische Lehre. Vigilius hatte die päpstliche Würde nicht auf dem gesetzmäßigen kirchlichen Wege erlangt. Nachdem Silverius, von Belisar verbannt, 538 im Exil gestorben war, wurde Vigilius, bis dahin päpstlicher Apokrisiar zu Konstantinopel, Papst, nachdem er zuvor der Kaiserin Theodora die Zusage gemacht, die Lehre der Monophysiten zu billigen. Diese Zusage nahm er zwar nach Silverius Tode zurück und ließ sich nochmals rechtmäßig wählen und wirkte als rechtmäßiger Papst mit redlicher Gesinnung. Aber das Bewußtsein, ein Amt nicht ganz auf redlichem Wege überkommen zu haben, macht im Handeln leicht unschlüssig und unstät, und wir lernen hier, wie wichtig es sei, in betreff seines Berufes ein gutes Gewissen zu haben.

---

[1] Er that aber dies erst, nachdem er sich aus Vorlage der Akten einer zu Mopsveste gehaltenen Synode überzeugt hatte, daß Theodor schon vorlängst in den Kirchenregistern dieser Stadt nicht mehr genannt werde, folglich ohnehin als aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu betrachten sei. Zugleich aber sprach der Papst auch das Anathema über jeden aus, der die Entscheidungen der Konzilien von Nicäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalcedon nicht durchaus und unbedingt annehmen würde.

95. Die Monotheleten.

Wir kommen zu dem letzten Zweige der Häresien, die aus der arianischen Irrlehre entsprossen sind. Wieder ist es ein Kaiser, der durch unberufene Einmischung in Glaubensangelegenheiten den Irrtum förderte, obwohl er selbst rechtgläubig sein wollte. Kaiser Heraclius (610—641) bemühte sich bei der Gefahr, die dem römischen Reiche damals von seiten der Perser drohte, die Monophysiten mit der Kirche zu vereinigen. Auf einem Kriegszuge gegen die Perser suchte er den Führer der Monophysiten in Armenien, Paulus, zu gewinnen. In dem Religionsgespräche, das sie hierüber führten, wurde aber Paulus nicht nur nicht bekehrt, sondern er steckte den Kaiser mit einem neuen Irrtum an, indem er meinte: Wenn man auch in Christo zwei Naturen mit den Katholiken annehmen will, so müßten doch auch die Katholiken zugeben, daß in Christo nur ein Wille wirksam sei. Der Kaiser wurde nachdenkend und befragte nach seiner Rückkehr hierüber den Patriarchen von Konstantinopel, **Sergius.** Dieser war aber leider selbst in diesem Irrtum befangen, und bestärkte den Kaiser im Glauben an einem Willen (Monotheletismus). Zum Unglücke fanden sich noch andere Bischöfe, die gern glaubten, was dem Kaiser als der rechte Glaube schien; darunter namentlich der Bischof Cyrus von Phosis. Zum Lohne für seine Fügsamkeit wurde dieser bald, und zwar 630, zum Patriarchen von Alexandria gewählt, und ihm empfohlen, die dortigen Monophysiten zu gewinnen. Das war eine leichte Sache. Sie vereinigten sich gern mit der Kirche, wenn diese, wie Cyrus versicherte, sich zu dem Glauben an einen Willen bekenne. Diese Vereinigung kam auf einer Synode zu Alexandria 633 zustande. Nur ein scheinbar unbedeutender Mönch, Sophronius, stellte sich dagegen, und beschwor den Cyrus, eine solche Vereinigung nicht zu fördern; denn nicht die Monophysiten seien Katholiken geworden, sondern die Katholiken würden auf diese Weise in die Ketzerei der Monophysiten, oder aber in den Apollinarismus verfallen. Cyrus beachtete seine Mahnung nicht, sondern wies ihn zu Sergius. Sophronius eilte nach Konstantinopel und machte dem Patriarchen die nämlichen Vorstellungen. Dieser hörte ihn an, und obwohl er bei seinem Irrtum blieb, so

erkannte er doch, daß, wenn die Sache weitergeführt wird, er vielen Widerspruch finden könnte. Darum trug er dem Sophronius auf, hierüber zu schweigen und keinen weiteren Streit zu veranlassen. Sophronius glaubte sich als Mönch nicht berufen, noch mehr zu thun, und zog sich in sein Kloster nach Jerusalem zurück.

96. Weiterer Verlauf des Monotheletismus. Sechste allgemeine Synode.

Sophronius wurde bald darauf 634 zum Patriarchen von Jerusalem gewählt. Jetzt war er gleichsam auf den Leuchter der Kirche gestellt, und es war seine Pflicht, für die wahre Lehre einzustehen. Das that er auch in seinem ersten Rundschreiben an die Bischöfe; er brachte darin diesen dogmatischen Punkt zur Sprache. Der schlaue Sergius hatte aber schon voraus den Papst Honorius für seine Ansicht zu gewinnen gesucht, indem er in einem klugberechneten Schreiben über Sophronius klagte, er hätte ein neues Wortgezänk angefangen, und überhaupt die Sache einseitig darstellte, um den Papst zu täuschen. Das gelang ihm leider auch, der Papst gab ihm recht, und gebot, man solle nicht eine oder zwei Thätigkeiten Christi, sondern einen Herrn Jesum Christum predigen, welcher in zwei Naturen Göttliches und Menschliches wirke, weswegen manche behaupten wollen, der Papst sei selbst der Häresie des Sergius — des Monotheletismus, teilhaftig gewesen. Allein aus dem diesfälligen Briefe läßt sich nachweisen, daß der Papst den Sinn des Sergius nicht durchschaute. Er bekennt darin zwar einen Willen in Christo, aber darum, „weil die Gottheit nicht unsere Sünden — sondern unsere Natur an sich genommen hat." Offenbar bezieht sich der Papst nur auf den einen Willen in der menschlichen Natur Christi; indem er den sündhaften Willen in der menschlichen Natur Christi mit Recht nicht zugiebt. Er hatte mithin nicht sorgfältig geprüft, was allerdings Tadel verdient, aber er war nicht irrgläubig.

Kaiser Heraclius, als er den Streit wachsen sah, wollte denselben mit seinem Machtworte abthun, und erließ zu diesem Ende 638 eine Glaubenserklärung (Ekthesis). Darin wird verboten, von einem oder zwei Willen zu reden; am Ende aber doch wieder ein einiger Wille zu glauben befohlen. Die orientalischen Bischöfe nahmen alles

an; Sophronius aber war bereits gestorben, bald darauf auch Papst Honorius; und so ruhte der Streit kurze Zeit.

In ein neues Stadium trat der Streit, als Kaiser Konstans II. auf den Rat des Patriarchen Paulus von Konstantinopel 648, durch ein neues dogmatisches Edikt, „Typus", alles Disputieren über einen oder zwei Willen auf das strengste unter Androhung schwerer Strafen untersagte. Da sich Papst Martin I. (649—654) diesem unbefugten Machtspruch zur Unterdrückung der Wahrheit nicht fügen wollte, sondern vielmehr auf einer großen Synode in Lateran 649 die neue Irrlehre verdammte und deren Anhänger mit dem Banne belegte, wurde er zum Märtyrer. Unter dem nichtigen Vorwande, daß er an einer Empörung teilgenommen habe, wurde er nach Konstantinopel geschleppt, aufs ärgste mißhandelt, dann nach dem Chersones ins Exil geführt, wo er noch im nämlichen Jahre, 655, verschied.[1]

Um den lange gestörten Frieden wieder herzustellen, und allen weiteren Irrungen vorzubeugen, veranstaltete Kaiser Konstantinus Pogonatus (668—685) ein Konzilium zu Konstantinopel, 680, auf welchem die Gesandten des Papstes Agatho 678—682 den Vorsitz führten; — das dritte von **Konstantinopel** und das sechste allgemeine.[2]

---

[1] Ähnliches widerfuhr auch anderen noch. Dem Abte Maximus († 662), der die Irrtümer der Monotheleten mit siegreichen Waffen nachgewiesen hatte, und auch seinen Schülern wurde sogar die Zunge ausgerissen und die rechte Hand abgehauen. Dieser Konstans war eben ein elender Kaiser, der aus Argwohn selbst seinen Bruder töten ließ. Aber der Fluch des Volkes rächte ihn und zwang ihn zu freiwilliger Verbannung. Konstans soll von der Galeere aus, die ihn nach Griechenland führte, gegen die Mauern seiner Vaterstadt voll Haß und Verachtung gespuckt haben. Er segelte an Athen vorüber nach Tarent, besuchte Rom und schlug endlich seine Residenz auf der Insel Sicilien auf. Allein die Furien seiner Mordthaten folgten ihm über Land und Meer. Der Schatten des ermordeten Bruders stieg vor seiner zerrütteten Phantasie auf, reichte ihm einen Becher voll Blut und rief ihm zu: „Trink, Bruder, trink!" Der Kaiser wurde im Bade von einem Aufwärter getötet, welcher ihn, nachdem er ihm warmes Wasser über den Kopf gegossen, mit dem Gefäße darauf schlug, so daß er betäubt ins Wasser fiel und in demselben erstickte.

[2] Dasselbe ward in der kuppelartig gewölbten Kapelle (τροῦλλος) des kaiserlichen Palastes gehalten, daher auch öfters die erste „trullanische Synode" genannt. Mit den acht päpstlichen Gesandten waren hundertvierundsiebzig Mitglieder erschienen. Die Streitfrage selbst ward unter Zugrundelegung des ausführlichen und klaren dogmatischen Schreibens des Papstes gründlich erörtert

Hier entsagte der Patriarch von Konstantinopel, Georg, der Häresie; aber Macarius, Patriarch von Antiochia, verfocht mit solchem Eigensinne die Irrlehre, daß er sogar eine Sammlung verfälschter Väterstellen dem Konzilium als Beweis aufdringen wollte. Die Fälschung wurde leicht nachgewiesen, und der Unverbesserliche abgesetzt; die Urheber der neuen Irrlehre wurden mit dem Anathema belegt, darunter auch Papst Honorius als unvorsichtiger Beförderer, weil er in seinem Briefe an Sergius dessen Ansichten in allem gefolgt und seine gottlosen Lehren bestätigt habe, und dann wurde noch als Glaubenssatz erklärt, daß in Christo wie zwei Naturen, so auch zwei Willen, untrennbar und unvermischt anzunehmen sind, jedoch so, daß der menschliche Wille dem göttlichen nicht entgegen, sondern demselben untergeordnet ist; und Papst Leo II. bestätigte die Dekrete dieses Konzils. Auch Kaiser Justinian II. that dies wie schon sein Vater (Konstantinus Pogonatus), und so gab es nur einige wenige, die sich im geheimen dem Konzil nicht fügen wollten. Kaiser Philippicus Bardanes (711—713) aber, der nur durch Revolution zur Herrschaft gelangt war, erließ wieder ein Dekret zu gunsten der Monotheleten beiläufig des Inhaltes: Entweder hat man an einen Willen in Christo zu glauben oder man hat ins Exil zu wandern. Ein prachtvolles Gemälde, das sechste allgemeine Konzil darstellend, ließ er zerstören und verbannte mehrere Bischöfe. Aber bald wurde er getötet und es folgte ihm Anastasius II., ein katholisch gesinnter Regent; da zogen sich dann die Monotheleten nach Syrien, wo unter der Herrschaft der Araber alle christlichen Sekten freien Spielraum hatten. Ihre Hauptniederlassung war der Libanon, um das Kloster des heiligen Maro, daher **Maroniten** genannt. Im zwölften Jahrhundert vereinigten sich diese jedoch wieder mit der römisch-katholischen Kirche.

Anmerkung. Zur richtigen Beurteilung der auch neuestens wieder viel besprochenen **Honoriusfrage** hat man folgendes zu beachten: Das Anathema über ihn ist kein Urteil eines ökumenischen Konzils, sondern bloß ein Meinungsausdruck der orientalischen Bischöfe; denn 1) hat Papst Agatho in seinem Briefe an den Kaiser und das Konzil ausdrücklich gesagt, daß die

---

schließlich in einem Glaubenssymbolum entschieden, welches demjenigen von Chalcedon entsprechende Zusätze beifügte.

römische Kirche bis auf ihn (Agatho nämlich) nie von der apostolischen Wahrheit abgeirrt sei; 2) die Unterschrift der päpstlichen Gesandten hierin ist ungültig, da sie laut päpstlichen Schreibens nur die Tradition der römischen Kirche zu erzählen hatten und nichts mehr — alles andere war Überschreitung ihrer Vollmacht; 3) haben die Väter des Konzils selbst in ihrem Synodalschreiben an Papst Agatho der Verdammung des Honorius nicht erwähnt, obschon sie die übrigen nennen; 4) ist er nur insoweit anathematisirt, als die Konzilsbeschlüsse vom Papste Bestätigung erhielten. Leo II. aber verurteilte den Honorius nicht als einen Häretiker, sondern ob Nachlässigkeit als Beförderer des Irrtums. Des Honorius Fehler nämlich bestand darin, daß er 1) die streitige Frage nicht genau untersuchte, sondern, von Sergius überlistet, die ganze Sache als müssigen Wortstreit auffaßte; 2) daß er sich des Ausdruckes „ein Wille" bediente, zwar im katholischen Sinne von der moralischen Willenseinheit in Christus kraft seiner absoluten Sündenlosigkeit — welcher Ausdruck aber auch häretisch gedeutet werden konnte und auch wurde; 3) daß er durch die Ermahnung: weder von einem noch von zwei Willen zu reden, der Häresie indirekten Vorschub leistete. Wenn aber später die siebente und achte allgemeine Synode dieses Anathema auch wiederholten, so ist dies nicht auf Grund neuer Untersuchung geschehen, sondern die früheren Anathema wurden nur wieder vorgelesen.

97. Priscillianismus.

Durch die im Arianismus beginnende, und im Monotheletismus sich schließende Reihe von Irrlehren, hat, wie wir gesehen, besonders nur die griechische Kirche gelitten, und große Schuld daran trugen die Kaiser, die auch in Glaubenssachen befehlen wollten. Wir kehren nun in das Abendland und um zweihundert Jahre zurück. Dort waren zwar auch Irrlehren aufgetaucht; aber sie wurden meistens gleich bei ihrem Entstehen wieder unterdrückt, so daß sie sich selten zu förmlichen Sekten gestalten konnten.

Der Manichäismus — aus der vorigen Periode bekannt, — schlich während der arianischen Unruhen still und unbemerkt von einer Provinz zur anderen fort. Als diese gedämpft waren, wendeten die Kaiser selbst dieser auch staatsgefährlichen Sekte ihre Aufmerksamkeit zu, und verpönten sie mit schweren Strafen. Die heiligen Väter, vor allen Augustinus, der einst ihnen angehört hatte, bekämpften sie durch Reden und Schriften. Am meisten aber wirkte Papst Leo, unter dessen Regierung sie sich häufig in Rom herumtrieben, gegen sie, so daß sie für jetzt nicht offen hervorbrechen konnten. Nur in

Spanien trieb der Manichäismus einen neuen Zweig, den Priscillianismus.

Ein Ägypter, Namens Marcus, hatte um das Jahr 330 daselbst gnostisch-manichäische Irrtümer verbreitet und auch Anhänger gefunden, deren Haupt **Priscillian**, ein reicher und gelehrter, aber sehr ehrgeiziger Mann wurde, dem es bei seinem großen Ansehen, das er ob seines strengen Lebens und seiner Gelehrsamkeit vielseitig genoß, gelang, die nach ihm benannte Sekte immer mehr auszubreiten und nicht nur vornehme Männer und Frauen, sondern auch Bischöfe für dieselbe zu gewinnen. Gegen ihn traten die Bischöfe Idacius und Ithacius auf, aber mit etwas unerleuchtetem Eifer, wodurch das Übel noch größer wurde. Als nämlich die gegen Priscillian im Jahre 380 zu Cäsaraugusta (Saragossa) gehaltene Synode erfolglos blieb, nahmen diese beiden zum weltlichen Arm ihre Zuflucht. Eben war Kaiser Gratian ermordet worden und die Sache kam vor den Thronräuber Maximus. Da Priscillian selbst sich auf den neuen Kaiser Maximus berufen hatte, so übergab dieser den Priscillian einem strengen weltlichen Richter zur Untersuchung. Diese fiel dahin aus, daß Priscillian zum Tode verurteilt, und das Urteil 385 zu Trier vollstreckt wurde. Maximus wollte hierdurch seinen Religionseifer bethätigen; und die Kirchenfeinde unterlassen nicht, hämisch auf dieses Faktum hinzuweisen, wo die Kirche angefangen habe, sich ihrer Glaubensgegner mit dem Schwerte zu entledigen. Aber Maximus und seine Richter waren keine kirchlichen Personen. Die größten Kirchenmänner jener Zeit: der heilige Martin von Tours, der heilige Ambrosius, der um diese Zeit nach Trier kam, und der heilige Papst Siricius tadelten aber auf das strengste eine solche blutige Ketzerbekehrung. Auch erhielten sich die Anhänger des Hingerichteten noch bis ins sechste Jahrhundert, verschwinden aber allmählich, besonders seit der Synode von Braga vom Jahre 563, wenn auch manche ihrer Lehren noch im stillen fortwucherten und auf gewisse mittelalterliche Verirrungen eingewirkt haben dürften.

Anmerkung. Über die Lehre der Priscillianisten bestehen Meinungsverschiedenheiten: Nach den einen beruht sie auf orientalischen, pythagoräisch-plotinischen Anschauungen, nach den anderen ist sie wesentlich dieselbe mit der manichäischen. Für letzteres sprechen die meisten späteren Zeugen. Danach nahmen die Priscillianisten neben Gott auch ein böses Grundwesen an

und eine aus ihnen hervorgehende Äonenreihe. Die Menschenseele, von der nämlichen Substanz wie Gott selbst, sei vom Himmel gekommen, um gegen das böse Urprincip zu kämpfen; die Schicksale und Begebenheiten hängen vom Einfluß der Gestirne ab oder eigentlich von den in den Zeichen des Tierkreises wohnenden zwölf Geistern. Vergebens schuf Gott die zwölf Patriarchen, um jenen bösen Geistern entgegenzuwirken; erst Christus, der höchste Äon, lehrte die Menschen, sich von der Knechtschaft der Dämonen zu befreien und es geschieht dies durch Enthaltung von der Ehe und das Aussterben des Menschengeschlechtes, weshalb die Ehe wie der Genuß des Fleisches verboten sind; dagegen waren ihnen verschiedene heimliche Abscheulichkeiten erlaubte Dinge. Sie leugneten den reellen Unterschied der drei göttlichen Personen, sowie die Menschwerdung und Geburt Christi und die Auferstehung des Fleisches. Das Alte Testament ward streng von dem Neuen geschieden und allegorisch gedeutet. Zu beiden kamen apokryphe Schriften, z. B. ein Lobgesang Christi bei dem Gang auf den Ölberg. Es galt für erlaubt, ihre Lehre mit Lüge und Meineid zu verbergen und nur den „Erleuchteten" (d. h. Gliedern ihrer Sekte) gegenüber wurde Wahrhaftigkeit verlangt. Da einige katholische Geistliche glaubten, man dürfe sich eine ähnliche Verstellung erlauben, um den Priscillianisten wahre Aussagen über ihre Lehre zu entlocken, verfaßte der heilige Augustin dagegen 395 seine treffliche Schrift über die Lüge an Consentius, um das Unsittliche dieser Methode nachzuweisen.

98. Pelagianismus.

Das Wort „Freiheit" wird sowohl im politischen als religiösen Sinne leicht mißverstanden. Nach der katholischen Lehre wurzelt die Freiheit des Menschen nur in seiner Abhängigkeit von Gott. Ohne Gottes Gnade kann der Mensch gar nichts Gutes (vor Gott Verdienstliches) thun; und seine Freiheit äußert sich nur insoweit, daß er mit der Gnade Gottes wirken, oder ihr widerstehen kann. Diese Lehre hängt mit dem Dogma der Erbsünde und der Erlösung auf das innigste zusammen, und die Folgerung davon ist die für den Menschenverstand dunkle und seinen Stolz demütigende Lehre von der Prädestination (Berufung, Vorherbestimmung).

1. **Pelagius** und Cölestius, zwei Mönche aus Britannien, verbreiteten im Anfange des fünften Jahrhunderts zuerst 409 zu Rom, dann zu Karthago und Palästina Irrlehren, die den obigen katholischen Glaubenssätzen in verschiedener Beziehung entgegen waren. Der Hauptsatz dieser Irrlehren ist: Die Gnade Gottes ist dem Menschen zur Übung des Guten nicht durchaus notwendig. Dieser ergab sich

aus den irrigen Behauptungen: 1) Adam würde gestorben sein, wenn er auch nicht gesündigt hätte. 2) Seine Sünde hat nur ihm, nicht seinen Nachkommen geschadet. 3) Die neugeborenen Kinder sind in dem nämlichen Zustande, in welchem Adam vor der Sünde gewesen. 4) Es besteht also keine erbliche Verdorbenheit des Menschen (Erbsünde), und er kann mit seinen natürlichen Kräften (ohne die Gnade) Gutes wirken und selig werden.

Als Alarich 410 Rom plünderte, ging Cölestius nach Afrika, wo er an dem heiligen Augustin einen entschiedenen Gegner fand und durch die Synode von Karthago 411 exkommuniziert wurde. Pelagius aber begab sich nach Palästina und dort erwirkte er sich zuerst durch eine zweideutige Darstellung seiner Lehre von den Synoden in Jerusalem und Diospolis (Lydda) ein freisprechendes Urteil von der durch die gallischen Bischöfe Heros und Lazarus wieder ihn erhobenen Anklage der Häresie. Allein neue Synoden von Karthago und Mileve 416 verwarfen neuerdings die Lehre des Pelagius und jetzt wurden die Synodalakten nach Rom gesendet, damit selbe durch die Autorität des römischen Stuhles größere Kraft erhalten; Papst Innocentius I. bestätigte sie, wobei Augustinus äußerte: „Rom hat gesprochen und die Sache ist beendet.“

Dennoch wollten sich die beiden Irrlehrer nicht fügen, sondern suchten sich bei dem neuen Papste Zosimus zu rechtfertigen. Cölestius stellte sich persönlich zu Rom, und Pelagius schickte ein Glaubensbekenntnis. Zosimus ließ sich bei seiner milden Gesinnung, durch die Winkelzüge dieser verschlagenen Männer, und besonders durch die heuchlerische Zusicherung des Cölestius, daß er alles glaube, was die Kirche glaubt, täuschen, und erklärte sie für rechtgläubig. Gleichzeitig wurden sogar Heros und Lazarus als falsche Ankläger abgesetzt und die afrikanische Kirche ob ihres Vorgehens auf ihren Synoden hart getadelt. Die Karthager hielten jedoch 418 eine dritte Synode und machten den Papst auf den eigentlichen Sachverhalt aufmerksam. Dieser berief die beiden zu einer neuen Prüfung; aber sie fanden für gut, zu entfliehen, worauf Zosimus die Entscheidungen jener Synoden bestätigte. Von den beiden Irrlehrern schweigt die weitere Geschichte und die Schriften des heiligen Augustinus trugen zur Befestigung der katholischen Lehre gegen Pelagius das meiste bei; denn er — das Wunder der Gnade — war am besten geeignet, über die

Gnade zu sprechen. Doch kam diese Angelegenheit, da sich die Vertriebenen zum Teil nach dem Orient wandten, noch auf der Synode von Ephesus 431 zur Verhandlung. Das völlige Erlöschen dieser Irrlehre verzögerte in etwas Bischof **Julian von Ecclanum** in Apulien, der sich mit noch anderen siebzehn Bischöfen an die Seite der Pelagianer stellte und den Einwand erhob, daß durch Augustins Ansicht von der Erbsünde die Ehe entheiliget und alle Sittlichkeit untergraben werde. Deshalb drehte sich die Kontroverse fortan hauptsächlich um die Lehre von der Erbsünde. St. Augustin verteidigte sich gegen den ihm gewordenen Angriff schon 419 in einer eigenen Schrift[1] und der Kampf nahm ihn bis an das Ende sein Lebens in Anspruch. Sein letztes und größtes Werk gegen Julian blieb sogar unvollendet, weshalb es auch den Titel: Opus imperfectum erhielt.

2. Die Theorie (Lehransicht) des heiligen Augustinus war aber nicht allein bei den Pelagianern, sondern auch bei deren Gegnern auf Widerspruch gestoßen, da sie die Freiheit des menschlichen Willens zu gefährden schien. Der erste Anstoß wurde in dem Kloster Hadrumet in Nordafrika genommen. Zur Belehrung der dortigen Mönche schrieb Augustinus zwei Abhandlungen, worin er das Verhältnis der Gnade zum freien Willen bespricht und nachweist, daß die Gnade die Freiheit des Willens nicht aufhebe, daß aber der Wille ohne göttliche Gnadenhilfe nichts wahrhaft Gutes thun könne. Daraufhin beruhigten sich die Mönche.

Dagegen erhob sich jetzt eine bedeutendere Opposition an einem anderen Orte. Der heilige Augustinus, welcher mit so großer Kraft die Lehre von der Erbsünde und von der Gnade verteidigte, wurde, von der Konsequenz des Denkens gezwungen, die Frage: „Wenn alle Menschen ohne die Gnade Gottes unfähig zum Guten sind — warum werden die einen bekehrt und selig, die anderen nicht?" dahin zu beantworten, daß Gott jene auserwählt und zwar nicht wegen der Voraussicht, daß sie mit seinem Beistande selbstthätig wirken würden, sondern lediglich aus freiem Willen. Dies bewog nun die Mönche in Marseille und Umgegend, den Abt Johannes Kassianus an ihrer Spitze, sich gegen ihn zu erklären[2] und sie stellten ein Lehrsystem

[1] De nuptiis et concupiscentia.

[2] Abt Kassian nannte in seinen „Patrum collationes" (13, 7) die Lehre Augustins geradezu ein „ingens sacrilegium".

auf, dessen Hauptsätze ungefähr also heißen: 1) Der Anfang des Glaubens ist Sache des freien Willens, aber das Vollbringen unterstützt die göttliche Gnade; 2) nach erlangter Rechtfertigung aber bedürfen die Menschen keines besonderen Gnadenstandes, um verdienstliche Werke zu verrichten und bis zum Ende auszuharren; 3) der Ratschluß Gottes bezüglich der Seligkeit der Auserwählten gründe sich auf das Vorherwissen ihrer Verdienste. Damit wollten sie zwischen den Pelagianern und der Kirche vermitteln und deshalb heißen sie **Semipelagianer**, oder nach ihrem Hauptsitze: Massilienser. Augustin trat auch gegen sie in zwei Schriften mit Erfolg auf. Ihre Verwerfung durch das kirchliche Lehramt aber fand diese Irrlehre durch die Synode von Orange 529 (Arausicanum II.), auf der der Hauptverteidiger der Orthodoxie Cäsarius, Bischof von Arles, präsidierte, wie auch durch jene 530 zu Valence gehaltene, die als kirchliche Lehre festsetzten: „daß schon die ersten Keime des Glaubens eine Frucht der Gnade seien und diese vorhergehen müsse, ehe der Mensch wahrhaft Gutes vollbringen könne; daß auch die Wiedergeborenen zur Beharrlichkeit im Guten fortwährend der Gnade Gottes bedürfen." Über den Grund der Auserwählung aber wurde nichts definiert. Papst Bonifaz II. bestätigte diese Beschlüsse und damit fand auch der Streit im wesentlichen seinen Abschluß.

99. Jovinian und Vigilantius.

Diese beiden Männer versuchten der Kirche einige neue Ansichten aufzubringen, wurden jedoch durch die großen Kirchenlehrer jener Zeit schnell zurechtgewiesen, ohne Sekten stiften zu können. **Jovinian**, ein Stoiker in der Theorie, ein Epikuräer in der Praxis, war um 370 Mönch zu Rom, ward aber dieses Standes bald überdrüssig und kehrte in die Welt zurück. Um seinen Schritt zu beschönigen, suchte er durch ein herausgegebenes Buch zu erweisen, daß ein frommer Mönch kein größeres Verdienst habe, als ein frommer Laie; der jungfräuliche Stand vor dem Ehestande nichts voraus habe; und wer faste, nicht besser thue, als wer sich nach Belieben sättige; — kurz er leugnete die Verdienstlichkeit der sogenannten evangelischen Räte (consilia evangelica). Der heilige Hieronymus fertigte ihn in einer Gegenschrift in etwas derber Weise ab, der heilige Augustinus wider-

legte ihn mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Klarheit, und Papst Siricius stieß ihn aus der Kirchengemeinschaft. Dasselbe that der heilige Ambrosius, als Jovinian nach Mailand kam.

Geistesverwandt mit ihm war **Vigilantius**, Presbyter in Gallien, zu Anfang des fünften Jahrhunderts. Dieser scheint von dem bekannten Grundsatze: tollatur abusus, sed servetur usus nichts gewußt zu haben. Da bereits in manchen kirchlichen Dingen, wie es unter den Menschen nicht anders zu erwarten ist, Mißbräuche vorkamen, so meinte er, es sei die Sache selbst zu verwerfen. Er eiferte gegen die Verehrung der Heiligen und Reliquien; weil auch manche Wunder erdichtet, und viele Reliquien nicht echt seien; — gegen die Vigilien (Nachtwachen in der Kirche vor den Festtagen), weil schlechte Leute dabei ihr Unwesen treiben können; selbst gegen den Cölibat, weil er manchmal die Ursache geheimer Unsittlichkeit sei. Seine seichten Behauptungen wurden von Hieronymus scharf widerlegt, und er war bald vergessen.

Anmerkung. Ob seiner ziemlich gleichen Lehre und Ansicht ist hier auch der Presbyter **Aërius** zu Sebaste in Armenien 360, welcher der arianischen Partei angehörte, zu nennen. Er verwarf das gebotene Fasten, das Gebet und die Opfer für die Verstorbenen und den Rangunterschied zwischen Priestern und Bischöfen. Er zerfiel darüber mit seinem Bischof (Eustathius) und seine wenigen Anhänger wurden heftig verfolgt und bald ausgerottet.

100. Streit über Origenes.

Origines hatte sich durch seine Schriften große Verdienste um die Kirche erworben, und sie wurden von den gelehrten Kirchenmännern der späteren Zeit fleißig benützt. Dabei aber waren diese Schriften auch von Irrtümern nicht frei,[1] und mußten daher mit Vorsicht gelesen werden.

Dieser Umstand veranlaßte mehrere, mitunter ärgerliche Streitigkeiten; selbst zwischen den berühmtesten Männern des vierten Jahrhunderts. Vor allen war der heilige **Epiphanius** ein heftiger Gegner des Origines und aller, die denselben verteidigten; weil er in des Origines Schriften die Quelle des Arianismus entdeckt zu haben

[1] Vgl. S. 74.

glaubte. Zwischen ihm und dem Bischofe Johannes von Jerusalem, einem Verteidiger des Origines, hatte der Zwist angefangen. Er nahm Origines nicht bloß in sein Ketzerverzeichnis auf, sondern er trat ihm auch mündlich entgegen, da er 394 gegen ihn in der Auferstehungskirche in Jerusalem sogar offen predigte. Bald wurden auch der heilige **Hieronymus** und **Rufinus** von Aquileja, beide damals Mönche zu Jerusalem, in den Streit hineingezogen. Hieronymus erklärte sich gegen, Rufinus aber für Origines. Zwischen diesen beiden entbrannte der Streit besonders heftig, wurde zwar auf eine Zeit — da Rufinus nach Rom sich entfernte, beigelegt; aber später auf Veranlassung dieses letzteren erneuert, als dieser nämlich in der Vorrede zu seiner Übersetzung einer origenistischen Schrift (de principiis) Hieronymus als einen Lobredner des Alexandriners hinstellte.

Den betrübtesten Ausgang nahm dieser Streit für den heiligen **Chrysostomus.** Er hatte einige Mönche bei sich aufgenommen, welche vom Patriarchen zu Alexandria, Theophilus, als Anhänger des Origenes vertrieben worden waren.[1] Dadurch zog er sich den Haß des Theophilus zu. Dieser kam nach Konstantinopel, verband sich mit den dortigen Feinden des Chrysostomus,[2] hielt 403 auf dem Landgute Drys bei Chalcedon die Aftersynode zur Eiche, und trug am meisten dazu bei, daß Chrysostomus endlich ins Elend wandern mußte, wo er nach argen Mißhandlungen starb.[3] Seine Anhänger bewahrten ihm indessen die Treue auch fortan und noch nach seinem Tode. Sie verweigerten seinen ersten Nachfolgern (Arsacius und Attikus) die Anerkennung und erst die feierliche Beisetzung seiner Gebeine in Konstantinopel unter dem Bischof Proclus machte dem „johannitischen Schisma", wie man diese Spaltung nannte, 438 ein Ende.

---

[1] Bischof Theophilus, kein reiner Charakter, that dies schon darum, weil unter den Origenisten sich auch Leute befanden, die ihm persönlich verhaßt waren, so der Presbyter I s i d o r und die sogenannten v i e r l a n g e n B r ü d e r, durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, wie durch Körpergröße gleich ausgezeichnete Männer, von denen einer, Dioskur, Bischof von Hermopolis, war.

[2] Dieser hatte durch eine Predigt über die Fehler des weiblichen Geschlechtes die Kaiserin Eudoxia beleidigt und so seine Stellung gefährdet.

[3] Vgl. §. 79.

III. Einrichtung der Kirche.

101. Vorbemerkungen.

1. Die Kirche war durch die Bekehrung Konstantius in ein neues Stadium getreten. Das innere Wesen der Kirche, als einer göttlichen Anstalt, bleibt ewig dasselbe; aber die Art ihrer Wirksamkeit zum Heile der Menschheit, und manche äußere Formen, müssen sich nach Maßgabe der Umstände und Verhältnisse auch mannigfach gestalten.

2. Die römischen Kaiser sind aus Verfolgern nun Bekenner, und mit Rücksicht auf ihre Stellung, Beschützer der Kirche geworden. Dagegen unterstützte die Kirche den weltlichen Staat, durch ihre Lehre: daß Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit Gewissenspflicht ist. So entwickelte sich auf sehr natürliche Weise ein inniges Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Kaiser, die — als wahrhaft kirchlich gesinnt — von der Kirche gleichsam als ihre erstgeborenen Söhne betrachtet wurden, übten mit Zustimmung der Kirche manche Rechte in kirchlichen Dingen, die nicht strenge in ihrem Wirkungskreise lagen, beriefen z. B. Konzilien, ernannten Bischöfe u. dergl.. Aber immer von Unheil begleitet war die willkürliche Einmischung der Regenten in eigentliche Glaubenssachen, wie aus der Geschichte der Irrlehren genugsam zu ersehen ist. Die griechische Kirche ist besonders hierdurch immermehr in Verfall geraten, und selbst das morgenländische römische Reich - dadurch seinem Untergange zugeführt worden.

3. Die Kirche hatte durch drei Jahrhunderte unter Druck und Verfolgung ihr Heilsgeschäft meist im Verborgenen üben müssen. Sie hatte durch Demut und Geduld die Welt gewonnen, nun trat sie offen in derselben auf, und zwar in Glanz und Schmuck, wie es der Braut des Sohnes Gottes geziemte. Die Kaiser selbst umgaben die Diener der Kirche mit weltlichem Ansehen und äußerem Glanze, und schmückten die Kirche mehr als ihre eigenen Paläste; die Kirche entfaltete die innere Größe und Herrlichkeit ihrer Anstalten auch in äußerlicher Pracht und Anmut.

102. Hierarchie.

Auf Einheit und Einigkeit beruht das Gedeihen jeder Gesellschaft, daher auch der göttliche Stifter der Kirche in seiner Abschiedsrede zum himmlischen Vater für die Seinen betete:[1] „daß sie alle eins seien, wie Du, Vater, in mir bist, und ich in Dir bin." Je mehr nun der Umfang der Kirche sich erweiterte, desto mehr mußte der von Christo in Petrus gesetzte Einheitspunkt — das Oberhaupt der Kirche — in ein helles Licht treten; und neue Mittelstufen in der Kirchenregierung wurden nötig, um die innige Verbindung der einzelnen Kreise zu einem großen Ganzen in fester Ordnung zu erhalten. Hierüber schreibt Cyprian: „Wie alle Strahlen von einer Sonne ausgehen und alle Zweige eines Baumes von einer Wurzel, so sind alle in der Welt zerstreuten Gemeinden zu einer Kirche verbunden."

1. Daß der Papst zu Rom, als das höchste sichtbare Oberhaupt der Kirche, auch in dieser Periode wieder durchaus anerkannt wurde, dafür spricht die Geschichte klar genug. Jeder irgend bedrängte Bischof wandte sich um Schutz an den Papst, im Zweifel suchte man bei ihm Lösung, bei Streitigkeiten Entscheidung, und selbst die Irrlehrer, wie Nestorius und Pelagius, zeigten durch ihr Bemühen, seine Zustimmung zu gewinnen, thatsächlich, daß sie dessen höchste kirchliche Würde anerkannten. Der heilige Augustin spricht die Ansicht der ganzen Kirche jener Zeit in den Worten aus: „Roms Urteil ist das Urteil der gesamten Kirche; es kann keiner Prüfung mehr unterliegen; wer von Rom verurteilt ist, ist vom ganzen Erdkreise verurteilt; Rom hat gesprochen, die Sache ist abgethan (Roma locuta, causa finita est)." Bemerkenswert ist, daß es eine besondere Titulatur für den Papst, wie früher so auch jetzt noch nicht gab. Die Ausdrücke papa, vicarius Christi, summus pontifex oder sacerdos u. dergl. wurden auch von anderen Bischöfen gebraucht. Doch fingen Bischof Ennodius von Pavia und Kassiodor im sechsten Jahrhundert an, den Titel papa dem Bischof von Rom vorzubehalten und ihr Beispiel wurde nach und nach allgemein nachgeahmt.

---

[1] Joh. 17, 21.

2. Unter den Bischöfen giebt es nach der Grundverfassung der Kirche keine Abstufungen. Dennoch ist es Thatsache, daß, abgesehen vom römischen Primate, nie alle Bischöfe betreffs ihrer Rechte sich völlig gleich stunden. Wir finden vielmehr, daß einige Bischöfe bald einen höheren Rang erhielten, wodurch sich nach und nach zwischen dem Papste und den einfachen Bischöfen zwei Mittelstufen bildeten: die Metropoliten und Patriarchen. Die Entstehung der ersteren erklärt sich zumeist aus der allmählichen Verbreitung des Christentums von den Hauptstädten der Provinzen aus, in die kleineren Städte und Dörfer. Diese letzteren kamen so in ein Abhängigkeitsverhältnis zu dem Bischofe der Hauptstadt (metropolis), und erhielten von dort ihre Kirchenvorsteher. Dieses Verhältnis wurde dann durch Kirchengesetze geordnet und die **Metropoliten**, d. i. Bischöfe der Hauptstädte, erlangten damit bestimmte Rechte über die Bischöfe ihrer Provinz.

Unter den Metropolen des römischen Reiches hatten längst Rom, Alexandrien und Antiochien ein hervorragendes Ansehen; ebenso waren die dortigen Kirchen schon von ihrer Gründung an von ausgezeichnetem Range, welchen das Konzil von Nicäa noch besonders bestätigte. Die Vorsteher derselben — und auch einiger anderen Kirchen, z. B. Ephesus in Asien, Heraklea in Thracien, hießen Exarchen (wie die politischen Vorsteher alldort), oder Erzbischöfe, wofür aber bald für Rom, Alexandrien und Antiochien, das ausgezeichnete Prädikat **Patriarch** in Übung kam. Nachdem Konstantinopel die Hauptstadt des Reiches geworden, gab man auch dem dortigen Bischofe den Titel eines Patriarchen. Da die Metropolitanverfassung im allgemeinen enge an die politische Einteilung des römischen Reiches sich anschloß, lag es in der Konsequenz der bestehenden Ordnung, dem Bischofe der neuen Hauptstadt, die gleichsam als Neu-Rom betrachtet ward, einen entsprechend höheren Rang zuzuweisen; ja, die Patriarchen von Konstantinopel verstanden es, sogar den ersten Rang nach dem römischen Patriarchen sich zu erwerben.[1]

[1] Den Anfang mit dieser Auszeichnung machte bereits das zweite allgemeine Konzil 381, indem es dem Bischof von Neurom den Ehrenrang unmittelbar nach dem Bischof von Altrom zuerkannte. Zum Abschlusse kam der Prozeß auf der Synode von Chalcedon, wo dem Bischof von Konstantinopel die Weihe der Metropoliten in den Diöcesen Pontus, Asien und Thrakien übertragen und somit ein wirklicher Patriarchensprengel verliehen wurde. Vergeblich

Eine ähnliche Erhöhung erfuhr gleichzeitig der Bischofsitz von Jerusalem. Nur war hier der Beweggrund kein politischer, sondern umgekehrt ein kirchlicher: Der Patriarchen-Titel (für die drei Provinzen Palästinas) wurde hier dem Bischof von Jerusalem — „als der Mutter aller Kirchen" zu teil. Diese fünf Patriarchen übten ungefähr die nämlichen Rechte über die Metropoliten ihres Sprengels, wie diese über ihre Provinzialbischöfe,[1] wobei es sich von selbst versteht, daß die Patriarchenwürde von Rom mit jener des Oberhauptes über die ganze Kirche verbunden war, und in derselben fast aufging. — Die vier morgenländischen Patriarchen verfielen aber dem Schisma und der Häresie. Infolge der Kreuzzüge wurden die vier Patriarchate nochmals wiedergewonnen und mit lateinischen Bischöfen besetzt.[2] Als aber diese Patriarchate später wieder verloren gingen, wurden in Rom zur Erinnerung an das frühere Verhältnis vier Titularpatriarchen ernannt. Der Papst ist noch jetzt Patriarch des Abendlandes.

Der uns schon bekannte Dreikapitelstreit war Veranlassung zur Entstehung von zwei weiteren Titularpatriarchen, insofern sich da die Rangerhöhung im wesentlichen auf den Titel beschränkte. Als im Anfange des siebenten Jahrhunderts der Sprengel von Aquileja-Grado sich teilte und der Metropolit von Grado mit Rom sich versöhnte, nahm der von Aquileja zum Zeichen seiner Unabhängigkeit den Titel eines Patriarchen an und bald darauf wurde durch den apostolischen Stuhl die gleiche Würde auch jenem verliehen, um ihn

---

protestierte der römische Stuhl, zuerst durch Leo I., wenn auch noch so energisch gegen die Neuerung. Die Bischöfe Konstantinopels behaupteten ihren Vorrang; ja, sie führten seit Johannes Nesteutes (582—94) sogar den Titel eines ökumenischen Patriarchen. Um solche Anmaßung zu beschämen, legten sich die Päpste, von Gregor I. angefangen, den Titel eines servus servorum Dei bei.

[1] Die Patriarchen hatten die Oberaufsicht über den ihnen untergebenen Teil der Kirche, konnten für ihren Sprengel Konzilien, also Patriarchalkonzilien berufen, wirkten bei der Einsegnung der Erzbischöfe, oft auch der Bischöfe mit und bildeten eine höhere Appellationsinstanz.

[2] Nach den Bestimmungen des vierten Laterankonzils sollten diese eine höhere Appellationsinstanz bilden, auch befugt sein, überall, im ganzen Bereiche der Kirche, wenn der Papst oder ein päpstlicher Legat nicht gegenwärtig ist, ein Kreuz sich vortragen zu lassen und den Erzbischöfen das Pallium erteilen zu können, nachdem sie es selbst vom Papste empfangen hatten.

seinem schismatischen Kollegen nicht nachstehen zu lassen. Das Patriarchat von Grado wurde 1451 nach Venedig, das andere nach der Zerstörung von Aquileja zuerst nach Udine verlegt und 1751 ganz aufgelöst.

3. Jede einzelne Diöcese wurde von ihrem **Bischofe** regiert, und das innige Verhältnis des Bischofes zu derselben wurde einem unauflöslichen Ehebande gleichgeachtet, daher die Übersetzung eines Bischofes in eine andere Diöcese — mit seltenen Ausnahmen — von den Konzilien verboten war. Um den geistlichen Bedürfnissen der ihnen anvertrauten Gläubigen zu genügen, sahen sich die Bischöfe häufig genötigt, sich Gehilfen zu wählen, welchen sie, unter dem Namen von Landbischöfen (Chorepiscopi), einen Teil der Diöcese, die Umgegend (χώρα) der größeren Städte anvertrauten. Sie waren gewöhnlich nur einfache Priester, und nur ausnahmsweise auch mit bischöflicher Weihe ausgerüstet; aber jedenfalls ganz dem Diöcesanbischofe untergeordnet. Bald fand man auch die Einteilung der Diöcesen in einzelne kleinere Kirchengemeinden mit einem eigenen, natürlich ganz von dem Bischofe abhängigen, Priester für nötig; so entstanden die Pfarren, zuerst auf dem Lande (ecclesiae plebanae), dann auch in den Städten (parochiae), mit den Pfarrern.

103. Wahl der Kirchenoberen. Der Unterhalt des Klerus.

1. Die ersten Bischöfe wurden bekanntlich von den Aposteln selbst ernannt. Längere Zeit darauf findet sich keine bestimmte Vorschrift über die Wahl der Bischöfe, und soviel zeigt sich überall, daß dieselbe der hohen Stellung gemäß, mit besonderer Sorgfalt von den Bischöfen und dem Klerus vorgenommen wurde. Auch das Volk hatte daran einen gerechten Anteil, insolange, als ein tiefer christlicher Sinn im Volke durchaus vorherrschte; doch beschränkte sich dieser Anteil größtenteils nur auf das Zeugnis der Würdigkeit des zu Wählenden. Keineswegs aber wurde die Autorität des so gewählten Bischofes hierdurch irgend von der Gemeinde abhängig, so daß sie ihn etwa auch hätte absetzen können, vielmehr wurde seine Sendung als von Christo herrührend betrachtet.

Als später der religiöse Geist bei dem christlichen Volke in Abnahme kam, und bei den Bischofswahlen Parteiungen und Leiden-

schaften sich zu äußern begannen, mußte den Gemeinden der Einfluß entzogen werden, und Konzilien, wie z. B. jenes von Laodicäa (372) bestimmten, daß die Bischöfe nur vom Klerus, den Bischöfen der Provinz und dem Metropoliten gewählt und eingeführt werden sollen; und dies blieb fortan als Regel. Doch verletzten nicht selten willkürlich herrschende Kaiser das Kirchengesetz, und ernannten eigenmächtig Bischöfe. Andererseits aber haben auch fromme Regenten tumultuarischen Bewegungen durch Ernennung eines würdigen Bischofes vorzubeugen gewußt, wobei die kirchlich zur Wahl Berechtigten mit Dank ihre Zustimmung gaben.

Zu allen Kirchenämtern innerhalb einer Diöcese wählte der Bischof ganz nach eigenem Ermessen die Vorsteher, wovon im Laufe dieser Periode viele neue nötig wurden. Dahin gehören nebst den oben erwähnten Landbischöfen und Pfarrern noch die Erzpriester (archipresbyteri), für die geistlichen Funktionen, wenn der Bischof selbst verhindert war, die Archidiakonen, für die Verwaltung des Ökonomischen; ferner die Apokrisiare für die Geschäfte der Bischöfe am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel, die Defensoren, welche die kirchlichen Prozesse zu führen hatten, die Notare betraut mit der Abfassung, die Archivare betraut mit der Aufbewahrung der Akten und dergleichen Ämter mehr.[1] Zu jedem erledigten Amte wählte der Bischof den Geeigneten aus, und erteilte dem Gewählten die nötige Ordination eben für diesen Platz und für die bestimmte Kirche.

---

[1] Und solche waren noch: Die Hermeneuten, die dem Volke die heilige Schrift zu erklären hatten, die Parabolanen, die sich mit der Krankenpflege beschäftigten, die Kopiaten, welche die Toten bestatteten, die Mansionare, welche das Gotteshaus zu bewachen hatten, und die Syncellen, die Stuben- oder Hausgenossen und Ratgeber des Bischofes. — Diese letzteren sind eine Einführung des Papstes Symmachus (498—514), gegen den eine feindliche Partei einem gewissen Archipresbyter Laurentius die päpstliche Würde verschaffen wollte, und zu dem Zwecke Symmachus bei König Theodorich schwerer Vergehen beschuldigte. Dieser ließ darob mehrere Synoden abhalten; zwei blieben erfolglos; bei einer wurde Symmachus durch einen Steinhagel sogar in Lebensgefahr gebracht. Eine vierte Synode im Oktober 501, von dem Porticus Palmaria in der Peterskirche die synodus palmaris zubenannt, erkannte die Unschuld des Papstes, der nun verordnete, daß kein Geistlicher allein wohnen, sondern einen beständigen Zeugen seines Lebenswandels (Syncellani) bei sich im Hause haben soll und dadurch zu der Vermutung Anlaß gab, daß die ihm vorgeworfenen Handlungen von unzüchtiger Art gewesen seien.

2. Das Wort des heiligen Paulus:[1] „Also hat es der Herr verordnet, daß die, welche das Evangelium predigen, vom Evangelium leben sollen," war maßgebend in betreff des Unterhaltes des Klerus. Nebstdem hatte man das Vorbild im Alten Bunde, wo die Leviten und Priester ihren Anteil an dem Tempelopfer und anderen Gaben bezogen. So war der Klerus an die Liebe und Wohlthätigkeit der Gläubigen angewiesen, und diese spendeten denn auch nach Vermögen ihre Opfergaben, die teils bei den gottesdienstlichen Versammlungen auf den Altar gelegt, teils in die Wohnung des Bischofes gebracht wurden, und die nach Kirchengesetzen in drei Teile zu verteilen waren: für den Klerus, — für die Erhaltung der Kirchengebäude und Gerätschaften (pro fabrica ecclesiae), und für die Armen; denn auch für diese letzteren trug die Kirche von jeher die zarteste Sorgfalt. Im vierten Jahrhundert kam allmählich auch — nach dem Vorbilde des Alten Bundes — die Sitte auf, den Zehnten an die Kirche zu entrichten, welche Abgabe für eine Pflicht der Gläubigen erklärt wurde.

Im Verlaufe der Zeit, besonders als schon christliche Fürsten auf den Thronen saßen, vermehrten sich die Einkünfte der Kirche ansehnlich durch Schenkungen und Vermächtnisse in mannigfacher Art, sowie durch das Verbot von Veräußerungen. Manche Kleriker lebten aber auch jetzt noch von ihrer Hände Arbeit; ja, es liegen Bestimmungen von Synoden vor, in denen sie zu diesen sogar verpflichtet werden.

Alle derlei Gaben wurden nach der Meinung der Geber als Gott dargebracht betrachtet, daher auch das Vermögen der einzelnen Kirchen nicht als ihr Eigentum, sondern als allgemeines Kirchengut angesehen wurde, wovon diese Kirchen nur die Nutznießung hatten, und welches sie als anvertrautes Gut unversehrt den Nachfolgern überliefern mußten.

104. Gottesdienst.

1. In dieser Periode haben wir bereits bestimmte Nachweisungen, daß das heilige **Meßopfer** im wesentlichen ganz so gefeiert wurde, wie

---

[1] 1 Kor. 9, 14.

es noch jetzt bei einem solennen bischöflichen Amte der Fall ist. Es hatten zwar die Hauptkirchen, z. B. Jerusalem, Alexandria u. a., ihre eigenen Liturgien, die jedoch unter sich wie mit der jetzigen, in der Hauptsache ganz übereinstimmen.[1] Dabei blieb die Abteilung in — missa Catechumenorum, bis zum Offertorium, und die darauf folgende missa fidelium, woran nur die bereits getauften Gläubigen teilnehmen durften. Mit der Verbreitung der Kindertaufe und dem Aufhören der öffentlichen Buße im Orient verlor sie aber allmählich ihre frühere Bedeutung. Es wurde jedoch nur ein heiliges Opfer, vom Bischofe selbst oder seinem Stellvertreter dargebracht. Der übrige Klerus assistierte und erhielt die Kommunion — gleichwie alle Gegenwärtigen, in beiden Gestalten. Doch war der Gebrauch, das heilige Abendmahl nur in einer Gestalt zu empfangen, auch schon weit verbreitet. Dasselbe nüchtern zu empfangen, was früher schon gewöhnlich war, wurde jetzt als Gesetz ausgesprochen.

Zur Verschönerung des Gottesdienstes fand der **Kirchengesang** eine eifrige Pflege. Man wählte für denselben nur Texte aus der heiligen Schrift, besonders die Psalmen. Als jedoch die Häretiker religiöse Lieder verfaßten, um dadurch das Volk anzuziehen, kam auch innerhalb der Kirche das religiöse Lied zur Bedeutung; man setzte den Dichtungen der Häretiker orthodoxe Gesänge entgegen. So waren als regliöse Dichter berühmt: Ephräm und Jakob von Sarug bei den Syrern, Gregor von Nazianz, Kosmas von Jerusalem und Johannes Chrysostomus bei den Griechen, Papst Damasus, Ambrosius, Augustinus und der Spanier Aurelius Prudentius bei den Lateinern.

---

[1] Die bedeutendste Differenz bildet die **Epiklesis**, ein den morgenländischen Liturgien eigentümliches, auf die Konsekration folgendes Gebet, in dem der heilige Geist auf den Altar herabgerufen wird, auf daß er Brot und Wein in den Leib und das Blut des Herrn verwandle, damit ihr Genuß den Gläubigen zum Heile diene, ein Gebet, das wenigstens in dieser bestimmten Gestalt und dem angegebenen Orte in der römischen Liturgie fehlt, wenn auch ähnliche Bitten an anderen Orten sich finden. Die Liturgie Jerusalems datiert ihren Ursprung vom heiligen Jakobus, die Alexandriens vom heiligen Markus her. Im Abendland sind außer der römischen Liturgie besonders bemerkenswert: die spanische oder mozarabische, von den Goten aus Byzanz mitgebracht; dann die gallische und die mailändische oder ambrosianische. Die letztgenannte ist der Sage nach verfaßt von Barnabas und von St. Ambrosius nur redigiert; doch rührt ihre jetzt noch gebräuchliche Form auch von diesem nicht her.

Schon um das Jahr 330 wurde durch Papst Sylvester in Rom eine eigene Sängerschule errichtet. Etwas später wurde Ambrosius von Mailand Schöpfer eines neuen Gesanges, der reichen melodischen Schwung mit rhythmischer Betonung verband (cantus Ambrosianus). Gregor der Große begründete endlich den römischen Choralgesang und erfand auch, um die Melodie zu fixieren, eine eigene Notenschrift, die sogenannten Neumen. Der Vortrag selbst war entweder symphonisch, wenn alle mitsammen, oder antiphonisch, wenn zwei Chöre wechselweise sangen, oder aber hypophonisch, wenn das Volk den Gesängen und Gebeten des Priesters in bestimmten Responsorien antwortete. Manche Kirchen hatten eigene Sänger, Psalten, welche im Chor (an der Apsis) ihren Platz hatten; daher auch der Name Choralgesang. Dieser hat allerdings nicht die Frische und Lebendigkeit des ambrosianischen; dafür wahrt er größere Würde und ergreifendere Feierlichkeit.

Zur Feier des Gottesdienstes wurden die Gläubigen durch eigene Boten oder durch Ertönenlassen eigens hierfür bestandener Werkzeuge eingeladen;[1] denn Glocken wurden im Abendland seit dem siebenten, im Orient gar erst seit dem neunten Jahrhundert eingeführt. Man will wissen, daß sie da um das Jahr 865 und zwar zuerst auf dem eigens dazu erbauten Turme der Sophienkirche zu Konstantinopel gesehen wurden, indem Kaiser Michael von den Venetianern Glocken zum Geschenke erhielt. Die Erfindung der Glocken schreibt man häufig dem heiligen Paulinus von Nola in Campanien (um 400) zu;[2] doch mit Unrecht: denn wäre er wirklich

[1] Nebst des Hornes oder eines anderen Blasinstrumentes bediente man sich insbesondere des Symandrums oder des Agiosyderiums. Das erstere bestand aus einer Tafel von sehr hartem Holze, die vor der Kirche oder auf einem erhöhten Orte mit zwei hölzernen Schlägeln trommelartig geschlagen wurde. Das zweite ist das sogenannte „heilige Eisen“ und besteht aus einem vier Zoll dicken und sechzehn Zoll langen eisernen Stab, der in der Mitte an einem Bande hängt und mit einem eisernen Hammer geschlagen wurde.

[2] Daher erklärt sich wohl auch der gewöhnliche lateinische und italienische Name für Glocke (campana) und oft kommt auch der Ausdruck nolae dafür vor. — In Deutschland wurden die Glocken durch den heiligen Bonifacius eingeführt. Ursprünglich waren sie klein und aus Blech geschmiedet; größere, gegossene Glocken erscheinen erst im elften und zwölften Jahrhundert. Die

der Erfinder, dann hätte er ohne Zweifel in seinen Schriften auch die Glocken erwähnt, da er sonst so ausführlich die Einrichtung und Ausschmückung seiner beiden Kirchen beschrieb.

Da die Christen auf die Feier ihrer heiligsten Geheimnisse einen so hohen Wert legten, so wurde auch die möglichste Pracht auf die gottesdienstlichen **Gewänder** und heiligen Gefäße verwendet. Besonders war die bischöfliche Kleidung glanzvoll ausgezeichnet. Die Kleider, welche die Geistlichen bei der Feier der heiligen Geheimnisse trugen, waren besonders geweiht, in der Form jedoch von den gewöhnlichen nicht verschieden; nur war es nicht das all- oder werktägliche, sondern das Festkleid, das zur Anwendung kam, namentlich die Tunika und darüber das Pallium. Auch bestand die Sitte, die beim Kultus gebrauchten Kleider nicht auch im profanen Leben wieder zu tragen. Aber schon in dieser Periode begann sich das liturgische Gewand von dem profanen allmählich abzusondern; die weitere Ausbildung der gottesdienstlichen Kleider erfolgte im Mittelalter, in welcher Zeit auch die Mehrheit der liturgischen Farben aufkam, während das Altertum nur die weiße Farbe kannte. Goldene und silberne **Gerätschaften** waren nichts seltenes. Auch **Bilder** wurden jetzt zum Schmucke der Kirchen und zur Versinnlichung des Religiösen angewendet, als Mittel also zur Verschönerung der Gotteshäuser und zur Belehrung und Erbauung der Gläubigen. Zugleich lag in dem Bilderdienst eine Entschädigung für den griechisch-römischen Volksgeist: derselbe konnte, wenn er auch immerhin seinen alten Göttern entsagt hatte, doch eines heiteren und belebten Kultus nicht ganz entraten. Das Auftauchen der sogenannten „nicht von Menschenhand verfertigten" (Abgar-[1] Veronika-) Bilder trug mächtig zur Hebung des

---

älteste bekannte datierte Glocke ist vom Jahre 1249 (Würzburg). Schon im zehnten Jahrhundert begann man den Glocken Namen beizulegen — Glockentaufe.

[1] Abgar ist der allgemeine Name der achtundzwanzig Könige des osrhoënischen Reiches zu Edessa (137 v. Chr. bis 216 n. Chr.). Unter denselben soll Abgar, der Sohn Uchoms des Schwarzen, ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius, mit Christo in Briefwechsel gestanden und dieser (Christus) ihm sein Bild geschickt haben. Dieses ist aber ebenso apokryph wie das dem Schweißtuch der Veronika eingedrückte. Den Briefwechsel anbelangend sei hier bemerkt: Der Ruf vom göttlichen Heilande und das Echo seiner Thaten wie seiner Verfolgungen waren weithin über die Grenzen Palästinas gedrungen. Abgarus

Glaubens und Vertrauens auf die wunderthätige Kraft einzelner Bilder bei, die man nun mit Lichteranzünden, Niederknieen, Küssen, Räuchern u. s. w. verehrte. Insofern diese Verehrung den Bildern selbst galt und nicht vielmehr als denjenigen, die durch das Bild dargestellt waren, fand der Bilderkult gerechte Mißbilligung.

2. Die Kirchen waren nun viel zahlreicher und prächtiger, Konstantin und seine Mutter Helena gingen, durch Erbauung herrlicher **Gotteshäuser**, mit schönem Beispiele voran. Auch heidnische Tempel und andere geräumige öffentliche Gebäude wurden in christliche Kirchen umgeschaffen. Diese letzteren erhielten den Namen Basiliken; von *βασιλευς* = König, weil sie von Kaisern geschenkt und dem König der Könige geweiht wurden. Diese bildeten einen oblongen, gewöhnlich in drei Schiffe geteilten Raum mit einer kreisförmig abschließenden Nische, Apsis genannt. In letzterer wurden der Altar, hinter demselben der bischöfliche Stuhl und die Sitze für die Priester aufgestellt. Apsis und Schiff waren durch Schranken oder Gitter (cancelli) getrennt, an welchem zwei Ambonen, Lesepulte, sich befanden zum Vortrag der heiligen Schrift und Homilie.[1] Mitunter wurde Apsis und

---

ließ nun kurz vor Christi Gefangennahme durch Gesandte ihm eine sichere Zufluchtsstätte in seiner Stadt Edessa anbieten, während er, wie die Sage spricht, durch seine Gnadenwirkung Heilung und Genesung zu erlangen hoffte, da er krank war. Der Heiland lehnte aber das Angebot des Asyls ab (vgl. Joh. 12, 20 ff.) und die Gesandten kehrten heim. Aber die Nachricht von dieser Sendung erhielt sich beim Hofe zu Edessa, der Vorgang wurde schriftlich gefaßt; doch der Wunsch, etwas von Jesu schriftlich zu besitzen, gestaltete sich bald zur Sage: der Heiland selbst habe an Abgar geschrieben, als er das ihm angebotene Asyl ablehnte und so wurden zwei Urkunden im Archiv zu Edessa niedergelegt, die eine enthaltend das Schreiben Abgars an Christus, das andere jenes Christi an Abgar zurück. Viele halten dieses Schriftstück für echt, während andere gewiß mit größerem Recht behaupten, daß Christus in Wahrheit nichts geschrieben, als damals in betreff der ihm vorgeführten Ehebrecherin in den Sand des Tempelhofes: „Wer ohne Sünde, werfe den ersten Stein auf sie" — was der Wind verwehte.

[1] Die Auswahl der aus dem „Evangelium" und den „Episteln" zu lesenden Abschnitte war bis ins vierte oder fünfte Jahrhundert dem Bischof mehr oder weniger freigestellt. Doch hatte sich bereits eine ziemlich feststehende Gewohnheit gebildet, von der man nicht leicht abging und die Griechen schrieben später die zur Lesung bestimmten Abschnitte in besondere Bücher zusammen. — Die Predigt, homilia, auch Sermo oder tractatus genannt, war ursprüng-

Schiff auch durch eine Wand getrennt, welche mit Heiligenbildern geziert war und daher Ikonostasis hieß.

Im Schiffe befanden sich die Gläubigen, nach dem Geschlechte getrennt. Am Eingange befand sich eine Vorhalle für die Katechumenen und Büßenden bestimmt, häufig mit der Darstellung Adams und Evas dekoriert und daher „Paradies" genannt. Durch Einschiebung eines Querschiffes erhielt die Basilika die Form des lateinischen (†) oder griechischen (+) Kreuzes. Die Bedeckung der Schiffe war flach; häufig fehlte auch eine besondere Decke und der Dachstuhl lag frei über dem gottesdienstlichen Raume. Im fünften Jahrhundert fing man auch an, die Kirchen einzuwölben und die Vierung der Gewölbe mit einer Kuppel zu versehen — byzantinischer Stil. Das großartigste Denkmal hiervon ist die Sophienkirche in Konstantinopel, durch welche Justinian I. selbst Salomo übertroffen zu haben sich rühmte.

Der Altar, bei neuerbauten Kirchen gewöhnlich im Osten des Heiligtums, hatte gewöhnlich die Form des Tisches. Er bestand aus Holz, später aus Stein und wurde bisweilen mit kostbaren Metallen bekleidet. Bedeckt war er mit einem Linnentuch. Über ihm erhob sich ein auf Säulen ruhender Baldachin, an dessen Seiten Vorhänge angebracht waren, um so den Blicken des Volkes das allerheiligste Sakrament zu entziehen, das im Peristerion, einem tauben-

---

lich nur Amt des Bischofes; Priester und Diakonen durften nur in dessen Abwesenheit oder Erkrankung, Mönche nicht in der Kirche, wohl aber im Freien predigen. Man predigte überhaupt fast bei jedem Gottesdienste, vorzüglich in der missa Catechumenorum, des Sonntags, aber auch an Sonnabenden, während der Fastenzeit auch täglich. In der griechischen Kirche war die Predigt meist ausführlich und — zuweilen zwei Stunden lang; die Lateiner waren dagegen kürzer: sie begnügten sich (nach Maßgabe der vor Gericht gestatteten und durch die Wasseruhr, clepsydra, zugemessenen Zeit) mit einer Viertelstunde. Die alte Predigt war meist ein freier Vortrag, nicht kunst- noch schulgerecht, im engen Anschlusse an den Schrifttext. Wörtliches Memorieren war selten, wohl aber Ablesen der Rede. Der Prediger saß meistens während seines Vortrages, die Zuhörer hörten entweder stehend, wie in Afrika, oder sitzend, wie in Rom, denselben an. Eigentümlich war dem Altertum, vorzüglich in der griechischen Kirche, das laute Bezeigen des Beifalls durch Klatschen oder Tücherschwenken. Auch durften kurze Anfangs- und Schlußgebete bei der Predigt nicht fehlen.

artigen Gefäße über dem Altare vom Baldachine herabhing. Ursprünglich hatte jede Kirche nur einen Altar, und bei den Griechen blieb es so. Die abendländischen Kirchen erhielten (bereits im vierten Jahrhundert) mit dem Aufkommen der Privatmesse mehrere Altäre, wofür im Orient Nebenkapellen (Parecclesiae) mit eigenen Altären vorkommen.

Zur inneren Ausschmückung der Kirchen dienten herrliche Wandgemälde und im Abendlande zumal die Mosaiken, womit man besonders die Apsis ausstattete. — Die Heiligkeit der Kirchen wurde auch dadurch anerkannt, daß nach kaiserlichen Gesetzen, niemand, der dort seine Zuflucht suchte, Gewalt angethan werden durfte, — Asyl.

3. Der Festkreis des **Kirchenjahres** erweiterte sich mehr und mehr durch neu eingeführte Feste des Herrn und seiner jungfräulichen Mutter. Außer den bereits bestehenden Festen des Herrn wurde noch das Fest der Himmelfahrt, der Beschneidung und Verklärung Christi eingeführt, sowie der Advent als würdige Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Zu den ältesten Marienfesten des Morgen- wie Abendlandes gehören Mariä Verkündigung und Lichtmeß; auch die Feste der Geburt und Himmelfahrt Mariens wurden schon in dieser Periode feierlich begangen.[1] Die vornehmsten Heiligenfeste waren die des heiligen Stephanus, der unschuldigen Kinder (flores martyrum), der Apostelfürsten Petrus und Paulus, Petri Stuhl- und Kettenfeier, des heiligen Laurentius, der Geburtstag und der Tag der Enthauptung des heiligen Johannes Baptist. Dann wurde im Morgenlande im vierten Jahrhundert am ersten Sonntag nach Pfingsten das Fest aller heiligen Märtyrer gefeiert, und durch Papst Bonifaz IV. im Abendland (606) das Allerheiligenfest eingesetzt. Auch dem heiligen Kreuze wurden zwei Erinnerungsfeste geweiht: Am

[1] Der tiefste Grund des Marienkultus ist der, daß die Kirche in der Gottesmutter ein sittliches Ideal verehrt, dem kein höheres vorher wie nachher sich an die Seite stellen läßt. Die heiligen Väter reden mit Vorliebe von Mariens Vorzügen und ihrer Stellung in der Heilsökonomie, verteidigen ihre hohe Würde und Jungfräulichkeit, wo und wann immer man ihr nahe treten wollte; aber ebenso entschieden treten sie jeder abgöttischen Verehrung entgegen, wie sie z. B. im vierten Jahrhundert bei einer Frauensekte in Arabien bei den sogenannten **Collyridianerinnen**, unter Darbringung der einst der Ceres geweihten Brotkuchen (collyrida), vorkam.

3. Mai das der Erfindung durch die heilige Helena, und am 14. September jenes der Erhöhung zum Andenken an das vom Kaiser Heraclius 629 wieder eroberte Kreuz, welches die Perser bei ihrer Besetzung von Jerusalem geraubt hatten.

105. Das sociale und sittliche Leben.

War der Einfluß der Kirche auf das öffentliche Leben in der vorigen Periode nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, so war ihm jetzt ein viel größeres Feld eröffnet, nachdem sich die Kirche zu einem Weltreich erhoben und das Christentum den Thron bestiegen hatte, und es übte dasselbe sowohl auf das Leben des einzelnen, wie ganzer Völker den heilsamsten Einfluß, dessen Früchte das christliche Familien- und Staatsleben sind, wenn auch freilich dem Weizen noch vielfach Spreu beigemischt war.

1. Im allgemeinen muß gesagt werden, daß seit den Tagen Kaiser Konstantins die Reinheit des christlichen Lebens vielfach abnahm. Dazu trug insbesonders bei der große Zulauf von Ungläubigen in die Kirche, die oft aus unlauteren Absichten, aus Eigennutz oder Ehrsucht zu ihr übertraten, und so eine Klasse von Scheinchristen bildeten und zugleich Ursache wurden, daß mancherlei heidnische Unsitte unter den Christen Platz griff. Viele machten es wie der erste christliche Kaiser, indem sie zwar als Gläubige galten, aber erst in der Stunde des Todes die Taufe empfingen; bei anderen findet man das — dem Heidentum abgelernte — Vertrauen auf die magische Kraft von Amuletten, ein Aberglaube, der namentlich unter den gnostischen Sekten Verbreitung fand und nicht zu verwechseln ist mit dem Gebrauch der von der Kirche gebilligten Devotionsmedaillen: gar mancher trug ein Evangeliumbuch in Miniatur am Halse, aber leider das Evangelium nicht im Herzen. Geizige Menschen und darunter auch geizige Kleriker muß es, wie jetzt, gegeben haben, weil die Synode von Bracara 572 verbietet, sich für die Taufe bezahlen zu lassen, und einige nicht taufen wollten, wenn sie kein Geld sahen. Um Reliquien zu erhalten, wurden alte Gräber aufgewühlt und Handel mit den Gebeinen getrieben, wogegen Ermahnungen und Verbote wohl nicht ausblieben, ja, Kaiser Theodosius ein besonderes Gesetz erlassen mußte. Schon der heilige Hieronymus klagte, daß die

Kirche an Reichtümern zu, an Tugenden aber abgenommen habe und der Spruch des heiligen Athanasius: „Einst sah man hölzerne Kelche und goldene Priester, jetzt findet man goldene Kelche und hölzerne Priester,“ ist jedem bekannt, der auch sonst nichts weiter aus den Vätern oder der Kirchengeschichte weiß.

Diesen Schattenseiten gegenüber gewährt uns aber die Geschichte auch den Blick auf viel Herrliches, was in dieser nämlichen Zeit an der Sonne des Christentums allmählich reifte. Zunächst zeigen die großen und zahlreichen Werke der Wohlthätigkeit jener Jahrhunderte, daß der Geist der Liebe und Opferwilligkeit, der früher auf die Heidenwelt einen so überwältigenden Eindruck gemacht, noch keineswegs erstorben war. Ein Teil des Kirchengutes wurde für die Armen bestimmt; die Bischöfe wurden verpflichtet, den Dürftigen und Notleidenden Nahrung und Kleidung zu verschaffen und es galt als Grundsatz, daß jede Stadt nach Kräften für ihre Armen zu sorgen habe; endlich erstanden zahlreiche Anstalten zum Besten der leidenden Menschheit, Kranken-, Armen-, Waisen- und Findelhäuser, Fremdenherbergen u. s. w., Anstalten, welche der alten Welt im ganzen fremd waren und deren segensreiches Wirken am besten der Versuch Kaiser Julians beweist, sie auch in die Heidenwelt einzuführen. Besonders berühmt war das Hospital, das durch Basilius dem Großen zu Cäsarea gegründet und nach ihm Basilias genannt wurde, das Vorbild für viele ähnliche Stiftungen in Kappadozien und anderen Provinzen. — Das Wesen des christlichen Geistes machte sich auch darin bemerkbar, daß das Weib aus seiner schmählichen Erniedrigung emporgehoben, daß die Menschenwürde auch im Sklaven zur Anerkennung gebracht und das frühere vielfach grausame gerichtliche Verfahren gemildert wurde.[1] Viel bedeutsamer noch ist, was die

---

[1] Der kirchliche Einfluß auf den Staat ist gerade betreffs der Sklaven und des Gerichtswesens in die Augen fallend. Es steht zwar fest, daß die alte Kirche an die principielle Aufhebung der **Sklaverei** nicht gedacht hat; sie besaß auf ihren Gütern selbst Sklaven und wahrte dieses Eigentumsrecht der Herren, wie dies der Apostel Paulus im Brief an Philemon zeigt, unter anderen auch das Konzil von Gangre und Papst Leo I. durch ihr Verbot, Sklaven ohne Genehmigung der Besitzer zu ordinieren. Da nämlich die Sklaverei eine aus geschichtlichen Verhältnissen erwachsene rechtliche Institution war, sah sich die Kirche weder berechtigt noch verpflichtet, dieses Recht aufzuheben und dafür ein

Kirche für die Erhaltung des Menschengeschlechtes alles that. Sie trat vor allem gegen die noch immer fortdauernde Sitte der Aussetzung und Tötung der Kinder entgegen, steuerte dem Selbstmorde, der zwar auch von heidnischen Philosophen verworfen, aber trotzdem mit einer solchen Leichtigkeit verübt wurde, als ob er für erlaubt gegolten hätte, indem sie durch St. Augustin dessen unbedingte Sündhaftigkeit nachwies; sie erwirkte endlich durch das Verbot, Verbrecher in der Arena zu verwenden, eine Einschränkung der unmenschlichen Gladiatorenkämpfe, die dann auch noch völlig unterdrückt wurden, als der Mönch Telemach seinen Eifer gegen die blutigen Spiele 404 in Rom mit dem Leben bezahlte.

2. Nichts zeigte aber den Unterschied heidnischer und christlicher Denkart schärfer als Tod und Begräbnis. Der als Archäolog bekannte Professor Kraus in Freiburg giebt uns darüber folgende Zusammenstellung: Die sterbenden Christen waren frei von der heidnischen

---

neues (positives) Recht für Herren und Dienende aufzustellen. Doch führte sie nach dieser Seite hin einen Umschwung damit herbei, daß sie die Freilassung der Sklaven als ein gutes Werk empfahl, daß sie ferner sich bemühte, das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven durch die christliche Idee von der Menschengleichheit zu verklären und aus einem bloß rechtlichen in ein sittliches zu verwandeln. Die Gesetzgebung, die schon seit Beginn der Kaiserzeit aus rein humanen Motiven, den Sklaven vielfach günstig war, setzte dieses Werk jetzt fort. Besondere Verdienste erwarben sich hierin Konstantin und Justinian; jener stellte die absichtliche Tötung eines Sklaven durchaus dem Morde gleich; dieser hob alle gesetzlichen Beschränkungen der Sklavenbefreiung auf, beseitigte den Stand der Freigelassenen, gab diesen die vollen bürgerlichen Rechte und gestattete dem Sklaven, mit Zustimmung des Herrn eine Freie zu heiraten. — Im **Gerichtswesen** wurde eine Reihe von Strafarten aufgehoben, wie das Brandmarken auf der Stirn und die Kreuzigung; zugleich erhielt die Kirche eine völlige Oberaufsicht über dasselbe: durch ein Gesetz 409 wurden die Bischöfe beauftragt, die Gefängnisse regelmäßig zu besuchen, um die Behandlung der Gefangenen zu überwachen, wodurch sich den Bischöfen reichlicher Anlaß bot, die Härten des Gesetzes zu mildern. So sprach die amtliche Aufsicht der Kirche über die Rechtspflege auch in Spanien die Synode von Toledo 589 aus, und im Frankenreiche verordnete Chlotar II., daß in Abwesenheit des Königs der Bischof die Richter überwachen und gegen ungerechte Urteile einschreiten sollte. Allmählich, wenn auch sehr spät, gelang es der Kirche auch, die Eidesleistung ihrer abergläubischen Einkleidung zu entledigen und die alte Sitte der Herbeiziehung von Eideshelfern zu beseitigen.

Trostlosigkeit und Verzweiflung. Da lesen wir von Anreden der aus dem Erdenleben Scheidenden an ihre Verwandten, um sie zu trösten und sie zur Tugend aufzufordern; von Gebeten um baldige Erlösung und Versicherungen aufrichtiger Feindesliebe. Nach allgemeiner Sitte drückten die nächsten Verwandten den Verstorbenen Augen und Mund zu. Klageweiber, wie bei Römern und Juden, gab es nicht, weil der Christ den Tod nicht beklagte, deshalb wurden auch die schwarzen Kleider als etwas Fremdartiges und Tadelnswertes mißbilliget, und im Hause wie in der Kirche, während des Zuges und am Grabe sang man nicht Totenlieder, sondern Freuden- und Hoffnungsgesänge. Die altrömische Sitte des Verbrennens der Leichen war von den Christen nie angenommen worden und verschwand auch bei den Heiden immer mehr. Zur Zeit der Verfolgungen hielten sich die Christen an den Gebrauch der Römer und begruben ihre Toten bei Nacht; seit Konstantin aber galt es als Eigenheit der Christen, ihre Toten am Tage, obgleich mit Lichtern und Fackeln, zu beerdigen, und zwar am dritten oder vierten Tage nach dem erfolgten Ableben: die im Sarg liegende Leiche ward auf eine Bahre gelegt und teils auf den Schultern, teils mit den Händen getragen, selten gefahren und es galt als eine besondere Ehre, ausgezeichnete Personen zu Grabe tragen zu dürfen. Das Bekränzen der Toten und der Särge, welches Minucius mit den ältesten Christen als heidnischen Mißbrauch erklärt hatte, kam jetzt auch auf, gleicherweise das Bestreuen des Grabes mit Blumen, das Vortragen von Oliven- und Palmzweigen und dampfender Rauchfässer vor dem Leichenzuge; das des Kreuzes wird erst seit dem sechsten Jahrhundert berichtet. Am Grabe wurden noch besondere Gebetsformeln gesprochen, häufig auch Leichenreden gehalten und bis ins sechste Jahrhundert der Leiche der Friedenskuß gegeben und das Abendmahl über dem Grabe gefeiert. Die Feierlichkeit schloß mit dem Gebete des Herrn und dem Segen. Eine Nachfeier des Begräbnisses fand schon im vierten Jahrhundert statt und ward am dritten, siebenten, dreißigsten und am Jahrestage empfohlen. Die Dauer des Leidtragens überließ die Kirche der Sitte und der bürgerlichen Gesetzgebung zu regeln.

106. Asceten und Einsiedler.

Es ist kaum irgend eine Anstalt so vielfach verkannt und irrig beurteilt worden, als die Klöster und Mönche; es thut daher not, diese christliche Lebensentwicklung näher zu betrachten, und wir wollen hierin den tiefsinnigen Ideen des gefeierten Möhler folgen.

Bei allen gebildeten Völkern zeigt uns die Geschichte, unter mannigfachen Gestalten, ähnliches mit dem, was wir Mönche nennen. Allenthalben werden wir auf Männer aufmerksam gemacht, welche sich ausscheiden von der großen Masse und dem Gewühle der Menschen, und durch einen geheimnisvollen Zug in die Einsamkeit, in Wälder und Wüsten geführt werden, wo sie, die Schätze und Freuden der Welt gern entbehrend oder eigentlich gar nicht vermissend, das inhaltvollste Leben suchen, und wo ihnen auch die höchsten Freuden und Leiden, welche die menschliche Brust bewegen können, zu teil werden. Solche sind in ihrer Abgeschiedenheit, oder später daraus hervortretend, oft die größten Wohlthäter ihrer Mitmenschen geworden.

Deshalb fehlte auch unter den ersten Christen das Mönchtum nicht; ja ganz neue und eigentümliche Gründe für dasselbe flossen unmittelbar aus dem Christentume, aus dessen tiefstem und innerstem Wesen erst die wahre Bedeutung dieser absonderlichen Lebensweise sich entwickelte. Es kann im wahren Sinne gesagt werden, daß die Christen in den ersten drei Jahrhunderten allzumal Mönche gewesen seien. Von der Welt nicht verstanden und von ihr ausgeworfen, lebte der Christ mitten in ihr als Einsiedler, getrennt von ihr durch seine Sitten, wie durch seinen Glauben.

Unter den Christen, zumal des Morgenlandes, ragten jedoch selbst wieder mehrere durch eigentümliche Bestrebungen, durch höheren Sinn und angestrengtere Thätigkeit hervor. Ohne sich örtlich von ihren Glaubensgenossen zu sondern, vielmehr inmitten derselben lebend, verwendeten sie all ihr Eigentum in milden Gaben für wohlthätige Zwecke, blieben ehelos, und bestritten die wenigen Bedürfnisse ihres entsagenden Lebens durch den Ertrag irgend eines Gewerbes, wo es ihnen sogar noch möglich wurde, abermals manches zum Besten der Notleidenden zu erübrigen. Von solchen Entsagenden (continentes) oder **Asceten** war schon in der früheren Periode die Rede.

In dieser Entsagung gingen bald einige um einen Schritt weiter, sie entsagten auch der menschlichen Gesellschaft, wurden Einsiedler, Eremiten oder **Anachoreten** entweder aus freiem Entschlusse oder sie hatten in einer Verfolgung sich in die Einöden geflüchtet, gewannen aber die Einsamkeit lieb, die ihnen gestattete, sich ganz einer höheren Welt hinzugeben, und die sie vielfältigen Versuchungen und Gefahren entriß. Aus der großen Zahl solcher Wüstenbewohner hat uns die Geschichte jener Zeit nur den Namen des heiligen Paulus von Theben († 341) bewahrt, der daher als erster Einsiedler gilt.

107. Mönchvereine.

Dieses Einsiedlerleben wurde einer neuen Entwicklung zugeführt, indem mehrere in einer Gegend lebende Eremiten in einen gewissen Verband miteinander traten.

Es wurden nämlich manche von ihnen gar bald gewahr, daß auch das sorgfältig bewachte einsame Leben, lange fortgesetzt, seine eigentümlichen Gefahren habe, und es mußte der Gedanke entstehen, ob nicht etwa Einsamkeit und Verkehr mit anderen, besonders mit Gleichgesinnten, in der Art verbunden werden könnte, daß das Wohlthätige des einsamen und gemeinsamen Lebens möglichst vereinigt, ihnen zu teil werde. Und siehe da! Gottes Vorsehung hatte bereits den Mann in der Einsamkeit erzogen, welcher der christlichen Ascese diese neue segensreiche Richtung zu geben bestimmt war.

Dieser Mann war **Antonius** mit dem Beinamen der Große. In einem oberägyptischen Dorfe von begüterten Eltern 251 geboren, hatten sich seine herrlichen Anlagen in häuslicher Stille entfaltet; aber jedes Wort der heiligen Schrift, das er in der Kirche vernommen, prägte sich tief seinem Geiste ein, und früh reifte in ihm der Entschluß, Ascet zu werden. Nach dem Tode seiner Eltern verfügte er demnach über sein beträchtliches Vermögen zum Besten der Armen, und lebte in einiger Entfernung von seinem Geburtsorte der stillen Betrachtung der göttlichen Dinge, äußerlich mit Handarbeit beschäftigt.

Ein greiser vielgeübter Ascet der Nachbarschaft teilte ihm seine Erfahrungen im höheren Geistesleben mit, und nach genügender Vorübung zog sich Antonius in die innerste Wüste zurück, die seine Be-

strebungen, seine Kämpfe, seine Gebete und Betrachtungen verbergen sollte. Doch ward er bald ausgeforscht, und erhielt Besuche von leidenden, irgendwie gequälten und bekümmerten Seelen, die er getröstet und erquickt entließ; auch Krankheiten des Leibes heilte Gott durch seine Fürbitte. Bald sammelten sich auch Asceten um diesen Meister. In einfachen, aber wundersam weisen und eindringlichen Worten gab er ihnen Lehren und Mahnungen mit in ihre einsamen Zellen, und förderte so ringsum das geistige Leben.

Da wurde von vielen Seiten der Wunsch laut, den großen Geistesmann fortwährend in der Nähe, als Führer und Lehrer zu haben, und so sammelte sich ein Verein von Einsiedlern, die Antonius in die Wüste gegen das Rote Meer hinführte, wo sie in Pispiri, auf zwei voneinander entfernten Hügeln, in einzelnen Wohnungen lebten, fasteten, beteten und arbeiteten, um Almosen spenden zu können; ihre Anzahl stieg später auf Tausende. Antonius besuchte sie von Zeit zu Zeit; im hohen Alter zog er sich jedoch wieder ganz zurück. Er starb hundertfünf Jahre alt, und ließ als Muster jeglicher Tugend einen ungemein wohlthätigen Eindruck auf seine Zeitgenossen und auf spätere Jahrhunderte zurück.

Was Antonius geschaffen, brachte **Pachomius** zu weiterer Vervollkommnung; er führte das Mönchs- oder Klosterleben nach jetziger Weise ein. Pachomius war auch aus Ägypten, der Sohn heidnischer Eltern. Er wurde Soldat und erhielt gleich in den ersten Tagen sein Quartier bei einer Familie, die ihn so liebevoll aufnahm, daß er verwundert fragte, was denn das für Leute seien. Er erfuhr, sie seien Christen, die aus Liebe zum Sohne Gottes gegen jedermann sich wohlthätig erweisen. Das machte auf den unverdorbenen Jüngling einen unaustilgbaren Eindruck, und sobald er vom Kriegsdienste entlassen war, bat er um die Aufnahme in die christliche Kirche. Höheres anstrebend, begab er sich zu Palemon, einem in jener Gegend besonders verehrten Einsiedler, an den er sich wie an einen Vater anschloß, und mit dem er längere Zeit in gottseligen Übungen verlebte. Endlich aber erklärte er demselben, er sei durch höheren Beruf aufgefordert, in einem nahen verlassenen Dorfe auf der Nilinsel, Namens Tabenne, fromme Einsiedler zu versammeln. Dem Palemon war es zwar schwer, sich von dem geliebten Gefährten zu trennen, doch half er ihm zu Tabenne eine größere Wohnung für

Mönche bauen, und zog sich dann in seine Zelle zurück. Es fand sich bei Pachomius bald eine so große Anzahl von Schülern ein, daß sie in mehrere Vereine abgeteilt werden mußten. Dies geschah um die Zeit des Konzils von Nicäa, 325. Diese Vereine waren von jenen, die Antonius gestiftet hatte, darin unterschieden, daß sie gemeinsam in Klöstern (coenobium, daher **Cönobiten**) wohnten, und nach einer gemeinsamen Regel lebten; ohne jedoch, wie es jetzt gewöhnlich ist, Priester zu sein. Gebet, Betrachtungen und andere religiöse Übungen wechselten bei ihnen mit Arbeiten der mannigfachsten Art ab. Die Erträgnisse ihrer Arbeit kamen den Dürftigen zu gute, da sie selbst für Nahrung und Kleidung so ungemein wenig bedurften. Es waren Kolonien der Gottseligkeit und eines heiligen Friedens. Die Hauptsitze der neuen Lebensweise waren das nitrische Gebirge, sowie die sketische und lybische Wüste; unter ihren Hauptbeförderern sind noch zu nennen die beiden Makarius, der Ägyptier und der Alexandriner.

108. Weitere Ausbreitung des Mönchtums.

1. Zu gleicher Zeit, als sich die Mönchvereine in Ägypten bildeten, sammelten sich auch Ascetinnen daselbst zu einem gemeinsamen Leben. Die Schwester des Antonius und jene des Pachomius waren die ersten Leiterinnen, und Pachomius gab diesen **Frauenklöstern** passende Lebensregeln. Die Mitglieder wurden in der Sprache des Landes Nonnen, d. i. ehrwürdige Frauen, genannt. Zu großer Berühmtheit gelangte der Frauenverein, welchen die heilige Paula aus Rom, die Freundin des Hieronymus, zu Bethlehem in Palästina gründete. Die Frauenklöster wurden nicht selten mit den Männerklöstern verbunden oder wenigstens in deren Nähe errichtet, teils wegen der Besorgung der kirchlichen und geistlichen Funktionen, teils auch darum, um bei etwaigen Überfällen, wie sie in unruhigen Zeiten leicht vorkommen konnten, an letzteren einen Schutz zu haben. Es entstanden damit sogenannte Doppelklöster. Das Verhältnis war aber zugleich mit manchen Gefahren verbunden und mehrere Synoden (z. B. die zu Nicäa 787) sahen sich deshalb zu Vorkehrungen veranlaßt.

Bei der verdienten Verehrung und Bewunderung, die dem

Mönchtum in Ägypten gezollt wurde, konnte es nicht fehlen, daß es bald in weiteren Kreisen seine Verbreitung fand. Nach Palästina und Syrien wurde es verpflanzt vom heiligen Hilarion. Dieser war von seinen heidnischen Eltern aus Palästina nach Alexandrien geschickt worden, um sich dort den schönen Wissenschaften zu widmen. Dort wurde er nicht nur Christ, sondern das Beispiel des Antonius, welchen er besucht hatte, wirkte so begeisternd auf ihn, daß sofort der Entschluß in ihm feststand, in seiner Heimat nach diesem Vorbilde zu leben. Nach Hause zurückgekehrt, teilte er sein Erbteil, da die Eltern bereits gestorben waren, unter die Armen, und lebte nun noch fünfzig Jahre in der strengsten Abtötung. Die Zahl derer, die sich nach und nach seiner Leitung unterwarfen, belief sich bald auf Tausende, welche einzelne Genossenschaften an mehreren Orten von Palästina und Syrien bildeten. Hilarion starb um 370.

Von Palästina aus schritt das Mönchtum weiter gegen Osten vor, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß der heilige Basilius im Jahre 357, also nur ein Jahr nach dem Tode des Vaters Antonius, schon in Kölesyrien und Mesopotamien wohl eingerichtete und blühende Klöster vorfand. Er selbst aber stiftete die ersten Klöster in Pontus und Kappadokien, und er hat das neue und große Verdienst um das Mönchtum, daß er in demselben nebst dem fromm-beschaulichen Leben und der Handarbeit auch eine wissenschaftliche Thätigkeit anregte. Von den Zeiten des heiligen Basilius an gab es in der orientalischen Kirche kaum eine Provinz ohne Mönchvereine.

2. Nicht so rasch entwickelte sich das Mönchtum im **Abendlande**, dafür wurde es hier später bedeutungsvoller, als in seiner ersten Heimat. Die erste bestimmte Kunde von dieser besonderen Lebensweise brachte der heilige Athanasius nach Rom, als er im Jahre 340, von den Arianern verfolgt, bei dem Papste Julius Schutz suchte. Er erzählte vom Leben des heiligen Antonius und von den Einrichtungen in Tabenne. Die zwei Mönche, die er als Begleiter bei sich hatte, stellten jene erhabenen und wunderbaren Beschreibungen durch anmutige Einfalt und ihr liebenswürdiges Wesen gleichsam in lebenden Bildern dar. Allmählich erwachte auch hier die Begeisterung für diese Lebensweise, wo man bald viele, selbst von den vornehmsten Familien, sich ihr widmen sah, und wofür später besonders

der heilige Hieronymus bei seiner Anwesenheit in Rom viel beitrug, so daß die Villen der alten Senatoren sich in Klöster verwandelten.

In Gallien war der heilige Martin, der berühmte Bischof von Tours, der Beförderer des Mönchtums. Als Sohn eines heidnischen Militärtribuns zu Sabaria (Steinamanger), war er genötigt, Kriegsdienste zu nehmen, was mit seinem inneren Drange zum Mönchsleben nicht übereinstimmte. Doch wußte er die Tugenden eines Christen mit seinem Soldatenstande zu verbinden, und bekannt ist von ihm jene herrliche That, daß er einen entblößten Armen mit der Hälfte seines Mantels beschenkte. Nach erhaltenem Abschiede konnte er seiner Neigung folgen und sich in die ascetische Stille zurückziehen, woraus er, als einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Bischöfe hervorging, gleich verehrt von den Großen und Mächtigen, wie von dem Volke. Bei seiner Todesfeier waren schon zweitausend Mönche aus den von ihm gestifteten Klöstern zugegen. Er starb um das Jahr 397.

Der heilige Honorat, nachmals Bischof von Arles, gründete um 410 ein Kloster (auf der Insel Lerinum) bei Nizza, aus dem viele treffliche Bischöfe hervorgingen. Johannes Cassian errichtete einige Jahre später das Kloster St. Viktor bei Marseille. In Oberitalien finden wir den heiligen Ambrosius, in Afrika den heiligen Augustinus, als Gründer und Beschützer des Mönchtums, und aus Afrika ging es bald nach Spanien über. Auch in Britannien ist schon am Ende des vierten Jahrhunderts von Klöstern die Rede. — Was die neue Lebensweise näherhin anbelangt, so waren die Mönche dieser Zeit fast alle Laien; Geistliche waren bis zum zehnten Jahrhundert in den Klöstern nur so viele, als zur Besorgung des Gottesdienstes notwendig waren, einer oder einige wenige, je nach der Größe des Klosters. Pachomius schloß die Geistlichen sogar gänzlich aus seiner Gesellschaft aus, um alle Gelegenheit zum Streben nach Ehren und Würden fern zu halten, und ließ den Gottesdienst durch benachbarte Geistliche verrichten. Die Beschäftigung der Mönche war Handarbeit und Gebet. Jene bestand in Ägypten namentlich in Anfertigung von Stühlen, Decken, Matten und anderem Flechtwerk. Die Erzeugnisse der Arbeit wurden verkauft und der Erlös für den Unterhalt des Klosters und zur Unterstützung der Armen verwendet. Ursprünglich stand den Mönchen der Rücktritt in die Welt frei, doch galt es als schimpflich, „sich wieder umzusehen, wenn man einmal die Hand

an den Pflug gelegt." Seit dem fünften und sechsten Jahrhundert aber kamen die ewigen, d. h. auf Lebenszeit bindenden Mönchsgelübde auf und damit die Forderung eines bestimmten Lebensalters und einer längeren Probezeit, das Noviziat. Das Konzil von Chalcedon 451 stellte die Mönche unter die Jurisdiktion der Bischöfe.

109. Einige Sonderarten des damaligen Mönchtums.

Bei einzelnen Mönchen finden wir Übungen und Entbehrungen, die weit über die gewöhnlichen Menschenkräfte hinausgehen, die daher zwar kein Gegenstand der Nachahmung sein können, wohl aber der verweichlichten Menschheit zur Beschämung dienen, die da lernen kann, wieviel der menschliche Wille in der höheren Weihe für Gott und durch Gott vermöge. Das Außerordentlichste dieser Art unternahm **Simeon Stylites** (der Säulensteher). Er war ursprünglich Hirt, verließ aber in seinem dreizehnten Lebensjahre die Herde, und setzte sich, nachdem er sich in Klöstern und in der Einsamkeit durch staunenswerte ascetische Übungen abgehärtet hatte, auf einem Berge etwa zehn Meilen östlich von Antiochia 420 eine Säule, welche er, um dem Drängen der vielen Besucher sich zu entrücken, bestieg, und zu seinem immerwährenden Aufenthalte machte. Die Säule wurde später allmählich von neun bis zu sechzig Fuß erhöht, und so stand er, als ein Mittler zwischen Himmel und Erde, dreißig Jahre lang da, predigte Buße dem von allen Weltgegenden herströmenden Volke, — stiftete Frieden zwischen den Parteien, die ihm häufig ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vorlegten, und gab selbst den Kaisern Theodosius dem Jüngeren und Leo, die ihn um seine Meinung befragten, die weisesten und heilsamsten Ratschläge. Er wurde darum nicht ohne Grund genannt „ein Stern, welcher der ganzen Erde leuchtete, und ein Wunder des Universums".

Nächst ihm waren Daniel bei Konstantinopel († 489), dann ein jüngerer Simeon († 596) und der Mönch Alexius durch ähnliche Lebensweise bekannt, welche, soviel man weiß, keine weiteren Nachahmer zu locken vermocht hat, ein ganz gleiches Leben zu führen. Nur in der Gegend von Trier machte ein Mönch Anstalt, seine Lebenstage auf einer Säule zuzubringen; allein die gallischen Bischöfe ließen sie niederreißen. — Indessen hatte das Mönchtum nicht bloß die genannten Formen. Von anderweitigen Arten ver-

dienen Beachtung und Erwähnung: 1) Die **Akoimeten** oder Schlaflosen, welcher Name vorzüglich den Mönchen des Klosters Studium zu Konstantinopel beigelegt wurde; sie schliefen nämlich zur Nachtzeit nie zugleich, sondern die eine Hälfte wachte immer. 2) Die **Sarabaiten** in Ägypten, in Syrien Remoboth genannt, und die **Gyrovagen** in Italien und Afrika, beide Arten als entartete Mönche bezeichnet. Jene lebten in der Regel zu zwei oder drei in Zellen ohne einen Oberen und ohne feste Ordnung, und ihr vornehmlicher Aufenthalt waren die Städte und Kastelle; diese zogen von Kloster zu Kloster, an den einzelnen Orten nur drei bis vier Tage als Gäste verweilend. Im Gegensatz zu ihnen gab es 3) Mönchsgattungen, welche in der größten Einsamkeit lebten, sich für immer in einer Zelle oder einem engen Gemache verschlossen oder einmauerten, die sogenannten **Reclusi**, oder auch solche, die sich bei den strengsten Bußübungen nur von Wurzeln und Kräutern des Feldes gleich den Tieren ernährten; diese nannte man pascentes, die Weidenden, wenn man auch ein eigentliches Grasen eben nicht annehmen muß. Gegen dergleichen Mißstände erließ Valens 365 ein besonderes Gesetz. — Von den obgenannten Gyrovagen müssen die „weltlichen Mönche", deren Athanasius und Hieronymus erwähnen, wohl unterschieden werden. Diese lebten in bürgerlichen Verhältnissen, ja im Ehestande und beschäftigten sich unter Leitung eines selbstgewählten Vorstandes mit besonderen geistlichen Übungen. Diese Säkular- oder Weltmönche gaben den geistlichen Bruderschaften Ursprung, die sich in späteren Jahrhunderten so außerordentlich verbreiteten.

110. Der heilige Benedikt.

Als über die katholische Kirche und über die Menschheit überhaupt in den Stürmen der Völkerwanderung durch die wiederholten Heereszüge kriegerischer Horden eine schwere Zeit eingebrochen war, erzeugte die Kirche aus der ihr innewohnenden göttlichen Kraft den Benediktinerorden, welcher der Kirche für eine weite Zukunft hin zu unermeßlichem Segen gereichte.

Wie wir soeben kennen gelernt, war der Orient die Geburtsstätte und die Wiege der Klöster; ihre ersten Gründer waren phantasiereiche, Ruhe und Beschaulichkeit liebende Orientalen, daher auch in ihren Instituten dieser Geist überwiegend war; dem thätigen, auf das Praktische gerichteten Abendland entsprach jenes Leben nicht; darum nahm es hier eine gemeinnützigere Richtung und Gestaltung an: der Urheber und Begründer derselben war **St. Benedikt**, der Hochvater und Patriarch der Mönche im Abendlande.

Benediktus, aus dem edlen Hause der Anicier, wurde im Jahre 480 zu Nursia, jetzt Norcia, in Umbrien geboren. Seine vornehmen und reichen Eltern sendeten den frühgereiften, hoffnungsvollen Sohn nach Rom, daß er in den dortigen Schulen gebildet würde. Aber der reine, in der Blüte der Unschuld duftende Jüngling mit dem gesunden Herzen und edlen Willen sah mit Schmerz, daß die studierende Jugend alle Zügel von Zucht und Sitte abgeworfen, um sich auf den rosen- und blumenbestreuten Pfaden der gelüstenden Thorheit herumzutummeln. Benediktus widerstand zwar den lockenden Beispielen der Umgebung, aber er mußte kämpfen und alle Kraft aufwenden, um sich gegen die mächtige Strömung zu wehren; darum ward sein Sinn immer ernster, immer abgewendeter von dem eitlen Thun und Treiben dieser Welt. Plötzlich stand es klar vor seiner Seele, daß ihn Gott nur zu seinem Dienste berufen; er gab die Studien auf und entsagte aller Wissenschaft, außer der von Christo dem Gekreuzigten.

Auf einer einsamen Höhe bei Sublacum, Subjaco in der Nähe von Tivoli im Römischen, am Fuße einer steilen Felsenwand lag eine kaum zugängliche Höhle — dahin floh er, erst vierzehn Jahre alt, verbarg sich da vor aller Augen und lebte von dem wenigen Brote, das ihm ein Mönch Romanus zeitweise an einem Seile herabließ; diese niedrige Höhle war die hohe Schule, in welcher er den Dienst des Herrn und die Kunst der Selbstverleugnung lernte. Um dem Kampf mit der Welt zu entfliehen, hatte Benediktus das üppige Leben der Hauptstadt mit der öden Einsamkeit vertauscht und — er fand nun wieder Kampf, den Kampf mit den verkehrten Neigungen des Herzens, mit den unheiligen Regungen der Sinnlichkeit: diese trägt der Mensch in sich auch in die tiefste Wildnis mit. Die lebhafte Phantasie spiegelte dem jungen, lebensfrischen Manne das freudesprühende Leben in Rom vor, malte ihm die reizendsten Bilder vor, die seinen Geist verwirrten, seine Sinne entflammten. Vergeblich schien sein Wachen, Beten und Fasten, die lockenden Gestalten umgaukelten ihn Tag und Nacht und raubten ihm alle Ruhe und Rast, so daß er in einer qualvollen Stunde sich halb entblößt in einen stechenden Dornbusch warf, um darin die Flamme der sündigen Lust zu ersticken. Nachdem er also hier in der schauerlichen Felsengrotte drei Jahre lang zugebracht, da ward er von einigen Hirten entdeckt

und bald darauf ob seines wachsenden Rufes zum Vorsteher des benachbarten Klosters Vicovaro gewählt. Allein die entarteten Mönche daselbst, die für seinen gottbegeisterten Eifer nur Abneigung zeigten, wollten sich jetzt seiner Zucht nicht fügen und gingen in ihrem Haß bis zum Verbrechen. Sie mischten Gift in den Wein; aber Benediktus machte, ehe er den Trunk zu sich nahm, wie fromme Sitte es befahl, das Zeichen des Kreuzes darüber und — die Schale zersprang.

Mit Gram im Herzen schüttelte Benediktus den Staub von seinen Füßen, schied von den Undankbaren und begab sich wieder nach Subjaco, aber er fand nicht mehr die frühere Einsamkeit. Von allen Seiten strömten die Menschen zu ihm herbei, edle römische Familien übergaben ihm ihre Söhne zur Erziehung, und er begann zahlreiche Schüler sich zu sammeln, auf deren Bitten hin er für je zwölf Mönche zwölf Klöster gründete, deren Oberleitung er selbst übernahm, bis ihn die Ränke und Eifersucht eines dortigen Leutpriesters, Florentius, veranlaßten, Subjaco 529 zu verlassen und südlicher auf den Trümmern des alten Casinum in Campanien sich anzusiedeln. Das von dem flachen Lande Italiens verdrängte Heidentum hatte sich in die Wälder und Berge geflüchtet; St. Benedikt fand dort auf der Höhe des Monte-Cassino einen uralten Tempel Apollos, welchem die Gebirgsbewohner noch Opfer und Huldigung brachten; er warf das Standbild nieder, baute ein Kirchlein zu Ehren Johannes des Täufers und die weltberühmte Abtei, welche das Mutterkloster des ganzen Ordens werden sollte, das wohl auch das berühmteste der ganzen Welt genannt werden kann.

Hier schrieb er um das Jahr 530 seine so berühmt gewordene Regel; von da aus wirkte er weit und breit hin zum Heile der Menschen. Die Gabe der Wunder, die ihm Gott verliehen, verschaffte ihm solches Ansehen, daß selbst der Gotenkönig Totila ihn aufsuchte und seinem Gebete sich empfahl; denn auf Benedikts Gebet geschahen außerordentliche Ereignisse aller Art, wie Gregor der Große und andere Biographen berichten. In dem Maße, als er sich über das Irdische erhob, öffnete sich seinem Auge die geistige Welt und sein Blick drang in die Tiefen der Menschenherzen, wie in die ferne Zukunft. Als er einst in tiefer Gebetsbetrachtung lag, umleuchtete ihn ein himmlisches Licht und er sah die ganze Welt in einem Sonnenstrahl, der für ihn gleichsam die lichte, freudige Hoffnung war, daß sein

Orden in der ganzen Welt verbreitet werden, und ihm so geistigerweise die ganze Welt angehören werde; das, was erst im Beginne war, erblickte er schon als vollendetes Ganze — das erst gesetzte Pflänzchen schon als einen mächtigen Baum, der mit seinen Ästen und Zweigen weit hinausreicht, — den schwachen, erst erglimmenden Funken schon als eine erleuchtende und belebende Sonne, als eine Feuerkugel in der Finsternis der kommenden Zeiten. — Noch bei seinen Lebzeiten sah er seine Einrichtungen durch seine Lieblingsschüler: Placidus nach Sizilien, Maurus nach Gallien und Ämilian nach Spanien fortgepflanzt, und bald nachher gab es wenige Klöster im Occident, die nicht seiner Regel folgten. Einige Tage vor seinem Tode ließ er sich neben dem Grabe seiner Schwester Scholastika, die vorher in der Nähe einem Frauenkloster vorstand, seine Ruhestätte bereiten und, als die letzte Stunde nahte, in die Kirche an die Stufen des Altars führen. Dort empfing er noch die heiligen Sakramente, nahm von den Seinen herzlichen Abschied und gab stehend — von den Jüngern gestützt — den Geist auf, am 21. März 543, im dreiundsechzigsten Lebensjahre.

Die Regel des heiligen Benedikt, die mit großer Kenntnis der menschlichen Natur verfaßt,[1] strengen Ernst mit Milde und Nachsicht vereint und ein vollendetes Muster echter Regierungsweisheit ist, besteht aus dreiundsiebzig Kapiteln. Die Hauptbestimmungen sind folgende: An der Spitze jedes Klosters steht ein Abt, der in wichtigen Angelegenheiten die Gemeinde der Brüder zu Rate zieht. Dem förmlichen Eintritte ins Kloster geht eine einjährige Prüfungszeit, das Noviziat, voraus. Die Klostergelübde umfassen die conversio morum, die obedientia und die stabilitas loci, die besonders bemer-

[1] Der einzige Vorwurf, den man der Regel St. Benedikts machen kann, besteht darin, daß nach ihr auch Kinder von ihren Eltern in die Klöster gegeben, eingekleidet und zum Mönchsleben erzogen wurden, so zwar, daß ein von den Eltern feierlich dargebrachtes Kind = Oblatus, das Kloster nicht mehr verlassen durfte. Allein dieser Vorwurf trifft eigentlich das römische Recht (von der väterlichen Gewalt), welches dem Vater noch mehr Gewalt über die Kinder gestattete, als dem Herrn über die Sklaven. Auch wurde dieser Mißbrauch der elterlichen Gewalt, der übrigens allgemein war, in späteren Zeiten abgestellt, während noch durch das ganze Mittelalter der Grundsatz herrschte, wie ihn die Synode von Toledo 633 (in c. 49) aufgestellt hatte: Monachum aut paterna devotio aut propria professio facit.

kenswert ist; durch sie verpflichtete er die Mönche, in dem Kloster, in dem sie um Aufnahme baten, bis zum Tode zu verharren,[1] eine Anordnung, durch die nicht bloß allem etwaigen Schwanken zwischen Kloster und Welt, sondern auch dem immer noch häufigen Aufenthaltswechsel und Umherziehen der Mönche ein Ende gemacht wurde. Die Gefahren des einförmigen Klosterlebens einerseits, wie andererseits auch den Umstand wohl erwägend, daß der Müßiggang der Todfeind der Seele und die Werkstätte des Bösen ist, sorgte Benedikt in seiner Regel außer den kanonischen Betstunden, welche nach dem Wort des Psalmisten: „Siebenmal des Tages spreche ich Dein Lob" festgesetzt waren, auch für fortwährende aber mannigfaltige Beschäftigung durch Hand- und Feldarbeit, Lesen, Abschreiben von Büchern und Unterricht der Jugend. Dabei fand er für nötig, die in den morgenländischen Klöstern gebräuchliche Strenge in betreff der Nahrung, mit Rücksicht auf das abendländische rauhere Klima, bedeutend zu mildern. Indem aber seine Regel auf Klima und Erzeugnisse der Örtlichkeiten billige Rücksichten nimmt, ist sie auf jedes Land und jeden Ort berechnet.

Auf Grund dieser Regel erwuchs ein Orden, in welchem sich Benediktus ein großartiges, bleibendes Denkmal gesetzt hat, ein Orden, der durch sein Alter, seine Ausdehnung und seine segensreiche Wirksamkeit unter allen anderen wohl obenan steht. Die Klöster, die sich von Strecke zu Strecke erhoben, setzten, besonders in Deutschland, die Axt an und lichteten die Wälder, zogen den Pflug über den rauhen Boden, verwandelten durch künstliche Bewässerung dürre Steppen wie durch Zugkanäle faulende Sümpfe in fruchtbares Land: sie waren große Ansiedlungen, landwirtschaftliche Anstalten, dem Volke zum Muster und Vorbild. Der große Staatsmann und nachmalige Mönch Cassiodorus legte alle seine Ämter, die er im ostgotischen Reiche bekleidet hatte, nieder, gründete 538 in Unteritalien das Kloster Vivarium, woselbst er seine Mönche zu wissenschaftlichen Arbeiten und zum Abschreiben von Büchern anhielt, und indem die Benediktiner seinem Beispiele folgten, wurde ihr Orden, wie in materieller, so auch in geistiger Beziehung ein Wohlthäter der Menschheit. Wie er manche wüste Gegenden urbar machte, so erhielt er durch diese

---

[1] Benediktinerregel, K. 58.

Thätigkeit die geistigen Schätze des Altertums; die Schüler Benedikts drangen nicht bloß als Glaubensboten in die entlegensten Wildnisse, überallhin das Licht des Evangeliums, christliche Sitte und christlichen Sinn verbreitend — ihre Klöster waren auch Archive der Litteratur, wahre Akademien der Künste und Wissenschaften. Doch die Verdienste des Ordens gehören der Geschichte an; sie hat dieselben längst schon gewürdigt. Wir wollen auch die Heiligen, die Päpste[1] und Bischöfe, die berühmten und gelehrten Männer nicht zählen, die aus dem Orden hervorgegangen sind; ihre Namen sind eingeschrieben von Gott in das Buch des Lebens, von der Welt auf die Stammblätter der dankbaren Erinnerung. Nur die Bemerkung wollen wir noch beifügen: Der Benediktinerorden hat seine welthistorische Bedeutung sattsam bekundet, und sein Licht wird, wie es jetzt nach nahezu vierzehnhundert Jahren noch hell leuchtet, auch fürderhin nicht erlöschen, wenn der Orden bleibt, was er bei seiner Gründung war: ein treuer Hüter der Frömmigkeit wie der Wissenschaft.

111. Der Cölibat.

Aus der heiligen Schrift ist klar, daß Christus, und mit ihm die Apostel, die Jungfräulichkeit als eine der schönsten Blüten, als eine der reinsten und höchsten Entwicklungen der evangelischen Kraft im Leben hinstellten. Dieser Schmuck sollte vor allen den von den Aposteln eingesetzten Priestern nicht fehlen, in welchen sich noch dazu von selbst jene religiöse Kraftfülle und himmlische Sehnsucht regte, ausschließend Christo und seiner Braut, der Kirche, anzugehören, — ehelos zu bleiben. Es zeigt auch die Geschichte unwidersprechlich, daß die Sitte, als Priester nicht mehr zu heiraten, im höchsten christlichen Altertume, in den apostolischen Zeiten selbst ihren Ursprung nahm, und die Synode von Neucäsarea (314) beschloß schon die Absetzung dessen, der als Priester heirate.

Wir finden jedoch, daß bis in die Zeiten des vierten Jahrhunderts auch verheiratete Männer in den höheren Klerus aufgenommen wurden, wenn nämlich ihre übrigen hervorragenden Eigen-

[1] Bis zur Zeit des Konzils von Konstanz (1414) hatte der Orden der Kirche fünfunddreißig Päpste gegeben.

schaften es rätlich machten. Dabei entdecken wir jedoch zwei Eigenheiten; die eine: daß auch solche aus innerem Drange meistens des Umganges mit der Frau sich enthielten; die andere: daß die Zahl solch verheirateter Priester immer geringer wurde. Hierher gehört eine Verhandlung des Konziliums von Nicäa. Man war schon daran, das Gesetz zu erlassen, daß alle, die, als sie ordiniert wurden, bereits verheiratet waren, sich nun als Priester von ihren Frauen enthalten müßten. Da stand ein ehrwürdiger Bischof aus Ägypten, Paphnutius auf, welcher bemerkte, daß ein solcher Zwang für jetzt noch zu gewagt sein dürfte; er setzte hinzu: man solle es bei dem belassen, daß der, welcher unverheiratet in den Klerus trete, auch für die Zukunft nicht heirate; und er nennt diese Sitte: eine alte Überlieferung. Dabei ließ es das Konzilium bewenden, erließ aber andererseits eine Bestimmung für das Verhalten der unverehelichten Kleriker. Um etwaigen Fehltritten und etwaigem Argwohn vorzubeugen, verbot es nämlich den Geistlichen, eine (συνεισακτος[1] = introducta oder extranea) Frauensperson bei sich im Hause zu haben, ausgenommen Mutter, Schwester, Tante oder überhaupt Personen, welche keinen Verdacht erregen. Zu bemerken ist noch, daß die Bischöfe von jeher den Cölibat im strengsten Sinne beobachteten.

So standen die Dinge, als eine immer mehr sich entwickelnde Verwilderung des römischen Reiches sich bemächtigte und eine gewisse Roheit allenthalben hin sich verbreitete. Es war nun nicht anders zu erwarten, als daß auch ein beträchtlicher Teil des Klerus nicht mehr geistig genug war, nach dem Ideale eines wahren Priesters zu leben, daher von jetzt an vielfältige Kirchengesetze das erzwingen mußten, was früher freudig und freiwillig geleistet wurde. Alle großen Kirchenlehrer eiferten für diese alte Disciplin, die Päpste wiederholten und verschärften die kirchlichen Anordnungen, ja sogar die weltlichen Gesetze Justinians drangen auf Beobachtung derselben.

In den Bestrebungen, diese apostolische Disciplin aufrecht zu erhalten, nahm aber seit Ende des siebenten Jahrhunderts die mor-

---

[1] Die Synode von Ancyra 314 hatte (im c. 19) das Syneisaktentum oder das Zusammenleben lediger Personen beiderlei Geschlechtes wegen der mit ihm verbundenen Gefahr sogar allgemein verboten.

genländische Kirche einen von der abendländischen abweichenden Gang. Während man im Occidente mit Konsequenz verfuhr, und die apostolische Einrichtung, wiewohl langsam und schwer (erst im elften Jahrhunderte), wieder zur vollen Geltung brachte, beging das Morgenland die Schwäche, in der Synode zu **Trullos** 692 wieder ein Zugeständnis zu machen, daß nämlich den zum geistlichen Stande Aspirierenden die Erlaubnis gegeben wurde, vor der Ordination sich zu verehelichen, und das ist bei den Griechen gesetzliche Gewohnheit geworden, und gilt noch bis jetzt.

112. Die Synoden.

Infolge der vielen und großen Streitigkeiten entfaltete sich in dieser Periode ein reiches synodales Leben und die Konzilien hatten in keiner Zeit größere Bedeutung, als gerade in dieser „Periode der dogmatischen Entwicklung". Es ist deshalb notwendig, daß wir auch diese Einrichtung der Kirche, die Synoden nämlich, in Kürze wenigstens noch besprechen.[1]

[1] Dabei können wir auch zugleich auf die kurz zuvor obenerwähnte Trullanische Synode etwas näher eingehen, nachdem dieselbe bei den Griechen geradezu die Grundlage ihrer kirchlichen Verfassung bildet. Diese Synode heißt auch die Quinisexta, d. h. die fünfsechste. Da nämlich weder das fünfte noch das sechste allgemeine Konzil über Disciplin und Kirchenzucht eine Satzung erlassen, sondern bloß mit Glaubenslehren sich beschäftigt hatten, ließ sich Justinian II., der 685 nach dem Tode seines Vaters Konstantin Pogonatus den Thron bestiegen hatte, von seinen bischöflichen Ratgebern bewegen, im Jahre 692 nach Konstantinopel eine Synode zu berufen, die mit ihren Kanones über Disciplin und Kirchenzucht die beiden letzten allgemeinen Synoden ergänzen sollte und darum Quinisexta genannt wird und von den späteren Griechen oft mit dem sechsten allgemeinen Konzil verwechselt wurde, zumal da viele Teilnehmer desselben auch hier, und zwar am gleichen Orte versammelt waren, in jenem Saale des kaiserlichen Palastes, welcher Trullos heißt. Es ist aber diese Synode keine ökumenische, wie die Griechen es so gern behaupten; denn sie war nicht vom Papst berufen, noch war der Papst durch einen Legaten Vorsitzender. Man macht zwar mitunter die Zustimmung des Papstes geltend, weil der römische Legat Basilius von Gortyna anwesend war. Allein Basilius war für Kreta gewissermaßen päpstlicher Gesandte, war aber dies nicht auf der Synode; sonst hätte er und nicht der Patriarch Paulus von Konstantinopel den Vorsitz geführt. In den Synodalakten ist zwar bei der Unterschrift des Basilius zu lesen: vices gerens synodus Romanae; allein diese Worte haben wahr-

Man versteht unter **Synoden** die zur Beratung und Entscheidung kirchlicher Angelegenheiten ordnungsmäßig berufenen Zusammenkünfte der Bischöfe. Der Ausdruck dafür „Synode“ findet sich zuerst in den apostolischen Kanones (c. 36) und ist gleichbedeutend mit concilium, welches Wort wieder zuerst bei Tertullian (de jejun. c. 13) sich findet; französische Kirchenrechtslehrer zwar gebrauchen das Wort Synode niemals für Konzil, sondern nur von der Diöcesansynode. Eine alte Streitfrage, jedoch von keinem weiteren Belange, ist es, ob die Synoden göttlicher Institution seien oder nicht; jedenfalls sind sie altehrwürdig und apostolischen Ursprungs und, weil nicht regelmäßig abgehalten, eine außerordentliche Art und Weise der Verwaltung der kirchlichen Vollmachten.

Man unterscheidet allgemeine oder ökumenische und Partikularsynoden. Diese wieder unterscheiden sich in General-, Patriarchal-, Provinzial- oder National- (in Nordamerika auch Plenarkonzilien genannt) und in Diöcesansynoden — Bezeichnungen, die sich wohl alle von selbst erklären, bis etwa auf die Generalsynoden, unter

---

scheinlich die Griechen selbst hinzugefügt. Hat ja doch diese Synode zweihunderteIf Unterschriften, während ihr nur zweiundvierzig Bischöfe beigewohnt haben! Von den hundertzwei Beschlüssen dieser Versammlung verraten mehrere schon eine tiefeingewurzelte Feindschaft gegen Rom und das Abendland, besonders: Kanon 2, wo die Quellen des Kirchenrechts aufgezählt, aber die lateinischen Konzilien meist, und die Papstdekretalen ganz übergangen werden, wo ferner alle fünfundachtzig sogenannten apostolischen Kanones anerkannt werden, während in Rom nur die fünfzig ersten in Geltung waren; Kanon 13 gestattet, ja befiehlt den verheirateten Diakonen und Presbytern die Fortsetzung der Ehe, mit sichtlicher Polemik gegen den im Abendland auferlegten Cölibat; Kanon 36 erneuert die Bestimmung des Chalcedonense über den Vorrang Konstantinopels nach demjenigen von Rom; Kanon 55 verbietet — mit einem Seitenhiebe auf Rom — unter schwerer Kirchenstrafe das Fasten an den Samstagen, jenen vor dem Osterfeste ausgenommen; Kanon 67 erklärt das im Abendland längst abolierte Verbot, das Blut von Ersticktem zu essen, als noch immer verbindlich; endlich Kanon 82, wo die bildliche Darstellung Christi in der Gestalt eines Lammes (Agnus Dei) verboten ist. — Selbstverständlich weigerte sich der damalige Papst Sergius I., diese Dekrete anzunehmen, und ward vom Volk und dem Heere geschützt, als der Kaiser ihn darob sogar gefangennehmen lassen wollte. Die nachfolgenden Päpste haben dann einige Kanones dieser Synode zwar angenommen und eingeführt, die Synode selbst jedoch ist von den Lateinern spottweise erratica genannt und nie als ökumenisch anerkannt worden, wie sie als dies bei den Griechen gilt.

denen Versammlungen von Bischöfen, sei es der orientalischen oder der lateinischen Kirche, zu verstehen sind. Eine besondere Gattung für sich bildeten die σύνοδοι ἐνδημοῦσαι zu Konstantinopel, indem die dortigen Patriarchen oft die zufällig in der Residenz weilenden (ἐνδημοῦντες) Bischöfe zu Beratungen über die verschiedenen an sie gebrachten Fragen und Streitigkeiten einluden.

Was die Verfassung der **allgemeinen Synoden** anlangt, so steht das eigentliche und freie Recht der Berufung derselben nur dem Papste zu. Ist zwar die Einladung des Gesamtepiskopates zu denselben erforderlich, so doch nicht die thatsächliche Anwesenheit der Bischöfe. Kommt die Synode aber auf die Veranlassung eines anderen zusammen, so wird sie doch nur durch den Beitritt des Papstes ein wahres ökumenisches Konzil. So war es z. B. mit den acht ersten allgemeinen Synoden, deren Berufung von den Kaisern ausging. Die Einladungsschreiben waren gewöhnlich nur an die Metropoliten gerichtet, die dann wenigstens einen Teil ihrer Suffraganbischöfe mitzubringen hatten. Vor allem galt die Anwesenheit des Patriarchen als notwendig. Den Vorsitz führte der Papst entweder durch seine Legaten oder durch eigens hierfür als Stellvertreter ernannte Bischöfe. Ein Konzil, welchem der Papst die Bestätigung versagte, wurde niemals als ein ökumenisches betrachtet, während auch ursprünglich bloße Generalsynoden, wie besonders jenes 381 zu Konstantinopel, durch die nachfolgende Bestätigung des apostolischen Stuhles ökumenisches Ansehen erlangten.

Außer den Glaubensdekreten erließen die allgemeinen und Partikularsynoden auch verschiedene Disciplinarvorschriften. Zur leichteren Benützung wurden dieselben in eigenen **Kanonensammlungen** zusammengestellt. Für den **Orient** verfaßte um 550 eine solche Johannes Scholastikus, nachmaliger Patriarch von Konstantinopel, nach dem Muster des Codex Justinianeus in fünfzig Titeln. Durch Beifügung der entsprechenden kaiserlichen Verordnungen entstand später der Nomokanon, dessen Verfasser unbekannt ist Im **Occident** wurde eine ältere, unter dem Namen Prisca (translatio) bekannte Sammlung durch Dionysius Exiguus vervollständigt und den Synodalkanones von ihm noch die päpstlichen Dekretalbriefe von Siricius († 398) bis Anastasius II. († 498) hinzugefügt. Außerdem ist besonders noch zu nennen die spanische, die im siebenten Jahrhundert entstand und lange Zeit, aber mit Unrecht, dem heiligen Isidor von Sevilla zugeschrieben wurde. Die beiden ersten Sammlungen enthielten auch die sogenannten apostolischen Kanones, deren Zahl bei Dionysius fünfzig, bei Johannes Scholastikus fünfundachtzig sind.

Zweiter Zeitabschnitt.

Das Mittelalter.

Der Schauplatz der Kirchengeschichte des Mittelalters ist vorzugsweise der Westen und Norden Europas mit den neuen Staatengebilden der germanischen und slavischen Völker. Hatte das Christentum bei der antiken Welt, bei den Griechen und Römern Bildung und Litteratur vorgefunden, so mußte die Kirche jene noch unmündigen Völker erst wie Kinder erziehen, Feldbau und Handwerk, Kultur und Kunst unter denselben erst lehren und entwickeln. Dadurch erlangte sie aber auch großen Einfluß auf das sociale und politische Leben derselben, so daß schließlich, wie Herder sich ausdrückt, „alles sozusagen in dem Schifflein der Kirche schwamm." Die Idee des christlichen Staates fand im abendländischen Kaisertum, der kirchliche Primat in der machtvollen Stellung der mittelalterlichen Päpste Gestalt und Ausdruck. Wie Sonne und Mond am Himmel, herrschten auf Erden „die zwei Schwerter", die päpstliche und kaiserliche Macht; die Trennung beider bewahrte Europa vor der Despotie, die Harmonie zwischen denselben führte die größte Entwicklung, der Zwiespalt zwischen beiden aber die Entartung und das Ende des Mittelalters herbei.

Dieser reichen Lebensentfaltung des Abendlandes gegenüber bietet der Orient das Bild traurigen Rückschrittes. Vom Centrum der Christenheit durch das Schisma getrennt, vermochte die griechische Kirche dem Islam nicht zu widerstehen, welchem endlich sogar Konstantinopel zum Opfer fiel.

Erste Periode.

Von Bonifacius bis Papst Gregor VII.

(Vom Anfange des achten Jahrhunderts bis 1073.)

I. Äußere Schicksale der Kirche.

113. Bonifacius, der Apostel Deutschlands.

Die früheren Pflanzungen des Christentums im eigentlichen Deutschland waren durch die Völkerwanderung großenteils zerstört worden und es bedurfte neuer Missionäre, um dessen Bewohnern den christlichen Glauben entweder neu zu verkündigen, oder sie in demselben zu befestigen. Da kamen im Laufe des siebenten Jahrhunderts aus der Insel der Heiligen (Irland) zahlreiche Glaubensboten, um unter den verschiedenen Stämmen der Deutschen das Glaubenslicht zu verbreiten. Darunter war besonders thätig Columban, † 615, mit seinen zwölf Gefährten, unter diesen auch Gallus, der Stifter des Klosters von St. Gallen, † 646. Dann Kilian in der Gegend von Würzburg, Emmeran um Regensburg und Willibrod 695, mit seinen Schülern, bei den Friesen. Diese hatten zwar viel Gutes gewirkt, aber immer noch lebten zahlreiche Völkerschaften Deutschlands in den dunklen Wäldern und in den Finsternissen des Heidentums. Auch dort, wo das Christentum bereits gepflanzt worden, hatte es aus Mangel einer geregelten Kirchenordnung, keinen festen Halt, und wurde selbst

von zu wenig gebildeten Priestern wieder mit dem Heidentume vermengt.

Da war eine umfassende und kräftige Hilfe nötig, und diese sandte Gott durch den Engländer Winfried, später aber **Bonifacius** genannt. Er war ein Angelsachse und wurde 680 zu Kirton (in der Grafschaft Devonshire) geboren. In zwei Benediktinerklöstern[1] von Angelsachsen gebildet, kam er um 715 nach Deutschland und zwar zuerst zu den Friesen nach Utrecht, wo eben König Radbod[2] christliche Kirchen zerstörte. Er scheint hier wenig Erfolg gefunden zu haben und zog sich wieder in sein Kloster zurück. Nach drei Jahren unternahm er eine zweite Missionsreise. Aber diesmal ging er, mit Empfehlungsschreiben seines Bischofs versehen, vorerst nach Rom, um sich vom Oberhaupte der Kirche, Gregor II., die Sendung und den Segen zu seinem apostolischen Werke zu erbitten. Nun zog er zuerst nach Thüringen, dann, als er Radbods Tod erfuhr, wieder zu den Friesen, endlich zu den Hessen. Hier spendete er vielen Heiden die Taufe und gründete das Kloster Amöneburg. Der Erfolg war wie hier so überall ungemein erfreulich, und Winfried erstattete dem Papste darüber Bericht. Dieser lud ihn ein, nach Rom zu kommen und weihte ihn 723 zum Bischofe für Deutschland. Zugleich gab er ihm den neuen Namen Bonifacius; und wie bedeutungsvoll ist dieser Name für Deutschland geworden! Denn „alles, was später in kirchlicher, politischer und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist, steht auf dem Fundamente, welches Bonifacius gelegt hat.“ Bei seiner Bischofsweihe legte Bonifacius auch den Eid der Treue in die Hände des Papstes, worüber er jedoch samt dem Papste

[1] Das eine dieser Klöster stand dort, wo heute die Stadt Exeter steht; das andere hieß Nuscelle (Nutchell) und war in betreff des Unterrichtes das berühmtere von beiden.

[2] Es wird erzählt: Der heilige Wulfram hatte den Friesen mit solchem Erfolge das Evangelium gepredigt, daß selbst Radbod sich bereit erklärte, sich taufen zu lassen. Schon sollte es geschehen, als ihm einfiel, Wulfram zu fragen, ob seine Vorfahren im Paradiese, das er ihm versprochen, oder in der Hölle, womit er ihm gedroht, sich befinden. Der Gefragte war so unvorsichtig, zu sagen, daß sie ohne Zweifel alle verdammt wären, wozu er freilich fügte, daß, wer sich taufen lasse, zur ewigen Seligkeit eingehen werde. Da trat Radbod, dessen Füße schon im Taufwasser standen, wieder aus demselben und erklärte, er wolle nach seinem Tode dorthin kommen, wo seine Vorfahren wären.

von kirchlichen Schriftstellern bitter getadelt wird, als ob nämlich dadurch Deutschland vom Papste abhängig gemacht worden sei. Allein diese kirchliche Abhängigkeit versteht sich nach dem Geiste des Christentums von selbst, und war Deutschlands Glück. Auch nur in dieser innigen Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche konnte Bonifacius so Großes wirken. Denn der Papst gab ihm Empfehlungsschreiben an die Mächtigen in Deutschland und Franken mit, und der hierdurch erwirkte Schutz förderte die Glaubenspredigt ungemein. Er kam wieder nach Hessen und firmte durch Auflegung der Hände viele, die schon früher getauft worden waren. Viele aber brachten Bäumen und Brunnen Opfer, beobachteten den Flug und den Gesang der Vögel und ergaben sich anderen heidnischen Wahrsagekünsten, einige insgeheim, andere öffentlich. Da hörte Bonifacius von einer uralten riesenhaften Eiche, die dort stand, wo heute Geismar steht, und die der Aberglaube für hochheilig hielt. Im Angesichte des ganzen Volkes, das mit Angst und Schrecken zusah, fällte er den Baum und von all den Weissagungen, die an diese Eiche geknüpft waren, ging keine in Erfüllung. Ruhig blieben Erde und Himmel. Daraufhin verließen viele den heidnischen Wahn und bekehrten sich zum Christentum; er aber ließ aus dem Holze der Eiche eine Kapelle zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus bauen.

Aus Hessen zog der heilige Bonifacius nach Thüringen, ordnete auch dort das Kirchenwesen, stiftete mehrere Klöster, deren eines Ordrop genannt wird. Dasselbe, dem heiligen Erzengel Michael gewidmet, mag ein Mittelpunkt gewesen sein, von dem aus für die Verbreitung des Evangeliums in Thüringen das meiste geschah. Außerdem ist auch jenes von Fulda besonders denkwürdig, weil es (neben St. Gallen und Reichenau) für lange Zeit die Bildungsschule deutscher Bischöfe und die bedeutendste Pflegestätte der Künste und Wissenschaften blieb;[1] Bonifacius besuchte es jährlich, um hier von dem mühevollen bischöflichen Amte Erholung zu suchen.

---

[1] Der erste Abt dieses Klosters war der heilige Sturm. Unter den späteren Vorstehern ragt dann hervor seit 822 der Abt Rabanus Maurus, der zur Hebung der Volksbildung zahlreiche Schulen durch Mitglieder seines Ordens gründete und in Wahrheit als der Vater der deutschen Volksschule anzusehen ist. Der Unterricht war unentgeltlich; die Gegenstände aber waren: Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Rabanus starb als Erzbischof von Mainz 856.

Während seiner apostolischen Arbeiten blieb er stets und allezeit in beständigem Verkehr mit dem heiligen Stuhle in Rom, berichtete alles an denselben und erhielt von dort auch Unterweisungen und Vorschriften.[1] Der Nachfolger Gregors II., Papst Gregor III., der seines Vorgängers umfassenden Blick ererbt hatte, würdigte die großen Verdienste, die sich Bonifacius erworben hatte und sandte ihm das erzbischöfliche Pallium, mit dem Auftrage, überall, wo es not thue, Bischöfe zu ordinieren und anzustellen. Zur Festigung der inneren Ordnung hielt Bonifacius auch Synoden, unter denen das sogenannte Concilium Germanicum 742 die wichtigste ist und nennenswert auch jene von Lestines 743 (einer königlichen Villa im Henegau, Concilium Listinense), berühmt durch Aufstellung einer deutschen Taufformel, in welcher der Täufling wie den Satan, so die alten Götter Thor, Wodan und Saxnote abschwor.

Nachdem er so sein Werk in Deutschland durch langjährige rastlose Thätigkeit gesichert hatte, ergriff ihn die Sehnsucht seiner Jugend wieder. Wie seine ersten, so wollte er auch seine letzten Tage der Bekehrung der Friesen widmen. Er übergab daher 754 die Kirche von Mainz, woselbst er seit 748 seinen Metropolitansitz genommen hatte,[2] seinem Schüler Lullus und fuhr voll freudiger Todes-

---

[1] Unter den Gründen der Erbitterung gewisser Schriftsteller gegen Bonifacius wird auch die Ängstlichkeit genannt, womit er sich oft über ganz unbedeutende Dinge in Rom anzufragen pflegte. Als Beweise hierfür bringt man den Streit über die Antipoden mit Virgilius von Salzburg und die Frage über die Gültigkeit einer Taufe an, welche ein bayerischer Priester, dessen Rede und Sprache für das Latein nicht geübt war, mit folgender Formel erteilte: „ego te baptizo in nomine Patria et Filia et Spiritua sancta;" so auch die Verordnung der deutschen Synode zu Mainz 743, daß jeder Erzbischof Subordination gegen den Papst versprechen soll, womit auch verbunden war, daß jeder Erzbischof das Pallium vom Papste begehren müsse und „der hohe Preis, um welchen dasselbe nachmals gegeben wurde, lieferte den Text zu den Klageliedern, welche Kirchen- und Staatsrechtsgelehrte immer und immer wiederholt haben."

[2] Mainz ist der Sitz des ersten deutschen Erzbischofs geblieben und der demütige Willigis, eines sächsischen Wagners Sohn, wurde im Jahre 976 von Kaiser Otto III. als Erzbischof daselbst zugleich zum ersten Kurfürsten und Kanzler des Reiches erhoben, welche Würde allen Nachfolgern blieb, bis auch diese Einrichtung zu Anfang unseres jetzigen Jahrhunderts (durch den Reichsdeputationshauptschluß 1805) für immer aufgehoben ward.

ahnung mit zahlreichen Gefährten den Rhein hinab. Auch diesmal waren seine Bemühungen hier reichlich gesegnet: er bekehrte und taufte, zerstörte die heidnischen Altäre und erbaute zahlreiche Kirchen. Nun aber wurde zu den vielen Verdiensten dieses größten Wohlthäters Deutschlands auch noch die Siegespalme des Martyriums hinzugefügt; denn an dem Tage, der zur Firmung der Neugetauften festgesetzt war, erblickte man am Morgen nicht sie, die Firmlinge, sondern Scharen von bewaffneten heidnischen Friesen mit wildem Schlachtgeschrei anstürmen und von diesen ward Bonifacius samt allen seinen (zweiundfünfzig) Begleitern getötet. Dies geschah bei der heutigen Stadt Dokum am 5. Juni 755, an welchem Tage auch die Kirche das Andenken dieses Heiligen begeht. Das Christentum aber wuchs schnell und üppig jetzt fort auf dem Boden Deutschlands, der nun gedüngt war mit dem Blute seines Apostels.

Bereits 756 beschloß eine Synode in England, seinen Todestag festlich zu begehen. Seinem Wunsche gemäß wurde der Leib des Heiligen in seinem Lieblingskloster Fulda beigesetzt. Sein Leben und Wirken hat sein Schüler, der heilige Willibald, uns beschrieben.

114. Das christliche Frankreich und sein Beruf.

Alle Barbaren, welche auf den Ruinen des weströmischen Reiches sich niederließen, waren in ihren früheren östlichen Sitzen und im Verkehre mit den Byzantinern eine Beute der Häresie geworden; das Volk der Franken allein war von derselben unberührt geblieben. Als in dieser äußerlich so bedrängten Lage der Kirche der Frankenkönig Chlodwig sich taufen ließ, begrüßte die ganze katholische Welt mit Jubel dieses Ereignis und der damalige Papst Anastasius II. sprach die Gefühle und Erwartungen der Kirche an Chlodwig mit folgenden Worten aus: „Jetzt sehe er die Völker raschen Schrittes zu sich eilen und das ausgeworfene Netz sich allmählich füllen. Erfreue also, ruhmvoller und ausgezeichneter Sohn der Kirche, diese Deine Mutter und sei ihr eine eherne Säule!" So war durch den Vater der Christenheit dem Chlodwig und seinen Nachfolgern auf dem Königsthrone im mächtigen Frankreich es kund geworden, daß sie zum Schutz und Schirm der Kirche berufen seien. Im siebenten und achten Jahrhundert sank aber das an Freveln so reiche Geschlecht der Mero-

vinger[1] immer tiefer und zeigte sich seiner Stellung und kirchlichen Sendung immer unfähiger und unwürdiger. Darum ward ein anderes Geschlecht aus dem Volke zum Träger der königlichen Gewalt erhoben. Das waren die Befehlshaber des königlichen Hauses, deshalb Hausmajoren oder Hausmaier (majores domus regiae) genannt, und gar bald wurde diese erste Gewalthaberstelle bei den Franken in der vornehmen austrasischen Familie der **Karolinger** erblich. Unter ihnen hat sich der schon früher einmal genannte Majordomus Karl Martell, d. i. der Hammer, ewige Hochachtung verdient, weil er durch seinen Sieg bei Tours 732 einen kräftigen Beweis geliefert hat, daß auch die alles zerstörenden Moslemin überwindlich seien, und dadurch Europas Retter ward. Nach ihm führte die Regierung als Majordomus sein Sohn Pipin der Kurze bis 752 klug und gerecht, während der Merovinger Childerich III., zugenannt der Dumme, als bloßer Namenkönig gedanken- und thatenlos in seinem Palaste sitzen blieb. Es zeigte sich nunmehr als eine unabweisliche Forderung des gesunden Staatslebens, daß die herabgekommene Herrscherfamilie den kräftigen Karolingern den Thron räumen müsse. Als daher die fränkischen Großen diese schon so lange schwebende Staatsfrage zur endlichen Lösung bringen wollten, schickten sie an Papst Zacharias eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Bischof Burchard von Würzburg stand, und ließen ihn fragen: ob derjenige König zu nennen, der unthätig daheim sitze, oder jener, der des Regimentes Bürden trage? Und vom Stuhle Petri erging die Antwort: „Der sei und heiße König, welcher die Königsgewalt ausübet." Daraufhin erklärte die zu Soissons versammelte fränkisch-gallische Nation Childerich des Thrones unwert; er wurde kahl geschoren und in ein Kloster gethan, der bisherige Majordomus Pipin aber vom Landtag zum König ausgerufen und als solcher bei St. Medard in Soissons von Bonifacius feierlich gesalbt, im Auftrage des Papstes Stefan II., nachdem inzwischen (14. März 752) Zacharias schon gestorben war. So wurde das Geschlecht der **Karolinger** durch den, welcher die Geschicke der Völker wie der einzelnen Menschen leitet, auf den Königsthron des Frankenvolkes erhoben, und mit der Fülle der Gewalt

---

[1] So genannt nach Chlodwigs Großvater, der Merovig oder Mervig hieß

war der neuen Herrscherfamilie auch der Beruf geworden, die Kirche zu schirmen und zu schützen und ihr Bestes zu fördern, so weit ihr Arm reichte. Von der Thätigkeit Pipins in dieser Hinsicht wird näher die Rede sein bei der Frage nach der Entstehung des Kirchenstaates. Pipin starb (den 28. September) 768 und hinterließ das Reich unter seine zwei Söhne, Karlmann und Karl, gleichmäßig geteilt. Der erstere starb schon 771 und **Karl**, mit dem Beinamen **der Große**, wurde so Alleinherr im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters, indem die Söhne Karlmanns durch den Spruch eines Reichstages ausgeschlossen wurden.

115. Karl der Große und seine Wirksamkeit für die Kirche.

Mit dem großen fränkischen Erbe hatte Karl auch alle Feindschaft übernommen, welche deutsche und nichtdeutsche Völker gegen die Franken hegten. Es gab in jener Zeit noch kein Völkerrecht; dem Mächtigen war der Angriff gegen jeden Nachbarn erlaubt und wer am meisten eroberte, wurde am meisten gepriesen. So hat Karl der Große schon durch seine zahlreichen glücklichen Kämpfe und Kriegsthaten den Ruhm eines der bedeutendsten Feldherrn aller Zeiten sich gesichert; er regierte von 768 bis 814, also volle sechsundvierzig Jahre, worunter das einzige Jahr 790 ohne Feldzug vorüberging. Nicht minder aber hat er auch auf dem friedlichen Gebiete der Gesetzgebung sich hohe Verdienste um das irdische wie geistige Wohl seiner Unterthanen erworben und die Volkssage hat viele herrliche Thaten der Vorzeit auf ihn übertragen, weil über seinem Namen alle früheren vergessen wurden.

Der Gedanke seines Lebens war, die ihm von der Vorsehung anvertrauten Völker der Civilisation entgegenzuführen. Er erkannte aber — was so viele Politiker nicht beachten, — daß wahre Bildung ohne Christentum nicht möglich sei, und so war die Verbreitung und Befestigung desselben, auch über die Grenzen seines ungeheueren Reiches hinaus, der Hauptzweck seiner Regierung.[1] Für diese Idee

---

[1] Von diesem großen erhabenen Gedanken, der sein Herz während seines Lebens bewegte, giebt gleichsam noch im Tode Zeugnis seine Leiche, wie sie in dem von ihm erbauten Münster in Aachen beigesetzt wurde: Auf einem goldenen

führte er einen dreißigjährigen Krieg gegen die christenfeindlichen Sachsen. Aber die Verbreitung des Christentums, wie es hier geschehen mußte, durch Gewaltmittel, konnte wenig nützen; darum war Karl auf das eifrigste bemüht, wahrhaft christlichen Sinn und christliche Bildung überall zu pflanzen. Daher errichtete er Bistümer[1] und Klöster, die er freigebig mit Gütern ausstattete, und zu Pflanzstätten der Bildung und Wissenschaft machte.

Als Karl der Große den Thron bestieg, stand das Frankenreich an Bildung weit hinter seinen Nachbarn zurück. Auf den italienischen Feldzügen scheint er die Überlegenheit erkannt zu haben, welche den Italienern ihr höheres Wissen verlieh, und sofort wandte er seine volle Aufmerksamkeit der Hebung der Wissenschaft zu. Um diese nach Möglichkeit zu fördern, zog er zahlreiche gelehrte Männer an seinen Hof, unter welchen der Diakon Paul Warnefried (zuvor am Hof des Longobardenkönigs Desiderius) und der angelsächsische Mönch Alkuin, „der gelehrteste Mann seiner Zeit," besonders hervorragten. Dieser richtete am königlichen Hoflager eine Schule ein, die schola Palatina, wo Karl selbst, seine Prinzen und Prinzessinnen nebst den Hofleuten lernbegierig unter den Zuhörern saßen.[2] Nach solch schönem Beispiele wurden in allen Diöcesen für alle Stände Schulen errichtet, in denen die sieben freien Künste gelehrt wurden: im Trivium Grammatik, Rhetorik und Dialektik, im Quadrivium Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie.

Scharfen Blickes den innigen Zusammenhang zwischen der Achtung der Religion und ihrer Gebote und dem Volkswohle erkennend, sammelte und ordnete er die alten Herkommen der einzelnen Völker und schuf daraus mit Beseitigung alles Heidnischen und Anstößigen seine

---

Sessel in aufrechter Haltung sitzend, das Schwert und die Pilgertasche um die Lenden und in der Hand ein goldenes Evangelienbuch.

[1] Im Sachsenland folgende acht: Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Münster, Halberstadt (anfänglich Seligenstadt) und Hildesheim.

[2] In dieser Schule gewöhnte er so selbst im späteren Alter seine nur mit dem Schwerte vertraute Hand noch zum Schreiben, und ließ auch eine Menge Handschriften der Alten abschreiben. Noch jetzt bewundert man jene Prachtwerke karolingischer Kalligraphie, wie das auf Purpurpergament mit Uncialschrift ganz in Gold und Silber geschriebene Evangelistarium im Louvre, welches Godesscalc zur Feier der Taufe Pipins 781 schrieb.

berühmten Kapitularien als allgemeines Reichsgesetzbuch, das durchwegs getragen ist vom Geist des Christentums. Weil er eben in der Religion die wirksamste und festeste Stütze auch der staatlichen Autorität ehrte, vermied er in seinen Gesetzen alles, wodurch etwa kirchliche Satzungen verletzt worden wären (»salva canonica auctoritate«) und wie er persönlich den Bischöfen seine Hochachtung und Ehrerbietung bezeugte, so hielt er auch deren Ansehen dem Klerus und dem Volke gegenüber strenge aufrecht. Auf seine Einladung traten die Bischöfe häufig in Synoden zusammen, und die gefaßten weisen Beschlüsse wurden mit aller Kraft durchgeführt. Dabei offenbarte Karl auch in seinem privaten Leben ungeheuchelte Frömmigkeit und Eifer für Gottes Ehre; fast stets wohnte er dem Morgen- und Abendgebet in der Kirche bei; fand sich häufig selbst zum Chorgesang um Mitternacht ein und suchte die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes nach Kräften zu fördern; insbesondere pflegte er den kirchlichen Gesang und prachtvolle Kirchen verdanken ihm ihren Ursprung, so namentlich die Hauptkirche „Unserer Lieben Frau" in seiner Residenz zu Aachen, wozu er Meister aus allen Ländern, Säulen und Marmor aus Rom und Ravenna kommen ließ und die er auch mit Orgel und Glocken versah. — So pflegte er mit einem Worte jeden Keim des Guten und Schönen und ward dadurch zum Segen für die Mit- und Nachwelt. Dafür war er auch geehrt von den Zeitgenossen, wie die Gesandtschaften der Araber an ihn aus Asien, Afrika und Spanien beweisen. Der Kalif von Bagdad, Harun al Radschyd, der das oströmische Reich mehr als einmal bekriegte, schickte einen Gesandten mit kostbaren Geschenken, worunter eine sehr künstliche, von Wasser getriebene Uhr, dann ein Schachspiel, das sich noch auf der königlichen Bibliothek zu Paris befinden soll.

Die Zeit Karls gab den schönen Beweis, welch mächtigen Aufschwung die Menschheit nehmen kann, wenn die oberste weltliche und geistliche Macht (sacerdotium et imperium) in aufrichtiger Harmonie und gegenseitiger Unterstützung zu gemeinsamem Wohle wirken. Längst schon war in den Päpsten der Gedanke zur Reife gediehen, dem christlichen Abendlande in dem überaus mächtigen und glorreichen Könige der Franken, dem frommen und ritterlichen Schirmherrn der Kirche und Anwalt des apostolischen Stuhles, einen Kaiser zu geben. Hierfür war nun gewiß keiner würdiger, als Karl der Große — einer

der mächtigsten Herrscher der Welt, dabei ein treuer Sohn der Kirche. Wie sein Vater war auch er in Wort und That Patricius von Rom und hatte mit Papst Hadrian I. (772—795) in enger Freundschaft gelebt; dessen Nachfolger, Leo III., wurde bei der Markusprozession 799 von den Nepoten seines Vorgängers überfallen und schwer mißhandelt und hatte sich mit Mühe nach Spoleto gerettet. Alsdann eilte er über die Alpen zu Karl auf den Reichstag zu Paderborn, empfing dort von ihm und der ganzen Versammlung die gebührende Huldigung und kehrte im November nach Rom zurück, wo Karl durch eine vorausgeschickte bewaffnete Macht Ruhe und Ordnung hergestellt hatte. Fast ein Jahr später kam auch Karl, wie schon früher in den Jahren 773, 780 und 786 so jetzt zum vierten Male in die Weltstadt, ordnete mit dem Papste die Angelegenheiten Mittelitaliens und empfing von dem Patriarchen zu Jerusalem eine Gesandtschaft, die ihm die Schlüssel des heiligen Grabes überbrachte. Als König Karl am Weihnachtsfeste dieses denk- und merkwürdigen Jahres 800 n. Chr. in der Peterskirche in Rom zum feierlichen Gottesdienste erschien und vor dem Altare des Apostelfürsten betete, trat der Papst Leo III., von Bischöfen umgeben, auf ihn zu und setzte ihm eine kostbare goldene Krone aufs Haupt, unter dem Jubelrufe des Volkes: „Heil, Sieg und Leben dem von Gott gekrönten Kaiser." So wurde nach einer Unterbrechung von dreihundertvierundzwanzig Jahren die Würde des abendländischen römischen Kaisertums in neuer Form wieder hergestellt und Karl zum obersten weltlichen Machthaber und Schirmherrn der Kirche, advocatus ecclesiae, erhoben. Sein Biograph (Einhard) teilt uns zwar mit, Kaiser Karl hätte erklärt: er wäre, falls er von dem Vorhaben des Papstes gewußt hätte, trotz des hohen Festes an jenem Tage gar nicht in die Kirche gegangen; allein diese Bemerkung ist wohl nur dahin zu verstehen, daß er diese Feierlichkeit nicht schon an diesem Tage erwartete und er zuvor eine Verständigung mit Konstantinopel wünschte, während andere Schriftsteller die Unzufriedenheit Karls darauf zurückführen, daß er sich die Krone selbst aufs Haupt setzen wollte. Wie aber der ursprüngliche Gedanke nicht von Karl, sondern vom päpstlichen Stuhle ausgegangen zu sein scheint, so ist es auch gewiß, daß dieses überaus bedeutungsvolle heilige römische Kaisertum damals vom Papste errichtet worden ist. Wenn aber auch Politik und Verabredung bei diesem welthisto-

rischen Akte der **Wiederherstellung des abendländischen Kaisertums** mit neuer, christlicher Grundlage ihre Hand im Spiele hatten, so waren Papst und Kaiser dennoch beide Werkzeuge der Vorsehung und von höheren Regungen getrieben. Karl selbst erkannte dies und nannte sich deshalb auch „Durch Gottes Willen gekrönter Kaiser“. Es sollte dieses Kaisertum nach der Auffassung des krönenden Papstes, wie des gekrönten Kaisers und nicht weniger ihrer Zeitgenossen im Abendland eine doppelte Idee vertreten und verwirklichen: 1) Die der obersten Schutzmacht über die Christenheit, 2) die der Oberhoheit oder doch des Vorranges über alle anderen christlichen Fürsten zur Verteidigung der Kirche und der allgemeinen kirchlichen Interessen. So verwirklichte sich die schöne und richtige Idee des christlichen Doppelreiches (sacerdotium et imperium) auf Erden, zum allseitigen Wohle der Völker. Daher leisteten sich Leo und Karl gegenseitig den Eid der Hulde (fidelitatis), der keineswegs ein Vasallen- oder Lehenseid war, sondern ein Eid persönlicher Ergebenheit und Ehrerbietung.

Anmerkung. Die Errichtung des neuen römischen Kaisertums war wohl nicht eine Übertragung der kaiserlichen Würde vom Orient auf den Occident, da durch Karls Erhebung dem griechischen Kaiser nichts entzogen wurde; sie war auch nicht eine bloße Wiedererweckung des alten römischen Kaisertums, da das neue Kaisertum weder den alten Territorialbestand, noch den alten Ursprung und die alten Rechte hatte; sie war auch nicht die Verleihung einer neuen Territorialherrschaft, sondern sie war vielmehr die Einsetzung einer neuen, hohen und heiligen Würde, mit welcher ein Ehrenvorrang vor allen übrigen christlichen Fürsten, aber auch die besondere Aufgabe verbunden war, die Kirche, insbesonders den römischen Stuhl zu beschirmen, weshalb das neue Kaisertum das „heilige, römische“ Kaisertum genannt wurde. — Die Kaiserwürde wurde vom Papste durch die Krönung verliehen, so daß nur derjenige Kaiser war, der vom Papste gekrönt worden. Sie wurde vom Papste jeweilig demjenigen Könige verliehen, welcher am meisten geeignet schien, ein Beschirmer des römischen Stuhles zu sein; vom Jahre 962 an aber wurde sie keinem anderen mehr, als dem deutschen Könige verliehen, weshalb von dieser Zeit an das Kaisertum das „heilige römisch-deutsche“ genannt zu werden pflegte.

116. Bekehrung der Sachsen.

Im nördlichen Deutschland von der Elbe und Saale bis nahe an den Rhein und im Süden und Westen an das Frankenreich gren-

zend, wohnte die durch Volkszahl, Waffenruhm und kühnen Mut große Nation der **Sachsen**. Zur Zeit Karls des Großen zerfielen sie in drei Stämme: in die Ost- und Westfalen, Engern und Nordalbingier. Seit Jahrhunderten waren sie mit den Franken in Feindschaft; einige merovingische Könige, auch Karls Ahnen, die Hausmeier, hatten mit ihnen Krieg geführt, einzelne Vorteile erfochten und ihnen sogar einen jährlichen Tribut auferlegt, konnten aber in ihrem Lande, das Flüsse, Seen, Wälder und Gebirge oft unzugänglich machten, kaum eine Zeitlang festen Fuß fassen. Die Ruhe dauerte nie lange; die sächsische und fränkische Grenze war durch keinen Fluß oder Berg gebildet, die feindlichen Stämme also nicht durch die Natur geschieden, daher blieb das Grenzland der Schauplatz von Mord und Brand, die gegenseitig geübt wurden. Zudem waren die Sachsen noch Heiden, sie hatten unter allen deutschen Stämmen den alten Göttern die Treue bewahrt und darauf, sowie auf ihre Freiheit, bildeten sie sich viel ein. Sie hatten keine Städte und Könige, lebten unter selbstgewählten Richtern und Grafen in einzelnen Weilern und Höfen, teilten sich in Edle, Freie und Unfreie, waren ausgezeichnet durch hohen Wuchs und schönes rötlich-blondes Haar, tapfer und, besonders wegen ihrer räuberischen Einfälle in das Gebiet der christlichen Franken, gefürchtet. Durch ihre häufigen Berührungen mit diesem Volke erhielten die Sachsen zwar frühzeitig schon Kunde vom Christentum; weil aber diese Beziehungen meist feindlicher Art waren, so beharrten sie im Heidentum und die Missionsversuche, die im Anfang des achten Jahrhunderts unter ihnen angestellt wurden, waren fruchtlos und die Glaubensboten fanden bei ihnen den blutigen Martyrtod, so Eligius von Noyon und die beiden Angelsachsen, der schwarze und der weiße Ewald, und der Brite Livinus entging nur mit Mühe dem gleichen Schicksal. Da faßte Karl der Große den Entschluß, dieses kriegerische Volk wie seiner Herrschaft, so auch dem Glauben zu unterwerfen. Beides schien ihm notwendig: die Bezwingung, weil sonst das Frankenreich von einer steten Gefahr bedroht war; die Bekehrung, weil die Eroberung ohne sie keinen Bestand versprach. Der Krieg dauerte mit mehreren Unterbrechungen von 772 bis 804, also volle dreiunddreißig Jahre.

Der Anfang des Unternehmens war glückverheißend. Karl überschritt den Rhein bei Mainz und zog durch Hessen an die Diemel, an deren rechtem Ufer die Sachsen auf einer Höhe, wo jetzt

Stadtbergen steht, eine Befestigung, welche die Eresburg genannt wird, errichtet hatten. Sie fiel in die Hände der Franken, worauf Karl über die Diemel ging, der Sachsen größtes Heiligtum, die Irminsäule, zerstörte, welche zum Andenken der Hermannsschlacht in uralten Zeiten errichtet worden war, aber von den Franken für ein Götzenbild gehalten wurde. Wohl hatten die Sachsen zwölf Geiseln stellen und das Versprechen abgeben müssen, christliche Glaubensboten zuzulassen; allein nach dem Abzug der Sieger erhoben sich die Unterworfenen regelmäßig wieder, ermordeten die fränkische Besatzung und streiften verwüstend über die Grenzen. Kehrte nun Karl zurück (775 und 776), so unterwarfen sie sich abermals, wie es 777 auf dem Reichstag zu Paderborn geschah und ließen sich zu Tausenden taufen. Schon hatte es den Anschein, als ob Karl sein Ziel bereits erreicht hätte. Kaum aber war er über die Pyrenäen abgezogen, so kam der Sachsenherzog Widukind, der zu den Dänen entwichen war, zurück, die Sachsen brachen ihren Schwur, verjagten die Glaubensboten, vernichteten alle Spuren des Christentums in ihrem Lande und schwärmten plündernd bis Köln und Fulda, so daß die Reliquien des heiligen Bonifacius vor ihnen geflüchtet werden mußten (778). Karls starker Arm zwang die Aufständischen abermals zur Ruhe; doch diese ließen Widukind wieder entwischen, wofür jetzt Karl zu Verden an der Aller viertausendfünfhundert Gefangene enthaupten ließ. Da loderte aber der Sachsen Zorn neu empor; sie machten ihrem Wodan hohe Gelübde, versprachen ihm Auerochsen, Schafe und den ganzen Raub und gelobten ihm, alle Gefangenen auf seinem heiligen Harzberge zu schlachten. Allein Wodan half nicht; seine Getreuen kämpften bei Detmold und an der Hase vergebens mit verzweifelter Wut, die Streiter des Christengottes siegten, 783. Doch mußte Karl die zwei folgenden Jahre noch den Feldzug wiederholen und hielt 785 seinen zweiten Reichstag zu Paderborn. Als hier jetzt die Annahme der christlichen Religion sogar unter Androhung der Todesstrafe geboten ward, verstanden sich nun auch die Hauptführer des Volkes, Albion und Widukind, bei dem und bei dessen Gemahlin Geva Karl selbst Pate war, zur Taufe; die anderen Häuptlinge folgten dem Beispiele und der Widerstand schien erloschen. Ruhiger wurde es nun, aber der Funke des Hasses glimmte fort unter der Asche. So kam es 793 zu neuen blutigen Aufständen: der Zehnt, den die Sachsen an die

Kirche entrichten sollten, erbitterte sie und nicht weniger die Heerfolge, welche sie dem Frankenkönig gegen die Slaven leisten mußten. Dieser aber unterdrückte den Aufstand wieder, verpflanzte zehntausend sächsische Familien in entfernte Gegenden und ersetzte sie durch fränkische Bevölkerung, baute Burgen und versah dieselben mit starken Besatzungen. Mit dem Jahre 804 und dem Frieden zu Selz war dann der Sachsenkrieg zu Ende: die Sachsen entsagten dem Götzendienste, vereinigten sich mit dem Frankenreiche und wurden nach ihren eigenen Gesetzen durch Grafen und königliche Sendboten regiert, gleich den Alemannen und Bayern. Die Stiftung von acht Bistümern, dazu die von Ludwig dem Frommen gegründeten Klöster Corvey und Herfort, wie das von ihm zu den früheren hinzugegründete Bistum Halberstadt vollendete die Bekehrung der Sachsen.

Anmerkung. Man tadelt an Karl dem Großen, daß er die Sachsen mit dem Schwerte zu Christen machte. Aber jeder Regent, der sein Volk und Land sichern wollte, hätte ebenso gehandelt. Ohne Unterwerfung der Sachsen wären die östlichen Provinzen des fränkischen Reiches ohne Schutz geblieben, ja, eine Beute dieses Feindes geworden und andererseits versprach die Eroberung keinen festen, sicheren Bestand, solange die Sachsen Heiden blieben. Sodann wandte Karl ursprünglich die rechten Mittel an; er wollte nach Alkuins Rat Bekehrung dieses Volkes durch Unterricht und forderte deshalb zunächst nur die Zulassung der christlichen Glaubensboten. Wir haben im Vorstehenden die Sachsenkriege absichtlich des Längeren behandelt, weil es daraus klarer wird, daß Karl erst nach wiederholten Vertragsbrüchen und Greuelthaten mit größerer Strenge verfuhr, um für die Zukunft davor abzuschrecken. Hat er sich dabei allerdings mancher Grausamkeiten schuldig gemacht, so schienen ihm diese durch die Umstände geboten und von den Betroffenen selbst herausgefordert. Keinesfalls aber wird jemand für seine Regierungshandlungen die Kirche verantwortlich machen können. Übrigens bei manchem seiner strengen Gesetze handelte es sich auch um staatsverderbliche Verbrechen, z. B. keinen Menschen mehr zu opfern, keinen Zauberer zu braten und zu essen rc. Daß aber die Todesstrafe auch auf eine Verletzung des Fastengebotes, auf die Verbrennung einer Leiche nach heidnischer Sitte und auf die Weigerung, sich taufen zu lassen, gesetzt war, das soll und kann nicht gerechtfertigt werden. — Auch sonst war sein Leben nicht ganz fleckenlos; Karl war nämlich, wie viele andere Helden, in der Frauenliebe ausschweifend. Es ist ausgemacht, daß er außereheliche Kinder hatte und zwei rechtmäßige Gemahlinnen verstieß. Deshalb zählt ihn auch die Kirche nicht zu den Heiligen. Die Heiligsprechung ist von einem nicht anerkannten Gegenpapst (Paschal III.) erfolgt und wurde von der römischen Kirche nie angenommen, sondern es wurde nur die Feier des Sterbetages (28. Jänner) bei einigen, besonders den fränkischen Kirchen

nicht verboten, weil die Völker eine außerordentliche Achtung für das Andenken dieses Mannes hatten, dem der Beiname „des Großen" mit allem Recht gebührt.

117. Bekehrungen im Norden Europas.

Schon Karl der Große hatte die Absicht gehabt, zu Hamaburg (Hamburg) einen Metropolitansitz für die nordischen Völker zu errichten; aber erst sein Sohn, Ludwig der Fromme, konnte dies ausführen. Harald, ein nordischer Fürst, hatte sich an seinen Hof geflüchtet, und bat um Unterstützung zur Wiedererlangung seines Thrones. Bei dieser Gelegenheit erhielt Harald 826 zu Ingelheim die heilige Taufe, und nahm einen jungen Mönch **Ansgar** oder Anschar aus dem Kloster Corvey[1] in seine Länder mit. Da wurde mit des Papstes Bewilligung 831 zu Hamburg ein Erzbistum gegründet, das im Jahre 848 mit Bremen vereinigt ward. Als erster Bischof war Ansgar, der von dort aus nach Jütland, Schleswig, Dänemark und Schweden seine apostolischen Reisen unternahm, ausersehen. Papst Gregor IV. erteilte hierzu seine Genehmigung und ernannte ihn überdies zum apostolischen Vikar des Nordens. Kaiser Ludwig verlieh dem neuen Erzbischofe noch die Abtei Turholt in Flandern zu seinem Unterhalt. Dieser aber lebte auch jetzt fort nach der strengen Ordensregel (St. Benedikts) unter beständigen strengen Übungen, fast nur von Brot und Wasser, nach einem bestimmten Gewichte, sich nährend und Netze flechtend, wahrhaft evangelisch arm; baute dagegen Hospitäler für Kranke, Arme und Fremde, wußte Geschenke für die Fürsten aufzubringen, kaufte Gefangene los und trug Sorge für die Witwen und Waisen. Einem solchen Manne konnte des Himmels Segen nicht fehlen, und was er gesäet, wuchs, — manches zwar erst unter seinen Nachfolgern, in jenen Ländern zu reicher Ernte heran.

Die langsamsten Fortschritte machte das Christentum wohl in **Schweden**, woselbst König Olaf um 1002 die Taufe empfing. Zwar wurde bald darauf (unter Olaf Skötkonung † 1024) das erste Bistum Skara gegründet; aber das Nationalheiligtum, der Tempel von Upsala, behielt nach wie

[1] Es gab zwei Klöster dieses Namens, Alt-Corvey (Corbie) in der Picardie und dessen Filiale Neu-Corvey in Sachsen. Dem letzteren Kloster gehörte Ansgar an. Als er für die Missionen in Dänemark bestimmt wurde, war er in Alt-Corvey.

vor seine Berühmtheit. Erst König Erich IX. († 1160. vollendete den Bau der Metropolitankirche daselbst und 1162 wurde das Bistum Upsala zum Erzbistum erhoben. — In **Dänemark** hatte das von Ansgar in schwachen Anfängen gegründete Christentum nachher manche Verfolgung zu leiden, bis es durch die Siege Heinrichs I. (des Voglers) über Gorm den Alten um 930 herrschend wurde, dessen Sohn Harald Blaatand (Blauzahn) mit seiner Familie sich taufen ließ. Doch blieb das Heidentum vorzüglich auf den Inseln dem Christentum sehr feindlich, bis dann endlich Kanut der Große (1014–1035) die Bekehrung durch englische Priester vollendete. — Nach **Norwegen** kam die Kenntnis der christlichen Lehre gleichfalls von England aus, wo der König dieses Landes Hako der Gute 936 die Taufe empfangen hatte. Aber seine Unterthanen widersetzten sich der Annahme des Christentums, welches harte und langwierige Kämpfe zu bestehen hatte. Unter Olaf Trygvason (995—1000) wurden die meisten Gebiete des Landes christlich, und Olaf Haraldson (1014—30), der Dicke nnd der Heilige benannt, vollendete die Bekehrung. Metropole wurde Throndheim. — Von hier aus ging die Verbreitung christlichen Glaubens und Lebens nach **Island** und dem erst kürzlich entdeckten **Grönland**. Hier nahmen die Bewohner im Jahre 1000 die Taufe an. Das Christentum geriet aber hier im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wieder in Zerfall, als die Verbindung des Landes mit Norwegen und Dänemark erlosch. Dort predigten, nach den Missionsversuchen Thorwalds und des sächsischen Bischofs Friedrich (981—85), gesandt von Olaf Trygvason Thankbrand und der Isländer Stefnir, um 996. Im Jahre 1000 wurde dann das Christentum durch den Beschluß einer Volksversammlung gesetzlich eingeführt, deren Beschlüsse die waren: Die Isländer sollen die Taufe empfangen; die Tempel und Götzenbilder dürfen zerstört werden; die öffentlichen Opfer sind verboten, dagegen sind erlaubt: heimliche Opfer, Genuß von Pferdefleisch und Aussetzung der Kinder.

118. Wirksamkeit der Salzburger Kirchenvorsteher.

Um die Zeit, als Bonifacius in Deutschland wirkte, war **Virgilius** Bischof zu Salzburg von 754 bis 784. Er wurde vom Herzoge der Karantaner, Ketumar, gebeten, nach Karantanien (Kärnten) zu kommen, um das Volk im Christentume zu unterrichten. Virgilius konnte selbst nicht kommen; aber er sandte den von ihm geweihten Bischof Modestus mit einigen Priestern dahin, mit der Vollmacht, Kirchen und Geistliche zu weihen. Unter den vielen von ihm errichteten Kirchen ist Maria Saal die berühmteste.

Des Virgilius Nachfolger (nach kurzer Verwaltung des heiligen Bertricus) war **Arno** († 821), ein vertrauter Freund Alcuins. Da er auch das Vertrauen des Bayernfürsten Tassilo, des Kaisers Karl des Großen und des Papstes Leo III. in hohem Grade besaß, so war er in der Lage, desto mehr zu wirken. Durch seine Anordnungen wurden die Bekehrungen in Karantanien fortgesetzt, und an der Bekehrung der Avaren nahm er persönlich Anteil. Diese, über einen Teil von Österreich und Ungarn hin wohnend, wurden von Karl dem Großen bis zum Jahre 797 völlig überwunden, und Arno ging im folgenden Jahre auf Karls Aufforderung selbst nach Niederpannonien, verkündete das Christentum, weihte Kirchen und stellte Priester an. Hierdurch erhielt er zugleich Gelegenheit, seine Diöcese namhaft zu erweitern, nämlich um das Gebiet zwischen der Donau, der Raab und der Drau.

Um die nämliche Zeit wurde Salzburg vom Papste Leo III. zum Erzbistume erhoben. Ein Streit, der wegen der Grenze zwischen dem Patriarchate von Aquileja und dem Salzburger Erzbistume entstanden war, wurde durch Vermittlung Karl des Großen dahin beigelegt, daß die Drau die Grenze zwischen diesen beiden Sprengeln bilden soll (810). Um das Jahr 870 hob der Salzburger Erzbischof Adalwin die Regionarbischöfe, die bis dahin von Salzburg aus für die Karantaner und die angrenzenden slavischen Völker aufgestellt wurden, ganz auf und stellte die Slaven in Karantanien unter seine unmittelbare Jurisdiktion.

119. Das Christentum unter slavischen Völkern.

Neben den Germanen finden sich die Slaven als der zweite noch umfassendere Hauptstamm in Europa, der sich um diese Zeit von der Saale bis zum Ural, und vom adriatischen bis zum baltischen Meere unter verschiedenen Völkernamen erstreckte.

1. Die **Kroaten** zwischen dem adriatischen Meere und der Drau waren, so viel bekannt, die ersten, welche die christliche Religion, und zwar freiwillig annahmen. Ihr Fürst Porga hatte sich deshalb an Kaiser Konstantin Pogonatus gewendet, wurde aber an den Papst verwiesen, und die von diesem gesandten Glaubensboten tauften den Fürsten (760) und einen Teil des Volkes. Sie mußten

als Christen 680 den Räubereien und Angriffskriegen entsagen; damit aber ihr Land vor fremden Angriffen sicher sei, nahm der Papst dasselbe, als Eigentum der römischen Kirche, in seinen apostolischen Schutz. Nach und nach entzogen sich die Kroaten dem griechischen Joche und erkannten unter Karl dem Großen die fränkische Oberhoheit an, die sie aber nach seinem Tode wieder verwarfen. Obschon an die Stelle der 639 zerstörten Metropole Salona seit 647 Spalatro gekommen war, so war doch lange die hierarchische Ordnung nicht durchgeführt; erst seit 879 lassen kroatische Bischöfe sich nachweisen.

2. Die im heutigen Krain, Steiermark und Kärnten ansässigen Slaven, die **Karantaner**, empfingen ohne Zweifel frühzeitig von Aquileja her das Licht des Evangeliums. Noch mehr aber bewirkte die Nähe des christlichen Bayern und die spätere Abhängigkeit von fränkischer Herrschaft, und (§. 118) das Bistum Salzburg. Wenigstens ließ der Karantanerfürst Boruth seinen Sohn Karost (Cacatius) und Neffen Ketumar in Bayern christlich erziehen, und als diese zur Regierung gelangten (um 760), wurden von Salzburg aus eifrige Missionen unternommen. Bis zum Plattensee im heutigen Ungarn, wo der Slavenfürst Priwina seine Mosburg und mehrere Kirchen baute (850), dehnte sich die Wirksamkeit dieser Missionen aus.

3. Die **Wenden** zwischen der Saale und Oder, unter mehrere Volksstämme verteilt,[1] erwehrten sich mühsam der Deutschen. Otto I. der Große, der unter ihnen, wie unter den Dänen und Böhmen zeigen wollte, „daß er nicht umsonst Schirmer und Mehrer der christlichen Kirche sei," war bemüht, die mit dem Schwerte erworbene Herrschaft durch die Taufe zu sichern, und es wurden mehrere Bistümer angelegt.[2] Diese bischöflichen Sitze waren aber zum Teil auch

[1] Es waren dies die Sorben zwischen Elbe und Saale, die Leutizen oder Wilzen zwischen Elbe und Oder und die Obotriten in Mecklenburg. Sie alle wurden 926 unter Kaiser Heinrich I. unterjocht und von da begannen die Bekehrungsversuche. Unter den Sorben wirkte insbesondere der heilige Bischof Benno von Meißen durch zwanzig Jahre so heldenmütig, daß er sich den Namen eines Apostels der Slaven erwarb. Zuletzt aber wurde er von Kaiser Heinrich IV. verfolgt und starb 1106 im Alter von sechsundneunzig Jahren.

[2] Nämlich Havelberg, Brandenburg, sowie die noch bedeutenderen Meißen, Merseburg, Zeitz (seit 1029 in Naumburg) und Odenburg (im

Burgen einer drückenden deutschen Zwingherrschaft, darum waren sie, und mit ihnen das Christentum verhaßt. Es folgten furchtbare Empörungen,[1] und erst, als das wendische Reich (um 1130) wieder zerfallen war, wurden die einzelnen Stämme, insbesondere durch die sächsischen Fürsten, bezwungen und bekehrt. Deutsche Kolonien zogen in das verödete Land, alles wurde deutsch und christlich, bis auf kümmerliche Überreste wendischer Sitte und Sprache.

120. Die Slavenapostel Cyrillus und Methodius.

Die Bischöfe von Passau und Regensburg hatten sich auch bemüht, den an ihre Sprengel grenzenden slavischen Völkern in Böhmen und Mähren unter Vermittlung Karl des Großen das Christentum beizubringen. Aber die Verbindung mit Deutschland war unter den Slaven zu verhaßt, deutsche und lateinische Sprache zu fremd, um das Christentum mit Erfolg verbreiten und befestigen zu können. Erst den zwei griechischen Mönchen, den Brüdern **Cyrillus** (Konstantin) und **Methodius** gelang dies, weil sie den Slaven Predigt, Gottesdienst und die heilige Schrift in der slavischen Sprache darzubieten vermochten.

1. Den Cyrillus finden wir zuerst unter den **Chazaren** auf der Halbinsel Krimm, welche ihn vom Kaiser Michael III. als Glaubensprediger erbeten hatten. Er predigte dort, taufte, versah sie mit Lehrern, und kehrte wieder nach Konstantinopel zurück, um das Jahr 850. Das Reich der Chazaren fiel 1016 an Rußland.

2. Unterdessen war sein Bruder Methodius bei den **Bulgaren** thätig, welche seit 680 im Süden der Donau gegen das schwarze Meer hin ansässig waren. Sie hatten schon durch Gefangene den

---

Jahre 1164 nach Lübeck verlegt). Sämtliche wurden, Oldenburg ausgenommen, dem gleichfalls 968 neu errichteten Erzbistum **Magdeburg** untergeordnet.

[1] Bei einer solchen, seitens der Obotriten und Leutizen unter ihrem Fürsten Mistowoi im Jahre 983 ausgebrochenen Empörung wurden viele christliche Priester gemartert. Der gegen den heidnischen Fanatismus kämpfende Enkel Mistowoi's, Gottschalk, welcher auch die Bistümer Mecklenburg und Ratzeburg gegründet, litt mit sechzig Priestern den Märtyrertod. Der Bischof Johannes von Mecklenburg ward sogar am Altare des Radagast geopfert.

christlichen Glauben kennen gelernt, und eine Schwester ihres Fürsten Bogoris (Boris) war während ihrer Gefangenschaft in Konstantinopel christlich geworden. Als sie ihrem Bruder wiedergegeben war, suchte sie ihn zur Annahme des Christentums zu bewegen. Aber ihre Vorstellungen waren vergeblich, bis eine schwere Hungersnot ihn antrieb, den mächtigen Gott der Christen anzurufen. Obschon sein Gebet erhört worden war, so mußte doch Methodius, der mit seinem Bruder dahingekommen war, das starre Gemüt des rohen Heiden noch durch die Verfertigung eines Gemäldes vom jüngsten Gerichte erschüttern, — worauf Bogoris um das Jahr 863 sich taufen ließ. Aber Bogoris begehrte bald darauf vom Papste neue Prediger, die ihm zwar gesandt, aber nach einigen Jahren vom Könige wieder vertrieben und mit griechischen Priestern vertauscht wurden.

3. Von den Bulgaren zogen die beiden Brüder und Slavenapostel zu den **Moravern**, deren Reich damals sehr bedeutend war. Sie wurden 863 vom Fürsten Rastislaw selbst gerufen, der sich nebst seinem Neffen Swatopluk (Svetopolk) taufen ließ. Die Einführung der Liturgie in slavischer Sprache, sowie ihre Herkunft aus dem griechischen Reiche erregten den Verdacht des Schismas; daher beschied Papst Nikolaus I. 867 sie beide nach Rom, wo sie unter Hadrian II. anlangten und beide zu Bischöfen geweiht wurden. Cyrill starb in Rom und nur Method kehrte als Erzbischof nach Mähren zurück. Im Jahre 872 finden wir ihn auch bei Cocel, dem Sohne Priwinas in Pannonien. Aber der slavische Ritus schien den deutschen Priestern verdächtig. Methodius wurde in Rom angeklagt, und er mußte abermals dahin, um sich zu verteidigen. Er that das auch 679 siegreich, und erhielt vom Papste Johannes VIII. die Bestätigung seiner slavischen Liturgie· Dennoch fand er bei seiner Zurückkunft nach Mähren nicht mehr die verdiente Aufnahme, ging daher 881 wieder nach Rom, und verschwindet dann aus der Geschichte. Infolge der Überflutung durch die Ungarn und auch infolge der Uneinigkeit der Söhne Swatopluks († 894) wurde bald darauf (908) das mährische Reich von den Böhmen und Ungarn mit dem Schwerte geteilt, und nur im böhmischen Anteile wurde zu Olmütz ein Bistum errichtet. Der slavische Ritus erhielt sich weiterhin nur mehr in einzelnen Kirchen, denn mit dem Reiche der Mähren war auch die Liturgie des Methodius untergegangen.

4. Nach **Böhmen** war seit 845 das Christentum durch einige Häuptlinge, die sich in Deutschland taufen ließen, gekommen; der eigentliche Stifter aber ist auch hier Methodius, welcher den böhmischen Fürsten Boriwoj, als dieser am mährischen Hofe gegen die Deutschen Hilfe suchte, getauft und von Priestern in sein Land begleitet wurde. Später kam Methodius selbst nach Böhmen, zwischen 870 und 880, und taufte auch Boriwojs Gemahlin Ludmilla — die erste Heilige Böhmens, und den Prinzen Wratislaw nebst vielen anderen. Doch mußte auch hier erst Märtyrerblut fließen, bevor das Christentum recht gedeihen konnte. Ludmilla wurde durch ihre Schwiegertochter Drahomira, — und Wenzeslaus, Ludmillas Enkel, durch seinen Bruder Boleslaw ermordet, 938. Nun sollte das Heidentum wieder hergestellt werden; aber der deutsche Kaiser Otto I., welchem Boleslaw der Grausame den Tribut verweigert hatte, kam 950, überwand und zwang ihn zur Wiederherstellung des Christentums. In Prag wurde von Boleslaw II. 973 ein Bistum gestiftet, welches Papst Johannes XIII. unter der Bedingung bestätigte, daß der lateinische Ritus eingeführt werde. Der erste Bischof war der Sachse Dithmar. Auf ihn folgte Wojtech (Adalbert); dieser verzweifelte daran, den wilden Sinn der Böhmen (Menschenhandel, Vielweiberei) zu bändigen und ging von Prag weg zu den Preußen, wo er im Kulmerland an der Weichsel 997 zum Blutzeugen wurde. Sein Tod wirkte wie eine wunderbare Mahnung auf die Böhmen, die scharenweise nach seinem Grabe (in Gnesen) wallfahrteten und gar einen Heerzug unternahmen, um seinen Leib zu gewinnen. Die Schwester Boleslaws II., Maria, wurde die erste Äbtissin in Prag und Gründerin des Benediktinerordens in Böhmen.

121. Das Christentum in Polen, Rußland und Ungarn.

1. Nach **Polen** brachten Flüchtlinge bei dem Sturze des mährischen Reiches das Evangelium. Aber erst 965 durch die Vermählung des Herzogs Mieczyslaw (Miesko) mit der christlichen Prinzessin aus Böhmen, Dombrowka, der Tochter Boleslaws I., wurde das Christentum Staatsreligion. Doch war bei dem Volke die Erinnerung an die alten Götzen, die man ins Wasser werfen mußte, schwer zu vertilgen. Der heilige Adalbert, der schon zuvor genannte

Bischof von Prag,[1] hatte einen großen Teil an der Bekehrung dieses Volkes, nicht nur bei seinen Lebzeiten, sondern fast noch mehr nach seinem Tode, nachdem er im Jahre 997 von den heidnischen Preußen erschlagen und sein Leichnam nach Polen zurückgebracht worden war. Unter den andächtigen Pilgerscharen, die des heiligen Adalbert Grab besuchten, war im Jahre 1000 auch Kaiser Otto III., und durch seine Vermittlung wurden in Polen fünf Bistümer und in Gnesen das Erzbistum errichtet. Mieczyslaws Sohn, Boleslaw Chrobry, der Gewaltthätige (992—1025) befestigte und erweiterte die christliche Kirche mit Hilfe der herbeigerufenen Benediktiner. Auch König Kasimir, angeblich ein ehemaliger Mönch von Clugny, war ein eifriger Beförderer des Christentums. Boleslaus II. dagegen hatte nicht den frommen Sinn seiner Vorfahren; als er aber gar den heiligen Bischof Stanislaus von Krakau, der ihn wegen seiner Laster getadelt, am Altare erschlug, ward er von Papst Gregor VII. gebannt und starb 1081 im Elend.

2. Die **Russen** hatten das Christentum schon seit dem neunten Jahrhundert, bald nach der Gründung ihres Staates durch den skandinavischen Waräger Rurik aus dem Stamme Ruß, auf Schlachtfeldern und Handelswegen von Konstantinopel aus kennen gelernt; doch konnte noch nach hundert Jahren die Großfürstin Olga, Witwe Igors, die 955 in Konstantinopel getauft wurde, nur wenig wirken. Erst ihr Enkel Wladimir führte klug und fest das ganze Volk dem Christentume zu, nachdem ihm bei seiner Vermählung mit der griechischen Prinzessin, 987, dies zur Bedingung gemacht worden war. Die Bojaren des Reiches, wie das Volk, fanden sich willig, wozu die slavische Bibelübersetzung und slavische Kirchensprache das Ihrige beitrugen. Die ersten Bistümer wurden zu Kiew und Nowgorod errichtet. Die russische Kirche wurde später in das griechische Schisma hineingezogen.

3. Die **Magyaren** (Ungarn) waren in der Mitte des neunten Jahrhunderts in Pannonien eingewandert und durch hundert Jahre eine Geißel für Europa, wobei an ihre Bekehrung nicht gedacht werden kann. Erst nach ihrer vollen Niederlage auf dem Lechfelde durch

---

[1] Unter anderem sei bemerkt, daß ihm das berühmte Marienlied Boga rodzicza zugeschrieben wird.

Otto I., 955, kamen sie zur Ruhe, die eine Vorbedingung des friedlichen Christentums ist. Um diese Zeit hatte zwar der Häuptling Gyula in Konstantinopel das Christentum angenommen, und seine Tochter Sarolta (spr. Scharolta) hatte ihren Gemahl Geisa nebst vielen anderen zur Taufe vermocht. Geisa (972—97) baute zwar Kirchen, opferte aber zugleich den Götzen, und erst seinem Sohne, König Stephan dem Heiligen (997—1038) war es vorbehalten, Ungarn in den Staatenverband civilisierter Völker, und in Ungarn das Christentum einzuführen. Die Bischöfe Piligrim von Passau und Adalbert von Prag hatten durch Missionäre, und der letztere noch persönlich, bereits viele Ungarn bekehrt; und der tapfere, gerechte, großmütige und bis zum Heiligen verklärte König Stephan vollendete das schöne Werk, indem er dem Lande eine politische und feste kirchliche Verfassung gab. Er stiftete vier Benediktinerabteien (darunter auch den Mons Pannoniae, St. Martinsberg) und das Erzbistum Gran mit mehreren Bistümern. Papst Sylvester II. hierüber erfreut, zeichnete ihn mit dem Titel: »rex apostolicus« aus und soll ihm auch eine goldene Krone und ein goldenes Kreuz übersandt haben. Bei seinem Tode erhob sich zwar, begünstigt durch die politischen Wirren, die alte Religion mit blutigem Haß gegen die neue. Andreas I. (1046—61) verbot indessen, sobald er sich hinlänglich stark fühlte, die fernere Ausübung der heidnischen Gebräuche bei Todesstrafe, und als Bela I. (1061—63) einen nochmaligen Aufstand mit rascher Hand unterdrückte, war die Macht des Heidentums für immer gebrochen.

122. **Die Normannen.**

Unter den Völkern, die unter den Karolingern gegen das christliche Mitteleuropa anstürmten und dasselbe mit neuer Barbarei bedrohten, waren die **Normannen** die kühnsten.

1. Northmannen, Heidenmannen, nannten die Deutschen die Bewohner der skandinavischen Länder und weil die Dänen die zahlreichsten waren, so erscheint ihr Name häufig als Gesamtname für die aus den nördlichen Gegenden kommenden Raubscharen.[1] Im

[1] In ihrer Verfassung und Lebensweise erscheinen sie den alten Germanen, wie Tacitus diese schildert, in den meisten Beziehungen sehr ähnlich.

Kampfe mit der wilden nordischen Natur, in den Fehden ihrer Häuptlinge und der Ausübung der Blutrache erstarkten diese nordischen Germanen zu furchtbaren Kriegern, die seit Ludwigs des Frommen Zeiten eine Plage für das nördliche Frankreich und Deutschland waren. Die nachgeborenen Söhne der Normannen hatten eben keine andere Wahl, als das Leben eines Kriegers und Räubers. Das väterliche Gut erbte nämlich immer der erstgeborene Sohn, ein jüngerer erhielt eine Waffenrüstung und, gehörte er etwa einem reichen Vater an, auch noch ein Schiff dazu, auf welches er nun junge Leute seinesgleichen und andere Krieger einlud, um mit ihnen nach Raub auszufahren. Dies geschah im Frühjahr, im Herbste kehrte man mit der Beute heim, feierte das große Julfest (die Wintersonnenwende), erzählte beim Gelage die bestandenen Abenteuer und verabredete die Fahrten für die nächste schöne Jahreszeit. Solche normannische Räuber wurden **Wickinger** (von Wick = Meerbusen) genannt. Daß diese aber gerade jetzt nach Beendigung der Sachsenkriege in großen Schwärmen unter „Seekönigen" ausfuhren und vorzugsweise die fränkischen Küsten heimsuchten, daran waren wohl vorzüglich ausgewanderte Sachsen schuld, welche für ihren Haß gegen Frankenherrschaft und Christentum bei den Normannen die empfänglichsten Gemüter

---

Sie sind hohen und starken Körperbaues, gegen Kälte und Nässe fast unempfindlich, leben unter Königen und Edeln, ohne diesen irgend ein Vorrecht einzuräumen, haben keinen Priesterstand, überlassen die Feldarbeiten den Leibeigenen, indem sie nur Krieg, Jagd und Seefahrt für Arbeiten halten, die des freien Mannes würdig wären, und alle Beschäftigungen verschmähen, die nicht Werkzeuge für jene liefern. Der junge Normanne schälte Linden, aus deren Bast Stricke und Decken geflochten wurden, fertigte Bogen, Sehnen und Pfeile, lernte den Wurfspies werfen und die Lanze schwingen, mit dem Schwerte fechten und das Kriegsroß tummeln, die Bucht durchschwimmen, das dreizehn Ellen lange Ruder führen und das Boot steuern; denn alle Normannen waren als Insel- und Küstenbewohner auf die Fischerei in der See gewiesen. Für weitere Fahrten bauten sie sich die sogenannten „Drachen", das waren Schiffe, die bis hundertzwanzig Mann faßten, also ungefähr in der Größe der griechischen zu Homers Zeiten, aber lang und schmal mit tiefem scharfem Kiel, um Wellen und Strömungen leichter zu brechen und schneller zu fahren. Die **Geschichte** dieser nordgermanischen Stämme reicht nicht über die Zeit hinaus, in welcher sie mit den südlicheren Völkern, den deutschen und romanischen, zusammenstoßen; denn von früheren Raubzügen haben sich kaum einige Nachklänge erhalten, z. B. von Swarans Kampf mit Fingal in den sogenannten Liedern Ossians.

finden mußten, wenn sie ihnen erzählten, daß Odin und die Asen nicht mehr walten sollten, der Heldensaal in Asgard nicht mehr bestehen, die Wickinger keine Küste mehr heimsuchen dürfen, wenn auf derselben das Kreuz aufgerichtet ist, kein Julfest mehr feiern, sie sollten Tod und jüngstes Gericht fürchten, wohl gar wie sie (die Sachsen) den Kirchen den Zehnt entrichten und neue Gesetze empfangen! Und die Normannen — sie brachen in Geschwadern von mehreren hundert Schiffen aus der Nord- und Ostsee auf der Seine und dem Rheine ein und beraubten die Küstenländer, zerstörten, was brennen und brechen mochte, mordeten schonungslos und ließen besonders gern Klöster zur Ehre der nordischen Götter in Flammen aufgehen, Geld und Kleinode aber führten sie mit in ihre Heimatländer.

2. Unter einem ihrer berühmtesten Seekönige **Rollo** aber zogen sie einmal im Winter nimmer heim wie sonst; sie suchten nicht mehr bloß Raub, sondern Land zu neuen Wohnsitzen und setzten sich zu diesem Zweck zu Rouen fest und der damalige König von Frankreich, Karl der Kahle, faßte den Entschluß, durch Aufopferung einer Provinz sie zu friedlichen Nachbarn zu machen. Er bot 912 dem Rollo unter der Bedingung, daß er mit seinem Volke die christliche Religion bekenne, jene Provinz im nordwestlichen Frankreich von der Epte bis zum Meere, die von da an die **Normandie** genannt wurde, und seine Tochter (oder Schwester?) Gisela zur Ehe an. Die Bedingung gefiel und Rollo, der sich jetzt Herzog Robert nannte, trug sieben Tage das Taufgewand und bezeichnete jeden Tag durch reiche Schenkungen an die Kirchen, ließ zerstörte Gotteshäuser wieder aufbauen und gründete neue, sowie mehrere Klöster und suchte seine Normannen zu civilisieren, deren eigentümliche Willenskraft von dieser Zeit ab eine christliche Richtung nahm.

3. Von den französischen Normannen gingen viele in auswärtige Dienste, weil die nachgeborenen Söhne adeliger Eltern keinen Anteil an dem unteilbaren Allode[1] bekamen, also ihr Fortkommen

[1] Allod, Alodium wird in den germanischen Rechtsbüchern bald das gesamte, von allen Lasten freie Vermögen einer Person, bald das Erbgut im Gegensatze zu dem erworbenen Vermögen genannt; später wurde dies Wort gebraucht im Gegensatz zum Feod, dem nicht vererblichen Lehen (feudum), woraus sich der neuere Sinn des Wortes Alodium, als des von der Lehensverbindung freien Vermögens entwickelt hat, Erbgut, Freigut.

anderswo suchen mußten. Ihre Fahrten in auswärtigen Kriegsdienst begannen sie in der Regel mit einer Wallfahrt nach dem Berge Gargano in Unteritalien, wo der Erzengel Michael besonders verehrt wurde. Bei einer solchen Gelegenheit wurden sie von den Einwohnern, Longobarden und Griechen, daselbst zur Vertreibung der Sarazenen eingeladen, wofür ihnen Sold und Lehen zugesagt wurde. Die ritterlichen Normannen traten gern in solche Dienste und schlugen sich dermaßen, daß sie der Schrecken der Sarazenen wurden. Aber nun wurde ihnen nach echt griechischer Weise nicht Wort gehalten; darum riefen sie andere ihrer tapferen Brüder herbei und nahmen sich nicht bloß den vorenthaltenen Lohn, sondern eroberten auch von den Longobarden, Griechen und Sarazenen für sich selbst Städte und Landschaften. Die deutschen Könige, beziehungsweise römischen Kaiser, begünstigten aus Feindschaft gegen die Byzantiner die erobernden Normannen und belehnten sie mit dem, was diese jenen abnahmen, so Konrad II. den Normannen Rainulf mit der Grafschaft Aversa, welche dieser von dem Herzog Sergius von Neapel für seine Dienste empfangen. Im Jahre 1043 nannte sich Wilhelm Eisenarm, einer der zwölf Söhne des Tankred von Hauteville, bereits Graf von Apulien und erhielt 1047 die kaiserliche Belehnung; als aber Kaiser Heinrich III. den Herrn von Benevent, der seine Mutter bei ihrer Wallfahrt nach Monte Gargano beleidigt hatte, in Acht und der Papst in den Bann ihn erklärte, bemächtigte sich Wilhelms Bruder Hunfried Benevents, das der Kaiser dem Papste versprochen hatte. Darüber gerieten nun die Normannen mit Papst Leo IX. in Krieg. Dieser hatte aus Deutschland siebenhundert Schwaben als Freiwillige mitgenommen und mit diesen und einer viel größeren Anzahl Italiener zog er gegen Benevent. Bei Civitella kam es den 18. Juni 1053 zur Schlacht; die Italiener liefen davon, die normannischen Reiter stachen mit ihren Lanzen die Pferde der Schwaben nieder, die nicht mit Lanzen, sondern mit gewichtigen Schwertern fochten; aber diese setzten nun den Kampf zu Fuße fort, spalteten noch manchen Normannenkopf und erlagen nur nach furchtbarer Gegenwehr. Der Papst selbst wurde gefangen, jedoch ehrenvoll behandelt, allein Benevent gaben die Normannen nicht mehr heraus. Krank kehrte Leo nach Rom zurück und starb im folgenden Jahre. Die Normannen setzten ihre Eroberungen rastlos fort; keine zehn Jahre später anerkannte Papst Nikolaus II.

den **Robert Guiskard**, einen Bruder Hunfrieds, als Herzog von Apulien, Kalabrien und (des erst zu erobernden) Sizilien. Dafür gelobte ihm dieser 1060 Lehenspflicht[1] und von 1061—72 entriß Guiskards Bruder Roger den Arabern die Insel Sizilien. Diese Normannenherrschaft unter der Lehenshoheit des Papstes, mit der Feste Melfi als ihrem Mittelpunkt, ein Reich schöner und durch Handelsstädte, wie Salerno, Amalfi, Neapel, Palermo, Messina ꝛc., wohlhabender als die meisten in Europa, war von jetzt an der Rückhalt der Päpste gegen die deutschen Herrscher.

Durch diese Belehnung des Normannenfürsten war von dem römischen Stuhle ein großer Schritt geschehen; er hatte standhafte, getreue und tapfere Krieger erworben, die ihn schirmten gegen jedermann; denn sie waren Verbindlichkeiten der Treue niemand schuldig, als ihm allein. Und noch Papst Nikolaus II. erfuhr, welch nützliche Freunde er an den Normannen gewonnen. Sie begleiteten ihn von Melfi, wo er Guiskard belehnt, zugleich auch ein Konzil gehalten und einen verbrecherischen Bischof abgesetzt hatte, auf seiner Rückkehr nach Rom und fielen auf seinen Auftrag in die Besitzungen der Grafen Tuskulum und der mit ihnen verbündeten Herren ein, welche, wie wir dies später noch sehen werden, dem römischen Stuhle so schweres Unheil und so tiefe Schmach bereitet hatten. Sie brachen die festen Burgen dieser Edlen bis hinüber nach Sutri und befreiten den Papst von der Gefahr, die ihm von diesen nimmermüden Unruhestiftern beständig drohte.

Papsttum und Kaisertum.

123. Die Päpste in der Zeit der Karolinger.

Von den drei Söhnen Karls des Großen war ihm 811 Karl, ein anderer, Pipin, das Jahr vorher schon gestorben; so war nur Ludwig übrig, welchen ihm seine erste Gemahlin, die schöne, durch Ab-

[1] Siehe den Lehenseid in Baron. annal. eccl. ad annum 1059, No. 70, 71: „Ich Robert, durch Gottes und des heiligen Petrus Gnade Herzog von Apulien, Kalabrien und in Zukunft auch von Sizilien, werde von Stund an ein Getreuer sein der heiligen römischen Kirche und Dir, meinem Herrn, Papst Nikolaus. In Rat und That, wo Dein Leben in Gefahr, oder Deine Gefangenschaft durch Gottlose im Werke ist, werde ich nicht sein“ ꝛc.

stammung und Gesinnung edle Schwäbin Hildegard im Jahre 778 geboren hatte. In der Geschichte heißt er „der Fromme“ (le débonnaire), weil er später ein freigebiger Wohlthäter der Stifte wurde. Mit diesem Ludwig nun ging der Kaiser im November 813 in die Kirche von Aachen, die er selbst gebaut hatte, legte seine Krone auf den Altar und betete lange. Dann erhob er sich und ermahnte seinen Sohn vor allem Volke, immer Gerechtigkeit zu üben, die Schwachen zu schützen und die Kirche zu schirmen. „Versprichst Du es mir?“ fragte Karl, und als Ludwig weinend es versprach, setzte der tief bewegte Greis dann hinzu: „Nun, so setzte Dir die Krone auf.“

So hatte sich Ludwig der Fromme (814—40) auf Geheiß seines Vaters die Kaiserkrone zwar selbst aufs Haupt gesetzt; aber später empfing er sie auch noch aus der Hand des Papstes und fortan galt es bis zum Ende des Mittelalters als Grundsatz, daß nur dieser sie verleihen könne. Gekrönt wurde Ludwig vom Papste **Stephan** V. (816—17), der auf einer römischen Synode auch ein Dekret publizierte, wonach „der künftige Papst vom römischen Klerus in Anwesenheit des Senates wie des Volkes gewählt, aber erst in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten konsekriert werden sollte.“ Als nun nach Stephans Tode dieser Bestimmung entgegen **Paschalis** I. (817—24) vor Ankunft der kaiserlichen Legaten konsekriert ward, that der Kaiser Einsprache; der Papst entschuldigte sich durch die drängenden Umstände damals in Rom und krönte 823 den zum Mitkaiser ernannten Lothar I., wogegen Ludwig 817 (in der ersten uns erhaltenen Urkunde über den weltlichen Besitzstand des römischen Stuhles) die Schenkung seiner Vorfahren bestätigte und durch Sizilien und Sardinien erweiterte. Bei der Wahl des folgenden Papstes **Eugen** II. (824—27) fielen Unordnungen vor. Der Kaiser sandte seinen Sohn Lothar nach Rom, welcher Eugen als Papst anerkannte und durch eine Konstitution das Verhältnis der kaiserlichen Gewalt zur päpstlichen hinsichtlich Roms und des Kirchenstaates bestimmte.[1] Nach dem bloß ein-

---

[1] Sie besteht aus neun Artikeln, welche vom Rechte des Papstes und des Kaisers über Rom handeln, die kanonische Papstwahl verbürgen (wie bisher vom Klerus und Volk, doch soll der Gewählte vor dem Kaiser oder seinen Gesandten den Eid einer gerechten Regierung ablegen), die Restitution der geraubten Kirchengüter verfügen, den Römern Gehorsam und Ehrerbietung gegen den Papst einschärfen 2c.

monatlichen Pontifikate **Valentins**, der noch vor dem Eintreffen der kaiserlichen Bestätigung starb, folgte **Gregor** IV. (827—44), dessen Wahl erst nach umständlicher Untersuchung genehmigt worden war. Während seiner Regierung brachen die unseligen, blutigen und wenig ehrenvollen Kämpfe wie Streitigkeiten zwischen Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen aus.[1] Seiner Aufgabe als Oberhaupt der Kirche entsprechend, suchte der Papst zu vermitteln, indessen ohne Erfolg, zum Teil wegen seiner Voreingenommenheit für Lothar. Nach dem Tode des Vaters bekämpften die Brüder sich selber, bis die Teilung des Reiches (in drei durch Sprache und Nationalität mehr oder weniger verschiedene Staatenkomplexe) in dem Vertrage von Virodunum (Verdun) 843 den Zwistigkeiten ein vorläufiges Ziel setzte.

Als nach der stürmischen Wahl des Papstes **Sergius** II. (844—47) derselbe vor Ankunft der kaiserlichen Legaten konsekriert worden war, weil wegen der Gegenbestrebungen des Diakons Johannes Eile geboten war, schickte Kaiser Lothar seinen Sohn Ludwig mit einem Heere nach Rom. Sergius zeigte sich aber entschieden, ließ die Thüre der Peterskirche vor Ludwig schließen, bis dieser erklärte: „er sei in keiner feindlichen Absicht gekommen," worauf er ihn einließ und zum König der Longobarden krönte. In der Regierungszeit dieses Papstes dehnten (846) die Sarazenen ihre Plünderungen bis zu den Gräbern der Apostel aus. Um ähnlichem Unglücke für die Zukunft zu steuern, umgab sein Nachfolger **Leo** IV. (847—55), der gleichfalls ohne vor-

---

[1] Ludwig suchte anfangs gleich bei dem Krönungsakte 817 zu Aachen, wohin der Papst, um sein Recht zu üben, selbst gekommen war, die Einheit des Reiches dadurch zu wahren, daß er für die Erbfolge das Recht der Erstgeburt dem alten fränkischen Erbrechte entgegenstellte und demnach für den Fall seines Ablebens seinen erstgeborenen Sohn Lothar zum Kaiser bestimmte; die zwei jüngeren Söhne Ludwig und Pipin sollten als Statthalter desselben zu betrachten sein. Als im Jahre darauf seine Gemahlin Irmengard ihm starb, trug er sich zuerst mit dem Gedanken, Mönch zu werden, heiratete aber dennoch 819 Judith (wahrscheinlich aus dem altdeutschen Jutta in den biblischen umgewandelt) aus dem uralten, in Schwaben und Bayern reich begüterten Geschlechte der Welfen, welche ihm 823 einen Sohn Karl (den Kahlen) gebar. Um auch für dessen Ausstattung zu sorgen, stieß er den früheren Teilungsakt um und schmälerte seine Söhne erster Ehe zu gunsten des jüngsten. Dieser Vorgang gab Veranlassung zu Kriegen der Söhne gegeneinander, wobei der Vater sogar zweimal gefangen und zur Abdankung gezwungen wurde.

herige kaiserliche Zustimmung, „jedoch unbeschadet der Treue, welche der Papst nächst Gott dem Kaiser schuldig sei," geweiht wurde, den Vatikan mit Mauern und wurde dadurch der Gründer der Urbs Leonina oder des transtiberinischen Viertels. Bei der erneuerten Landung der Sarazenen in der Nähe von Ostia 848 ward durch Leos Fürsorge, Entschlossenheit und Gebet ein großer Sieg über die Feinde errungen, der mit dem Siege Karl Martells verglichen werden kann. Als Kaiser Lothar seinen Sohn Ludwig, den König der Longobarden, zum Mitregenten annahm und dieser nach Rom kam, krönte ihn Leo 850 als Ludwig II. zum Kaiser, wie er auch den damals gleichfalls in Rom anwesenden fünfjährigen Alfred von England zum König von Wessex salbte.

Nach dem Tode Leos IV. wollten die kaiserlichen Gesandten den exkommunizierten Kardinal Anastasius auf den päpstlichen Stuhl erheben. Die Römer wählten aber **Benedikt** III. (855—58), welcher auch die bischöfliche Weihe erhielt, dessen Pontifikat aber ganz thatenlos verlief.[1] Bei seinem Hingange wurde **Nikolaus** I. erhoben, der

---

[1] Zu bemerken ist nur, daß die mittelalterliche Sage vor ihm ein Mädchen aus England oder Mainz, Namens Johanna, zweieinhalb Jahre lang den päpstlichen Stuhl einnehmen läßt. Das Mädchen soll in Männerkleidern mit seinem Liebhaber die Heimat verlassen und in Athen mit Auszeichnung studiert haben; später sei es nach Rom gekommen, dort als Johannes Anglikus ein berühmter Lehrer geworden, nach Leos Tod zum Papste gewählt, schließlich aber bei einer Prozession von Geburtswehen überrascht und so als Betrügerin erkannt worden, worüber es nach der gewöhnlichen Erzählung sogleich starb und begraben wurde.

Die Erzählung, zwar auch im Papstbuch des Anastasius (vgl. S. 288), aber erst in späteren und schlechten Abschriften desselben, erscheint erst im dreizehnten (!) Jahrhundert, zuerst beim französischen Dominikaner Stephan de Bourbon († 1261), fand aber durch Aufnahme in die Chronik des Martinus Polonus († 1274) sofort die weiteste Verbreitung und allgemeinen Glauben; man nahm sie sogar in die Mirabilia urbis Romanae, den Wegweiser für Fremde auf; ja, Papst Johann XX. († 1277) hatte sich ihretwegen Johann XXI. genannt. Im sechzehnten Jahrhundert endlich wurde die ganze Sache zunächst durch Onofrio Panvinio und den bayerischen Geschichtsschreiber Aventin, dann entschiedener noch durch den Calvinisten Blondel als eine Fabel erwiesen. Wenn protestantische Schriftsteller noch hie und da die Existenz einer **Päpstin Johanna** zu verteidigen wagen, beweisen sie nur, wie viel konfessionelle Leidenschaft über die Wahrheit vermag.

Daß wir es aber wirklich nur mit einer Fabel zu thun haben, erhellt

sich durch seine unerschütterliche Gerechtigkeit und hohe Weisheit den Namen des Großen erwarb und seit Gregor I. bis auf Gregor VII. gewiß die bedeutendste Persönlichkeit auf dem Stuhle Petri war. Nach der Bemerkung des Anastasius »coronatus denique« bietet er zugleich das erste Beispiel der Krönung eines Papstes, das die Geschichte erwähnt. Sein Pontifikat war zumal bei den Umtrieben des Photius (§. 134) eines der einflußreichsten. Er hatte auch sonst schwere Kämpfe mit pflichtvergessenen Fürsten und Bischöfen, z. B. mit Johannes von Ravenna, dessen Pläne auf möglichste Unabhängigkeit von Rom und weltlichen Machtbesitz hinausliefen. Gegenüber Lothar II. von Lothringen war ihm die Aufgabe erwachsen, das christliche Eherecht aufrecht zu erhalten.

Derselbe hatte 855 Theotberga, Tochter des verstorbenen burgundischen Grafen Boso, geheiratet. Da ihn seine Konkubine Waldrada indessen mehr anzog, als seine rechtmäßige Gemahlin, erschien ihm die Ehe als drückende Fessel und er trat, um sie zu lösen, zwei Jahre nach der Hochzeit gegen Theotberga mit der Anklage auf, sie hätte früher mit ihrem Bruder Hukbert in sündhaftem Umgang gelebt. Ein solches Verbrechen machte nämlich

---

schon daraus, daß die unmittelbare Nachfolge Benedikts auf Leo zweifellos feststeht; denn a) römische Münzen zeigen das Bild Kaiser Lothars († 28. September 855) und Benedikts zugleich, b) Hinkmar (Ep. 26) erfährt, daß sein Bote auf dem Wege nach Rom Leos Tod erfahren und in Rom angekommen, bereits Benedikt gewählt findet. Zudem würden die Griechen (Photius, Cerularius), wenn ja an der Geschichte etwas Wahres gewesen wäre, bei ihrem bald danach ausgebrochenen Streite mit dem Abendland, dieselbe gegen den Papst ins Treffen geführt haben und Leo IX. hätte dagegen in seinem Mahnschreiben an Cerularius dann gewiß nicht diesen an das Gerücht erinnert, die Kirche von Konstantinopel habe schon Eunuchen, ja sogar ein Weib auf ihrem bischöflichen Stuhle gesehen. — Über die Entstehung der Fabel giebt es verschiedene Ansichten; die einen sehen in ihr eine Satire bald auf das weibische und schwächliche Benehmen Johanns VIII. gegen Photius, bald auf das Weiberregiment in Rom unter Marozia (vgl. folgenden Paragraph); von den anderen wird als Entstehungsgrund angegeben: 1) der ehemalige Gebrauch durchbrochener Sessel bei Einsetzung des neuen Papstes, 2) ein Stein mit einer Inschrift, den man für einen Grabstein hielt, und eine an derselben Stelle aufgefundene Statue mit angeblich weiblichen Gewändern, und 3) die Sitte, bei der Prozession von St. Peter nach dem Lateran mit Vermeidung einer auf dem Wege befindlichen Straße einen Umweg zu nehmen.

nach damaligem Frankenrechte zur Ehe unfähig. Das Vorhaben schien geraume Zeit gelingen zu wollen, da die Bischöfe Gunthar (Günther) von Köln und Thietgaud von Trier dem Könige zu Willen waren. Obwohl ein Gottesurteil mit heißem Wasser, welches ein Stellvertreter glücklich bestand, für die Unschuld der Königin sprach, wurde die Sache dennoch auf der Synode zu Aachen 860 und zu Metz 863 zu gunsten Lothars entschieden, dem 862 sogar eine neue Ehe gestattet wurde. Aber der Papst exkommunizierte ihn, setzte die beiden Bischöfe ab und zwang Lothar zur Wiederannahme Theotbergas. Waldrada wurde zwar mit dem Legaten nach Rom geschickt, sie entlief aber unterwegs und nahm bald ihre vorige sündhafte Stellung bei Lothar wiederum ein. Diesen rief darob der milde **Hadrian** II. (867—72), der als fünfundsiebzigjähriger Greis den päpstlichen Stuhl bestieg, zu sich nach Rom, sich zu rechtfertigen oder Kirchenbuße zu thun. Und Lothar kam, versicherte eidlich, daß er nach dem Verbote des Papstes Nikolaus sich mit Waldrada nicht wieder versündigt habe, und nahm darauf das heilige Abendmahl. Mit der Hoffnung, einst doch noch in den Besitz seiner Geliebten zu gelangen, reiste der verstockte königliche Sünder nach Hause, starb aber, von einem Fieber befallen, 869 in Piacenza, und jedermann hielt seinen Tod als eine Gottesstrafe für seinen Meineid. Theotberga sorgte noch für sein Begräbnis und ging dann in ein Kloster zu Metz. Auch Waldrada nahm den Schleier und büßte zu Remiremont an der Mosel die Verirrungen ihres glühenden Herzens.

Von ihr hatte Lothar zwei Töchter, Gisla und Bertha, und einen Sohn Hugo, der aber sein Erbe nicht sein konnte; das Reich des Verstorbenen wurde vielmehr von seinen Oheimen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen in Besitz genommen, obwohl Papst Hadrian für das Erbrecht Kaiser Ludwigs II. eintrat, und der Vertrag von Meersen 870 führte die schon zu Verdun 843 begonnene Scheidung des großen Frankenreiches in eine germanische und romanische, deutsche und französische Hälfte weiter.

Der Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle, **Johann** VIII. (872 bis 882), krönte sodann nach Ludwigs II. Tode statt des älteren und würdigeren Ludwig des Deutschen seinen Bruder Karl den Kahlen zum Kaiser, nachdem dieser durch einen höchst unvorteilhaften Vertrag (unter anderem Verzicht auf die Oberherrlichkeit über den Kirchenstaat, völlige

Preisgebung der Papstwahl) sich die Gunst des Papstes erworben hatte. Die Schwächung des kaiserlichen Ansehens in Italien hatte aber zur Folge, daß dort die Parteileidenschaft zu herrschen begann und so machten sich der Herzog von Friaul und der Markgraf Guido von Spoleto jetzt den Einfluß auf die Geschicke der Halbinsel streitig. Als Karl der Kahle 877 starb, blieb die Kaiserwürde vakant, bis 881 Karl der Dicke zu Rom vom Papste wieder gekrönt wurde, worauf dieser noch einmal die Herrschaft über das große Reich, wie es unter Karl dem Großen und seinem Sohne Ludwig bestanden, erlangte. Ob seiner Unfähigkeit aber wurde er, vorzüglich auf Betreiben seines Neffen Arnulf von Kärnten, auf der Reichsversammlung zu Tribur 887 abgesetzt, welche Schmach er aber nicht lange überlebte: er starb schon zwei Monate danach (am 13. Januar 888), wahrscheinlich durch Erdrosselung. Auch Papst Johann VIII., der bis an sein Ende von maurischem Raubgesindel, wie von inneren Feinden bedroht war, fand einen gewaltsamen Tod: im Jahre 882 hatten Verschworene ihm zuerst Gift beigebracht und als dieses nicht wirkte, ihn mit einem Hammer getötet. Von nun an beginnt die wachsende Unfreiheit des Papsttums und damit teilweise Entartung seiner Träger — die Kirche verzeichnet in ihrer Geschichte ein „dunkles zehntes Jahrhundert".[1]

124. Der päpstliche Stuhl im dunklen zehnten Jahrhundert.

Unter dem „dunklen zehnten Jahrhundert" versteht man jene trostlose Zeit, die mit der Absetzung des letzten Karolingers, Karls des Dicken, im Jahre 888 begann, wo eine lange andauernde

[1] Deutschland und Frankreich entwickelten sich fortan für alle Zukunft in selbständiger Weise. Das deutsche Reich war unter den Karolingern ein Erbreich; seit der Absetzung Karls des Dicken aber wurde die Krone nur mehr durch Wahl verliehen; doch erhielt sich dieselbe manchmal durch mehrere Geschlechtsfolgen bei einem und demselben Hause. Der erste Wahlkönig war der Urenkel Karls des Großen, Herzog Arnulf von Kärnten (887—900). Ihm folgte sein Sohn Ludwig das Kind (900—911). Als mit ihm die Karolinger erloschen, wählten die Deutschen, nach kurzer Unterbrechung, 919 den Herzog Heinrich von Sachsen zum König. Mit ihm begann die Herrschaft des sächsischen Königshauses, das sich durch seine glänzenden Leistungen und durch das Vertrauen der deutschen Fürsten, die ihre Wahl immer wieder auf dasselbe lenkten, über ein Jahrhundert auf dem Throne erhielt (919—1024).

Anarchie und ein unausgesetzter Kampf um die Herrschaft über Italien und um die römische Kaiserwürde, einen Zustand herbeiführte, der, einer dunklen Nacht vergleichbar, einen tiefen Verfall der Wissenschaft und der Sitten zur Folge hatte, und woraus endlich das neue zum Teil bis jetzt bestehende europäische Staatensystem hervorging.

Die traurigen Wirren hatten damit angefangen, daß die Söhne Ludwigs des Frommen zuerst gegen den Vater und dann untereinander verderbliche Kriege führten. Dazu kamen die Verwüstungen der Normannen in Westfranken, sowie der Sarazenen in Italien, — endlich der Ungarn in Deutschland. Die furchtbaren Spuren davon waren, wie die Bischöfe auf dem Konzil zu Trosly 909 klagen: „verwüstete Städte, zerstörte und verbrannte Klöster, in Wüsteneien verwandelte Äcker, — womit zugleich alle Geisteskraft in den Menschen verschwunden zu sein scheint."

Die Päpste hatten bis zum Ende des neunten Jahrhunderts mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg das Übel zu heben oder wenigstens aufzuhalten sich bestrebt, aber im zehnten Jahrhundert blieb der Stuhl Petri selbst nicht verschont, und mit Vorliebe weisen die Feinde der Kirche auf die Reihe der sittenlosen Männer hin, die in jener Zeit den päpstlichen Stuhl entehrten. Aber man soll dabei nicht übersehen, daß alle diese tadelnswerten Männer nicht durch die kirchliche Wahl vom Klerus, sondern durch die Willkür von Machthabern, die in Rom herrschten, sogar durch zügellose vornehme Weiber, der Kirche mit Gewalt aufgedrungen wurden. Insbesondere war es der Hof von Toscana unter dem Markgrafen Adalbert, und die daselbst einflußreichen Weiber: Theodora und ihre Töchter Theodora und **Marozia**, vermählt mit Alberich von Tusculum, welche ein heilloses Spiel mit der Besetzung des päpstlichen Stuhles durch ihre Günstlinge trieben. Die Päpste, die auf solche Weise auf den römischen Stuhl erhoben und häufig wieder herabgestürzt wurden, sind: Sergius III. (904—11), Johann X. (914—28), Johann XI. (931—36), der natürliche Sohn der Marozia,[1] und Johann XII. (955—963), der als achtzehnjähriger Jüngling den bischöflichen Stuhl von Rom bestieg und der erste Papst ist, der bei seiner Wahl den **Namen ändert.** Er war ein Sohn Albe-

---

[1] Als Vater bezeichnet der Historiker Liutprand Sergius III.

richs und hieß eigentlich Oktavian, welchen Namen er übrigens abwechselnd mit Johann XII. führte. Er häufte ein solches Übermaß von Schande auf die apostolische Würde, daß selbst Italien, welches damals an die Heiligkeit des Priestertums nicht mehr gewohnt war, sich mit Abscheu von diesem Verwüster der Kirche abwendete, dem alle schlimmsten Laster nachgesagt wurden; noch sterbend gab er der Welt das Ärgernis, daß er das heilige Abendmahl verschmähte. Das Dach des Petersdomes war — ein Symbol jener Zeit — eingefallen und der Regen strömte auf die Altäre herab. So betrübend dieses alles ist, so muß doch zur Ehre der römischen Kirche bemerkt werden, daß in dieser traurigen Zeit, wenn inzwischen die Umstände eine freie kirchliche Wahl zuließen, allemal wieder würdige Päpste, wie z. B. Marin II. (942—46) und Agapet II. (946—55) gewählt wurden. Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß, wenn auch jene Päpste durch ihren schlechten Lebenswandel Ärgernis gaben, sie doch nie in Gegenständen des christlichen Glaubens irgend einem Irrtume beistimmten.

125. Die Päpste zur Zeit der Ottonen und der ersten Salier.

Nachdem mittlerweile das in sich zerrissene Deutschland durch den trefflichen Heinrich I. (den Finkler) wieder zum Gefühle seiner Kraft gekommen war, konnten die folgenden Könige, namentlich die Ottonen, auf Italien einen größeren und für die Kirche erfreulichen Einfluß üben. **Otto** I. (936—73), der die Aufgabe des großen Karl wieder aufzunehmen schien, wurde vom Papst Johann XII. nach Rom zu Hilfe gerufen und 962 zum römischen Kaiser gekrönt,[1] welche

[1] Der jetzt mit Kaiserkrone und Kaiserschwert da geschmückt ward, war kein Franke mehr, sondern ein Sachse. Welche Wendung! Der Enkel Widukinds, der so lange Karls Pläne bekämpft, schwört nun denselben Eid, hebt dasselbe Kreuz als Panier empor und lenkt in dieselben Bahnen: er wollte die Weihe der Kirche und die Wiederherstellung des Karolingischen Weltreiches, Karl der Große war sein Ideal! Darum empfing er auch nach seiner Wahl zu Aachen in fränkischer Tracht die Krönung und von ihm beginnt die Ansicht, daß der König, wes Stammes er auch sei, durch die Krönung ein Franke werde. — Als fünf Jahre danach der zweitnächste Papst Johann XIII. dessen erst vierzehnjährigen Sohn als Otto II. zum Mitkaiser krönte, da entstand damals

Würde von nun an den deutschen Herrschern verblieb. So ward hundertzweiundsechzig Jahre nach der Kaiserkrönung des großen Karl und achtunddreißig Jahre nach dem Tode des letzten karolingischen Kaisers (Berengar) das **heilige römische Reich deutscher Nation** gegründet, welches nun in den Mittelpunkt der Weltgeschichte trat.

Die Kunde von dem unwürdigen Leben des Papstes Johann XII. soll Kaiser Otto mit den Worten übergangen haben: „Johannes ist noch ein Knabe; er wird sich ändern, wenn er das Beispiel von Männern sehen wird.“ Als der Kaiser aus Italien wieder fort war, agitierte der Papst gegen ihn, die Ungarn nach Italien lockend. In Rom selbst waren Parteiungen entstanden, weshalb Otto schleunigst wieder herbeieilte. Die Römer mußten ihm jetzt den Eid der Treue schwören und geloben: „nie fortan einen Papst zu wählen, ohne daß Otto oder sein Sohn die Vorwahl getroffen und hernach dem von den Römern Gewählten die Bestätigung erteilt hätten.“ Auf des Kaisers Veranlassung trat sodann eine Versammlung von etwa vierzig Bischöfen in der Peterskirche zusammen, welche den Papst vor ihr Gericht citierten. Als er nicht erschien, wurde er des Mordes, Meineides, der Tempelschändung, der Unzucht angeklagt, und daß er des Teufels Minne trinke, beim Würfeln Zeus, Venus und andere Dämonen anrufe. Das ganze Verfahren gegen Oktavian-Johann war wider das bestehende Kirchenrecht, dennoch hatte es Erfolg, weil er den sittlichen Boden verlassen und damit alle Achtung, alles Mitleid verscherzt hatte. Er wurde für abgesetzt erklärt und an seine Stelle Leo VIII. erhoben. Natürlich war auch diese Wahl ungesetzlich; Leo war Protoskriniar (Erzkanzler) und noch ein Laie, erhielt aber an Einem Tage die Weihen des Priesters, Bischofs und Papstes. Sein Vorleben war würdig, befördert wurde er aber nur, weil er fügsam war. Und keinen anderen, als nur einen fügsamen Papst konnte der herrschlustige Kaiser brauchen; denn Otto I., gegen den sein eigener Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, oft kirchliche Rechte verteidigen mußte, war wohl sehr christlich gesinnt, aber der Kirche gegenüber mehr Gebieter, als Beschützer.

Und doch ist dieses tiefe Unglück, aus dem sich der Primat

---

wahrscheinlich das tiefsinnige Symbol des **Reichsapfels** (globus imperialis), die enge Verbindung des Priester- und Königtums verkündend.

so glänzend wieder erhob, einer der schönsten Beweise für die göttliche Kraft in der Kirche Christi. Zwar konnte sich dieselbe nur langsam und unter wiederholten Kämpfen von der weltlichen Tyrannei, die in Italien noch einige Male auftauchte, erholen, und erst mit dem Pontifikate Leos IX. (1048—1054) fängt eine neue bessere Zeit an. Durch den mächtigen Einfluß Ottos III. wurden allerdings gute Päpste erhoben; so sein Vetter und Hofkaplan Bruno, welcher als **Gregor** V. (996—999) die höchste Würde der Christenheit besaß und der erste Papst deutscher Abkunft ist.[1] Er hatte die trefflichsten Männer zu Freunden und Ratgebern (den Erzbischof Willigis von Mainz, den gelehrten Gerbert), besserte die kirchlichen Zustände und predigte zu Rom in drei Sprachen. Nach ihm bestieg den Stuhl Petri der erste Franzose, Gerbert, als **Sylvester** II. (999—1003); dieser war der gelehrteste Mann seiner Zeit, Lehrer Ottos III., kämpfte rühmlichst gegen das Verderben und verlieh Stephan dem Heiligen von Ungarn die Königskrone; auch war er es, der als der erste die Idee eines Zuges der Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes anregte.

Sein kaiserlicher Beschützer Otto III. starb schon 1002, ohne seinen Plan einer Verlegung des kaiserlichen Sitzes nach Rom zu verwirklichen und gleich darauf wurde der **päpstliche Stuhl** abermals der **Spielball** italienischer Adelsfaktionen. Nachdem es dem mächtigen Geschlechte der Grafen von Tusculum gelungen war, schon sechs ihrer Glieder[2] auf den päpstlichen Stuhl gebracht zu haben, drängte es der Kirche jetzt noch den erst zwölfjährigen Theophylakt als **Benedikt** IX. (1033—48) auf, mit welchem Papste die Unordnungen der Zeit Oktavians noch weit überboten wurden. Soweit gedieh das Übel, daß er vertrieben und von den Parteien zwei Gegenpäpste aufgestellt wurden, so daß sich drei zu gleicher Zeit Papst nannten — ein Ärgernis, das die Christenheit damals zum ersten=,

[1] Die deutschen Päpste sind: Gregor V. (996—99), Clemens II. (1046 bis 1047), Damasus II. (1047—48), der heilige Leo IX. (1048—54), Viktor II. (1054—57), Stephan IX. (1057—58) und Nikolaus II. (1058—61), denen aus dem sechzehnten Jahrhundert noch der Niederländer Hadrian VI. (1522—23) zugezählt werden kann.

[2] Es sind dies die Päpste: Sergius III., Johannes XI. und XII., Benedikt VII. und die beiden Brüder Benedikt VIII. und Johannes XIX.

aber leider nicht zum letztenmal erlebte. Der eine von ihnen (Sylvester III.) ward schon nach einigen Monaten durch Benedikt wieder verdrängt, der nun sogar an Verheiratung dachte und seine Würde an den frommen und sittenreinen Erzpriester Johann Gratian abtrat, der ihm eine bedeutende Summe dafür zahlte, „nur um solche Schmach von der Kirche abzuwenden," und sich Gregor VI. nannte. Die redlichen Bemühungen desselben, den die Besten seiner Zeit, wie Petrus Damiani und der Mönch Hildebrand, freudig begrüßten, blieben erfolglos. Benedikt bereute bald seine Resignation und trat, von seiner Familie unterstützt, von neuem als Papst auf; daneben hielt auch Sylvester seine Ansprüche fest und so griff, durch den Streit der Parteien wie das überhandnehmende Räuberwesen in der Campagna grenzenlose Anarchie um sich.

Da hielt es der deutsche König Heinrich III. (1039—56) für seine Aufgabe, der Kirche Heilung zu bringen, nachdem sein Vorgänger Konrad II. (1024—39), mit dem das fränkische (salische) Königshaus beginnt, mit der Kräftigung seines eigenen Landes zu viel zu thun gehabt, um in die Geschicke Italiens einzugreifen. Heinrich ließ sich 1046 in Mailand zum König der Lombardei krönen und veranstaltete dann in Gemeinschaft mit Gregor VI. zu **Sutri** eine Synode, auf welcher dieser dem Frieden zuliebe freiwillig abdankte, die beiden anderen aber abgesetzt wurden; und jetzt folgten deutsche Päpste, welche der Kirche zur Zierde und zum Heile waren und sich ernstlich bemühten, die rechten Mittel zur Beseitigung so unheilvoller Zustände in Anwendung zu bringen. Noch in demselben Jahre 1046 wurde auf einer Versammlung in St. Peter zu Rom auf Heinrichs Vorschlag Bischof Suidger von Bamberg gewählt und bestieg als **Clemens** II. den päpstlichen Stuhl. Seine erste Handlung war die Krönung Heinrichs III. zum Kaiser und zum Patrizius von Rom. Kurz darauf bedrohte er auf einer großen Synode zu Rom das Laster der Simonie, leider starb er schon 1047 auf einer Reise nach Deutschland.

Unter seinen Nachfolgern ragt insbesondere der schon oben erwähnte **Leo** IX. hervor. Dieser große Mann, der mit Recht unter der Zahl der Heiligen steht, wurde zwar vom Kaiser Heinrich III. auf dem Reichstage zu Worms zum Papste ernannt, aber in Rom freiwillig angenommen. Er begann kräftig den Kampf

gegen die in den Wirren der Zeit bereits weit gediehenen Grundschäden: Simonie und Sittenlosigkeit des Klerus. Er hielt in Rom, Frankreich und Deutschland Synoden, gab scharfe Gesetze und verfuhr gegen die Übertreter streng, zum Besten der Kirche und der Sittlichkeit; er brachte auch aus Clugny mit sich den Mönch Hildebrand, welcher von da an fünf Päpsten als Berater zur Seite stand, bis er endlich selbst als Papst Gregor VII. die Reformation der Kirche vollendete. Hervorragende Verdienste um dieselbe erwarb sich unter diesen Vorgängern Gregors bereits **Nikolaus** II. (1058—61), dessen wichtigste Handlung wohl die Normierung der Papstwahl ist. Dieselbe sollte ebenso gegen die Übergriffe des römischen Adels gesichert, wie der Macht des deutschen Königs entzogen werden. Sein Dekret, von dem noch im Abschnitte von der Einrichtung der Kirche die Rede sein wird, erregte diesseits der Alpen große Unzufriedenheit. Die deutschen Bischöfe sprachen sogar den Bann über den Papst aus. Nikolaus suchte deshalb einen Rückhalt an den Normannen in Unteritalien, mit denen er jenen Vertrag von Melfi schloß, durch welchen ihr Herzog Robert Guiskard ein Vasall der römischen Kirche wurde.

Nach solchen Vorzeichen kann es nicht Wunder nehmen, wenn diese Periode noch in ein Schisma ausklingt. Im Sinne der neugeordneten Papstwahl wurde nämlich nach Nikolaus' Tode Bischof Anselm von Lucca als **Alexander** II. (1061—73) gewählt; dagegen wandte sich die römische Adelspartei an König Heinrich IV. und auf der Synode von Basel, welche dieser berief, wurde von den römischen Deputierten, den lombardischen und mehreren deutschen Bischöfen, vier Wochen später der Bischof Cadolaus oder Cadalus von Parma als Honorius II. erhoben. Allein weder Gewalt noch Geld vermochten dem Eindringling Anerkennung zu verschaffen; es kam wiederholt zu blutigem Kampfe um Rom und nach zweijährigem Widerstande in der Engelsburg entkam Honorius durch die Flucht. Indessen wurde auf der Synode zu Mantua 1064 derselbe, hauptsächlich durch die Bemühungen des Erzbischofs Hanno von Köln, von den deutschen Bischöfen gänzlich aufgegeben, und wenn seine Anhänger in Oberitalien auch noch in seiner Obedienz beharrten, so nahm das Schisma doch mit seinem Tode 1072 ein Ende, indem ihm ein Nachfolger nicht gegeben wurde.

Als die Seele aller dieser Bewegungen zur Erhebung der Kirche

aus tiefer Schmach und Erniedrigung ist, abgesehen von den letzten Päpsten, Hildebrand zu betrachten, neben ihm aber der meist gleichgesinnte Petrus Damiani († 1072). Der letztere nannte Hildebrand seinen „heiligen Satanas" und erklärte in einem pikanten Epigramme, daß Hildebrand mehr als der Papst zu Rom regiere.[1] Am Todestage Alexanders II., den 12. April 1073, ward ihm aber das Steuer der Kirche, an deren Verwaltung er seit seinem Eintritt in ihre Dienste bisher den hervorragendsten Anteil hatte, gänzlich in die Hand gelegt; er nannte sich als Papst Gregor VII. und sein Pontifikat ist so wichtig und bedeutend geworden, daß mit ihm eine neue Periode der Kirchengeschichte ihren Anfang nimmt.

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

126. Kirchenschriftsteller.

1. Die Zahl der Kirchenschriftsteller ist in dieser Periode gering. Die **griechische** Kirche bietet in wissenschaftlicher Beziehung überhaupt wenig Erfreuliches. Die Patriarchate von Alexandria, Antiochia und Jerusalem standen schon vor Anfang dieser Periode unter dem Drucke mohammedanischer Herrschaft; jenes von Konstantinopel erfreute sich zwar christlicher Fürsten, aber sie drangen der Kirche, wie wir schon gesehen haben und noch sehen werden, häufig ihren Glauben auf. So konnte nirgends die christliche Litteratur gedeihen. Nur der heilige **Johannes Damascenus**, von seiner Geburtsstadt so genannt, macht eine erfreuliche Ausnahme. Er stand als Rat im Dienste eines mohammedanischen Fürsten, zog sich aber später in das Kloster der Laura des heiligen Sabas in Palästina zurück. Zum Priester geweiht, bethätigte er, wie früher unter Leo dem Isaurier, so auch unter

[1] Die bezeichnenden Worte lauten:
Papam rite colo, sed te prostratus adoro:
Tu facis hunc Dominum, te facit iste Deum.

Konstantin Kopronymus, der ihn tödlich haßte, großen Mut in Verteidigung der Bilderverehrung. Er war ein gelehrter und scharfsinniger Theologe, schrieb mehrere Werke philosophischen und theologischen Inhalts, und starb um das Jahr 755. Sein Hauptwerk führt den Titel Fons scientiae. Es enthält außer einer dialektischen Einleitung und einer Geschichte der Irrlehren im dritten und Hauptteil eine Zusammenstellung der kirchlichen Dogmen samt den Beweisstellen für dieselben aus Konzilien und Vätern und ist dadurch die einflußreichste Dogmatik der griechischen Kirche geworden, die auch von den mittelalterlichen Scholastikern häufig benützt wurde. Außerdem haben wir unter anderen von diesem scharfsinnigen und belesenen Theologen die sacra parallela, eine alphabetisch geordnete Sammlung von Väterstellen, und geistliche Hymnen, deren jeder in der letzten Strophe eine Lobpreisung der Gottesmutter und ein Bittgebet an sie enthält.

Bei der Frage nach der griechischen Litteratur muß trotz seiner kirchenpolitischen Wirksamkeit und seines Charakters (vgl. §. 134), auch der Patriarch **Photius** von Konstantinopel († 891) genannt werden. Er war das Orakel der damaligen Gelehrtenwelt. Sein wichtigstes Werk ist die Bibliotheca (*Μυριοβίβλιον*), welches Auszüge und Nachrichten von mehr als zweihundertachtzig Büchern aus der heidnischen und christlichen Litteratur der Alten giebt und uns eine Reihe höchst wertvoller Notizen erhalten hat. Ferner verfaßte er einen Nomokanon, eine systematische und für die griechische Kirche fortan maßgebende Sammlung von Kanones und kirchlichen Gesetzen, und die Amphilochia, d. i. Beantwortung von über dreihundert ihm durch den Metropoliten Amphilochius von Cyzikus vorgelegter theologischer und philosophischer Fragen. — Nächst ihm kommt sein etwas jüngerer Zeitgenosse **Simeon Metaphrastes** in Betracht, als Verfasser von zahlreichen Heiligen- und Märtyrerlegenden, die zwar wegen ihrer phantastischen und romanhaften Ausschmückung meist nur geringen historischen Wert haben, aber im Mittelalter großes Ansehen genossen, obgleich viele Legenden, zwar unter seinem Namen verbreitet, anderen Verfassern angehören.

2. Etwas besser stand es in der **lateinischen** Kirche. Da aber auch hier die fortwährenden Unruhen einen Aufschwung der Wissenschaften nicht gestatteten, so suchte man wenigstens zu erhalten und zu retten, was die früheren Zeiten geschaffen hatten. Die Klöster blieben die Zuflucht, wie der frommen Sitte, so auch der Wissenschaft; die Mönche waren in ihren einsamen Zellen eifrig beschäftigt, die umfangreichen Werke geistlichen und weltlichen Inhalts auf

das zierlichste abzuschreiben, und geradezu unschätzbar ist und bleibt der Wert, welchen uns dadurch die Klöster des Mittelalters in ihren so mühsam angelegten Bibliotheken hinterlassen haben. Die Bischöfe empfahlen bei jeder Gelegenheit ihrem Klerus die Pflege der Wissenschaft und die Anlegung von Schulen, kurz, die Kirche war es nebst Karl dem Großen allein, welche in dem allgemeinen Verfalle der Bildung das heilige Feuer bewahrte, welches die späteren Zeiten erleuchten sollte. Die bedeutendsten unter den Schriftstellern sind:

Beda der Ehrwürdige (venerabilis), der größte Gelehrte seiner Zeit. Er war geboren in England 674 und kam, sieben Jahre alt, in das Kloster Wearmouth, wo er über fünfzig Jahre betend, lernend und lehrend verlebte. Seine wichtigste Schrift ist eine Kirchengeschichte Englands, die weltberühmt ist. Sein in zahlreichen anderen Büchern und Abhandlungen niedergelegtes Wissen erstreckte sich über Grammatik (Kenntnis der Klassiker), Physik, Astronomie, Chronologie, Philosophie und Exegese. Bei seinen Schülern hat er es verstanden, einen seltenen Wissensdurst in ihnen anzuregen.

Alkuin, ebenfalls ein englischer Mönch, ein Verwandter Willibrords, um 735 in York geboren, wurde von Karl dem Großen 793 an den Hof berufen, wo er Mathematik, Philosophie und Theologie lehrte und hierüber zahlreiche Schriften hinterließ, wie auch eine Anzahl durch warme Liebe zur Heimat belebte Gedichte. Seit 796 Abt zum heiligen Martin in Tours und Vorsteher der dortigen Klosterschule, blieb er zugleich in allem, was Schule und Kirche anging, Karls fähigster und treuester Ratgeber.

Rabanus Maurus, Schüler des Vorhergehenden, geboren zu Mainz 776 und später Erzbischof alldort, gehört ebenfalls zu den Begründern der Gelehrsamkeit in Deutschland. Als Mönch und Lehrer zu Fulda gab er dieser Abtei und deren Schule ihren eigentlichen Ruhm,[1] wie er auch Schöpfer des deutschen Schulwesens ist. Die

---

[1] Was Fulda für Hessen, das waren Reichenau und besonders St. Gallen für Allemanien. Hier vor allem blühte das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker und der deutschen Sprache. Von zwei Uhr morgens arbeitete man hier im Schreibzimmer (scriptorium), die einen kopierten die Autoren des Altertums, die anderen verglichen Urtext und Abschrift. Hier lehrten um das Jahr 900 Notker Balbulus und sein Freund Rapert, der Geschicht-

wissenschaftliche Anforderung an den Klerus und die Art der Behandlung der einzelnen Wissenschaften ersieht man aus seiner Schrift in drei Teilen: de institutione clericorum. Seine eigene universelle Bildung tritt aber besonders in seinem Werke de universo, einer Universalencyklopädie damaliger Zeit, hervor. Er starb 856.

Walafried Strabo, Abt von Reichenau († 849), einer der bedeutendsten Schüler Rabans, ward außer mehreren prosaischen und poetischen Werken durch seine glossa ordinaria interlinearis einflußreich.

Auch **Roswitha**, Äbtissin zu Gandersheim in Sachsen, mag hier genannt werden, welche gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte, geläufig latein und griechisch sprach, und Lebensgeschichten der Heiligen und einige andere Schriften, darunter christliche Dramen[1] in terenzischer Form, hinterließ.

Der heilige **Petrus Damiani** aus Ravenna, geboren 1006, gestorben 1072, Benediktinerabt, dann Kardinalbischof von Ostia, ein strenger Sittenprediger für Geistliche und Laien und ein unermüdeter Eiferer gegen die Mißbräuche, welche sich in der Kirche eingeschlichen hatten. Er wurde im Jahre 1828 von Papst Leo XII. zum Doctor ecclesiae erklärt.

---

schreiber, Tutilo, „der Meister der Künste", die vier Ekkeharde und Sintram dessen Schreibekunst ganz Germanien bewunderte.

[1] Wo gerade von dieser Art der Litteratur die Sprache ist, da verdienen auch besondere Erwähnung das gereimte deutsche Evangelienbuch des Otfried von Weißenburg: Der **Krist**, wie das tiefsinnige und erhabene altsächsische Evangelienepos **Heliand**, dessen Abfassung in die Zeit Ludwigs des Frommen fällt, der übrigens wahrscheinlich das fragmentarisch noch vorhandene Gedicht vom jüngsten Gericht **Muspilli** (= Weltbrand) niedergeschrieben hat. Von verwandtem Charakter ist aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts noch zu nennen das nach dem Fundort, dem Kloster Weißenbrunn oder Wessobrunn, so genannte **Wessobrunner-Gebet**. Dasselbe besteht aus einem poetischen und einem prosaischen Teile. Der erstere ist von höherem Interesse; in ihm dürfte der Rest eines alten Gesanges, die letzte Erinnerung an eine heidnische Anschauung, enthalten sein. Trotzdem der Inhalt der Bibel nicht widerspricht, ist die Form, in welche sich die Anschauung kleidet, eine altgermanische. Der prosaische Schluß des Gebetes dagegen ist vollständig christlich; er lautet: „Und Du, heiliger Gott, allmächtiger Gott, der Du Himmel und Erde geschaffen hast und den Menschen so viel Gutes geschenkt hast, gieb mir in Deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Stärke, den Teufeln zu widerstehen und das Böse zu meiden und Deinen Willen zu thun."

Lanfrank, geboren zu Pavia um 1005, Mönch im Kloster Bec in der Normandie und berühmter Lehrer daselbst, später Erzbischof zu Kanterbury in England. Er hat das Studium der Philosophie unter den Lateinern neu erweckt und ihren Gebrauch in der Theologie eingeführt, daher er für den Urheber der Scholastik, welche in der nächsten Periode ihre Rolle spielt, gehalten wird. Er starb 1089.

Endlich sei noch erwähnt **Anastasius** († um 886), der Bibliothekar der römischen Kirche, verdient durch seine Übersetzungen aus dem Griechischen, namentlich durch Übertragung der Akten des siebenten und achten allgemeinen Konzils. Ihm ward auch die Herausgabe des Liber Pontificalis zugeschrieben; aber ganz mit Unrecht. Dieses Werk, die Hauptquelle für die Geschichte des älteren Papsttums, ist vielmehr also entstanden, daß ein Unbekannter den Liberianischen Katalog, ein bis Liberius reichendes Papstverzeichnis, beträchtlich vermehrte und (zunächst bis Hormisdas † 523, in einem Nachtrag) bis auf Felix IV. (526—30) weiterführte. Die Arbeit ist uns auszüglich erhalten in dem Felicianischen und Konon'schen Katalog. In letzterem ist die Papstgeschichte zugleich bis Konon († 687) fortgesetzt. Später wurden auch noch die weiteren, meist von Zeitgenossen verfaßten Biographien bis Stephan VI. angeschlossen, so daß das ganze Werk bis gegen Ende des neunten Jahrhunderts sich erstreckt.

Lehrstreitigkeiten und Häresien.

127. Adoptianismus.

Der Zustand der allgemeinen Bildung, die Lage der Kirche und ihre mehr auf das praktische Lebensbedürfnis und den politischen Bestand zielende Thätigkeit ließen in dieser Periode die Lehrentwicklung in den Hintergrund treten. Die Kämpfe, welche hier zu erwähnen sind und deren Gegenstand vorzüglich die Lehre von der Gegenwart Christi im Altarssakramente und diejenige von der Vorausbestimmung zur Seligkeit war, erscheinen weit mehr als frühere Verhandlungen als Schulstreitigkeiten, an denen das Volk in seiner Masse bereits geringen Anteil nahm. Während in der vorigen Periode die theo-

logischen und christologischen Fragen die heftigsten Kämpfe veranlaßten, wurde diese Zeit durch die Frage nach der Zulässigkeit der Bilderverehrung in gewaltige Aufregung versetzt, sowie auch andererseits noch die Lehre vom heiligen Geiste und jene von der Sohnschaft Jesu Christi als letzte Ausläufer der gewaltigen Streitigkeiten in der früheren Periode hier zum Austrag kamen.

Den katholischen Glaubenssatz, daß Christus zwei Naturen in einer Person vereinigt, suchten zwei Bischöfe der spanischen und fränkischen Kirche mit dem Verstande zu ergründen, indem sie lehrten: Christus sei seiner göttlichen Natur nach wahrer und wirklicher Sohn Gottes, seiner menschlichen Natur nach aber sei er nur angenommener (adoptierter, adoptivus) Sohn Gottes. Dabei wurde übersehen, daß hierdurch zwei Personen in Christo angenommen werden müßten, und diese neue Lehre nichts weiter als der alte Nestorianismus sei. Dieser, unter dem Namen des Adoptianismus vorkommende Irrtum wurde zwar schon früher auf einem Konzil zu Toledo 675 verworfen, aber die Bischöfe **Elipandus** von Toledo und **Felix** von Urgel verteidigten denselben von neuem (um 780) mit Hartnäckigkeit, und stützten sich dabei auf angebliche Stellen in den mozarabischen liturgischen Büchern. Den äußeren Anlaß zu dieser neuen Irrlehre bot die Behauptung eines gewissen Häretikers Migetius in der Gegend von Sevilla, Gott habe sich als Vater durch David, als Sohn durch Christus, als heiliger Geist durch Paulus geoffenbart. Diese Annahme, welche sich auf einer Erklärung der Trinität im Sinne des Sabellius gründet, bekämpfte nun Bischof Elipandus in einem Briefe an Migetius und stellte ihm darin die Behauptung entgegen: der Logos sei in Wahrheit eine vom Vater verschiedene göttliche Person, während Christus nach seiner menschlichen Seite nur Adoptivsohn Gottes genannt werden könne. So wurde er zum Urheber des Adoptianismus; Bischof Felix von Urgelis stimmte ihm sofort bei, indem sie beide übersahen, daß die Sohnschaft eine Eigenschaft der Persönlichkeit, nicht aber der Natur ist. Ihre Partei, zu welcher bald viele Bischöfe sich schlugen, ersuchte Karl den Großen und die Bischöfe von Gallien um den Rechtsspruch in dieser Angelegenheit. Karl sprach feierlich seine katholische Überzeugung aus, und die Bischöfe widerlegten und verwarfen den Adoptianismus in Synoden, welche sie 792 zu Regensburg, 794 zu Frankfurt abhielten, deren Urteil Papst

Hadrian I. bestätigte. Aber der Gang aller Ketzerei bleibt sich gleich; man verlangt Entscheidungen von den Fürsten und von der Kirche, ohne die aufrichtige Absicht, sich zu unterwerfen. Weder Elipandus noch Felix nahmen diese Entscheidungen an, auch eine gründliche Gegenschrift Alkuins blieb ohne Erfolg. Im Jahre 799 wurde zu Aachen auch noch eine neue Synode gehalten, auf der Felix sechs Tage mit Alkuin stritt und sich schließlich auch unterwarf. Allein diese Unterwerfung war keine aufrichtige; denn Felix starb 816 bei Bischof Leidrad von Lyon, dem er nach der Aachener Versammlung zur Überwachung übergeben worden war, mit Hinterlassung von Papieren, die seine unveränderte adoptianische Gesinnung bezeugten. Bei den verführten Priestern und Laien hatten jedoch eigens dahin beordnete Missionen einen glücklichen Erfolg, und die Irrlehre erstarb mit ihren Urhebern.

128. Der Streit über die Prädestination.

Diese Lehre, die einmal schon die Geister so viel beschäftigt hatte, ward auch jetzt wieder Gegenstand der Erörterung, die veranlaßt wurde durch den Sohn des sächsischen Grafen Berno, den Mönch **Gottschalk**. Er war Oblatus des Klosters Fulda; aber unzufrieden mit seinem Stande und von seinem Abt Rabanus Maurus streng behandelt, bestritt er die Gültigkeit seiner Tonsur und schrieb um seinen Austritt aus dem Kloster an den Bischof Othgar von Mainz. Indessen wurde ihm nur der Übertritt in ein anderes Kloster und zwar in das französische von Orbais (Diöcese Soissons) gestattet, woselbst er in dem Studium der Schriften des heiligen Augustinus einigen Trost fand, aber bald mit folgenden Lehrsätzen hervortrat: 1) Sowie Gott einige Menschen zum Leben prädestiniert, ebenso prädestiniert er andere zum Tode: 2) Gott will nicht, daß alle Menschen selig werden; 3) Christus ist nur für die Auserwählten gestorben; 4) die Sakramente sind für die Reprobierten wirkungslos. Dabei zog er aber eine Vorherbestimmung zum Bösen, zur Sünde in Abrede und begründete die Prädestination zum Tode auf das göttliche Vorherwissen; von Häresie kann somit schwerlich bei ihm die Rede sein, obgleich sein System großen Anstoß erregte. Gottschalk war unvorsichtig genug, dasselbe im Jahre 847/8 am Hofe des Grafen Eber-

hard von Friaul offen auszusprechen, bei dem Bischof Noting von Verona eben verweilte und nun an Rabanus Maurus, der inzwischen Erzbischof von Mainz geworden war, über das Vernommene Bericht erstattete. Dieser hielt daraufhin zu Mainz eine Synode 848, welche Gottschalks Lehren verwarf und ihn selbst seinem jetzigen Metropoliten, Hinkmar von Reims, überlieferte, der wieder 849 eine Synode nach Quiercy (Carisiacum) berief, auf der Gottschalks Lehrsystem abermals verurteilt wurde. Da er sich der Entscheidung jetzt nicht unterwerfen wollte, wurde er nach seiner Klosterregel (Kapitel 28) körperlich gezüchtigt[1] und zu beständiger Haft ins Kloster Hautvilliers verwiesen, wo er auch unversöhnt mit der Kirche 868 starb, nachdem er auch an Papst Nikolaus ohne Erfolg appelliert hatte.

Im Kerker schon schrieb Gottschalk zwei Apologien, worin er sich nur der Ausdrücke des heiligen Augustinus bediente. Daraufhin änderte sich die Lage der Dinge: Hatte er bisher vorwiegend nur Gegner gefunden, so traten jetzt eben so fromme, als gelehrte Männer

[1] Er wurde als „hartnäckiger Frevler" und Störer des kirchlichen Friedens mit Ruten gepeitscht, wie Remigius von Lyon berichtet, „so lange, bis er halbtot das Buch mit den von ihm gesammelten prädestinatianischen Belegstellen mit eigener Hand ins Feuer warf." Seine Behandlung als Gefangener in einer Zelle (ergastulum) des Klosters Hautvilliers der Reimser Diöcese war anfangs milder, als später. Sie erregte Mitleid in einem Mönch desselben Klosters, Namens Gombert; dieser entwich, um eine Appellation des unglücklichen Gottschalk an den Papst nach Rom zu überbringen. Als Hinkmar davon Nachricht erhielt, schrieb er sogleich an den Erzbischof Egilon nach Sens einen zum öffentlichen Vorzeigen bestimmten Brief und zugleich einen zweiten, den er geheim bewahren sollte! Aus diesem Briefe aber geht die Besorgnis Hinkmars hervor, daß der Papst sein Vorgehen gegen Gottschalk mißbilligen werde, und giebt Egilon darin den Auftrag, falls er befragt werden möchte, wie Gottschalk behandelt werde, zu sagen: „er werde gehalten, wie die anderen Brüder des Klosters; man gebe ihm Kleider und Holz, sich zu wärmen; er habe in seinem Gemache einen Ofen und alles, was nötig sei; man versage ihm auch das Bad nicht; aber Gottschalk habe, seitdem er sich da befinde, weder Hände noch Gesicht waschen wollen, weshalb er ganz erschrecklich aussehen würde, wenn er aus dem Gefängnisse käme." Wenn dies alles sich so verhielt, wozu hat dann Hinkmar nötig gehabt, Egilon in einem eigenen geheimen Schreiben zu beauftragen, es zu sagen? Ob es dem entflohenen Gombert gelungen, nach Rom zu gelangen, weiß man nicht. Gottschalk erkrankte bald darauf bis auf den Tod: es ward ihm die heilige Wegzehr und das kirchliche Begräbnis verweigert.

für Gottschalk und seine Lehre ein, so der Mönch Ratramnus zu Corbie, Remigius, Erzbischof von Lyon, Prudentius von Troyes, Abt Servatus Lupus von Ferrieres und andere — es war aus der Sache jetzt somit ein Gelehrtenstreit entstanden und Hinkmar hielt 853 eine zweite Synode zu Quiercy, wo in klarer Darstellung der kirchlichen Lehre die folgenden vier capitula Carisiacensia gegen Gottschalk aufgestellt wurden: 1) Gott hat niemand zur Hölle vorherbestimmt; 2) Gott will, daß alle Menschen selig werden; 3) Christus ist für alle gestorben; 4) der beschädigte freie Wille des Menschen ist durch die Gnade geheilt worden.

Der schriftstellerische Kampf aber ward noch längere Zeit fortgeführt. Bischof Prudentius schrieb seine vier Gegen-Capitula und Hinkmars Gegner hielten auch Synoden ab: 855 zu Valence[1] und 859 zu Langres. Doch verständigten sich auf der Synode zu Tousi 860 die beiden Erzbischöfe Remigius und Hinkmar samt den Mitgliedern der Synode von Valence, indem sie das von Hinkmar verfaßte Synodalschreiben, eine Erläuterung jener vier Kapitel von Quiercy, annahmen. Die Frage der Prädestination wurde aber indessen noch unentschieden gelassen. Ihr Verständnis fordert jedoch ein tiefes Eingehen in die katholische Dogmatik, was hier nicht thunlich ist.

129. Paulicianer.

In der Geschichte des Manichäismus wurde schon bemerkt, daß diese verderbliche Sekte, wenn sie auch einmal vertilgt schien, doch

---

[1] Hier erklärte man sich gegen die (übrigens mißverstandenen) Sätze Hinkmars und gegen den „schottischen Brei“ (pultes Scotorum). So nämlich wurde anzüglich eine Schrift des Johannes Scotus Erigena genannt, der im Auftrage Hinkmars Gottschalk mit philosophischen Gründen zu widerlegen suchte, sich aber dabei mit der positiven Dogmatik überworfen hatte. — Unter mehreren allen Lobes würdigen Kanones dieser Kirchenversammlung zu Valence befindet sich auch einer gegen die gerichtlichen Zweikämpfe. Wer darin getötet worden, soll ohne Fürbitte und kirchliches Begräbnis bleiben; der Töter soll der Kirchenbuße eines Mörders unterworfen, der Kaiser Lothar aber gebeten werden, den Mißbrauch der Zweikämpfe abzuschaffen. Ferner verbot diese Synode, bei Gericht widersprechende Eidschwüre zu gestatten, weil einer derselben notwendigerweise ein Meineid sein müsse.

immer wieder, unter verschiedenen Namen und mannigfach umgemodelten Lehren zum Vorschein kam. So taucht sie in der Mitte des siebenten Jahrhunderts auf der Grenze des griechischen und arabischen Reiches unter dem Namen der **Paulicianer** wieder auf, als um das Jahr 660 ein gewisser Konstantin aus der Nähe von Samosata in der (marcionitischen) Gemeinde Kibossa in Armenien als Reformator auftrat, indem er vorgab, im Geiste des Apostels Paulus zu lehren, wie er denn auch den paulinischen Namen Sylvanus annahm und die von ihm gestiftete Gemeinde in Kibossa Macedonien nannte. Dieses Vorgehen gab vermutlich der Sekte den Namen, obgleich man denselben später von zwei Brüdern Paulus und Johannes, Söhnen der Manichäerin Kallinike, aus dem vierten Jahrhundert herleiten wollte. Die Paulicianer selbst nannten sich nur katholische Christen; den Katholiken gaben sie den Namen Römer. Da der Wandel der Paulicianer als besonders verworfen geschildert wurde, so wurden von den griechischen Kaisern strenge Maßregeln gegen sie angewendet, und besonders Kaiserin Theodora ließ viele hinrichten, 845. Ein großer Teil flüchtete sich auf das Gebiet der Araber, legte Städte an, und machte mit dem grausamsten Fanatismus häufig Einfälle in das griechische Reich. Sie wurden später überwältigt, und Kaiser Johannes Zimiskes wies ihnen, um sich ihrer auf gute Art zu entledigen, Sitze um Philippopolis in Thracien an, 970. Im Laufe der Zeit wurden zwar mehrere bekehrt, aber viele zogen allmählich westwärts, wo wir sie in der nächsten Periode unter veränderten Namen wieder finden werden.

Die Lehre der Paulicianer ist nicht genau bekannt; die Grundlage derselben war (nach Petrus Siculus) dualistisch: Sie bekannten einen guten und einen bösen Gott, verwarfen nebst einigen Teilen des Neuen das ganze Alte Testament als das Werk des Demiurgen; dem Erlöser schrieben sie einen Scheinleib zu, verwarfen die Verehrung Marias und wollten die apostolische Einfachheit des kirchlichen Lebens mit Verwerfung alles äußeren Kultus wiederherstellen. Sie hatten nur Lehrer, keine Priester; ein jeder sollte unter Erleuchtung des göttlichen Geistes selbst aus den heiligen Schriften schöpfen. Ehe und Zeugung hielten sie mit vollkommener Heiligkeit für unvereinbar.

130. Der Bildersturm.

1. Bei den ersten Christen waren Bilder nicht gewöhnlich, da sowohl für die Juden- als Heidenchristen die Gefahr eines neuen Götzendienstes nahe lag. Als diese Gefahr sich nach und nach verminderte, konnte man es nicht für unrecht ersehen, wenn die natürliche Vorliebe des Menschen für bildliche Darstellungen auch in der Religion sich kundgab, und sowohl häusliche als kirchliche Geräte, und die Wände mit Bildern geziert wurden, die vorzugsweise aus der biblischen Geschichte entlehnt waren. Man betrachtete die Bilder als Bücher der Unmündigen, deren Anblick ihnen zu lieblicher Belehrung diente.

2. Bald fing man auch an, den Bildern in mannigfacher Form eine Verehrung (cultus) zu erweisen, was auf die natürlichste Weise zuging. Wie nämlich ein guter Sohn das Bildnis seines verstorbenen Vaters in Ehren hält, gern sinnend vor demselben verweilt, es wohl auch bekränzt u. dgl.; — ebenso fühlten sich die Christen zu den Bildern ihres Erlösers, seiner heiligen Mutter oder anderer selig vollendeter Mitbrüder hingezogen, und erwiesen denselben äußerlich jene Verehrung und Liebe, die sie im Herzen zu jenen trugen, die hier bildlich dargestellt waren. Eben so natürlich ist es aber auch, daß in dieser Bilderverehrung (Bilderdienst) Mißbrauch und Übertreibung stattfinden konnte. Es ist aber eine Eigenheit schwacher und eingebildeter Menschen, den allfälligen Mißbrauch einer Sache recht hoch anzuschlagen, um so den guten und richtigen Gebrauch derselben zu verunglimpfen. So erging es auch der Bilderverehrung.

3. Kaiser **Leo der Isaurier** bildete sich ein, die damals schon allgemeine Verehrung der Bilder sei purer Götzendienst; und gewohnt, wie seine Vorgänger, über die Kirche und den Glauben seiner Unterthanen unbedingt zu gebieten, gab er im Jahre 726 ein Edikt gegen den Bilderdienst heraus,[1] und ließ alle Bilder in den Kirchen

---

[1] Das Edikt ist nicht näher bekannt, da es nicht auf die Nachwelt kam. Zu demselben aber mag dieser unwissende und rohe Kaiser veranlaßt worden

höher stellen, um sie der Verehrung des Volkes zu entrücken. Als sich von allen Seiten ein großer Widerstand kundgab, war ein förmlicher Sturm gegen die Bilder (Ikonoklastie) anbefohlen und ausgeführt. Der Anfang wurde gemacht mit einem in der Hauptstadt allgemein verehrten Bilde des Gekreuzigten, welches der Sage nach seit Konstantins des Großen Zeiten über dem Hauptthore des kaiserlichen Palastes aufgestellt war.[1] Der Hauptmann der Leibwache, der im Auftrage des Kaisers selbes zu zertrümmern begann, wurde samt seiner Begleitung vom empörten Volke umgebracht. Das steigerte noch die Wut des Kaisers und die Bilder wurden schonungslos vertilgt. Auf öffentlichem Markte mußten die Bürger Scheiterhaufen aus Bildern errichten, und wer nicht Folge leistete, dem wurde der Kopf oder wenigstens eine Hand abgehauen. Germanus, der Patriarch von Konstantinopel, suchte vergebens dem unsinnigen Reformeifer des Kaisers Einhalt zu thun, — er wurde seines Amtes entsetzt; an seine Stelle aber kam ein gewisser Anastasius, ein Bilderstürmer. Auch der gelehrte Johannes Damascenus schrieb drei feurige Apologien zu gunsten der Bilder, und der Papst Gregor II. protestierte feierlich gegen den Vorwurf: daß die Kirche seit Jahrhunderten den Götzendienst geduldet oder begünstigt habe, wogegen Leo dem Papste — bezeichnend genug — antwortete: „Kaiser und Bischof bin ich.“ Als der Befehl, die Bilder zu zerstören, nach Rom kam, erfüllte man denselben nur insoweit, daß alle kaiserlichen Standbilder niedergerissen und zertrümmert wurden; und nur mit Mühe konnte der Papst verhindern, daß man nicht einen anderen Kaiser wählte. Inzwischen war auf dem päpstlichen Stuhle Gregor III. gefolgt; dieser hielt 732 zu Rom eine Synode, auf der er die fernere Zerstörung und Schmähung der Bilder mit dem Anathem bedrohte. Nun erhoben sich gegen den Kaiser selbst die Elemente, es ging die Flotte, welche er gegen den Papst jetzt ausrüstete, im Adriatischen Meere durch Schiffbruch zu Grunde, wofür er sich allerdings damit rächte, daß er Illyrium dem

---

sein sowohl durch das Vordringen des bilderfeindlichen Islam gegen Konstantinopel, als durch das Beispiel des bilderzerstörenden Kalifen Jezid II.

[1] Es hieß dieses Christusbild: ἀντιφωνήτης, d. h. Bürge, weil es für einen frommen Schiffer, der Geld leihen mußte, einst sollte Bürgschaft geleistet haben.

Patriarchate Roms entzog und die Güter und Einkünfte des heiligen Stuhles in Unteritalien (Sizilien und Calabrien) mit Beschlag belegte.

4. Der Tod des Kaisers brachte keine Änderung. Sein Sohn und Nachfolger **Konstantin**, mit dem Spottnamen Kopronymus, betrieb die unselige Angelegenheit mit gleichem Eifer, aber noch größerer Grausamkeit. Sein Schwager Artabastus (vermählt mit Leos Tochter Anna) benützte die Abneigung des Volkes gegen den Kaiser, ließ sich in Konstantinopel zum Herrscher ausrufen und stellte sofort die Bilderverehrung wieder her; aber er ward besiegt und geblendet. Nachdem er so seinen Schwager überwältiget (743), setzte Konstantin nun das Werk seines Vaters mit größter Energie fort. Um jedoch den Schein eines rechtlichen Vorganges zu erborgen, trieb er über dreihundert Bischöfe zu einem angeblichen allgemeinen Konzilium zusammen 754, welche dem kaiserlichen Willen gemäß die Bilder insgesamt, unter Anführung lächerlicher und sinnloser Argumente, verdammen mußten. Als Gründe wurden da angeführt: Bilderverehrung sei Idololatrie; der Maler, welcher Christum darstelle, falle in die Irrlehre des Nestorius oder in die der Monophysiten; Bilder von Heiligen zu machen, sei ein Rückfall ins Heidentum; Bilder seien nur Idole und wer sie verehrt, ein „Holzanbeter" u. s. w. Nicht nur der Papst Stephan III., sondern auch die drei übrigen Patriarchen des Orients, verwarfen die Bestimmungen dieser kaiserlichen Synode. Doch sollten alle Unterthanen schwören, die Bilder nie wieder zu verehren, und da man dennoch Widerstand fand, so wurde nun, namentlich seit 761 mit dem Ikonoklasmus voller Ernst gemacht: die Bilder wurden allenthalben aus den Kirchen entfernt, die Wandgemälde übertüncht oder durch landschaftliche Scenen ersetzt, die nach einer alten Quelle den Kirchen das Ansehen eines Vogelkäfigs und eines Obstmagazins gaben. Gegen die Verteidiger der Bilder aber, insbesondere gegen die Mönche, wurde mit der raffiniertesten Grausamkeit gewütet,[1] und Konstantin

[1] Es wurden ihnen die Augen ausgestochen, die Ohren oder die Nase abgeschnitten, die Hände abgehauen, der Bart mit Pech beschmiert und angezündet. Anderen wurde mit Bildern die Hirnschale eingeschlagen. Der berühmteste Märtyrer der Bilderverehrung wurde 767 der heilige Abt Stephanus, ὁ νέος auf dem Berge des heiligen Auxentius. Die Klöster wurden entweiht und zu Kasernen umgewandelt. Der Kaiser wollte Ausrottung der Mönche,

hatte die Freude, die Bilder, soweit seine Macht reichte, vertilgt zu haben.

131. Wiederherstellung der Bilder. Zweites Konzil zu Nicäa.

1. Der folgende Kaiser **Leo** IV. (775—780) war zwar auch ein Feind der Bilder, übte jedoch keine weitere Verfolgung, da er die Sache für abgethan hielt, bis er durch die Entdeckung, seine eigene Gemahlin Irene verehre heimlich die Bilder, seine Täuschung gewahrte. Eine harte Untersuchung begann, endigte jedoch bald, weil der Kaiser gleich darauf eines frühzeitigen Todes starb. Jetzt aber übernahm seine Gemahlin **Irene** für ihren unmündigen Sohn Konstantin VI. Porphyrogenitus die Regierung. Aus Klugheit ließ sie anfangs die Angelegenheit der Bilder ruhen. Aber im vierten Jahre ihrer Regierung gab ein Ereignis ihr eine erwünschte Veranlassung, diese Sache wieder aufzunehmen.

2. Der damalige Patriarch von Konstantinopel, Paulus, legte unversehens seine Würde nieder, und begab sich in ein Kloster. Man war erstaunt über einen solchen Entschluß, und auf dringendes Befragen von seiten der Kaiserin erklärte er, er habe schwer gesündiget, daß er aus Menschenfurcht in betreff der Bilder die Wahrheit verschwiegen, und sich gegen dieselben erklärt habe; nun bleibe ihm nichts übrig, als die kurze Zeit seines Lebens, die ihm noch übrig bleibt, dafür Buße zu thun. Dies öffnete vielen Verblendeten die Augen, und die nun folgenden Anordnungen der Kaiserin fanden eine willige Aufnahme. Es wurde ein neuer Patriarch gewählt; aber der Gewählte, Tarasius, früher Geheimschreiber Irenens, erklärte, die Wahl nur dann annehmen zu wollen, wenn ein allgemeines Konzilium zur Herstellung der kirchlichen Ordnung gehalten würde. Demnach wurde Papst Hadrian I. gebeten, ein solches anzuordnen. Die Synode wurde 784 zuerst nach Konstantinopel einberufen, mißlang aber, indem die in der Apostelkirche versammelten Bischöfe 786 durch das ikonoklastisch gesinnte Militär auseinandergetrieben wurden. Erst als die aufrührerischen

---

denen er zu heiraten befahl. Zuletzt wollte er sogar die Heiligen- und Reliquienverehrung abschaffen.

Soldaten von der Kaiserin durch List entfernt worden waren, wurde das Konzil neuerdings zusammenberufen und im Jahre 787 zu **Nicäa** auch wirklich versammelt und abgehalten. Den Vorsitz auf demselben führte Patriarch Tarasius. Nachdem die Bischöfe, die bisher gegen die Bilder waren, widerrufen hatten und in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen wurden, zeigte man aus Stellen der heiligen Schrift und der Väter, daß die Verfertigung und Verehrung religiöser Bilder erlaubt und nützlich sei. Dabei aber wurde, wie dies auch schon früher geschehen war, von der Verehrung (προσκύνησις) die Anbetung (λατρεία), die allein der Gottheit zukomme, genau unterschieden und hervorgehoben, dagegen wurden auch die verkehrten Aussprüche der Synode des Kopronymus gründlich widerlegt. Der Papst bestätigte die Beschlüsse des Konziliums, welches das siebente allgemeine und das zweite zu Nicäa ist. Die Verehrung und Anrufung der Heiligen selbst wurde hier nicht erörtert, da sie ja auch von den Bilderstürmern zugestanden und geübt wurde. Außerdem stellte das Konzil zweiundzwanzig Kanones auf, in welchen es die sogenannten apostolischen Kanones anerkannte, die hundertundzwei Kanones der Quinisexta als ökumenische erklärte, den Klerikern bei der Kirche, für die sie berufen waren, zu bleiben befahl, die Lebensweise der Bischöfe, Geistlichen und Nonnen regelte, die Doppelklöster verbot u. s. w.

3. Ungeachtet der Beschlüsse dieser Synode kamen noch drei bilderstürmende Kaiser: **Leo V. der Armenier** (813—20), der namentlich den freimütigen Abt Theodor Studita verfolgte, dessen Briefe uns Aufschluß geben über die Grausamkeiten, welche jetzt wiederum gegen die Bilderverehrer verübt wurden; sodann **Michael der Stammler** (820—29) und noch sein Sohn und Nachfolger **Theophilus** (829—42). Es wiederholten sich vielfach die früheren Greuelscenen, doch zeigten diesmal wenigstens die Bischöfe mehr Standhaftigkeit als vorhin, und die bestimmten und klaren Grundsätze, die das Konzil von Nicäa aufgestellt hatte, hielten auch im Volke die kirchliche Lehre aufrecht, so daß endlich durch die Bemühung der Witwe des Theophilus, der Kaiserin **Theodora**, es gelang, den traurigen hundertzwanzigjährigen Kampf für immer zu beendigen. Nachdem sie für ihren dreijährigen Sohn Michael III. (842—67) die Vormundschaft und die Regierung übernommen hatte, entsetzte sie zunächst den Johannes Gram-

matikus,[1] der unter der Regierung ihres Mannes zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben wurde und schon der Hauptratgeber Leos des Armeniers war, seiner Würde und ernannte den edlen Methodius, der unter den beiden vorigen Kaisern die schwersten Verfolgungen hatte erdulden müssen, zum Patriarchen der Hauptstadt, wo nun dieser 842 eine Synode hielt. Durch diese Synode wurden 1) die Beschlüsse von Nicäa neuerdings eingeschärft, 2) die Bilder im Triumphe am 19. Februar desselben Jahres in die Hauptkirche zurückgeführt, und 3) zum immerwährenden Gedächtnis dieser Begebenheit ein eigenes Fest, das Fest der Orthodoxie, eingeführt, welches die griechische Kirche als den Beschluß des langen Streites seither immer am ersten Fastensonntage aufs feierlichste beging.

132. Nachwirkungen des Bilderstreites im Abendland.

Die Verwirrung der Begriffe über den Gebrauch der Bilder bei den Griechen veranlaßte auch einige Mißverständnisse im Abendlande, und zwar in der fränkischen Kirche. Schon Kopronymus hatte an König Pipin Gesandte geschickt und verlangt — um seiner Bilderstürmerei wenigstens einen Schein von Gerechtigkeit geben zu können — daß der Streit unparteiisch von den abendländischen Bischöfen untersucht werde. Dies geschah auch 767 auf einer Synode zu Gentilis (Gentiliacum); von den Verhandlungen ist aber weiter nichts bekannt, vermutlich, weil die Entscheidungen der Bischöfe nicht nach dem Sinn dieses byzantinischen Kaisers waren.

Jetzt hinwieder war Papst Hadrian I. bemüht, die Synode zu Nicäa vom Jahre 787 auch im Abendland zur Anerkennung zu bringen; er ließ deshalb eine Übersetzung ihrer Akten fertigen und schickte sie an seinen Freund Karl den Großen. Dieser war aber damals erbittert gegen die Kaiserin Irene, weil sie das Eheverlöbnis ihres Sohnes mit seiner Tochter Rotrudis aufgelöst; auch wollte er nicht ohne weiteres Kirchengesetze von einer im Orient, ohne Beteiligung von Bischöfen seines Reiches, gehaltenen Synode annehmen; in seinem

[1] Johannes galt auch für einen Zauberer, und soll die Wahrsagerei mittels eines Beckens geübt haben, weswegen er den Beinamen Lekanomantes erhielt, unter welchem er bekannter ist, als unter seinem wirklichen Namen.

Lande, wo das Heidentum erst vor kurzem überwältigt worden, war ferner Gefahr vorhanden, es könnte der rohe, noch halb heidnische Sinn des Volkes die Bilderverehrung in Götzendienst verkehren; endlich führte auch die überschickte Übersetzung, da sie gänzlich verunglückt und voller Fehler und Mängel war,[1] zu argen Mißverständnissen, zumal der Ausdruck προςκύνησις den Germanen schwer verständlich und anstößig erschien, weil sie sich nicht wie die Orientalen vor ihren Königen, ja vor niemand als vor Gott beugten. So kam es, daß im Frankenreiche um das Jahr 790 auf Befehl Karls des Großen von mehreren Gelehrten, namentlich von Alkuin, eine fünfundachtzig Kapitel umfassende Widerlegungsschrift gegen das siebente Konzil ausgearbeitet wurde. Später wurde die Schrift noch überarbeitet und mit ausführlicherer Begründung versehen und in dieser Gestalt bildet sie die vielbesprochenen vier „**Karolinischen Bücher**“, in denen Karl der Große selbst redend eingeführt wird. Diese Libri Carolini polemisieren in einem gegen Byzanz sehr gereizten Tone gegen die „bilderanbetende“ Synode von Nicäa, tadeln aber auch jene vom Jahre 754 und stellen bezüglich der Bilder den Grundsatz auf, daß man dieselben zum Schmuck der Kirchen und zur Erinnerung an die Heiligen oder wichtige Ereignisse ꝛc. aufstellen, ihnen jedoch keine Verehrung wie dem Kreuze Christi, der heiligen Schrift, den heiligen Gefäßen, den Reliquien der Heiligen erweisen, auch keinen Weihrauch und keine Lichter vor denselben anzünden dürfe. Ganz dieselben Grundsätze sprachen auch die 794 in Frankfurt (gegen die Adoptianer) versammelten Bischöfe aus. Wie die Akten dieser Synode, so wurden früher schon (durch Abt Angilbert) die karolinischen Bücher an den Papst überschickt, der wieder daraufhin eine Erörterung der strittigen

---

[1] Nach dieser Übersetzung z. B. soll Bischof Konstantin von Cypern zu Nicäa gesagt haben: „Ich verehre die heiligen Bilder mit der Verehrung und Anbetung, mit der ich die Dreieinigkeit verehre,“ wogegen es im Originale heißt: „Ich verehre die heiligen Bilder, aber eine göttliche Anbetung erweise ich nur allein der Dreieinigkeit.“ Überhaupt war in dieser Übersetzung die in Nicäa so scharf hervorgehobene Unterscheidung zwischen λατρεία (Anbetung) und προσκύνησις (Verehrung) gar nicht beachtet und προςκύνησις mit dem vieldeutigen adoratio wiedergegeben, welches Wort aber auch als Anbetung genommen werden kann; kein Wunder, daß dann die Konzilsakten in solcher Übersetzung Widerstand bei den Franken fanden.

Frage im Sinne der erleuchteten Äußerung Gregors des Großen über die Bilder: „daß sie den Lesensunkundigen das seien, was die Schrift den Lesenskundigen," übersandte und der Streit ruhte.

Durch eine Gesandtschaft Michaels des Stammlers veranlaßt, kam jedoch die Sache unter Ludwig dem Frommen 825 auf einer Reichsversammlung zu Paris abermals zur Sprache; es wurde da gegen Hadrians Brief polemisiert und die Erklärung abgegeben: in Gallien sei man bisher in betreff der Bilder „im Haben oder Nichthaben, im Verehren oder Nichtverehren" ohne Streit gewesen und so möge es auch in Zukunft bleiben. In Schriften ward der Kampf noch länger fortgeführt, aber die Bilderverehrung verbreitete sich in Frankreich immer mehr, nachdem unter Papst Johann VIII. der römische Bibliothekar Anastasius eine bessere und richtige Übersetzung der Akten des siebenten allgemeinen Konzils geliefert hatte.

Zu den eigentlichen Bilderfeinden im Abendlande gehörten nur die Bischöfe Claudius von Turin und Agobard von Lyon, die aber an Bischof Jonas von Orleans und dem irischen Mönch Dungal von St. Denis Gegner fanden, welche mit Geschick den Gebrauch und die Verehrung der Bilder verteidigten. Da Bischof Claudius seit 824 sogar das Kreuz aus den Kirchen seines Sprengels entfernen wollte, erhob sich gegen ihn zuerst der fränkische Abt Theodomir in einer eigenen Schrift, gegen die sich Claudius nur mit elender Sophistik verteidigte; er meinte, wenn das Kreuz wegen seiner Beziehung auf Christum verehrt werden solle, so müsse man auch Krippen, weil Christus in einer solchen gelegen, Esel, weil er auf einem solchen geritten, verehren!

Die griechische Spaltung.

133. Das »filioque« im Symbolum.

Das schmerzlichste Ereignis, welches die Jahrbücher dieser Periode zu verzeichnen hatten, war der Abfall der griechischen Kirche von der römischen Einheit. Dieser Riß, welcher im elften Jahrhunderte erfolgte und die Christenheit in zwei Kirchen spaltete, hat sich lange vorher durch verschiedene Anlässe vorbereitet. Die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel, die glänzende Entfaltung des dortigen

Patriarchates, die großen christologischen Kämpfe, sowie die Verschiedenheit der Liturgie und Disciplin bewirkten eine immer größere Spannung zwischen Rom und Konstantinopel; die Gründung des Kirchenstaates und Aufrichtung des abendländischen Kaisertums, der Bilderstreit und die Herrschsucht der byzantinischen Kaiser, die ein auswärtiges und unabhängiges Oberhaupt der Kirche nicht vertragen konnten, erzeugten endlich eine Gereizheit, die schließlich zum Schisma führte.

Die griechische Kirche zwar führt andere Gründe des Abfalles an, und zwar dogmatische Differenzen zwischen dem Morgen- und Abendland. Allein dieselben können höchstens als Vorwand der Trennung gelten, zu deren vorbereitenden Anlässen angeblich auch die Beifügung des Wörtchens »filioque« im Symbolum des ersten Konzils von Konstantinopel gehört. Das Symbolum des Konzils von Nicäa schloß mit den Worten: „Wir glauben an den heiligen Geist". Das Konzil von Konstantinopel, das sich eigens mit der Glaubenslehre über die dritte göttliche Person, den heiligen Geist, befaßte, setzte unter anderem bei: „Welcher vom Vater ausgeht" (qui ex patre procedit). Man fand es aber im Abendlande bald für nötig, das Verhältnis der drei göttlichen Personen zu einander auch in diesem Symbolum bestimmter auszudrücken, und so wurde das Wörtchen »filioque« (zuerst von der spanischen Kirche im sechsten Jahrhundert und dann im achten Jahrhundert auch von der fränkischen Kirche) eingefügt, so daß es jetzt hieß: „Welcher vom Vater und Sohne ausgeht" (qui ex patre filioque procedit). Da dieser Glaubenssatz in Schrift und Tradition fest gegründet ist, so wurde derselbe bald in der ganzen abendländischen Kirche angenommen. Aber die Griechen erhoben dagegen gewaltigen Widerspruch und beschuldigten die abendländische Kirche, daß sie nicht nur das Symbolum verfälscht habe, sondern auch in die Ketzerei verfallen sei. Und je klarer man den Griechen aus ihren eigenen heiligen Vätern die Richtigkeit des obigen Glaubenssatzes nachwies, desto hartnäckiger beharrten sie bei ihrer Ansicht, so, daß zuletzt diese Differenz einen vorzüglichen Grund der Spaltung ausmachte, und jetzt noch die griechische Kirche, außer der Verwerfung des römischen Primates, in diesem einzigen Glaubenssatze von der katholischen Kirche abweicht.

Den Zusatz „**filioque**" hatte zuerst die Synode von Toledo vom Jahre 447 und dann das wahrscheinlich im sechsten Jahrhundert in Spanien

entstandene sogenannte athanasianische Symbolum aufgenommen. Zur Zeit Karls des Großen enthielten ihn auch die von den Franken gesungenen Symbole und eine im Jahre 796 unter dem Patriarchen Paulinus von Aquileja im Friaul (Forumjulii) gehaltene Synode schaltete jenen Zusatz gleichfalls in das Glaubensbekenntnis ein. Zu lebhafterer Erörterung kam derselbe, als abendländische Mönche, welche sich am Ölberge bei Jerusalem niederließen, dort das Symbolum mit dem filioque sangen, wie sie es in der Hofkapelle Karls gehört hatten; deshalb von den Griechen als Ketzer verschrieen, beklagten sie sich in der Epistola peregrinorum monachorum bei Papst Leo III. Es kam darob im Abendland jetzt zu Verhandlungen. Auf Befehl Karls des Großen versammelte sich 809 eine große Synode zu Aachen, welche den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohn definierte, und Bischof Theodulf von Orleans verteidigte diese Lehre in seinem Buche De spiritu sancto. Mit Rücksicht auf den Anstoß, den die Griechen nahmen, mißbilligte der Papst zwar die Aufnahme des Wortes in das Symbolum, wenn er auch an sich mit demselben völlig einverstanden war. Wie der Liber pontificalis berichtet, stellte er auch zwei große silberne Tafeln in der Peterskirche auf, in denen das Symbolum ohne das filioque eingegraben war und riet den Franken, den Zusatz wieder zu beseitigen. „Glauben sollt ihr dieses," sind seine Worte, „und singen möget ihr es auch, aber nichts an dem Dokumente ändern." Der Wunsch wurde indessen nicht erfüllt. Im Gegenteil — der Zusatz wurde, als durch den leidenschaftlichen Kampf des Patriarchen Photius gegen die Abendländer die bisherigen Rücksichten zurückgedrängt wurden, unter Benedikt VIII. auch von der römischen Kirche aufgenommen.

134. Photius.

Die Spannung, welche zwischen der griechischen und römischen Kirche eingetreten war, wurde durch die Umtriebe des Patriarchen **Photius** nicht nur rege erhalten, sondern noch sehr gesteigert. Dieser Photius, zwar der gelehrteste Mann seiner Zeit, aber vom schlechtesten Charakter, kam auf folgende Weise auf den Schauplatz der Kirchengeschichte. Für den zur Regierung unfähigen Michael III., den Trunkenen, Theodoras Sohn, leitete dessen Oheim Bardas die Angelegenheiten des Staates, der seiner Schwester, der Kaiserin Theodora, 856 die Regierung entriß und sie dann samt drei Töchtern in ein Kloster verweisen ließ. Der damalige Patriarch, der fromme **Ignatius**, ein Sohn des Kaisers Michael Rhangabe und Nachfolger des vom Bilderstreit her uns bekannten Methodius, weigerte sich, für sie den

Schleier zu weihen; da er sich zudem genötigt sah, den Bardas wegen sündhaften Verkehrs mit seiner Schwiegertochter nach vielen fruchtlosen Ermahnungen an Epiphanie 857 von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, wurde er für dies alles entsetzt, mißhandelt und in die Verbannung geschickt und der geschmeidige Hofbeamte Photius, damals noch Laie, sollte auf den Patriarchenstuhl gesetzt werden 858. Doch war dem ränkevollen Bardas, sowie dem gelehrten Photius so viel klar, daß eine neue Besetzung des Patriarchenstuhles nicht ohne Genehmigung des römischen Papstes geschehen könne. Überhaupt müssen wir in der ganzen Geschichte des Photius darauf ein besonderes Gewicht legen, daß der Primat des Papstes in der griechischen Kirche durchweg anerkannt worden ist, weil wir billig fragen, wie es denn komme, daß gleich darauf unversehens dieser Primat in Abrede gestellt wird.

Also, der Regent Bardas sowohl, als der Kandidat Photius baten in gleißnerischen Briefen den Papst Nikolaus I. um seine Einwilligung, denn Photius berichtete: Ignatius habe freiwillig abgedankt, er selbst aber nur ungern eine Würde von so großer Verantwortung übernommen. Der Papst schickte Gesandte nach Konstantinopel, die Sache zu untersuchen, die aber entweder sich täuschen ließen, oder von Photius bestochen wurden; — sie willigten in alles, und Photius ward als rechtmäßiger Patriarch erklärt. Trotzdem gelangte Papst Nikolaus bald zur Kenntnis der Wahrheit, bestrafte die Gesandten, verwarf auf einer römischen Synode 863 den Photius, der gegen die kirchlichen Vorschriften innerhalb sechs Tagen alle heiligen Weihen und insbesondere gegen den zehnten Kanon von Sardika durch den abgesetzten Bischof Gregor Asbesta von Syrakus erhalten hatte, und erklärte den Ignatius für den rechtmäßigen Patriarchen. Allein Photius blieb unter dem Schutze des Bardas thatsächlich Patriarch, und der Klerus mußte bei schwerer Strafe ihn anerkennen. Seine freche Anmaßung ging so weit, daß er nun 867 ein eigenes Konzilium hielt, oder, was wahrscheinlicher ist, die Akten eines solchen erdichtete, worin der Papst exkommuniziert wurde, worauf er ein Schreiben voll der gehässigsten Vorwürfe gegen die abendländische Kirche in Umlauf setzte. Die Vorwürfe waren: daß die Lateiner am Samstage fasten, die vierzigtägige Fasten nicht gehörig halten, Milchspeisen in der Fastenzeit essen, die von Priestern erteilte Firmung verwerfen, durch das

Gebot des Cölibates die Sitten verderben, das Symbolum durch den Zusatz filioque verfälscht hätten und dergleichen mehr.

135. Das achte allgemeine Konzilium. Der Tetragamiestreit.

1. Ein Regierungswechsel machte bald dem unheilvollen Treiben des Photius für diesmal ein Ende. Noch in demselben Jahre (867) bemächtigte sich **Basilius der Macedonier** des Thrones, oder richtiger gesagt, riß die Alleinherrschaft an sich, da er schon 866 von Michael III., nach Beseitigung des Bardas, zum Mitregenten erhoben worden war. Der politische Umschwung führte zugleich einen kirchlichen herbei. Der neue Kaiser ließ den Photius in ein Kloster bringen, und den vertriebenen Ignatius wieder einsetzen. Wieder erkannte man die Notwendigkeit, sich auch diesfalls mit dem Papste, damals schon Hadrian II., ins Einvernehmen zu setzen, auch bedurften die durch Photius so verwirrten Verhältnisse der griechischen Kirche der heilenden Hand des Kirchenoberhauptes. Eine Gesandtschaft wurde vom Kaiser nach Rom beordnet, welche nebst dem kaiserlichen Schreiben auch einen ehrfurchtsvollen Brief vom Patriarchen Ignatius überbrachte. In Gegenwart dieser Gesandten wurden in einer Synode zu Rom 869 die Angelegenheit der Kirche von Konstantinopel wohl erwogen und heilsame Anordnungen getroffen, die dann in einer allgemeinen Synode zu Konstantinopel in Ausführung gebracht werden sollten. Wirklich wurde diese Synode im Jahre 869/70 als die achte allgemeine zu **Konstantinopel** (vierte alldort) gehalten, wo aus weiser Vorsicht den disputiersüchtigen Griechen alle Gelegenheit zum Streite dadurch benommen wurde, daß man die Verhandlungsakten der römischen Synode zum Grunde legte und nach solchen die Beschlüsse faßte. Jene Bestimmungen aber waren: Das Konzil 867 sei der Räubersynode zu Ephesus gleich zu achten und seine Akten zu verbrennen; Photius, der neue Dioskur, mit dem Anathem zu belegen, die übrigen Mitglieder des Konzils abzusetzen und falls sie hartnäckig sein sollten, auch von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen. Photius, dessen vielfache Fälschungen hier klar aufgedeckt wurden, ward wirklich exkommuniziert und Ignatius bestätiget. Doch blieb zwischen diesem und dem römischen Stuhle noch eine Differenz in betreff der patriarchalischen Jurisdiktion über die **bulgarische** Nation. Hier

hatten nämlich 864 griechische Geistliche zuerst das Christentum eingeführt, aber die Bekehrung wurde durch römische Missionäre fortgesetzt, und Papst Nikolaus I. schrieb damals seine berühmten Responsa ad consulta Bulgarorum. Der Patriarch von Konstantinopel wollte die Neubekehrten seiner Jurisdiktion unterwerfen, was der Papst als Patriarch des Abendlandes nicht zugestehen wollte. Thatsächlich blieb die Jurisdiktion doch dem Patriarchen, weil dem Kaiser dies erwünscht war, und die Bemühungen der Päpste, die Bulgaren im Verband der lateinischen Kirche zu erhalten, waren vergeblich. Im Jahre 1019 verlor das Volk übrigens seine politische Selbständigkeit und wurde eine griechische Provinz.

2. Der schlaue und gewandte Photius wußte jedoch in seiner Verbannung die Gunst des Kaisers Basilius wieder zu gewinnen, so daß er nach des Ignatius Tod vom Kaiser wieder zum Patriarchen ernannt wurde.[1] Und abermals war es ihm klar, daß er ohne des Papstes Lossprechung und Genehmigung sich nicht werde behaupten können. Es wurden Gesandte nach Rom geschickt, die vom Kaiser und Photius Briefe überreichten, welche in den demütigsten Ausdrücken Verzeihung und Bestätigung begehrten. Der Papst, damals Johann VIII., wollte sich dem Kaiser gefällig erweisen, in der Hoffnung, daß dieser dann den von Sarazenen hart bedrängten Einwohnern von Unteritalien zu Hilfe kommen werde. Er gab seinen Abgeordneten den Auftrag, den Photius in seinem Amte zu bestätigen, unter der Bedingung, daß er öffentlich wegen der früher gegebenen

---

[1] Photius, dem das Kloster zu eng ward, schrieb in aller Welt herum die rührendsten Briefe, beklagte sich als verfolgte Unschuld und schilderte sein ehrliches, tief gekränktes Herz. Der Kaiser Basilius litt soeben an einer Krankheit, die manchen Emporkömmling befällt, nämlich an der Ahnengierde, und da schrieb Photius ein Etwas, das den Kaiser heilte, auf den Schreiber aber den vollen Sonnenschein kaiserlicher Huld herabzog. Er verfaßte nämlich einen Stammbaum und ließ darin Basilius von einem armenischen König Tiridates abstammen, so daß er durch allerlei wunderliche Namen das Geschlechtsregister bis auf den Vater des Kaisers herabführte. Das Dokument war mit alexandrinischen Buchstaben geschrieben, wurde in die Bibliothek geschmuggelt, und kam so dem Kaiser in die Hand, der nicht wußte, was er daraus machen sollte. Diese Schrift, meinte der Bibliothekar, könne nur der gelehrte Photius entziffern, der sich auch dieser Mühe unterzog und damit dem ahnungssüchtigen Kaiser eine namenlose Freude, sich aber dadurch den Patriarchenstuhl verschaffte.

Ärgernisse um Vergebung bitte, und die Ansprüche auf Bulgarien aufgebe. Allein Photius wußte auch diesmal die römischen Gesandten zu täuschen, und hielt 879/80 eine Synode, deren Akten zum Teil (oder ganz) von ihm gefälscht sind, die aber doch bei den Griechen als die achte allgemeine gilt, während jene von 869—70 das Ansehen einer ökumenischen bei ihnen verlor. Von Erfüllung der vom Papste gestellten Bedingungen war keine Rede, und der Papst sah sich bald genötigt, den Bann gegen Photius zu erneuern, und Kaiser Leo VI., der Philosoph (886—912) fand für gut, den Photius abermals abzusetzen und in ein Kloster zu verweisen,[1] wo er auch 891 starb.

Von einem völligen Frieden war allerdings selbst jetzt nicht die Rede. Zunächst kam es zu langwierigen Verhandlungen mit Rom ob Anerkennung des neuen Patriarchen. Kaiser Leo, dem man wohl unverdienterweise den Beinamen des Philosophen gegeben, hat den Photius vor allem deshalb abgesetzt, um seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Stephan, an seine Stelle zu bringen, gegen dessen Anerkennung aber der Umstand ein Hindernis bildete, daß er von Photius die Diakonatsweihe empfangen hatte. Der Papst erteilte indessen die erbetene Nachsicht.

Zuletzt gab Kaiser Leo selbst zu neuen Wirren Anlaß, als er im Widerspruch ebensowohl mit den Satzungen der griechischen Kirche[2] als mit dem byzantinischen Reichsgesetze 906 eine vierte Ehe (Tetragamie) einging, nachdem er vorher in drei Ehen ohne Kindersegen geblieben war. Der Patriarch Nikolaus Mysticus sprach den Bann über ihn, der Papst Sergius III. dagegen erlaubte die Ehe und

---

[1] Wenn es auch keineswegs in Abrede gestellt werden soll, daß man Photius in seiner Klosterhaft auf das unwürdigste behandelte, selbst in der Krankheit ohne Pflege ließ und seiner Bücher beraubte, so war doch die Behandlung bei weitem keine so barbarische, wie er eine solche seinerzeit dem Patriarchen Ignatius angedeihen ließ Dieser nämlich ward, um die Resignation ihm zu erpressen, in dem Grabe des Konstantin Kopronymus in der Apostelkirche eingesperrt und von drei Soldaten bewacht, splitternackt ausgezogen, sein Körper auf dem kalten Marmorboden liegend ausgedehnt und mit Streichen überladen; dann setzte man ihn in reitender Stellung auf den steinernen Sarg und hing ihm Steine an die Füße, dabei Nahrung und Schlaf ihm entziehend.

[2] Schon bei Eingehung der zweiten und dritten Ehe mußte Buße gethan werden; die vierte galt als abscheuliche (successive) Vielweiberei.

willigte auch in die Absetzung des Patriarchen, welche auf einer Synode zu Konstantinopel 906 strafweise über Nikolaus ausgesprochen wurde. An seine Stelle kam Euthymius, der auch dann noch seine Anhänger behielt, als der nachfolgende Kaiser Alexander — nach anderen noch Leo selbst kurz vor seinem Tode — den Patriarchen Nikolaus restituierte, und in dieser Spaltung dauerte der **Tetragamiestreit** bis nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, wo der Name des Euthymius durch den Patriarchen Polyeuktus (956—70) wieder in die Diptychen aufgenommen wurde.

Von den Nachfolgern Leos wollte Kaiser Romanus Lecapenus seinen dritten Sohn Theophylaktus, der noch Knabe war, zum Patriarchen von Konstantinopel erheben. Da willigte ein Mönch ein, das Amt zu verwalten, und erklärte sich bereit, es sogleich niederzulegen, wenn jener das gehörige Alter erreicht haben würde. Da dieser Unfug bei dem Klerus der Hauptstadt auf Widerstand stieß, wandte Romanus sich an den Papst Johann XI. (931—36) und erhielt die Bestätigung des tadelnswerten Verhältnisses, denn es war dies jene traurige Zeit, wo zu Rom weltliche Gewalt über das Papsttum verfügte.

Dem Frieden gefährlich zu werden drohte auch der Versuch des Kaisers Basilius II., der 1024 von Papst Johann XIX. für den Erzbischof von Konstantinopel den Titel eines ökumenischen Patriarchen erkaufen wollte. Die Entrüstung des ganzen Abendlandes und ein kräftiges Abmahnungsschreiben des Abtes Wilhelm von St. Benignus bei Dijon an den Papst vereitelten aber diesen Plan.

136. Ausbruch der Trennung.

Mit der zweiten Absetzung des Photius war, wie wir soeben gesehen, die Spaltung zwischen den Griechen und den Lateinern geendigt, und der Friede war von ihm ab unter den nächsten siebzehn Patriarchen nicht merklich wieder gestört worden, obwohl einige hochmütige unter ihnen mehrmals in die Schranken der gesetzlichen Unterwürfigkeit von den Päpsten gewiesen werden mußten. Herrschte nun da immerhin ein leidliches Verhältnis zwischen Morgen- und Abendland, so waren doch Funken unter der Asche geblieben, die bei einer Gelegenheit zur Flamme auflodern konnten. Dies geschah denn auch

wirklich, als im Jahre 1053 der Patriarch **Michael Cerularius** in Verbindung mit dem bulgarischen Metropoliten Leo von Achrida den für die griechische Kirche so verhängnisvollen Schritt machte und an Johannes, Bischof von Trani in Apulien, ein Schreiben sandte,[1] voll von unsinnigen Schmähungen gegen die lateinische Kirche, und ihn aufforderte, dies Schreiben allen Bischöfen und auch dem Papste mitzuteilen. In demselben erneuert er die Anklagen des Photius gegen die Lateiner und macht denselben außerdem zum Vorwurf, daß sie bei der Eucharistie ungesäuertes Brot (Azyma) nehmen, vom Blute und erstickten Tieren genießen, an den Samstagen der Quadragesima fasten, zu gewissen Zeiten, besonders in der Fasten, das Alleluja nicht sängen u. dgl., und erklärte sie für halbe Juden und halbe Heiden. Der Mönch Niketas Pectoratus vom Kloster Studium brachte auch das Cölibatsgesetz und andere Differenzen zur Sprache. Zugleich kam die Nachricht nach Rom, daß dieser Cärularius die Kirchen der Lateiner in Konstantinopel geschlossen und die lateinischen Mönche aus ihren Klöstern vertrieben habe. Der Papst Leo IX. war über diesen mutwilligen Friedensbruch sehr betrübt, und suchte durch ein ausführliches Schreiben an den Patriarchen, diesen auf vernünftigere Gedanken zu bringen. Auch der Kaiser Konstantin IX. Monomachus war mit diesem Treiben seines Patriarchen nicht einverstanden, und bat den Papst, eine Gesandtschaft nach Konstantinopel zu schicken. Die Gesandten, unter der Führung des berühmten Kardinals Humbertus von Silva Candida, gaben sich, unterstützt vom gutgesinnten Kaiser, alle Mühe, die durch Michael aufgeregten Gemüter zu besänftigen.[2] Der Mönch Niketas Pectoratus, der vorzüglichste Gehilfe des Patriarchen in der Verketzerung der Lateiner, sah seinen Irrtum

[1] Dieser Brief, der dem Johannes von Trani und den übrigen Bischöfen über den römischen Obskurantismus hätte die Augen öffnen sollen, ist nur noch in einer lateinischen Übersetzung vorhanden.

[2] Die Anklagen Michaels gegen die Lateiner konnten nicht unerwidert bleiben und Kardinal Humbert zeigte sich in ihrer Zurückweisung an Geist und Einsicht in das Christentum den Gegnern entschieden überlegen. Weniger glücklich war er mit den Invektiven, die er mit der Abwehr des Angriffes verband. Er bekämpfte die im Orient bestehende Priesterehe als nikolaitische Häresie, beschuldigte die Griechen, da sie das Filioque aus dem Symbolum ausgemerzt hätten, des Macedonianismus u. s. w. Bei solchem Gegensatz war eine Verständigung nicht mehr leicht möglich.

ein, verbrannte seine Schriften und trat in aufrichtige Gemeinschaft mit der Kirche. Dem Patriarchen aber war auf keine Weise beizukommen; er trotzte auch dem Kaiser und weigerte sich, mit den Gesandten auch nur zu sprechen, daher diese sich genötigt sahen, über ihn die Exkommunikation auszusprechen. Mit den Worten: videat Deus et judicet legten sie am 16. Juli 1054 dieses Urteil auf den Altar der Sophienkirche nieder, schüttelten den Staub Konstantinopels von ihren Füßen und zogen ab. Der erboste Patriarch ging nun so weit, daß er einen Aufstand gegen die abziehenden Gesandten zu erregen suchte, in der Absicht, dieselben bei solcher Gelegenheit morden zu lassen. Diese Absicht erreichte er zwar nicht, aber er sprach nun seinerseits den Bann gegen den Papst und seine Anhänger aus, und der Bruch war vollendet.

Seither siecht die griechische Kirche wie ein vom Baume abgebrochener Ast sichtbar dahin, und der heilige Geist, über dessen Wesenheit sie sich von der wahren Kirche nicht belehren lassen wollte, ist von ihr gewichen. Doch gelang es den unausgesetzten Bemühungen der katholischen Kirche, von Zeit zu Zeit einzelne von den getrennten Brüdern und auch ganze Gemeinden wieder zu gewinnen, welche die unierte (mit der katholischen vereinigte) griechische Kirche bilden, wie die folgende Periode zeigen wird.

Abendmahlsstreitigkeiten.

137. Paschasius Radbertus und Berengar.

In den Schriften der Akatholiken, besonders in ihren Kommunionpredigten, findet sich nicht selten die Behauptung, die jetzige Glaubenslehre der katholischen Kirche über das allerheiligste Sakrament des Altars sei erst im neunten Jahrhunderte durch einen Mönch aufgekommen und allgemein angenommen worden. Wer aber nur einigermaßen in der Geschichte unserer Kirche sich umgesehen hat, dem wird das Thörichte einer solchen Behauptung einleuchten. Denn immer und überall, wo irgend eine Neuerung in Glaubenssachen versucht wurde, finden wir gleich, wie die erleuchteten Kirchenmänner, insbesondere die eigentlichen Glaubenswächter, die Bischöfe, in Schrif-

ten und auf Synoden den Gegenstand reiflich untersuchten und der katholischen Wahrheit Zeugnis geben. Und in der Lehre vom allerheiligsten Sakramente, welches den Mittelpunkt des katholischen Lebens bildet, sollte sich eine Neuerung unangefochten eingeschlichen haben! — Wir werden aber gleich sehen, was an der Sache ist.

1. **Paschasius Radbertus**, Mönch und später Abt des Klosters Corbie, schrieb im Jahre 831 eine Abhandlung vom Leibe und Blute Christi, zum Unterrichte der neubekehrten Sachsen. In dieser Abhandlung stellt Paschasius über das hochheilige Geheimnis ganz jene Lehre auf, wie sie von Anbeginn in der Kirche — nach den Zeugnissen der Väter und der Liturgien — vorhanden war, nur drückte er sich im einzelnen in scharfer und bisher ungewohnter Weise aus, z. B. daß wir mit dem Fleische Christi genährt und mit seinem Blute getränkt werden; daß dies Fleisch und Blut Christi wahrhaft geschaffen, hervorgebracht und geopfert werde auf eine geheimnisvolle Weise; und daß es eben das Fleisch sei, was von der Jungfrau Maria geboren ist, am Kreuze gelitten hat, und auferstanden ist. Obschon nun auch diese Äußerungen nicht unkatholisch waren, so nahmen doch manche Anstoß daran, weil sie von Unverständigen zu sinnlich aufgefaßt werden könnten, daher der Klosterbruder Fredegard entgegnete, es würde schauderhaft sein, wenn wir das Fleisch unseres Heilandes mit den Zähnen kauen sollten, wie gemeines Fleisch. Dies war auch die Ursache, daß mehrere Gelehrte jener Zeit gegen Paschasius schrieben; sie waren jedoch, was ihre Schriften klar zeigen, über das Wesen des Sakramentes, d. i. über die wirkliche und wahre Gegenwart unseres Heilandes, mit Paschasius vollkommen einverstanden; und nur um die Vorstellungsweise, um das Wie, war es ihnen zu thun: wie nämlich Christus unter den Gestalten des Brotes und Weines gedacht werden müsse: ob in derselben Gestalt und Weise, wie er hier auf Erden im menschlichen Fleische gewandelt war, oder in einer anderen Weise. Nur einer der Gegner des Paschasius, Johannes Scotus Erigena[1] war, wie

[1] Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist sehr in Dunkel gehüllt und vielfach mit Sagen durchwebt. Sein Vaterland ist wahrscheinlich Irland, wo er Anfang des neunten Jahrhunderts geboren wurde. Um das Jahr 843 von Karl dem Kahlen an die schola palatina zu Paris berufen, lebte und wirkte

es scheint, auch im wesentlichen einer anderen, d. i. einer irrigen Meinung. Paschasius hatte also im wesentlichen durchaus nichts Neues vorgebracht; denn gegen eine neue Lehre pflegte die Kirche ganz anders aufzutreten, wie wir einen solchen Fall in betreff des nämlichen Glaubenssatzes gleich im folgenden sehen.

2. **Berengar**, Kanonikus zu Tours, kam durch seine, übrigens sehr oberflächliche, Spekulation auf irrige Ansichten über die Eucharistie, setzte dieselben eigensinnig gleichsam der ganzen Welt entgegen, und brachte dadurch eine große Bewegung in der Kirche hervor. Man weiß zwar nicht genau, worin seine Irrlehre bestand, was wohl auch darin seinen Grund hat, weil er unfähig war, seine Behauptung in klaren Begriffen darzulegen, und weil er in den gegen ihn unternommenen Verhandlungen sich so zweideutig und wankelmütig benommen hat. Doch ersieht man aus einzelnen Schriften, daß er die substantielle Verwandlung leugnete und nur einen geistigen Genuß annahm, und man meint, daß er seine Irrtümer aus dem Werke des obengenannten Johannes Erigena geschöpft habe. Die Sache kam zuerst 1050 auf einer Synode zu Rom zur Sprache, und die Veranlassung gab ein Brief, welchen Berengar trotz des freundlichen Abmahnens seines ehemaligen Mitschülers Adelmann von Lüttich, an Lanfrank, Prior des Klosters Bec, in dieser Angelegenheit geschrieben, und wodurch Lanfrank selbst in den Verdacht der Häresie gekommen war.[1] Dieser reinigte sich jedoch hiervon, und

er dann am kaiserlichen Hofe selbst. Er verstand das Lateinische wie das Griechische. Unter anderem besorgte er im Auftrage Ludwigs des Frommen eine Übersetzung der Schriften des Dionysius Areopagita, welche der Kaiser von Michael Balbus zum Geschenk erhalten hatte. Da aber diese Übertragung voll häretischer Ansichten war, wollte ihn Papst Nikolaus I. zur Verantwortung ziehen, wenigstens scheint Erigena dabei sein Lehramt eingebüßt zu haben. In seinem späteren Alter soll er (um 882) von Alfred dem Großen an die zu Oxford gegründete Universität berufen und nachmals als Abt des Benediktinerklosters Malmesbury von den Mönchen ermordet worden sein. — Was seine Schriften anbelangt, bieten uns dieselben das erste vollständige philosophische System, das uns im Mittelalter begegnet. Seine Lehransicht ist rationalistisch und pantheistisch, nach seinem Hauptwerk: „De divisione naturae“ ist Religion und Philosophie dasselbe; nur bedürfe der Glaube der Unterstützung der Vernunft, nicht aber die Vernunft der Bestätigung durch den Glauben.

[1] Der Verdacht war daher entstanden, daß der Bote, der das Schreiben überbringen sollte, es anderen Geistlichen zu lesen gab, und zwar war dieses

wurde freigesprochen, Berengar aber exkommuniziert. Wenn man ihn hier auch ungehört aus seiner Schrift verurteilte, so gab man ihm doch Gelegenheit zur Rechtfertigung, indem ihn der Papst Leo IX. auf eine nach Vercelli berufene Synode vorlud. Mittlerweile aber suchte Berengar auch weltliche Herrscher — den Herzog Wilhelm von der Normandie und König Heinrich I. für sich zu gewinnen, aber dieser letztere ließ ihn als einen gefährlichen Irrlehrer verhaften. So konnte er zu Vercelli nicht erscheinen, aber seine Lehre wurde dort wieder verdammt. Im Jahre 1054 finden wir ihn wieder in Tours, wo der päpstliche Legat Hildebrand (später Papst Gregor VII.) ihn vor eine Synode berief, auf der Berengar zwar die katholische Lehre beschwor; aber es war ihm nicht ernst, denn im Jahre 1059 begab er sich nach Rom, und nachdem er sich vergebens bemüht hatte, seine Lehre zu verteidigen, mußte er vor einer Synode ein im strengsten Sinne abgefaßtes Glaubensbekenntnis unterschreiben, und seine Schriften ins Feuer werfen. Doch kaum war er über die Alpen, als er erklärte, daß nur die Furcht ihm jenes Glaubensbekenntnis abgenötigt habe. Aber nicht nur Schriftsteller, sondern auch Synoden wie zu Angers 1062 und zu Poitiers 1076, erklärten sich wiederholt gegen ihn, der die liebevollen Vorstellungen des damaligen Papstes Alexander II. sogar mit Schmähungen beantwortete.[1] Endlich nahm sich Papst Gregor VII. nochmals seiner an, berief ihn 1078 nach Rom, brachte ihn auf der Lateransynode 1079 zur Ablegung eines katholischen Bekenntnisses und entließ ihn mit väterlichen Ermahnungen. Abermals wurde er rückfällig und mußte auf der Synode zu Bordeaux 1080 Rechenschaft ablegen. Von dieser Zeit an verhielt er sich bis zu seinem Tode ruhig: er zog sich auf die Insel St. Cosmas bei Tours in ein Kloster zurück und führte ein strenges Büßerleben, bis er 1088 als neunzigjähriger Greis sein irdisches Dasein ruhig beschloß. Es wird seine Mildthätigkeit gegen die Armen gepriesen, auch findet man nirgends einen Tadel seiner

---

Schreiben nicht das im Texte erwähnte, sondern ein früheres, worin Berengar seine Ansicht auseinander gesetzt hatte. So wußte man nur von dem einen Briefe, und es verbreitete sich die Ansicht, Berengar und Lanfrank wären einerlei Meinung.

[1] Den Papst nannte er **pompifex** und **pulpifex**, die römische Kirche eine **ecclesia malignantium**, den apostolischen Stuhl einen **sedes satanae** u. dgl. m.

Sitten, wenn es auch ungewiß ist, ob er seinen Sinn vollkommen geändert habe. Streng katholische Bischöfe setzten dem Büßer ein ehrendes Denkmal und lange Jahre hindurch sangen die Kanoniker von Tours für ihn die Totenvigilie. Papst Urban II. verurteilte später dessen Lehren nochmals.

III. Einrichtung der Kirche.

138. Entstehung des Kirchenstaates.

1. Durch die göttliche Vorsehung haben die Päpste ein weltliches Reich erhalten, dem jeder Papst als Fürst vorsteht, welches ihnen durch den mannigfachsten Wechsel der politischen Verhältnisse bis auf die jüngste Zeit (20. September 1870) bewahrt worden ist. Seit den Zeiten der Völkerwanderung, wo nacheinander verschiedene Völker mit den orientalischen Kaisern um den Besitz Italiens stritten, waren die Päpste, ohne weltliche Macht, dennoch durch ihren moralischen Einfluß die Beschützer der Schwachen und die Friedensvermittler. Mehr als einmal haben sie, wie z. B. Leo der Große — Rom gerettet.[1]

2. Da die italienischen Völker mehr und mehr erfahren mußten, wie wenig sie die orientalischen Kaiser zu schützen vermochten, und wie ein großer Teil von Italien fast herrenlos geworden war, verbanden sich nach und nach mehrere Städte, und stellten sich freiwillig unter des Papstes Schutz; und die Päpste waren damals schon, nicht dem Worte nach, aber in der That die Beherrscher des größten Teiles von Italien. Die griechischen Kaiser behaupteten nur mit Mühe einen Landstrich um Ravenna, und hatten dort einen Statthalter mit dem Titel eines Exarchen.

3. Besonders gefahrdrohend wurde Italiens Zustand, als die Longobarden in Oberitalien festen Sitz genommen hatten. Als Leo der Isaurier 726 Italien zur Annahme seiner bilderfeindlichen Ver-

---

[1] Vgl. §. 70.

ordnungen zwingen wollte, nahm er die Güter der römischen Kirche in Unteritalien weg und schickte Heer und Flotte gegen die empörten Provinzen aus. Diesen Umstand benützte der Longobardenkönig Liutprand, um sein Reich in Mittelitalien auszudehnen. Er rückte bis an den Saum der heutigen römischen Campagna vor, wo ihn der Papst **Zacharias** (741—52) bewog, nicht weiter vorwärtszugehen. Damals (727) schenkte Liutprand den Aposteln Petrus und Paulus die kleine Stadt Sutri, und dies war der erste Anfang des Kirchenstaates, wenngleich die römische Kirche zuvor schon, lange vor Gregor dem Großen ein unter verschiedenen Titeln erworbenes, sehr bedeutendes Eigentum an liegenden Gütern besaß, welches namentlich in Süditalien, Korsika, Sizilien, Nordafrika und Dalmatien gelegen war. Dieser Besitz, das Patrimonium Petri genannt, sollte der Hauptmasse nach aus einer Schenkung Konstantins des Großen herrühren, die wir aber bereits als eine bloße leere Sage kennen.[1] Der Nachfolger Rachis brach im siebenten Jahre den Frieden und belagerte Perugia. Und zum zweitenmal war kein Heer, kein Kaiser als Retter da; der Papst aber befreite durch Worte und Geschenke die Stadt und muß kräftig gesprochen haben, da Rachis die Krone niederlegte und in das Benediktinerkloster von Montecassino ging. Der folgende König Aistulf hatte noch mehr Eroberungsgierde und noch weniger Gottesfurcht, und machte ernstliche Anstalten, ganz Italien unter seine Herrschaft zu bringen; er hatte Ravenna erobert und bedrohte Rom. Vergebens wurde Kaiser Kopronymus um Hilfe angerufen — er hatte mit der Vertilgung der Bilder vollauf zu thun. In dieser äußersten Not wandte sich Papst **Stephan** III. (752—57) an Pipin, König der Franken — das erste Mal, daß ein Papst die Alpen überstieg.[2] Pipin zog nun nach Italien und zwang Aistulf zum Frieden. Da dieser aber wortbrüchig im nächsten Jahre den Krieg erneuerte, eilte Pipin zum zweitenmal mit Heeresmacht herbei, nötigte Aistulf zur Zurückgabe des Geraubten und stellte nun eine feierliche, übrigens in ihrem Urtexte nie zum Vorschein gekommene Schenkungsurkunde an den Papst aus. Sie begriff das Exarchat, die

---

[1] Vgl S. 125. [2] Derselbe heißt gewöhnlich Stephan II., indem der zunächst nach Zacharias gewählte schon drei Tage darauf, noch vor seiner Konsekration, starb und meist nicht gezählt wird. Das entscheidende Moment ist hier indessen bereits die Wahl.

Pentapolis[1] und einen großen Teil Umbriens. Daß Pipin das Recht hatte, über seine Eroberungen zu verfügen, kann wohl nicht bestritten werden; denn die griechischen Kaiser hatten ihr Gebiet thatsächlich preisgegeben. Pipin ließ auch deshalb, als jetzt der byzantinische Hof sein ehemaliges Besitztum zurückforderte, demselben einfach erwidern: „Die Franken hätten ihr Blut nicht für die Griechen, sondern für den heiligen Petrus zum Heile ihrer Seelen vergossen." Zugleich verpflichtete er die Römer zum weltlichen Gehorsam gegen den Papst.

Der Kirchenstaat war kaum entstanden, als er bereits eine Vergrößerung erfuhr. Als nämlich nach Pipins Tod der nachfolgende Longobardenkönig Desiderus (Dietrich) abermals in die Länder der Kirche eingefallen und bis Rom vorgerückt war, rief Hadrian I. seinen Freund Karl den Großen zu Hilfe, der 774 dem lombardischen Reiche ein Ende machte, und die Schenkung seines Vaters nicht nur bestätigte, sondern auch noch vermehrte. Später kamen noch andere Schenkungen hinzu, und so bildete sich der **Kirchenstaat**, dessen große Wichtigkeit für die Wirksamkeit des Kirchenoberhauptes einleuchtend ist. Es soll nämlich dadurch dem Papste eine von dem Einflusse der weltlichen Fürsten unabhängige, freie, allen Völkern gegenüber unparteiische Stellung gesichert sein. Zu diesem Zwecke ist auch der von Gottes- und Rechts wegen dem Papste gehörige, wenn auch dermalen geraubte Kirchenstaat gerade groß genug, während er zu klein ist, um den Papst in die großen Welthändel zu verwickeln.

139. Die päpstliche Macht.

Bald nach Anfang dieser Periode sehen wir die Päpste nach allen Seiten hin, auch in weltlichen Angelegenheiten, einen Einfluß

---

[1] Die zur „Pentapolis" gehörigen Städte waren: Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ankona. In allen dem Papste zum Geschenke gemachten Städten zog Fulrad, Abt von St. Denys, als Pipins Bevollmächtigter in Begleitung longobardischer Gesandten umher, übernahm die Schlüssel derselben und legte sie auf das Grab des heiligen Petrus. Anastasius, der Bibliothekar, benennt alle Städte und zwar aus der Schenkungsurkunde selbst, welche in der Mitte des neunten Jahrhunderts noch im Archive der römischen Kirche vorhanden war. Rom selbst ist in der Donatio Pipini nicht inbegriffen, sondern als Besitz des Papstes vorausgesetzt.

üben, und eine Macht entfalten, wie es bis dahin nicht der Fall gewesen war. Die Feinde der Kirche sind auch beflissen, über jene weltgebietende Macht der Päpste bei jeder Gelegenheit zu schmähen und deren segensvolle Wirksamkeit zu entstellen. Der aufmerksame und redliche Geschichtsforscher aber wird hierin Gottes besondere Fügung und Leitung verehren, daß in den so bewegten Wellen jener unruhigen Zeit der Felsen Petri unerschütterlich, als Leuchte und Schutz für die irrende und bedrängte Menschheit dastand. Je wilder die Zeiten, je roher die Begierden und die Leidenschaften sind, desto nötiger wird es, daß die Zügel der Herrschaft eine kräftige Hand erfasse. So wurden die Päpste von der Vorsehung an die Spitze der Menschheit gestellt, um die zügellosen Fürsten mit Vorstellungen und Bitten, oder wo die nichts fruchteten, mit den geistigen Waffen der Exkommunikationen an ihre Herrscherpflichten und ebenso die Untergebenen an die ihrigen zu mahnen; zwischen den siegenden und besiegten Völkern die Vermittler des Friedens zu sein, den Sieger zu zügeln und den Besiegten zu versöhnen; auch den Mächtigen und Großen Zucht und Sitte zu lehren; — überhaupt für Hohe und Niedere die Ausleger und Wächter des göttlichen Gesetzes zu sein. Dabei kam den Päpsten, wie dem Klerus überhaupt der Umstand zu statten, daß die jungen, namentlich germanischen Völker eine große Hochachtung und unbedingten Gehorsam gegen die Geistlichen, als die Organe der Gottheit, schon aus dem Heidentum in das Christentum mitbrachten, und desto lieber sich unterwarfen, da der christliche Klerus, und vor allen die Päpste in der geistigen Bildung so hoch über jenen Völkern standen. Auch haben sich die Päpste keineswegs den Völkern als Lenker und Richter aufgedrungen, nein, die Völker unterwarfen sich nicht nur willig der Leitung des Statthalters Christi, sondern baten bei wichtigen Gelegenheiten um seinen Schutz oder Urteilsspruch. Ein auffallendes Beispiel hiervon gaben die Franken, als sie für nötig erachteten, die Regierung vom schwachen und fast blödsinnigen König Childerich III. auf den thatkräftigen Major Domus (obersten Haushofmeister) Pipin zu übertragen.[1] Auch die feierliche Kaiserkrönung, welche seit Karl dem Großen von den Päpsten vorgenommen und, nach den damaligen Begriffen, häufig als ein Über-

---

[1] Vgl. §. 114.

tragungsakt der Staatsgewalt betrachtet wurde, trug zu dem hohen Ansehen der Päpste viel bei.

2. Von vielen Schriftstellern wird aber dieses Wachstum der päpstlichen Gewalt ganz mit Unrecht dem Einfluß einer Rechtssammlung zugeschrieben, welche in der Mitte des neunten Jahrhunderts im Frankenreiche erschienen war und die **pseudoisidorische** heißt, weil sie an der Spitze auch den Namen Isidor (mit dem bis jetzt unerklärten Beisatz Mercator, nach einigen Handschriften Peccator) führt, aber sonst eine eigentümliche Umarbeitung der alten spanischen, dem heiligen Isidor von Sevilla († 636) zugeschriebenen Sammlung ist, deren echte Stücke sie durch verschiedene unechte Kanones, Dekrete u. s. w. bereicherte; insbesondere enthält sie fünfundneunzig Dekretalbriefe von Päpsten aus den ersten Jahrhunderten, welche ganz oder teilweise unecht sind. Bei solchen neuerdichteten Stücken ist aber der Stoff nicht rein ersonnen; die Dichtung besteht vielmehr größtenteils darin, daß die entlehnten Sachen in geschickter Weise zu Dekretalen zusammengesetzt und den Päpsten der früheren Jahrhunderte in den Mund gelegt werden.[1] Der Zweck Pseudoisidors ist

[1] Die pseudoisidorische Sammlung zerfällt in drei Teile, deren erster die fünfzig Kanones der Apostel und neunundfünfzig erdichtete Briefe der dreißig ältesten Päpste von Clemens bis Melchiades († 313), sowie zum Schlusse die falsche Schenkungsurkunde Konstantins umfaßt. Im zweiten Teil folgen auf zwei einleitende Stücke aus der spanischen und der alten gallischen Sammlung des fünften Jahrhunderts die griechischen, afrikanischen, gallischen und spanischen Konzilien, ganz nach der vermehrten spanischen Sammlung, sowie diese um das Jahr 683 beschaffen war. Der dritte Teil enthält die Dekretalen von Silvester († 335) bis Gregor II. († 731), darunter aber auch fünfunddreißig falsche Dekrete und mehrere erdichtete Synoden. — Der Verfasser, der nicht bloß auf Gegenstände der Kirchenverfassung und der Disciplin eingeht, sondern sich auch über dogmatische, moralische und liturgische Materien verbreitet, hat außer den Quellen des weltlichen und kirchlichen Rechts den Liber pontificalis, die Geschichtswerke von Rufin und Cassiodor, die Schriften der Kirchenväter und wohl auch die Alkuinsche Recension der Vulgata benützt. Man hat es also bei jeder Dekretale gleichsam mit einem Mosaik zu thun, das aus den verschiedenen Rechtssätzen zusammengestellt ist. Die Sammlung dürfte um das Jahr 851, wahrscheinlich in Westfranken und zwar in der Kirchenprovinz Reims vollendet worden sein; der Synode von Soissons 853 und dem Reichstag zu Chiersy 857 ist sie bereits bekannt. Der Verfasser selbst läßt sich mit historischer Sicherheit nicht ermitteln, gewiß aber ist die Fälschung aus Einem Guß und von Einer Person gemacht.

sicher nicht der von ihm in der Vorrede angegebene: die kirchlichen Satzungen zu sammeln und die früheren Sammlungen zu erweitern und zu ergänzen, um so ein einheitliches Buch über die Kirchendisciplin für Klerus und Laien zusammenzustellen, wohl aber ergiebt sich aus dem Inhalt des Buches als Grundabsicht desselben: aus dem Rechte die volle Unabhängigkeit der bischöflichen Gewalt von der weltlichen und die Unmittelbarkeit der Bischöfe zu dem Papste gegenüber dem Bestreben der Metropoliten darzuthun. Pseudoisidor, dessen Absicht und That nicht gerechtfertigt werden, vertritt übrigens im Ganzen nur die kirchenrechtlichen Grundsätze seiner Zeit und sucht mit seinen falschen Dekretalen nur die damals bereits bestandene Praxis mit Beweisen aus früheren Jahrhunderten zu begründen und zu klarem Bewußtsein zu bringen. Das päpstliche Ansehen ist hierdurch keineswegs vermehrt worden, vielmehr ist es einleuchtend, daß die Päpste bereits damals ein hohes Ansehen gehabt haben mußten, weil man auf ihre (wenn auch erdichteten) Briefe ein so großes Gewicht legte. Die wenigen neuen Grundsätze aber, die sich in dieser Sammlung vorfinden, wie z. B. der Satz: daß Provinzialsynoden nur mit Zustimmung des Papstes versammelt werden dürften und ihre Beschlüsse der päpstlichen Bestätigung unterlägen, wurden praktisch nie durchgeführt.

Benützt wurde diese Sammlung in Rom bereits durch Nikolaus I., der die Absetzung des Bischofs Rothad von Soissons durch die gallischen Bischöfe 864 mit unverkennbarer Bezugnahme auf Pseudoisidor verwarf. Hinkmar von Reims bestritt zwar ihre Gültigkeit, als sein Neffe (Hinkmar von Laon) nach Verübung verschiedener Ungesetzlichkeiten mit Berufung auf sie einer Verurteilung sich zu entziehen suchte; sonst galten aber diese Dekretalen im allgemeinen dem ganzen Mittelalter als echt. Die ersten Zweifel an der Echtheit äußerten im fünfzehnten Jahrhundert Nikolaus von Cusa († 1464) und Johann von Torquemada († 1468). Weitere Gründe gegen die Echtheit machten die Magdeburger Centuriatoren geltend. Im Jahre 1572 trat jedoch mit einem in Florenz gedruckten Werke der spanische Jesuit Franz Torres (Turrianus) auf, der die Echtheit verteidigte. Gegen ihn erhob sich aber der reformierte Prediger David Blondel in seinem in Genf 1628 gedruckten Werke, worin er Torres mit schlagenden Gründen widerlegt. Der Titel dieses Werkes ist ganz

originell: Pseudoisidorus et Turrianus vapulantes d. h. die Gezüchtigten. Blondel selbst nahm noch manche Stücke als echt an, deren Unechtheit die gelehrten Gebrüder Ballerini (in ihrer Ausgabe der Werke Leos I. vom Jahre 1752) jetzt auch zweifellos dargethan haben.

140. Kardinäle. Neue Bestimmung über die Papstwahl.

Den ersten Rang nach dem Papste nehmen in der Kirche die **Kardinäle** ein. Es ist deshalb notwendig, auch über diese hohe kirchliche Würde das Wichtigste hier anzuführen.

In der älteren Zeit galt jede Kirche, an welcher Kleriker fest angestellt waren, als cardo, d. h. Angelpunkt, und demnach hieß ursprünglich der dauernd angestellte (incardinatus = eingeangelte) Bischof, Priester oder Diakon Cardinalis. Seit dem achten Jahrhundert erscheint speciell und schlechthin als cardo die bischöfliche Kirche und der Ausdruck Cardinalis auf die Kleriker der bischöflichen, der Kathedralkirche eingeschränkt, insofern nämlich diese als cardo, als Angelpunkt, galt, um welche sich die ganze Gemeinde bewegt. Nicht lange aber und die Bezeichnung „Kardinal" erfuhr dasselbe Schicksal, wie das Wort Papst. Wie schon gesagt worden ist,[1] wurden ursprünglich alle Bischöfe Papa genannt, später jedoch wurde dieser Ausdruck bloß für den römischen Bischof reserviert; ebenso schwand auch das Wort Kardinal allmählich als Bezeichnung für die Priester und Diakonen an bischöflichen Kirchen überhaupt und es wurde nur[2] mehr gebraucht 1) für die Diakonen der sieben kirchlichen Armendistrikte Roms, in welchen eigene, mit bestimmten Kirchen verbundene Armenhäuser (diaconiae) sich befanden, 2) für die Priester an den Haupt- oder Pfarrkirchen, den sogenannten tituli von Rom, und 3) seit dem neunten Jahrhundert auch noch für die sieben suburbikarischen Bischöfe, d. i. jene Bischöfe, deren Diöcesen in der

---

[1] Vgl. §. 102, 1. [2] Schon Leo IX. gab in seinem Schreiben an Michael Cerularius vom Jahre 1053 deutlich zu verstehen, daß dem Klerus der römischen Cathedra in vorzüglicher Weise die Bezeichnung „cardinales" zukomme; doch führten auch fernerhin noch die Kleriker anderer Bischofskirchen den Kardinalstitel, bis endlich Pius V. im Jahre 1567 ausdrücklich es verbot, daß andere, als römische Geistliche, diesen Namen führen.

Nähe von Rom gelegen waren, nämlich: Ostia, Porto, Albano, Sabina, Tusculum oder Frascati, Präneste oder Palestrina und Rufina oder Silva Candida, das jedoch später einging, oder richtiger gesagt, mit Porto uniert wurde. Die Zahl der Kardinäle hat im Laufe der Zeit häufig gewechselt; nach der letzten Bestimmung des Papstes Sixtus V. vom Jahre 1586 darf die Anzahl der Kardinäle, die nach dem Tridentinum soviel als möglich verschiedenen Nationen angehören sollen, nicht siebzig übersteigen, und zwar sollten es sein: sechs Bischöfe, fünfzig Presbyter und vierzehn Diakonen. Die genannte Zahl wurde aber festgesetzt zur Erinnerung an die siebzig Ältesten, welche dem Moses zur Seite standen. Papst Urban VIII. verlieh ihnen 1630 den Titel „Eminenz" und die Kardinäle haben den Vorrang selbst vor den Patriarchen und den Erzbischöfen; daher konnte sich der Gebrauch ausbilden, daß es für die Bischöfe überhaupt eine Ehre wurde, in das Kardinalkollegium unter die Kardinalpriester oder Kardinaldiakonen aufgenommen zu werden, so zwar, daß die Kardinalpriester auch die bischöfliche Weihe und die Kardinaldiakonen die priesterliche Weihe empfangen haben können, ohne darum als Kardinäle aus dem Range der Priester oder Diakonen herauszutreten. Die ausgezeichnete Stellung der Kardinäle erreichte aber ihren Höhepunkt durch das Wahldekret Nikolaus II., indem sie, und nur sie allein zur Papstwahl berufen wurden.

Die traurigen Erfahrungen, die man ein Jahrhundert hindurch gemacht hatte, wo unter Kampf und Ränken Päpste ein- und abgesetzt wurden, verlangten dringend eine Umgestaltung der Papstwahl und ihre Zurückführung auf das rein kirchliche Gebiet. Daher wurde unter Papst Nikolaus II. auf einer Synode zu Rom 1059 verordnet: Beim Absterben eines Papstes sollen zuerst die (sieben) K a r d i n a l b i s c h ö f e zur Wahl zusammentreten. Wenn diese, ihrer Pflicht gemäß, mit aller Sorgfalt über die Person des zu Wählenden sich besprochen haben, ziehen sie die übrigen Kardinäle[1] (cardinales clericos) auch zur Teilnahme an der Wahl heran; dann erst mögen die übrigen Geistlichen und das Volk (nicht eigentlich zur

[1] D. i. die Kardinalpriester und Kardinaldiakonen. In einer Textversion ist dieser Unterschied nicht gemacht und nur von Kardinälen im allgemeinen die Rede. Das Dekret liegt nämlich in zwei Lesarten vor, von denen

Wahl, sondern), um ihre Beistimmung zu geben, beitreten. Weil ferner der Papst zugleich Fürst des Kirchenstaates ist und als solcher notwendig des Zutrauens seiner Unterthanen bedarf, was sich der Ausländer nach der Erfahrung selten erwirbt, bestimmte das Wahldekret auch, daß nur dann ein Auswärtiger gewählt werden solle, wenn im römischen Klerus ein taugliches Glied fehlen möchte. Aus dem Wahldekret ist endlich noch hervorzuheben, daß die Wahl unter Umständen, wenn sie nämlich in Rom selbst nicht frei vollzogen werden könnte, auch an einem anderen beliebigen Orte geschehen dürfe, und daß der Gewählte schon vor seiner Inthronisation, wenn diese nicht möglich sei, alle päpstlichen Rechte ausüben könne. Wer aber diesem Dekrete zuwider (mittels eines Aufstandes u. dgl.) gewählt wird, „soll, wenn er auch ordiniert und inthronisiert ist, nicht als Papst, sondern als Satan, nicht als Apostolicus, sondern als Apostaticus angesehen werden und mit dem ewigen Anathem geschlagen sein.“

141. Die Metropoliten, Bischöfe und Archidiakonen.

1. Die althergebrachte Metropolitanverfassung, zufolge welcher die Bischöfe einer Provinz mit ihrem Metropoliten in kirchlich gesetzlichem Verbande standen, erlitt in dieser Zeit manche Abänderung, und hörte hie und da fast ganz auf, teils weil in den politischen Kämpfen solche Kirchenprovinzen geteilt und verschiedenen Fürsten unterthänig wurden, teils auch, weil einzelne herrschsüchtige, oder unter

die eine als päpstliche, die andere als kaiserliche Fassung sich bezeichnen läßt, wobei diese die der Zeit nach frühere, jene die spätere sein soll, die Papst Nikolaus, etwa im Jahre 1061, noch kurz vor seinem Tode erlassen und worin er die dem König Heinrich IV. gemachten Zugeständnisse zurückgenommen hätte, die dahin gelautet haben: Die Neuwahl soll geschehen, „jedoch mit Vorbehalt der unserem geliebten Sohne Heinrich schuldigen Ehre und Hochachtung, der jetzt als König geachtet wird und der mit Gottes Hilfe hofft, einst Kaiser zu sein, wie wir es ihm und seinen Nachfolgern zugestanden haben, welche von dem apostolischen Stuhle persönlich dieses Recht erlangt haben werden.“ Obwohl das Dekret in dieser kaiserlichen Fassung selbst in das Corpus jur. can. (Can. 1. dist. 23) übergegangen ist, so ist doch die andere (päpstliche) Fassung vorherrschend als die ursprüngliche und echte anerkannt.

dem Einflusse weltlicher Herrscher stehende Metropoliten ihre Macht nicht immer zum Besten der Kirche übten. Daher mußten die Päpste durch ihre Legaten hier häufig einschreiten, und manche Rechte und Obliegenheiten, die bisher den Metropoliten zukamen, an sich ziehen. Eine den Metropoliten (Erzbischöfen) eigentümliche Auszeichnung war und ist noch das **Pallium**, welches sie vom Papste als Zeichen der Kirchengemeinschaft und als Symbol der ihnen delegierten Jurisdiktion erhalten.[1]

2. Die Bischöfe und auch Stiftsäbte wurden in Deutschland jetzt **Reichsfürsten**[2] und gelangten als solche zu großen Besitzungen und Reichtümern, gerieten aber dafür als Lehensvasallen in eine eigentümliche Stellung zum Staate, die ihre gute, wie auch ihre gefährliche Seite hatte. An die Stelle der Wahl, die bereits früher oft nur leerer Schein gewesen, trat die **königliche Ernennung**; seit dem zehnten Jahrhundert fand dieselbe in der Regel durch Verleihung von Ring und Stab statt, indem diese Insignien beim Tode eines Prälaten je in die Hand des Fürsten zurückgegeben wurden. Sie dagegen mußten ihren Lehensherren, den Kaisern und auch anderen Fürsten, den Lehenseid leisten, und waren verpflichtet, Kriegsleute für

[1] Das Pallium, wohl eine Nachbildung des Schulterkleides des Hohenpriesters im Alten Bunde, ist ein weißer, wollener handbreiter Kragen, auf welchem sechs schwarze Kreuze eingewirkt sind, und welcher an beiden Enden um einige Zoll verlängert ist, um beim Gebrauch auf Brust und Rücken herabzuhängen. Die Wolle dazu wird von Schafen genommen, die am Tage der heiligen Agnes vom Papst gesegnet, hierauf in die Kirche gebracht und unter der Messe auf den Altar gelegt worden sind. Nonnen scheren sie hernach und spinnen die Wolle, aus welcher dann die Pallien verfertiget werden. Am Peter- und Paulsfeste werden sie vom Papste gesegnet, eine Nacht auf den Grabhügel Petri gelegt und dann in einem Kasten aufbewahrt, um gegebenen Falles verteilt zu werden. Das Pallium wird dem einzelnen Erzbischofe nur ad personam und für die bestimmte Erzdiöcese verliehen und dem Verstorbenen mit ins Grab gelegt.

[2] Eine Entwicklung, die indessen zum größten Teil in die folgende Periode fällt. Bedeutsam für dieselbe ist besonders der Privilegienbrief Friedrichs II. vom 26. April 1220. Nur der Bischof von Würzburg erhielt noch in dieser Periode herzogliche Rechte und Würde. Dann folgten im elften und zwölften Jahrhunderte die Bischöfe von Bremen und Köln, die übrigen erst später.

den Heerbann zu stellen, weil bei den germanischen Völkern auf den kirchlichen Gütern ebensogut wie auf allen anderen die Waffenpflicht haftete. Andererseits hatten sie aber als Reichsstände und Räte der Krone Gelegenheit, an der weltlichen Gesetzgebung teilzunehmen, und selbe zum Wohle der Kirche zu lenken. Das Schlimmste dabei war, daß die weltlichen Herrscher, bei Besetzung der Bistümer, bald einen mächtigen Einfluß, und später eine absolute Gewalt ausübten, wodurch der Kirche oft Unwürdige aufgedrungen wurden, und wobei verderbliche Simonie, d. i. die Hintangabe geistlicher Güter für Geld und Geldeswert, üppig zu wuchern anfing.

3. Schon aus der früheren Periode ist uns die Einführung der Archidiakonen und Archipresbyteri bekannt, wo jene in ökonomischen, diese in gottesdienstlichen Verrichtungen dem Bischofe zunächst zur Seite standen. Als aber jetzt die Domkapitel entstanden waren und auch die Stellung des Archidiakons und des Archipresbyters zu einer besonderen Würde sich entwickelt hatte, verband sich die Würde des Archidiakons häufig mit der des Propstes, die des Archipresbyters mit der des Dekans. Die **Archidiakonen** erhielten aber auch bald einen Anteil an der bischöflichen Amtsführung, einzelne Distrikte der Diöcese mit bestimmten, vom Bischofe auf sie übertragenen Rechten und Amtspflichten zugewiesen. Das erste Beispiel davon findet sich im Bistum Straßburg, wo 774 der Bischof Heddo den Papst Hadrian I. um Genehmigung der Döcesaneinteilung in sieben Archidiakonate bittet. Später organisierten sich solche mit dem archidiaconus magnus an der Kathedralkirche oft zu einem eigenen Kollegium. Dafür finden sich nach dieser Zeit die Landbischöfe (chorepiscopi) nicht mehr vor; sie wurden wegen mancher Übergriffe, die sie sich erlaubten, im Abendland allmählich beseitigt, während sie im Orient noch jetzt bestehen. An ihre Stelle traten im Occident seit dem elften Jahrhundert die Weihbischöfe, episcopi in partibus infidelium genannt,[1] weil sie auf Titel der in die Hände der Ungläu-

[1] Als Anfang dieses Institutes dürfte wohl der can. 37 der Quinisexta anzusehen sein: „Es ist vorgekommen, daß Bischöfe die Stühle, für welche sie ordiniert wurden, wegen der Einfälle der Barbaren nicht einnehmen konnten. Dies soll ihnen aber nicht zum Nachteile gereichen, vielmehr bleibt ihnen ihr Rang und das Recht, Ordinationen zu erteilen.“ — Weil manche von diesen Ländern in Asien und Europa in neuerer Zeit unter christliche Regierungen

bigen geratenen Bistümer geweiht wurden. — Die **Archipresbyteri** wurden auf dem Lande die Vorgesetzten eines kleineren Sprengels, welcher den Namen decania oder christianitas erhielt. Der Archipresbyter, der oft auch Dekan hieß, bildete mit den ihm untergebenen Klerus die sogenannten Ruralkapitel, deren Einrichtung den Bischöfen wiederholt zur Pflicht gemacht wurde. Zu fruchtreicher Thätigkeit derselben sollten Kalenden, d. i. Konferenzen abgehalten werden, so benannt, weil die Geistlichen am ersten Tage jeden Monats, wenn auf diesen kein Feiertag fiel, zu denselben zusammenkommen mußten.

142. Einführung des gemeinsamen Lebens der Geistlichen.

1. Die Kirche war in den Mitteln zur Erziehung der Menschheit immer reich und erfinderisch, und jedem auftauchenden Bedürfnisse der Zeit wurde durch passende Anstalten entsprochen. Die Roheit und Verwilderung der Völker, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen waren, machte eine gewisse Absonderung des Klerus vom Alltagsleben dringend nötig. Vieles geschah schon durch die Klöster, in deren stillem Heiligtume die großen Männer heranreiften. Aber auch für den Weltklerus wurde eine Art des Klosterlebens eingeführt. Den Anfang machte Chrodegang, Bischof von Metz, welcher um 760, nach dem Vorbilde des heiligen Augustinus, seine Geistlichkeit, um sie in der geistlichen Wissenschaft und im höheren Seelenleben zu üben, an seiner bischöflichen Kirche zu einem gemeinschaftlichen, nach einer Regel[1] geordneten (kanonischen) Leben versammelte. Sie wurden daher Canonici genannt, und lebten, aßen und schliefen gemeinschaftlich unter der unmittelbaren Aufsicht ihres Bischofes, beteten ihre kanonischen Stunden (Brevier), noch tief in der Nacht beginnend, pflegten die Wissenschaften und arbeiteten in der Seelsorge. Der Bischof sorgte für ihren Unterhalt aus dem Kirchengute, doch konnten die einzelnen auch einiges besitzen. Bald waren solche Institute

---

gekommen sind, so hat Leo XIII. auf Vorschlag der Congregatio de propaganda fide statt jener Bezeichnung die als „Titularbischöfe" vorgeschrieben.

[1] Diese Regel, alten Kanones und Ordensstatuten entnommen, liegt uns in einer kürzeren (bei Labbé) und in einer längeren Recension (bei Dachery) noch vor.

(Münster, monasteria) an den meisten bischöflichen und auch an anderen Stadt- und Landkirchen eingeführt. Auf diese Weise entstanden die Dom- und Kollegiatkapitel, und die ersteren nahmen hinsichtlich der Verwaltung der Diöcesen eine sehr wichtige Stellung ein: sie bildeten den Senat des Bischofs und waren mit besonderen Rechten und Privilegien ausgestattet.

Dieser Ausdruck erklärt sich daraus, daß der Klerus an den bischöflichen Kirchen sich täglich versammelte, wobei ein Kapitel der heiligen Schrift, besonders aus dem Buche Leviticus vorgelesen wurde; der dazu eigens bestimmte Saal hieß davon Kapitelstube, die ganze Kommunität Kapitel, jedes Mitglied desselben Kapitular.

2. Aber mit diesen Anstalten ging in der Folge eine eben nicht durchaus vorteilhafte Änderung vor sich. Die hohe Verehrung für dieselben brachte ihnen im Laufe der Zeiten große Reichtümer zu und diese beschleunigten den Verfall. Der Anfang der Änderung geschah dadurch, daß der Erzbischof von Köln 873 seinem Kanonikerkapitel die eigene Verwaltung seiner Güter überließ. Bald fand man es bequemer, das gemeinschaftliche Wohnen aufzugeben, sowie die bisher noch gemeinschaftlichen Güter zu teilen und dasselbe dafür in Präbenden (praebenda pars) zu zerlegen. Doch bildeten die Canonici Domherren) noch immer eine Körperschaft mit den früheren Vorstehern: dem Propste (praepositus), Dechant (decanus) und anderen Würdenträgern, auch die Persolvierung der kanonischen Tagzeiten behielten sie noch bei, oder ließen das durch Stellvertreter, Chorvikare, geschehen. Auch in dieser neuen Form blieb den Domherren eine bedeutende Stelle unter dem Klerus, sie überkamen häufig die Wahl der Bischöfe und gewisse Rechte auf die Verwaltung der Diöcese. Eine Folge davon war, daß nun auch Adelige sich hinzudrängten, — daß Kanonikate eigens für Adelige gestiftet wurden, und manche Domstifte zuletzt nur diesen offen standen.

Dagegen blieben auch einzelne solcher Anstalten bei ihrem ursprünglichen gemeinschaftlichen Leben, oder es wurde solches hie und da neu eingeführt, und es kommen von da an die Canonici in zweifacher Form vor, canonici saeculares (Domherren) und regulares (Chorherren).

143. Gottesdienst. Festtage. Heiligsprechung.

1. Den Mittelpunkt des Gottesdienstes, das heilige **Meßopfer**, suchten kirchliche Schriftsteller, z. B. Amalarius von Metz, auch nach den einzelnen Ceremonien zu erläutern. Bei der Darbringung des heiligen Meßopfers gingen jetzt nicht mehr, wie vorhin, alle Anwesenden zur Opferung und zur Kommunion. Die große Zahl der Gläubigen und zum Teile ihre Lauheit[1] brachte das mit sich. Als einiger Ersatz bildete sich der Gebrauch, daß an Sonn- und Festtagen nach der heiligen Messe an jene, welche an der Kommunion keinen Anteil genommen hatten, sogenannte **Eulogien** ausgeteilt wurden. Das waren nur gesegnete, nicht konsekrierte Brote und wurden den dargebrachten Opfergaben (Oblationen) entnommen, nachdem aus ihnen der zur Konsekration bestimmte Teil ausgeschieden war. Der Gebrauch besteht in der griechischen Kirche bis zur Gegenwart, im Abendland erhielt er sich wenigstens vereinzelt. Früher schickte man entfernten Gemeinden oder Bischöfen die Eulogien als Zeichen kirchlicher Gemeinschaft, eine Sitte, die, im vierten Jahrhunderte vom Konzil zu Laodicea verboten, seither abkam.

Neben der missa solemnis, wo der Kirchenvorsteher unter Assistenz des ganzen Klerus celebrierte, kamen auch die missae privatae (**Privatmessen**) nach der heutigen Übung schon frühzeitig auf. Zur Wahrung der Würde und Bedeutung der eucharistischen Opferfeier ward aber den Geistlichen verboten, Privatmessen ohne alle Teilnahme des Volkes zu halten, denn „wie könne wohl ein Priester sagen: Sursum corda = Aufwärts die Herzen! oder Dominus vobiscum = Der Herr sei mit euch, wenn niemand gegenwärtig sei?“ Es müßten wenigstens Ministranten als Repräsentanten der Gemeinde am Altare dienen. Die Geistlichen lasen nicht selten des

[1] Namentlich in den großen Städten des Orients wurden Klagen laut über die geringe Teilnahme an der Kommunion, welche, wie schon Chrysostomus (Hom. 3 in Ep. ad Eph.) berichtet, manche nur mehr einmal im Jahre empfingen. Im Abendlande stand es in dieser Hinsicht besser und man kommunizierte im fünften Jahrhunderte hier noch teilweise täglich. Doch mußte die Synode von Agde 506 schon unter Strafe der Exkommunikation den Laien befehlen, wenigstens zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten sich dem Tische des **Herrn zu nahen.**

Tages selbst mehrere Messen; für verschiedene Fasttage des Jahres wurde von der Synode von Dingolfing 932 und von jener zu Mainz 950—54 für die Tage der Quadrages ein dreimaliges Celebrieren geradezu vorgeschrieben. Als aber einzelne Geistliche noch weiter gingen, sah sich die Synode von Seligenstadt 1022 veranlaßt, das Lesen von mehr als drei Messen für den Tag zu verbieten. Alexander II. erließ aber die von späteren Päpsten wiederholte Verordnung, es dürfe ein Priester im Tage nie mehr als Einmal die Messe feiern — den Notfall, sowie das Weihnachtsfest ausgenommen. Mit den Privatmessen hängen auch die **Meßstipendien** zusammen, welche daraus entstanden sind, daß man anstatt des früher geopferten Brotes und Weines oder anderer Utensilien jetzt Geld opferte, und sich dafür die besondere Fürbitte bei dem heiligen Meßopfer auf seine Meinung (intentio) erbat.

Das Opferbrot (Hostia) wurde jetzt eigens und mit frommer Sorgfalt bereitet. Dasselbe war im Morgenlande gewöhnliches, gesäuertes, im Abendland war es anfangs ebenso bestellt, doch zog man aus symbolischen Rücksichten ungesäuertes Brot vor. Um eine Verunehrung zu verhindern, wurden ferner in dieser Periode statt des zu brechenden Brotes kleine Scheiben eingeführt, von denen je eine für eine einzelne Person bestimmt war — die Oblaten oder Hostien. Was den Opferwein anbelangt, so bediente man sich, wie im Altertum überhaupt, roten Weines, bevorzugte aber später den weißen, weil der keinen Bodensatz bildet. Der zur Wandlung benützte Wein wurde (mit Bezugnahme auf Joh. 19, 34) mit Wasser gemischt; es sollte die Mischung bald die Vereinigung der beiden Naturen in Christo, bald die Einheit des christlichen Volkes mit dem Opfernden anzeigen; die armenischen Monophysiten bedienten sich indessen ungemischten Weines.

Zum Gottesdienste gehörte auch die tägliche Absingung der kanonischen Stunden, und an Sonntagen die Predigt. Nicht nur wurde die Pflicht zu predigen wiederholt betont, es wurden auch Homiliarien oder Predigtsammlungen veranstaltet, um auch die minder tüchtigen Geistlichen zur Ausübung dieses Amtes instandzusetzen. So ließ Karl der Große ein solches Homiliarium durch Paul Warnefried anfertigen; vorher war hauptsächlich die Sammlung von Beda Venerabilis in Gebrauch. Gepredigt wurde im Abendland zu-

nächst allgemein in der lateinischen, seit dem neunten Jahrhundert aber auch in der Landessprache.

Zur Verherrlichung des Gottesdienstes berief Karl der Große Sänger aus Rom und stiftete in Metz und Soissons eigene Gesangsschulen. Der **Kirchengesang** erfuhr überhaupt eine eifrige Pflege: An Stelle der bisher üblichen einfachen gregorianischen Weise kam jetzt um das Jahr 900 der mehrstimmige, zunächst der zweistimmige Gesang auf, dessen Erfindung man dem Mönche Hukbald von St. Amand in Flandern († um 930) zuschreibt. Einen besonderen Ruf erlangte nachmals die Sängerschule in St. Gallen und die des Guido von Arezzo im Kloster Pomposa, der durch Aufstellung eines neuen vierlinigen Notensystems der zweite Reformator des Kirchengesanges nach Gregor dem Großen ward. — Höchst bedeutend für die kirchliche Musik war die Einführung der **Orgel.** Das erste derartige Instrument kam um die Mitte des achten Jahrhunderts als Geschenk des griechischen Hofes an Pipin ins Frankenreich und wurde zu Compiegne aufgestellt; sie scheint jedoch nur eine Haus- und keine Kirchenorgel gewesen zu sein.[1] Eine solche bauten die Künstler Karls des Großen erst für das Münster in Aachen und vom zehnten Jahrhundert an finden wir dann in den meisten größeren Kirchen die Orgeln in Verwendung, während sie im Orient für den Gottesdienst jederzeit verschmäht wurden.

2. Der christliche **Festkreis** erfuhr in dieser Zeit auch wieder eine weitere Ausbildung und Bereicherung. Man feierte jetzt nicht mehr die ganze Oster- und Pfingstwoche als fortdauerndes Fest, sondern beschränkte sich in beiden Fällen auf die Feier des Sonntags und der drei folgenden Tage. Beim dritten Hochfest der heiligen Weihnacht kamen zu den beiden früheren Festtagen zwei weitere hinzu: die Feste des Apostels Johannes und der unschuldigen Kinder. Was die Bereicherung anbelangt, so wurden auch die Marienfeste

---

[1] Es handelt sich hier darum, wann die Orgel zum kirchlichen Dienste verwendet zu werden anfing. Schon im griechischen und römischen Altertume gab es Orgeln, welche aber außerordentlich klein, etwa wie unsere Drehorgeln waren. Bei den Römern kamen auch Wasserorgeln vor, und man weiß aus Sueton, daß Kaiser Nero an denselben besonderes Wohlgefallen hatte. Daß sie in Afrika und Spanien schon im fünften und sechsten Jahrhunderte bekannt waren, geht aus dem heiligen Augustinus und aus Isidor hervor.

eingeführt, wie sie heutzutage noch die Kirche feiert. Das durch Bonifaz IV. begonnene Allerheiligenfest fand nun auch überall Eingang. Am darauffolgenden Tage, am 2. November, ward das Allerseelenfest gefeiert, das zwar nicht den Rang eines gebotenen Feiertages erlangte, dafür aber um so populärer wurde. Durch Abt Odilo zunächst im Kloster Clugny eingeführt, wurde es durch Gregor V. schon ein paar Jahre später (998) für die ganze Kirche angeordnet. Ferner fällt hauptsächlich ins Gewicht, daß jetzt die Tage sämtlicher Apostel und Evangelisten gefeiert werden, wie die Feste der Kirchenpatrone. Das St. Michaelsfest ward auf die weitverbreitete Kunde von der Erscheinung des Erzengels[1] in einer römischen Kirche gefeiert; in Frankreich wurden besonders verehrt der heilige Remigius von Reims und St. Martin von Tours; in Spanien hatte sich eine Erinnerung an Jakobus den Älteren als Apostel dieses Landes erhalten; zu Compostella glaubte man seinen Leichnam aufgefunden zu haben (791—842), erfreute sich an seiner Verehrung und wählte ihn als Schutzpatron in den Schlachten.

3. Schon früh nahm das Bestreben des Volkes, verehrte Männer unter die Heiligen zu versetzen, überhand, so daß die Kapitularien vom Jahre 794 und 805 dagegen einschreiten und die „kanonische Auktorität", nämlich den Bischof allein als hierzu berechtigt erklären. Seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts aber ward die Anordnung der Verehrung weiterer Heiligen dem Papste vorbehalten, was dann Alexander III. im Jahre 1170 als ein Recht dem apostolischen Stuhle reservierte. Als erstes Beispiel der von einem

---

[1] Die Überlieferung erzählt: Als der heilige Papst Gregor der Große im Jahre 590 zur Abwendung der Pest eine Bußprozession nach St. Peter hielt und man eben die Brücke überschritt, erschien auf der Höhe des Grabmals Hadrians ein Engel, der das Schwert in die Scheide steckte, und die Pest hörte auf. Von dieser Erscheinung erhielt dann das Gebäude den Namen Engelsburg. Zur Erinnerung an diese wunderbare Begebenheit wurde bald darauf von Bonifaz IV. auf der Höhe dieses Gebäudes dem Erzengel Michael — für den eben die Erscheinung gehalten wurde — eine Kapelle gebaut, welche ihrer hohen Lage wegen „Kirche des heiligen Engels in den Wolken des Himmels" genannt wurde. Da man im sechzehnten Jahrhunderte auf der Burg verschiedene Gemächer errichtete, erhob sich über der Kapelle eine riesige Marmorstatue des heiligen Erzengels, die im vorigen Jahrhundert Papst Benedikt XIV. durch die jetzige Bronzestatue ersetzen ließ.

Papste vollzogenen Kanonisation oder Heiligsprechung wird die des heiligen Ulrich, Bischofs von Augsburg, im Jahre 993 durch Johann XV. angeführt. Seit jener Zeit geschieht die Heiligsprechung zu Rom auf dem Wege eines eigenen Prozesses nach genau bestimmten Gesetzen und mit Unterscheidung von Venerabilis (ehrwürdig), Beatus (selig) und Sanctus (heilig). Sie erfolgt nur nach strengster Prüfung und erst dann, wenn der im Rufe der Heiligkeit Verstorbene bereits in weiten Kreisen bei den Gläubigen ein besonderes Vertrauen gefunden, und Gott selbst durch Erhörung der durch den Heiligen eingelegten Fürbitte und durch Wunder dessen Heiligkeit gleichsam bestätiget hat.

Die Verehrung der Heiligen äußerte sich nebst der Vermehrung oder Verbreitung ihrer Feste besonders im **Reliquienkult** und in den **Wallfahrten** nach besonders bedeutenden Begräbnisstätten. Nächst Jerusalem[1] blieben Tours mit dem Grabe des heiligen Martinus, St. Jago zu Compostella, vor allem aber Rom mit den Gräbern der Apostelfürsten die Hauptziele der Wallfahrer. Gegen mancherlei Mißbräuche bei dieser frommen Übung, die in der germanischen Wanderlust einen mächtigen Hebel fand, eiferte schon der heilige Bonifazius. Die Reliquien anbelangend, war bei den Gläubigen das Verlangen nach denselben außerordentlich groß. Weil aber die Andacht der Gläubigen, oft sinnlich und naiv-kindlich, den Reliquien bisweilen eine übertriebene Bedeutung beilegte, geschah es, daß zur Erwerbung derselben unter Umständen auch unerlaubte Mittel, wie z. B. Diebstahl, nicht verschmäht oder andererseits von gewinnsüchtigen Leuten geradezu falsche Reliquien in Umlauf gebracht wurden. Von besonderem Rufe waren die Kreuzreliquien, dann die kunstvoll gearbeitete Lanze mit einem Nagel vom Kreuze Christi, welche sich Heinrich I.

---

[1] Nach der Meinung vieler Schriftsteller trug zu diesen Wallfahrten auch sehr viel die Meinung vom nahestehenden Weltende bei, welche sich in ganz Europa, ohne daß man einen Entstehungsgrund wüßte, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts verbreitet hat. Weil man nicht wußte, ob man vom Tode oder der Geburt Christi an tausend Jahre rechnen sollte, strömte, wie der Mönch Radulf, ein Augenzeuge, berichtet, besonders im Jahre 1033 eine unzählige Menschenmenge aus der ganzen Welt am Grabe des Erlösers zusammen: zuerst gemeines Volk, dann Vornehme, Könige, Grafen und viele edle Frauen, und die meisten mit dem Wunsche, dort zu sterben.

erst durch Bitten, dann durch Drohungen, endlich für einen Teil von Schwaben vom Herzoge Rudolf von Burgund verschaffte; auch der Leib des heiligen Markus in Venedig u. s. f. Aber auch das Blut und die Thränen Christi, die Axt des Noah, ein Stück der Arche und manche andere sonderbare Reliquien kamen vor, gegen deren Mißbrauch, wie gegen kritiklose Behandlung der Heiligenlegenden sich öfters Stimmen, wie die eines Mönches von St. Maximin bei Trier aus dem zwölften Jahrhundert, erhoben. — Besondere Verzeichnisse der Heiligen mit kurzer Angabe ihrer Lebensschicksale, namentlich ihrer Todesart, **Martyrologien**, verfaßten mit Benützung älterer Werke: Wandelbert, Mönch des Klosters Prüm (zwischen 840—50), **Usuard** zu St. Germain bei Paris (zwischen 860—70) und Ado, zuletzt Erzbischof von Vienne († 874), wobei Usuard von letzterem sich abhängig zeigt.

Unter den Heiligen erwies das christliche Gemüt des Volkes eine besondere Verehrung der seligsten Jungfrau **Maria**, wie auch die Verherrlichung derselben durch unvergleichlich schöne Hymnen dafür spricht. Die bekannten kirchlichen Hymnen: Salve Regina — Ave maris stella — Alma redemptoris mater — doch nicht Omni die dic Mariae u. a. stammen sämtlich aus der Zeit vom neunten bis zum elften Jahrhunderte. Man begann jetzt auch, den glorreichen Gruß des Engels „Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnade ꝛc." in freudiger Wiederholung und mit Anknüpfung an Ereignisse oder Geheimnisse aus dem Leben ihres göttlichen Sohnes in Andacht ihr zuzusenden, um ihr so einen Kranz oder eine Krone von Rosen zu flechten.[1] Seit dem Jahre 1000 ward noch der Samstag vorzugs-

[1] Dieses erst später durch den heiligen Dominikus vollständig ausgebildete Rosenkranzgebet ist nicht erst von den Arabern nach den Kreuzzügen herzuleiten, da es lange vorher im Abendland schon bestand und wahrscheinlich mit dem Mönche Makarius dem Jüngeren im vierten Jahrhundert seinen Anfang nahm. Derselbe sprach des Tages dreihundert Vaterunser und warf nach Vollendung jedes einzelnen immer ein Steinchen aus dem Schoße, in welchen er zuvor dreihundert derselben gelegt hatte. Ein Gleiches erzählt Palladius von dem Abte Paulus in der Wüste Pherme, und im Abendland findet sich in den Pönitentialbüchern häufig als Buße vorgeschrieben: zwanzig bis dreißig Paternoster zu beten. Die erfinderische Liebe kam in England bald zu der Paternosterschnur. In dem in der Folge zur Entwicklung gelangten Rosenkranz erhielt das Volk in Ermanglung von Andachtsbüchern eine angemessene und ansprechende Gebetsweise.

weise der Verehrung der Mutter Gottes gewidmet, wofür Petrus Damiani ein besonderes Offizium (marianische Tagzeiten) verfaßte und zunächst in italienischen Klöstern verbreitete. Auch durch die im elften Jahrhundert hie und da üblich gewordene Beifügung des englischen Grußes an das Vaterunser wurde die Verehrung Marias noch gesteigert.

144. Die kirchlichen Gnaden- und Strafmittel.

1. Daß die Frucht der Erlösung dem Menschen durch die Kirche vermittelt werde, dieses Bewußtsein trug die Kirche ursprünglich auf das lebendigste in sich. Als äußerlich wahrnehmbare Zeichen der Mitteilung seiner Gnade hatte Christus die sieben Sakramente eingesetzt. Ein bündiger Beweis für den Satz, daß die Kirche vom Anfang an den Glauben an die Siebenzahl der Sakramente besessen habe, ist die Thatsache: daß nebst den übrigen, zum Teil schon seit dem fünften Jahrhundert von der Kirche getrennten Sekten (Kopten, Jakobiten, Armenier) vor allem auch die schismatischen Griechen an der gleichen Zahl festhalten.

Bis auf einige bedeutendere Änderungen im Bußwesen war die Spendung der Sakramente in dieser Periode nicht viel verschieden von jener in der früheren Zeit. Die **Taufe** wurde, wie früher, bald durch einmalige, bald durch dreimalige Untertauchung gespendet und zwar häufig schon außer der Oster- und Pfingstzeit, nur schärfte man es ein, daß zur Erinnerung an die feierliche Taufzeit der früheren Jahrhunderte auch jetzt noch an Ostern und Pfingsten zahlreiche Taufen gemeinsam vollzogen werden sollten. Die Kindertaufe sollte nach einem Kapitulare vom Jahre 789 spätestens innerhalb des ersten Lebensjahres erteilt werden. Synodalbeschlüsse befahlen dann, dieselbe nüchtern, unentgeltlich und in der Taufkirche zu spenden. Im Notfalle erkannte man jede mit Wasser und im Namen der Trinität gespendete Taufe als gültig an, auch wenn Juden oder Heiden sie erteilten; bei den Griechen jedoch nahmen mehrere nur dann die Gültigkeit der Laientaufe an, wenn kein Priester zu finden sei. Die **Firmung**, gleich der Taufe als Sakrament bei den Griechen und Lateinern angesehen, ward bei jenen durch Priester, bei diesen nur durch Bischöfe (aber nicht bloße Chorbischöfe) gespendet und vielfach

machten diese die Anforderung, sie sei nur nüchtern zu erteilen und zu empfangen. Daß man zum Empfange des **Altarssakramentes** nüchtern hinzutrete, befahl Papst Nikolaus I. (in seinen Responsa ad consulta Bulgarorum, c. 65). Die Kommunion ward in der Regel noch unter beiden Gestalten gespendet, in der Art, daß der konsekrierte Wein durch Trinkröhrchen (fistula eucharistica) gereicht oder die Hostie zuerst in den Wein getaucht wurde, wogegen später verordnet wurde, beide Gestalten seien getrennt zu empfangen. Die Ausspendung des Sakramentes stand natürlich nur den Priestern zu, doch rügt die Pariser Reformsynode vom Jahre 829, „daß Frauen sich an den Altar drängen, die heiligen Gefäße berühren, den Geistlichen die priesterlichen Gewänder reichen, ja sogar den Leib und das Blut des Herrn dem Volke spenden.“ Betreffs der **letzten Ölung**, die bisweilen aus Saumseligkeit nicht erteilt ward, wurde von den Bischöfen und Konzilien des Abendlandes hervorgehoben, es seien die Kranken zu ihrem Empfange zu ermahnen, dieselbe aber nur nach erfolgter Aussöhnung mit der Kirche und erhaltener Kommunion zu erteilen. Die heiligen Öle wurden, wie dies schon Bonifaz bezeugt, den Priestern von den Bischöfen zugesandt. Mindestens bis zum dreizehnten Jahrhundert war es früher in einzelnen Kirchen üblich, mehrere Priester zur Spendung dieses Sakramentes heranzuziehen; bei den Griechen ist es jetzt noch üblich, daß sieben, oder im Notfalle wenigstens drei Priester zugleich die heilige Ölung spenden. Der Ritus der **Priesterweihe** bestand in der Handauflegung des Bischofs, zu welcher in der lateinischen Kirche seit dem neunten Jahrhundert noch die Salbung hinzukam und die Überreichung der „Instrumente“, d. i. des Kelches, der Patene u. s. w. Unter den vorbereitenden Stufen zählt die lateinische Kirche das Subdiakonat zu den höheren, die griechische Kirche jedoch nur zu den niederen Weihen und hat außerdem als solche nur noch das Lektorat; die übrigen Stufen betrachtet sie nicht als Weihen, sondern nur als kirchliche Ämter. Die Heiligkeit der **Ehe** hielt die Kirche stets aufrecht. Als wesentlich bei diesem Sakramente ward der Konsens betrachtet; ohne ihn waren alle Ceremonien nichtig. Der Empfang der priesterlichen Benediktion ward im Orient wie Occident eingeschärft, die Ehehindernisse von den Päpsten und den Synoden festgestellt und aufrecht gehalten. Bezüglich der Verwandtschaftsgrade nahm die lateinische Kirche allmählich die ger-

manische statt der römischen Berechnung an;[1] es wurde die Verwandtschaft bis in den siebenten Grad bei den Griechen wie den Lateinern als trennendes Hindernis bezeichnet, doch hier später auf der vierten allgemeinen Lateransynode 1215 auf die vier ersten Grade beschränkt. Als Ehehindernisse wurden besonders hervorgehoben: Schwägerschaft, geistliche Verwandtschaft, Raub, Impotenz, bestehendes Eheband, das durch den Ehebruch gegebene Verbrechen, Ordensgelübde und Religionsverschiedenheit; bei letzterer sprach die griechische Kirche die Nichtigkeit der Ehe aus, auch wo sie zwischen Rechtgläubigen und Häretikern abgeschlossen wurde, was im Abendland nicht der Fall war. Die geschlossene Zeit wurde auch mehrfach eingeschärft.

2. Im Bußwesen sind seit dem achten Jahrhundert manche Milderungen eingetreten. Die alten strengen Gesetze wurden zwar nicht aufgehoben, aber der Bußgeist, der die Christen früherer Zeiten beseelte, war gewichen, und die Kirche, welcher der Herr die Gewalt zu binden oder zu lösen gegeben hat, mußte sich mit geringeren Leistungen zufrieden stellen, um den glimmenden Docht der Buße und Besserung nicht vollends verlöschen zu lassen.

Im allgemeinen blieb der Grundsatz, daß für geheime Sünden die Privatbuße, und nur für öffentliche Ärgernisse die öffentliche Buße gefordert wurde. Es finden sich noch zahlreiche Beispiele, wo sehr strenge und langdauernde Bußübungen auferlegt wurden. Daneben aber kommen immer häufiger die **Redemtionen** (Loskaufungen) vor, indem z. B. der, der nicht fasten konnte, dafür einen nach Tagen bestimmten Geldbetrag für die Armen oder für die Kirche leisten, oder auch eine Anzahl Psalmen beten mußte. So legte Petrus Damiani einem Erzbischofe von Mailand eine Buße von hundert Jahren auf, die er jedoch für jedes Jahr um eine Summe Geldes einlösen konnte. Die Redemtionen erklären sich ganz aus der damaligen Zeit;

---

[1] Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden besteht darin, daß bei der römischen Komputation die Entfernung der beiden betreffenden Personen voneinander in der Weise bestimmt wird, daß von der einen zum nächsten gemeinsamen Stammvater hinauf und von diesem bis zur anderen jede Generation gezählt wird, während die germanische, oder wie sie seither auch genannt wird, kanonische Komputation nur die Entfernung der einen jener Personen von dem gemeinsamen Haupte der Parentel bemißt und den Grad derjenigen hinsichtlich des Ehehindernisses entscheiden läßt, welcher von jenem der entferntere ist.

da die Germanen einerseits große Abneigung gegen öffentliche Kirchenbußen zeigten und andererseits das germanische Strafrecht fast für alle Vergehen eine bestimmte Geldbuße festsetzte, so schloß man sich bezüglich der Kirchenbußen gleichfalls diesem Brauche an, was bei dem rohen Zustande jener Völker allerdings nur zu oft zu dem Irrtum Veranlassung gab, als könnte man sich Sündenvergebung mit Geld erkaufen.[1] Immerhin war damit eine Bahn betreten, die nicht bloß

[1] Wenn unter den vielen Vorwürfen, die man schon der Kirche gemacht hat, bekanntlich auch der sich findet, daß sie einst „Sündenwägerei" betrieben hätte, so läßt sich derselbe nur so erklären, daß die Gegner diese Redemtionen verkannt und sie dann unrichtigerweise in Zusammenhang gebracht haben mögen mit den später in einigen Kirchen Norddeutschlands sich findenden Wagschalen, von welchen die in Wilsnack noch jetzt vorhandene bei einigen Schriftstellern geradezu die „**Sündenwage**" heißt. Selbstverständlich gilt es da einige Worte zur Abwehr, zumal die Sache selbst auch kulturgeschichtlich interessant genug ist.

Im Jahre 1586 veröffentlichte der protestantische Stiftsdekan von Havelberg, Matth. Ludekus, eine Schrift, worin einer „falschen und betrüglichen Wage zu Wilssnagk" zum erstenmal Erwähnung geschieht. Dieselbe sei, wie ihm dann andere (z. B. Klöden, „Die Mark Brandenburg unter Karl IV. 2c." Berlin 1846) nacherzählen, ursprünglich für das Landvolk eingerichtet gewesen, das sich Ablaß holen wollte, aber kein Geld zahlen konnte. Der Sünder stieg auf die eine Schale, ein vierseitiges Brett, auf die andere wurden die Lebensmittel: Brot, Eier, Speck, Würste, Fleisch 2c. gelegt, bis sie niedersank, worauf der Sünder seine Absolution erhielt. Jeder sollte zwar so viel geben, als er schwer sei, doch sei es dabei nicht mit Rechten zugegangen und sei da unter der Schale des Sünders verborgen ein Strick befestigt gewesen, der vom Sakristan nicht eher losgelassen wurde, als bis auf der anderen Seite nach willkürlicher Schätzung weit mehr als die gebührende Menge aufgelegt worden war. — So gefährlich arg, bei solcher bestimmten und präcisen Behauptung, die Sache auch erscheint, läßt sie doch eine durchaus unverfängliche Erklärung zu. **Wilsnack**, jetzt ein Städtchen im preußischen Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westpriegnitz, Amtsgericht Wittenberge und Station der Berlin-Hamburger Eisenbahn, war seit einem wunderbaren Vorfall am 16. August 1383 ein Gnadenort, wohin die Leute vielfach pilgerten und dort von ihrer Habe opferten, um von Gott eine bestimmte Gnade zu erbitten. Es ist aber natürlich, daß man bei dem Gelöbnis eine bestimmte Größe der Gabe fixiert. Schon St. Gregor von Tours berichtet, wie bei einer Pest König Chararich (550 bis 559) zu dem Grab des heiligen Martinus Opfergaben an Gold und Silber „im Verhältnis zu dem Gewicht seines erkrankten Sohnes" gesandt, und der gelehrte Ruinart bemerkt dazu, daß ärmere Leute Wachskerzen zu opfern pflegten, deren Schwere das Gewicht des Kranken oder deren Höhe das Maß

die Disciplin zu lockern geeignet war, sondern auch anderen Gebrechen Eingang verschaffen konnte. Die Synode von Rouen 1048 wenigstens sah sich zu dem Verbote veranlaßt, die Buße aus Habsucht zu erschweren oder zu erleichtern.

Zum Gebrauche der Bußpriester (Beichtväter) wurden jetzt **Bußbücher** (libri poenitentiales) verfaßt, worin die einzelnen Gattungen der Sünden mit Rücksicht auf erschwerende oder mildernde Umstände aufgeführt und die durch die Kirchengesetze bestimmten Bußwerke nebst der allfälligen Redemtion angegeben waren. Das berühmteste, jedoch nicht zugleich das älteste,[1] ist das den Namen Theodors, Erzbischofs von Canterbury († 690), tragende.

Als besondere Arten von Bußübungen kamen vor: die Wallfahrten nach dem gelobten Lande und nach Rom, und, gegen Ende dieser Periode, die Geißelung, die der Pönitent entweder selbst sich gab, oder auch vom Beichtvater erhielt, wie es auch

---

seiner Körpergröße erreichte. Wenn es um die Wage zu Wilsnack vielleicht so stand, dann war der Strick unter der einen Schale das, was bei unseren Decimalwagen der Riegel ist, welcher den Hebelarm feststellt, und der Sakristan stellte seinen Fuß darauf nicht in betrüglicher Absicht, sondern aus purer Menschenfreundlichkeit, damit der unbehilfliche Kranke nicht durch die emporschnellende Wagschale zu Boden geschleudert wurde. Übrigens waren, wie hier so auch an anderen Wallfahrtsorten, solche Wagen nicht einzig zu diesem Zwecke bloß. Dieses allerdings eigentümliche Kirchenrequisit fand sich urkundlich an solchen Gnadenorten vor, wo vorzugsweise Naturalien geopfert wurden welche für die Zwecke der Kirche wieder veräußert werden mußten selbstverständlich meist nach dem Gewicht. Kann der Zweck der Wagen dann noch zweifelhaft sein? Der Ort, wo die Opfergaben hinterlegt wurden, waren die Bildnisse der Heiligen, vor welchen sie aufgehängt wurden oder die fraglichen Wagschalen selbst und die — Bedelbrede; das waren Bretter oder hölzerne Tassen, ringsum mit einem Rand versehen, welche wie unsere Klingelbeutel in der Kirche herumgetragen wurden, um Gaben in Empfang zu nehmen. Näheres über die Sündenwage zu Wilsnack und Widerlegung dieser Sage auch aus inneren Gründen enthält die historisch-kritische Studie von H. Weber in den Frankfurter zeitgemäßen Broschüren vom Jahre 1887.

[1] Erster Verfasser solcher Pönitentialbücher ist vielmehr der Ire Vinnianus († 552); ihm folgten Beda der Ehrwürdige und Erzbischof Egbert von York in Britannien, Columban und Halitgar im fränkischen Reiche. In der **griechischen** Kirche hat der Patriarch Johannes Nesteutes von Konstantinopel († 595) das erste von solchen Bußbüchern zusammengestellt.

Kaiser Heinrich III. von sich selbst erzählt.[1] Bei besonders großen Verbrechen wurden die Büßer manchmal sogar an den Papst verwiesen. Durch die Redemtionen, die selbst schon eine Art des Ablasses waren, bildete sich ein von den früheren etwas verschiedener Begriff des Ablasses; er war jetzt die Umänderung der früheren harten Bußübungen in minder beschwerliche gute Werke, die sich häufig auf die Beisteuer zu Werken des öffentlichen Wohles: Spitäler, Brückenbau u. dgl. bezogen.

3. Wenn ein öffentlicher Verbrecher sich der Kirchenstrafe nicht unterziehen wollte, so wurde er **exkommuniziert**, und das hatte bei der damaligen innigen Verbindung zwischen Kirche und Staat gewöhnlich zur Folge, daß er auch zu allen bürgerlichen Ämtern und Geschäften für unfähig erklärt wurde. Nach dieser Ansicht konnte demnach auch ein exkommunizierter Regent seiner Herrscherrechte verlustig erscheinen. — War ein Missethäter mächtig, und achtete er die Exkommunikation nicht, so wurde über sein Gebiet das **Interdikt** ausgesprochen, d. h. aller Gottesdienst hörte auf, die Taufe geschah im geheimen, keine Ehe durfte eingesegnet, — die Leichen nur in der Stille begraben werden u. dgl. Allerdings ein furchtbares Zwangsmittel der Kirche, aber in jenen Zeiten einer rohen Willkür oft nötig und heilsam.

145. Sendgerichte. Gottesfriede.

1. Eine wohlthätige Einrichtung für die Sittlichkeit, besonders auf dem Lande, waren die seit dem achten Jahrhundert bestehenden

[1] Die Geißelung wurde „Disciplin" genannt. Kaiser Heinrich ließ sich dieselbe vom Erzbischof Hanno von Köln zuteilen, welcher diese Gelegenheit benützte, dem Kaiser die Regierungsfehler lebhaft zu Gemüte führte und der Ermahnung durch tüchtige Hiebe (mit zusammengebundenen Ruten) Nachdruck gab. — Ein großer Verfechter solcher Disciplin war Petrus Damiani. In einer seiner Schriften, welche „Vollkommenheit der Mönche" heißt, stellte er den Satz auf, daß dreitausend Rutenstreiche, die man sich bei dem Absingen von Psalmen gebe, die Buße eines ganzen Jahres aufwiegen, und daß man mit einem von fünfzehntausend Hieben begleiteten Psalter eine Strafe von fünf Jahren abbüße. Die Selbstgeißelung wurde stehende Regel, artete aber später furchtbar aus, wie wir hören werden, wenn von der Sekte der Flagellanten die Rede sein wird.

Sendgerichte. Die Bischöfe hielten nämlich alljährlich, von Ort zu Ort herumziehend, entweder selbst oder durch ihren Archidiakon ein geistliches Gericht. Aus jeder Gemeinde wurden hierbei sieben ehrbare Männer gewählt, welche als Schöffen (testes synodales) die vorkommenden Vergehen ihrem Eide gemäß anzeigen und die Schuld aussprechen mußten, besonders bei Verletzungen der Ehe, Incesten, Vater- und Brudermord, Meineid, Brandstiftung, Raub, Falschmünzerei, Sperren der Wege, Wucher u. s. f. Die hiermit verbundenen Gewissensfragen sind zur Charakteristik der Sittlichkeit jener Zeit von großer Bedeutung. Die Strafen und Bußen wurden sogleich nach den Kirchengesetzen verhängt und die Hartnäckigen durch den weltlichen Arm zur Unterwerfung gebracht.[1]

2. In jenen Zeiten der Gewaltthätigkeit, wo der Mächtige das Ansehen der Gerichte und jede Beschränkung seines eigenen Willens verhöhnte, — das überhand nehmende Faustrecht alle Ordnung und Sicherheit zerstörte, und von keiner weltlichen Macht unterdrückt werden konnte, war es wieder die Kirche, welche wenigstens zeitweilig die Herrschaft des Rechtes und der Sitte zur Geltung brachte. Schon im zehnten Jahrhundert wurden die sogenannten Friedenseini-

[1] Die Senden waren in früheren Zeiten Abgeordnete der fränkischen Könige, welche den Herzogen und Grafen Verordnungen und Befehle überbrachten. Karl der Große gab dem Sendwesen eine feste Gestalt und teilte das Reich in Sendkreise, deren jeder sich über mehrere Grafschaften und Bistümer ausbreitete. Für jeden dieser Sendkreise ernannte er zwei Männer, welche im Januar, April, Juli und Oktober des Jahres in dieselben sich begaben, um einen Sendtag zu halten, bei welchem die Grafen, Bischöfe und Äbte erscheinen mußten und wo jeder über Ungerechtigkeit und andere Ungehörigkeiten Beschwerde führen durfte. Gewöhnlich war einer der beiden Senden ein Erzbischof, Bischof oder Abt, der zweite ein weltlicher Graf; Standesinteressen trennten sie und der Kaiser durfte gewiß sein, daß sie einander überwachten. Die Sendgrafschaft war ein Hauptmittel, um die Ordnung in der Verwaltung und die Einheit des Reiches zu erhalten. Später (876) wurde eingeführt, daß jeder Bischof in seinem Sprengel die Gewalt eines Senden oder Missus haben solle. Doch war um diese Zeit die ganze Einrichtung der Senden bereits im Sinken begriffen. Das Wort selbst ist nicht von senden, sondern vom niederländischen synd (= synodus), mittelhochdeutsch sent abzuleiten. Ein Beispiel der Eidesformel der Sendschöffen steht bei Gratian: c. 7. C. 35. qu. 6, desgleichen bei Regino von Prüm: De synod. causis etc. Lib. II. c. 3, wo auch c. 5 ein Verzeichnis der ihnen vorgelegten Fragen, eine Visitationsordnung entworfen ist.

gungen geschlossen, deren Mitglieder eidlich geloben mußten, den Frieden zu halten. So schön diese Idee war, so wenig kam sie gleich zur Ausführung. Es ließ sich eben schon damals das gleiche Geschrei, wie so oft in unseren Tagen hören: „jede Beschränkung der Willkür sei ein Eingriff in das höchste Gut der Freiheit;" doch ging der Gedanke nicht wieder unter, nur beschränkte man ihn bald auf das, zu dessen Verwirklichung die Kirche in sich Macht fühlte. Im Jahre 1031 erschien das Friedensedikt der Synode von Limoges, welches durch Androhung des Interdikts dem Raub- und Fehdewesen ein Ende zu machen suchte; im Jahre 1041 aber wurde zuerst in Aquitanien und später allgemein der sogenannte kanonische Waffenstillstand oder **Gottesfriede** oder treuga Dei (von trewa oder triuwa, gotisch triggow = Frieden) eingeführt, wonach zur Feier der durch das Leiden und die Auferstehung Christi geheiligten Tage, von Mittwoch abends bis Montag früh, keine Gewalt verübt, keine Fehden geführt werden durften. Um die Einführung der treuga Dei erwarb sich der heilige Odilo von Clugny besondere Verdienste. In Deutschland wurde dieselbe unter Heinrich IV., in Spanien durch das Konzil von Gerundum (1068) eingeführt. Auf der Synode zu Narbonne 1054 und Clermont 1095 aber fand eine Erweiterung des Gottesfriedens statt: Papst Urban II. ließ nämlich in denselben auch die Advent- und Fastenzeit einbeziehen und wurde da der Gottesfrieden allgemein verbindlich. Die strengsten kirchlichen und bürgerlichen Strafen, worunter Exkommunikation und Interdikt selbst den Frechsten noch schreckten, sollen den Übertreter treffen. Diese heilsame Anordnung dauerte bis zum allgemeinen Landfrieden Kaisers Maximilian I. im sechzehnten Jahrhunderte.

146. Ordalien.

Überall, wo das Christentum verkündet wurde, mußten Lüge und Trug vor ihm weichen; dabei aber ward nicht schonungslos der Völker Sitte und Gewohnheit, soweit sie mit christlicher Lehre vereinbar waren, zerstört, sondern im Gegenteil: die Kirche nahm bei ihren Einrichtungen vieles davon auf. Es bedurfte nicht des Umsturzes heidnischer Tempel, wie es nicht des leiblichen Todes des Menschen bedarf, der für Gott gewonnen werden sollte. Sowie der Tempel

der Verehrung des wahren Gottes dient, hat er seine wahre Bestimmung erreicht und es ist nur not, daß die falschen Götzen und Bilder hinausgeschafft werden; darum ordnet die Kirche auf die Tage heidnischer Feste die Feier der Heiligen, richtet sie an der Stelle der von den Heiden verehrten Bäume das Kreuz auf und baut aus ihrem Holze Kapellen, giebt sie den heidnischen Sagen einen christlichen Sinn und sucht sie mit Einem Worte, was aus alter heidnischer Zeit erhalten war, zu christianisieren.[1] Dabei konnte es freilich nicht fehlen, daß mancherlei, zum Teil mit dem alten Götterglauben der Germanen zusammenhängender **Aberglaube** seine Herrschaft über das Volk behauptete. Die Vorschau in die Zukunft, Wahrsagerei, Benutzung der heiligen Schrift zu diesem Zwecke, sortes Sanctorum genannt, Tragen von Amuletten, Zaubertränke, Beschwörungen, der Glaube an Werwölfe, an die Gewalt des Teufels, Donner und Blitz zu verursachen, die Meinung, daß Hexen einen Menschen lebendig verschlingen können, überhaupt Zauber- und Hexenwesen, alles das sind Dinge, die sich lange Zeit erhalten haben, obgleich hier und da Synoden mit aller Kraft dagegen eiferten. Am nachhaltigsten hat sich das germanisch-heidnische Element in dem Rechtsverfahren mit seinen **Gottesurteilen** erhalten. Diese Überbleibsel des Heidentums[2]

---

[1] Persönlichkeiten, die der Nation teuer waren, wurden mit christlich-biblischen Ideen verknüpft; Christus trat z. B. an Wuotans Stelle; Hel, Halja gab der Hölle ihren Namen, Donâr und seine Mutter wurden zum Teufel und seiner Großmutter, man trank Christi Minne und Johannissegen, Martins- und Gertrudensminne, wie man früher Wuotans, Thôrs, Freys und Freyas Minne um Sieg, gutes Jahr und Frieden getrunken; die heiligen Bäume wurden zu Marienbäumen — „da sint heilige inne, die hörent aller liute bet.“ Und so in hundert anderen Fällen.

[2] Dieser Auffassung der Gottesurteile steht übrigens eine neuere gegenüber, nach welcher dieselben nicht aus dem germanischen Altertum herstammen, sondern, auf jüdischer Grundlage beruhend, von der christlichen Kirche erst eingeführt wurden. Die Vertreter dieser Ansicht weisen auf Stellen sowohl des Talmud wie der heiligen Schrift hin, hier insbesondere auf das Opfer der Eifersucht im vierten Buche Moses 5, 11 ff., und behaupten ferner, daß vor dem Jahre 600 bei den Germanen nirgends ein Ordal bestanden habe, außer der Zweikampf, der aber ursprünglich nur ein Ersatz für das damals noch nicht genügend entwickelte, unvollkommene Gerichtsverfahren war; daher die ganz verschiedene Stellung der Kirche zu den Gottesurteilen und dem Duell.

gehören eigentlich zur Rechtsgeschichte; weil sie jedoch nachderhand, von kirchlichen Satzungen unterstützt, oft auch unter Aufsicht der Geistlichen vorgenommen wurden, finden sie auch in der Kirchengeschichte einen Platz. Man pflegt zwischen kanonischen und gemeinen Gottesurteilen zu unterscheiden und versteht unter ersteren diejenigen, welche unter Aufsicht und Leitung der Kirche standen, unter letzteren solche, welche zwar in den weltlichen Gesetzen begründet waren, die aber von der Kirche niemals gebilligt worden sind.

Die Gottesgerichte (Gottesurteile, Ordalia, Ordalien) waren schwierige, oder ihrer Natur nach Schaden bringende, mitunter auch bloß auf Erschütterung des Gewissens berechnete Proben, denen sich ein Angeklagter beim Mangel anderer Beweise unterziehen durfte oder mußte, um seine Unschuld zu erhärten. Man gründete diesen Gebrauch auf die Idee einer sittlichen Weltregierung und folglich auf den Glauben, daß Gott dem Unschuldigen durch Wunder zu Hilfe kommen und die Wahrheit ans Licht bringen werde. Daher finden sich solche Gottesurteile auch fast bei allen heidnischen Völkern, und sie hatten bei vielen zur Zeit ihrer Christianisierung schon durch Nationalherkommen gesetzliche Kraft erlangt. Dem Christentume widersprechen sie im allgemeinen allerdings; doch möchte man nicht alle einzelnen Fälle in die Kategorie des Aberglaubens verweisen, zumal die Apostel selbst die Wahl des Apostels Mathias einem (freilich harmlosen) Gottesurteile unterwarfen. Denn, wo ein evidenter Beweis absolut oder wenigstens bei der damaligen mangelhaften Gerichtsordnung unmöglich war, waren diese Prüfungen, obgleich keine untrüglichen Entscheidungsmittel, doch teils durch ihren Ernst an sich, teils durch die religiösen Vorbereitungen dabei, vielfach geeignet, auf die Gemüter zu wirken, und den Schuldigen zum Geständnisse zu bewegen. Die Kirche hat zwar bei manchen Gelegenheiten sich dagegen ausgesprochen, doch mußte sie im Drange der Zeitverhältnisse diese Gerichte Jahrhunderte lang dulden, suchte dieselben aber nach Möglichkeit unter ihren Einfluß zu stellen, und umgab sie mit liturgischen Gebräuchen. Die vorzüglichsten derselben waren: die Feuer-, Wasser- und Abendmahlsprobe, sowie jene mit dem geweihten Bissen; dann das Bahr- und Kreuzgericht, endlich der Zweikampf. Die Ordalien waren durch weltliche Gesetze, wie in den Kapitularen der fränkischen Könige, förmlich anerkannt; und obwohl

schon im dritten lateranensischen Konzil die Feuer- und Wasserproben verboten wurden, so erfolgte die gänzliche Abschaffung derselben nur langsam; erst dann, als Papst Innocenz III. sie als Versuchung Gottes verwarf und die Segnung der dabei zu verwendenden Gegenstände verbot.

Das gewöhnlichste Gottesurteil war der Zweikampf (damals Wehadink genannt), ursprünglich nichts anderes, als das altgermanische Recht des Freien, sich selbst zu helfen, zu verteidigen oder zu rächen, also das Fehderecht. Handelte es sich z. B. um ein Stück der Feldmarkung und konnte kein Teil sein Recht klar und zwingend beweisen, so blieb in jener Zeit nichts übrig, als daß das Gericht die beiden Parteien unter bestimmten Förmlichkeiten miteinander kämpfen ließ und dem recht gab, welchem der Sieg zufiel. Der Zweikampf wurde mit der Zeit ein so allgemeines Rechtsmittel, daß Frauen, Wehrlose, Abwesende u. dgl. sich durch einen Kämpfer vertreten lassen konnten. Unter allen Ordalien haben sich die Zweikämpfe, welche die Kirche übrigens jederzeit verworfen hat, am längsten erhalten. Von diesen gerichtlichen Zweikämpfen aber sind die Duelle unserer Zeit nur ein trauriger, unechter Ableger. In gleicher Weise von der Kirche stets mißbilliget und nur ausnahmsweise als gemeines Gottesurteil gestattet, wurde das Erforschungsmittel der Wahrheit durch das Los. Man pflegte bei demselben Steine, Kugeln, Zettel, Pfeile oder Stäbe zu gebrauchen, und das Verfahren war ziemlich gleich. So wurden zwei Stäbe, der eine mit einem Kreuze bezeichnet, der andere unbezeichnet, auf den Altar gelegt. Der Beschuldigte bat Gott, seine Unschuld darzuthun, und der Priester, oder, in Ermangelung eines solchen, ein Knabe zog einen der beiden Stäbe; war es der mit dem Kreuze bezeichnete, so bewies das die Unschuld, im Gegenteil die Schuld. Wenn auf jemand der Verdacht eines verübten Mordes fiel, erfolgte das Bahrgericht (examen feretri), ein Gottesgericht, das besonders in England und Schottland gebräuchlich war. Der Leichnam des Ermordeten wurde auf eine Bahre gelegt, zu welcher der angebliche Mörder geführt wurde und mit seiner Hand die Wunden oder den Nabel des Toten berühren und dabei gewisse Formeln sprechen mußte. Wenn dann aus den Wunden Blut floß, an manchen Orten und unter manchen Umständen auch nur, wenn der Tote die Farbe wechselte oder die Wunde zitterte, wurde gegen

den Beschuldigten die weitere Untersuchung eingeleitet, und man kennt viele Fälle, daß die Mörder, wenn die obigen Erscheinungen eintraten, sich sogleich der That schuldig bekannten. Bei einem Diebstahle kam besonders gern die Probe des geweihten Bissens (judicium offae) zur Anwendung. Der Beschuldigte mußte ein Stück Brot und Käse, oder Brot allein, welches zuvor gesegnet worden war, genießen; man glaubte nämlich, daß der Schuldige dies nicht vermögend sein werde, und konnte er es wirklich nicht, oder stellte sich allenfalls Erbrechen ein, wurde er auch wirklich für schuldig gehalten. Unter jenen Proben oder Handlungen, welche ihrer Natur nach zwar schaden mußten, aber „durch eine besondere Schickung Gottes einen Unschuldigen gewiß verschonen würden", ist vorab die Feuerprobe (judicium ignis) zu erwähnen, wo der Verdächtige glühendes Eisen berühren, darauf gehen, durch einen brennenden Scheiterhaufen wandeln, glühende Kohlen in den Busen schütten oder ein glühendes Eisen von einem bis drei Pfund Schwere neun Fuß weit tragen mußte. Darauf wurde seine Hand umwunden und eingesiegelt. Nach drei Tagen geschah die Entsiegelung; die unverletzte Hand bewies die Unschuld, die beschädigte war ein Zeichen der Schuld. Das kanonische Recht untersagte alle Feuerproben. Ein Gottesurteil aber, im achten und neunten Jahrhundert besonders in Frankreich sehr üblich und vom Klerus vorzugsweise geleitet, war die Probe mit heißem Wasser. Es wurde ein Kessel mit Wasser über das Feuer gesetzt; wenn das Wasser zu sieden begann, sprach der Priester ein kurzes Gebet, worin er Gott anrief, die Wahrheit zu enthüllen; derjenige, der die Probe zu bestehen hatte, betete das Vaterunser und bezeichnete sich mit dem Kreuze, während der Richter in den Kessel einen Stein hineinsenkte, der sich an einer Schnur von bestimmter Länge befand. Der Angeklagte mußte darauf den Stein mit bloßer Hand herausnehmen: man nannte dies den Kesselgriff oder Kesselfang. Danach wurde auch hier wie bei der Feuerprobe die Hand umwunden, der Verband mit dem Siegel des Richters sicher gestellt, am dritten Tage wieder entsiegelt und danach über Schuld oder Unschuld geurteilt. Es gab auch eine Wasserprobe mit kaltem Wasser, besonders bei Hexen angewendet, daher Hexenbad genannt. Die Angeklagte wurde, vollständig entkleidet, an Händen und Füßen kreuzweise gebunden, damit sie nicht schwimmen könne, und dreimal rücklings auf das Wasser gelegt; sank

sie nicht nicht unter, so war sie schuldig, sank sie aber unter, so war sie unschuldig.[1]

Zu diesen Gottesurteilen kamen in der christlichen Zeit noch die Kreuzes- und Abendmahlsproben. Diese beruhte auf dem festen Glauben, daß der Verbrecher, der sich erfrechte, schuldbelastet und doch seine Unschuld beteuernd, die Kommunion zu empfangen, von Gott für den furchtbaren Frevel irgendwie sichtbarlich am Körper oder wohl gar durch einen plötzlichen Tod bestraft werden würde und in jedem Falle seiner Seligkeit für immer verlustig gehe. Sie fand hauptsächlich bei Geistlichen und Mönchen statt. Der Spaß aber, „daß die Geistlichen sich die Abendmahlsprobe als die leichteste vorbehielten," ist nicht nur ungeziemend, da der gerichtliche Eid für einen schlechten Christen um nichts schwerer, jene Probe für einen guten aber gerade so heilig ist — sondern auch unrichtig; denn die Abendmahlsprobe nahmen auch die Laien vor und die Geistlichen unterzogen sich auch anderen. Was die Kreuzprobe betrifft, so weiß man nicht, worin sie eigentlich bestanden hat. Die einen sagen, dieselbe habe darin bestanden, daß jemand sich unbeweglich unter das Kreuz stellen mußte, bis Gott die Wahrheit durch irgend ein Zeichen kundthue; andere dagegen glauben, daß man bei dieser Probe die Arme gerade ausstreckte, so daß sie mit dem übrigen Körper ein Kreuz bildeten; wer sie zuerst sinken ließ, verlor. Wie dem immer sei, Ludwig der Fromme verbot die Kreuzprobe, damit, wie es im Gesetze heißt, das Leiden Christi, welches eine Verherrlichung ist, nicht durch jedwedes Verwegenheit der Verachtung preisgegeben werde. Auch findet man in den liturgischen Büchern nichts, was auf die Kreuzprobe Bezug hätte.

---

[1] Die Anwendung derselben beruhte auf dem Volksglauben, daß die Hexen durch die Verbindung mit dem Teufel unnatürlich leicht würden, wenngleich sie wohlgenährt und stattlichen Wuchses seien, und daß andererseits die reine Flut sich weigere, die Schuldige in sich aufzunehmen, dieselbe gewissermaßen vielmehr ausstoße und diese darum nicht untersinke, sondern „gleich einem Pantoffelholz auf dem Wasser schwimmend bleibe".

147. Klosterwesen.

Eigentümlich ist diese Periode durch Verfall und neue Blüte des klösterlichen Lebens, dem sich nicht bloß Männer, sondern auch Frauen weihten. Der Trieb zum geistlichen Leben wuchs vornehmlich in den vornehmeren Familien. Herzoge, Könige und zahlreiche Fürsten zogen sich in Klöster zurück; in Spanien hatte schon 691 eine Synode zu Saragossa beschlossen, daß alle spanischen Königinnen nach dem Tode ihrer Gatten den Schleier nehmen müßten, und in England wählten Königinnen öfter die Klöster zu ihrem Witwenaufenthalt. Damit vermehrte sich aber der Reichtum der Klöster in einzelnen Fällen ganz bedeutend. Je reicher aber die Klöster wurden, desto mehr warfen die Höflinge der Fürsten und weltliche Nachbarn ihre begierlichen Augen auf dieselben. Wir lesen deshalb aus dieser Zeit vielfach von Prozessen um Besitztitel, von Plünderungen, ja besonders im Frankenreiche von Übergabe von Klöstern an Laienäbte, die sie als einträgliche Pfründen ausbeuteten[1] und zum Schauplatz von wüsten Gelagen und weltlichem Treiben machten. Dadurch sowohl wie auch durch die teilweise Entziehung von der Aufsicht und Leitung des Bischofs, waren die Klöster in Sitte und Zucht gesunken.

Im Anfang des neunten Jahrhunderts wurde zwar durch die Bemühungen des frommen und eifrigen Abtes Benedikt von Aniane († 821) und der Reformsynode von Aachen 817, welche neue Ordensstatuten gab, einige Besserung herbeigeführt. Leider drang dieser „zweite Benedikt“ mit seinen Bestrebungen nicht allgemein und nachhaltig durch; bei den folgenden politischen Wirren nahm vielmehr in den Klöstern Zucht und Ordnung wieder ab, die Laienäbte aber aufs neue überhand und, wie die Synode von Troslé in der Diöcese Soissons 909 klagt, hausten sie in den Klöstern mit Weibern und Kindern, Soldaten und Hunden, während die Mönche ihrerseits im Lande umherschweiften und sich dem Wohlleben ergaben.

---

[1] So z. B. gab Rudolph, König von Oberburgund, im Jahre 888 seiner Schwester Adelheid eine Abtei erblich; Lothar, König von Italien, giebt einer Adelheid, Tochter Rudolphs II. von Oberburgund, 938 drei Abteien zur Mitgift; Hatto, Erzbischof von Mainz (891—912) soll, wie Giesebrecht in seiner Kirchengeschichte berichtet, sogar zwölf Abteien besessen haben.

Da erschien wie ein weithin leuchtender Stern das Kloster von **Clugny** (Cluniacum) in Aquitanien. Es wurde im Jahre 910 vom burgundischen Grafen Berno († 927) gegründet, der zugleich auch der erste Abt war. Der Herzog Wilhelm von Aquitanien, der den Grund und Boden dazu schenkte, bestimmte schon im Stiftungsbriefe, daß es jeder geistlichen und weltlichen Obrigkeit entnommen und direkt dem apostolischen Stuhle unterstellt sein sollte. Im elften Jahrhundert wurde die Klosterkirche gebaut — ein großartiges Prachtwerk: sie hatte fünfundzwanzig Altäre und ruhte auf achtundsechzig Säulen, war ausgestattet mit allen Werken der Bildhauerkunst und Malerei und hatte goldene und eherne Leuchter, gewirkte Tapeten und Glasmalereien. Als Klosterregel wurde die des heiligen Benedikt beibehalten, nur in mancher Hinsicht verschärft, so namentlich den Mönchen anhaltendes Stillschweigen auferlegt, die sich nun einer Art Zeichensprache bedienen mußten: für Brot machten sie mit dem Daumen und den zwei folgenden Fingern der beiden Hände einen Kreis; für einen Fisch die Bewegung desselben im Wasser; für Milch steckten sie den kleinen Finger zwischen die Lippen u. dgl. m. Berno's Nachfolger, Abt Odo (927—41), dann Hildebrands Freund, der Abt Odilo († 1048) und Petrus Venerabilis (1122—56) gaben dem Orden den höchsten Glanz und erhoben ihn zum Schildträger der Reformation jener Zeit.

Der in alter Reinheit erneuerten Regel Benedikts und der Oberleitung des Abtes von Clugny unterstellten sich allmählich unter ihren Prioren eine Reihe von Klöstern und bildeten so die **Kongregation** (Klosterverein) von Clugny. Im zwölften Jahrhundert zählte dieselbe in Frankreich allein über zweitausend Häuser und war bis nach Polen und Spanien verbreitet. Ähnlich, nur in beschränkterem Umfang, wirkte das Kloster **Hirsau** in Schwaben, als es 1071 durch Abt Wilhelm den Seligen (vorher Prior von St. Emmeran in Regensburg) nach dem Muster von Clugny neu organisiert wurde. Doch kam es hier nicht zur Bildung einer eigentlichen Kongregation, indem Hirsau keine Oberhoheit über die von ihm neu gegründeten oder reformierten Klöster erlangte. Es sind aber diese im zehnten Jahrhundert aufkommenden Kongregationen als der Beginn zu einer neuen Gestaltung des Ordenslebens zu betrachten.[1]

---

[1] Nebst anderem erstrebten diese Kongregationen eine Centralisierung in der Verwaltung aller Klöster derselben Regel, während auch den älteren Klöstern

2. Die Klöster des Abendlandes folgten bekanntlich bisher alle der Regel des heiligen Benedikt. Jetzt aber traten gerade in dem Lande, wo dieser Heilige sein Stamm- und Mutterkloster erbaut hatte, zwei gänzlich neue Orden ins Leben. Je „eiserner" nämlich das zehnte Jahrhundert war, desto mehr zogen sich edlere Geister in die Asyle der Kultur und die stille Einsamkeit zurück, aus der dann zwei Persönlichkeiten als Ordensstifter hervorgingen. Der eine davon ist der heilige Romuald, aus einer longobardisch-fürstlichen Familie zu Ravenna 950 geboren. Als er in seinem dreißigsten Lebensjahre einem Zweikampf beiwohnen mußte, worin sein Vater den Gegner erstach, floh er voll Bestürzung zuerst nach Montecassino, wanderte darauf längere Zeit in Italien, Buße predigend, umher und kam 1012 in eine Gebirgsgegend bei Florenz von ergreifender Majestät. Auf dem Gipfel eines schwer zugänglichen Berges sich niederlegend, sah er im Traum eine Leiter von da zum Himmel sich erheben, auf der Mönche in weißer Kleidung hinanstiegen. Es beschloß sofort, dort ein Kloster zu errichten und erhielt die Ländereien dazu von dem Eigentümer, dem Grafen Maldulo, geschenkt, woher auch der Name des Ordens: Campo di Maldulo — **Camaldoli.** Die Stätte, wo seine erste Zelle stand, der »sacro eremo«, wird noch jetzt viel besucht. Das Kloster selbst besteht aus dreißig von einer Ringmauer

---

der Gedanke des Anschlusses aneinander nicht fremd war; nur waren diese meist bloß durch das Band der Liebe miteinander verbunden. Bei ihnen bestanden früher sogenannte **Totenbünde**, jene angeblich von Bonifacius angeregten Verbrüderungen verschiedener Klöster, in welche auch in der Welt lebende Personen, namentlich Wohlthäter, Bischöfe und Fürsten aufgenommen wurden und deren Eintritt zu bestimmten Gebeten und der Abhaltung einer Anzahl Messen beim Ableben eines Mitgliedes verpflichtete. Von den vorgekommenen Todesfällen aber wurden die verbrüderten Häuser und Personen durch das Umhersenden von **Roteln** verständigt. Rotel, abgekürzt für Rotulus, ist eine Art Holzspule, um welche sich lange Pergamentstreifen verschiedener Breite aufgerollt finden, die nach und nach beschrieben wurden. Man könnte einen Rotulus deshalb füglich eine Pergamentrolle nennen, in deren Innerem sich eine Axe befindet. Ob ihres Zweckes wurden sie von Balderich († 1132), Abt des Benediktinerklosters Bourgueuil in Frankreich, ein „Breve mortuorum" genannt. Jedes Kloster hatte einen solchen Rotulus, auf den der Name eines verstorbenen Mitbruders (und manchmal auch noch kurze biographische Notizen über denselben) geschrieben und an alle konföderierten Häuser herumgeschickt wurde. Die so erhaltene Todesanzeige bestätigte dann jedes Kloster durch seine Unterschrift.

umgebenen Zellen, in deren Mitte die Kirche steht. Der Orden, von Papst Alexander II. im Jahre 1072 bestätigt, gewann bald rasche Verbreitung und war für Italien das, was Clugny für Frankreich, wenn er auch nie sehr zahlreich geworden ist; er zählte auch weibliche Klöster (Camaldulenserinnen). Der heilige Romuald starb 1027 im hohen Greisenalter.

Noch strenger war der Orden zu **Vallombrosa** im Toskanischen, den Johannes Gualbert von Florenz 1038, nach ähnlichem Lebensgeschicke, wenige Meilen von Camaldoli in einem herrlichen schattigen Waldesthale (Vallombrosa) gründete. Als er im Auftrage seines Vaters an dem Mörder eines Verwandten Blutrache nehmen sollte, ereilte er diesen gerade am Gründonnerstage an einem Orte, wo er nicht weiter entfliehen konnte, aber nun seine Arme kreuzweise ausspannte und im Namen des Gekreuzigten um Verzeihung bat. Hiervon gerührt, umarmte Johannes den Feind als Freund, verließ alles Irdische und lebte in der Einsiedelei, die sich dann zum Kloster erweiterte. Die Mitglieder legten ein aschgraues Kleid an und lebten streng nach der Regel des heiligen Benedikt.

3. Im Anschluß an eine der Einrichtungen dieses Klosters haben wir noch zwei Neuerungen im Klosterwesen aus dieser Zeit zu erwähnen. Während nämlich die Mönche des Altertums zum weitaus größeren Teil dem Laienstande angehörten, treffen wir in dieser Periode schon eine größere Anzahl von Priestern in den Klöstern. Dieselben widmeten sich außer den geistlichen Obliegenheiten hauptsächlich dem Unterricht und wissenschaftlichen Arbeiten, während die weltlichen Arbeiten vorwiegend den Laien überlassen blieben. In Vallombrosa erhielten diese zuerst den Namen Fratres conversi, und diese Scheidung der Mönche in zwei Klassen, die sich damit vollzieht: in Patres, wie die Geistlichen genannt wurden, und in Laienbrüder, wurde nach und nach fast allgemein.[1]

---

[1] Deshalb ist es unbegründet und nur eine Verkennung der Sachlage, wenn man jeden Geistlichen, auch wenn dieser dem Regularklerus nicht angehört, Pater nennen zu sollen vermeint. Viele aber perhorrescieren sogar dieses ursprünglich schöne Prädikat, weil demselben vielfach eine odiose Nebenbedeutung beigelegt wird. Manchem ruft dieses Wort nur die gewissen Idyllen „im Klosterkeller" ins Gedächtnis; bei anderen wieder will es nur so viel besagen, wie die gewisse, dem Alt- und Mittelhochdeutschen entnommene Bezeichnung des Geistlichen in ihrer heutigen Anwendung.

Eine andere Neuerung bilden die **Exemtionen.** Die Klöster erhielten infolge ihrer wohlthätigen, einflußreichen Wirksamkeit viele Privilegien, die sich zunächst auf Sicherstellung der Gesellschaftsrechte bezogen. Das Konzil von Chalcedon hatte die Klöster der Aufsicht der Bischöfe unterworfen und spätere Synoden, so noch die 802 zu Aachen, wiederholten diese Verordnung; jetzt aber wurden viele Klöster unmittelbar dem Papste unterstellt und so der bischöflichen Gerichtsbarkeit entzogen, insbesondere die Visitation derselben und Absetzung der Äbte dem Bischofe benommen; nur die Weihe der Mönche, Klosterkirchen und Altäre verblieb ihm. Der meisten Exemtionen, selbst der Wahl des ordinierenden Bischofs, erfreute sich die Kongregation von Clugny; ihr Privilegium fand Bestätigung und Anerkennung durch die Synode von Chalons 1063, so sehr auch der Bischof von Macon dagegen Einsprache erhob. Während früher exemte Abteien zu den seltenen Fällen gehörten und dies streng nachzuweisen erst von Clugny möglich ist, wurden dieselben von da ab häufiger. Die Verleihung dieses Privilegiums war in der Regel mit der Verpflichtung einer Abgabe an den apostolischen Stuhl verbunden.

148. Bildung und Sitten des Klerus. Der Cölibat.

Gleichwie Ursache und Wirkung innig zusammenhängen, so mußte auch in der Verwilderung des „eisernen" zehnten Jahrhunderts die geistige und sittliche Bildung auf eine so niedrige Stufe herabsinken, daß diese Periode geradezu als das „klassische Jahrhundert der Unwissenheit" betrachtet wird. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß auch die Geistlichkeit in den Wirbel der Umgebung mit hineingerissen wurde und anfing, gleich anderen Krieg und Jagd mehr zu lieben, als die Bücher. Ja, der Klerus mußte geradezu auf Schutz und Verteidigung mehr bedacht sein, als auf Wissenschaft, nachdem auch dieser Stand den Räubereien eines jeglichen bloßgestellt war, der eine Mähre und Lanze und eine Burg hatte, um den Raub zu bergen. Durch die unkanonische Verleihung der Kirchenämter und Pfründen an Soldaten und Günstlinge der Fürsten und die damit zusammenhängende Käuflichkeit der Stellen, simonistische Häresie genannt, mußte Unwissenheit und Roheit unter dem Klerus immer mehr überhand nehmen, an den ohnehin nur die bescheidensten For-

derungen gestellt wurden. Es giebt Synodalbeschlüsse aus jener Zeit, wie z. B. die von Cloveshove in England vom Jahre 747, die verlangten nur, die Geistlichen sollten das Vaterunser, das Credo und die liturgischen Formulare in die Landessprache übersetzen können, wie auch die Messen für Lebende und Tote nach genus und numerus abzuändern wissen. Je größer aber die Unwissenheit war, desto mehr blühte damals die lebhafteste Phantasie, und Prediger, die wenige theologische und Naturkenntnisse besaßen, erzählten ihren Zuhörern die wunderlichsten Geschichten aus der anderen Welt. Der Teufel mußte sich's gefallen lassen, in den verschiedensten und gräßlichsten Gestalten zu erscheinen; die Verstorbenen kamen herüber, ihre Martern zu erzählen und die ausgearteten Menschen zu erschüttern. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Schilderungen von Zeitgenossen hauptsächlich immer das Tadelnswerte hervorheben; dessenungeachtet erscheinen Bildung und Sitten des Klerus in dieser Zeit in einem nichts weniger als rosigen Lichte.

Neben der groben Unwissenheit, die nicht selten zu Irrlehren führte, wie in Vicenza zum Anthropomorphismus, wonach Gott nicht nur einen menschlichen Körper, sondern sogar menschliche Leidenschaften gehabt hätte, traten auch viele Laster zu Tage: Trunksucht, Habsucht und Nichtachtung der Cölibatsgesetze, die etwas ziemlich allgemeines war. Nicht nur im Konkubinate lebende, sondern förmlich verehelichte Geistliche waren nichts Seltenes. Diese Unsitte wurde außer der allgemein herrschenden Ungebundenheit auch durch die sogenannten vagierenden Kleriker (Geistliche ohne Anstellung) und die herrschaftlichen (in Ritterburgen dienenden) Geistlichen befördert, die von den Kirchengesetzen ausgenommen zu sein sich einbildeten. In einem eigenen Werke, dem Liber Gomorrhianus, das den Kardinalbischof von Ostia, Petrus Damiani, zum Verfasser hat, haben wir eine Schilderung damaliger Zustände, aber offenbar ein zu schwarzes, im Eifer übertriebenes, allzugrelles Gemälde der Sittenlosigkeit des Klerus seiner Zeit, weshalb auch Papst Alexander II. dasselbe als der öffentlichen Sittlichkeit gefährlich in seinen Schränken verbarg. Synoden und die Päpste, namentlich die letzten dieser Periode, drangen wiederholt auf die Beobachtung des altherkömmlichen Cölibatsgesetzes, und ihre kräftigen Legaten, der soeben genannte Petrus Damiani und der uns auch schon bekannte Hilde-

brand, suchten durch persönliches Auftreten in verschiedenen Provinzen dem Übel abzuhelfen, wie dies in England vor ihnen schon Erzbischof Dunstan von Canterbury († 988) erstrebt und durch seine Umsicht auch so ziemlich erreicht hatte. Doch blieb die Priesterehe in weiten Kreisen immer noch in Übung. Besonders verbreitet war sie bei den erst in dieser Periode bekehrten Völkern und namentlich in Ober- und Unteritalien. In der Lombardei wurde sie geradezu als eine Freiheit der ambrosianischen Kirche gerechtfertiget. Um die Häßlichkeit dieser Unsitte zu bezeichnen, nannte man sie die Ketzerei der Nikolaiten (anspielend auf die Ausschweifungen jener gnostischen Sekte), und um auch das Volk auf die Unwürdigkeit solcher Priester aufmerksam zu machen, wurde verboten, der Messe eines Priesters beizuwohnen, der verheiratet ist, oder eine Konkubine bei sich hat. Um dieselbe Zeit bildete sich für die Durchführung der kirchlichen Vorschriften in Mailand eine besondere Partei, eine Verschwörung des niederen Volkes, **Pataria** genannt, nach einigen so viel als wie „Lumpenbund", nach anderen von dem Orte Patarea bei Mailand, wo sich die Verschworenen versammelten, an deren Spitze die beiden Diakonen Ariald und Landulf, später des letzteren Bruder, der Ritter Herlembad, standen. Als dieser von Rom sogar eine Exkommunikationsbulle gegen den Erzbischof Guido von Mailand brachte, gab das ein Signal zum Aufstande, in welchem Ariald 1067 fiel, aber bald darauf noch von Alexander II. bei seiner Anwesenheit in Mailand feierlich kanonisiert wurde, nachdem man zehn Monate nach seinem Tode seinen Leichnam noch ganz unversehrt fand.

An erleuchteten, edlen Männern, welche für die Würde und Freiheit des geistlichen Amtes mutig ihre Stimme erhoben, hat es auch in dieser Zeit nicht gefehlt; um jedoch den Klerus aus seiner schmählichen Lage mit kräftigen Armen emporzuheben, mußte erst der große Papst Gregor VII. kommen — dieser Riesengeist,

„Der aufwärts steigt,
Der über die Gedanken
Gebückter Seelen geht."

Zweite Periode.

Von Papst Gregor VII. bis zur sogenannten Reformation.

(Vom Jahre 1073 bis 1517.)

I. Äußere Schicksale der Kirche.

149. Die Kreuzzüge im allgemeinen.

Wie der Wanderer, der über neblichte, mit verdorbenen Dünsten angefüllte Moorgründe hinübereilend, freudig aufatmet, wenn eine reinere Luft aus heiterem Himmel ihm wieder entgegenweht, so fühlt sich der sinnige Leser der Kirchenbegebenheiten, wenn er aus dem trüben Gebiete der vorigen Periode in diese neue herübertritt. Zwar geben manche Erscheinungen schon bei dem Ablaufe jener Periode der frohen Hoffnung Raum, daß eine bessere Zeit sich die Bahn brechen werde. Die wiederkehrende Ruhe nach schrecklichen Kriegsstürmen, die Wahl thatkräftiger Herrscher in Deutschland, und vor allem die verbesserte Disciplin der Klöster und der eifrige Betrieb der Wissenschaften in denselben, unterstützten mächtig die Kirche bei ihrem Streben, sich herauszuarbeiten aus der traurigen Lage, in welcher sie durch das Schwanken und den Umsturz aller bürgerlichen Verhältnisse so lange festgehalten worden. Doch immer bleibt der unerwartet schnelle Umschwung überraschend und beurkundet aufs neue die hohe der

Kirche Christi innewohnende Kraft; denn von daher, insbesondere vom Stuhle Petri kam die Rettung, — von den großen Päpsten, die mit christlicher Weisheit und apostolischer Kraft in die Verhältnisse der Welt eingriffen und gleichsam eine Wiedergeburt der Menschheit herbeiführten.

Als Ergebnis eines völlig umänderten Zeitgeistes sind schon die **Kreuzzüge** zu betrachten, jene wunderbare Völkerbewegung, wo die Abendländer, Hohe und Niedere, durch einen Zeitraum von fast zweihundert Jahren, Gut und Leben einsetzten, um Palästina den Händen der Ungläubigen zu entreißen, und die dort wohnenden Brüder und die heiligen Orte von einer schmählichen Behandlung zu befreien, — eine der großartigsten Begebenheiten in der ganzen Menschengeschichte! Wie einst ein geheimnisvoller Zug die Barbarenhorden nach dem Westen und Süden gegen Rom trieb, so führte eine höhere Idee die gesitteten Streiter der Germanen und Romanen nach dem tiefgesunkenen Osten. Es galt die Schmach der Christenheit zu rächen, sie vor ihrem Erbfeinde zu beschirmen, das Grab des Gottmenschen nicht länger der Entweihung durch die Ungläubigen zu überlassen und dem Erlöser Dank zu erstatten für die größten Segnungen, die je unser Geschlecht erfuhr.

Schon seit den ersten Zeiten wallten die Christen, aus Bußeifer, oder von frommer Sehnsucht geleitet, aus allen Weltgegenden an jene Orte, wo der Sohn Gottes gewandelt, und das Werk der Erlösung vollbracht hat. Nachdem die Mohammedaner 638 Jerusalem erobert hatten, wurden solche Wallfahrten zwar gefährlich, aber doch noch möglich, da die Mohammedaner gewöhnlich, wenn auch nicht immer, den Christen gegen Erlegung eines Tributes den Besuch der heiligen Orte gestatteten. Als aber 1073 die seldschukischen Türken von Palästina Besitz nahmen, wurden bei der Wildheit dieses Volkes diese Wallfahrten fast unmöglich, und die in Palästina wohnenden Christen wehklagten über unerträgliche Mißhandlungen und über die Schmach, die den heiligen Orten von den Ungläubigen zugefügt wurde. Nebstdem war ein baldiger Einbruch dieser wilden Horden in Europa zu befürchten und es war hohe Zeit, für die heilige Sache der Menschheit und der Religion in die Schranken zu treten. Dies erkannte Papst Gregor VII., und auf seinen Mahnruf waren schon fünfzigtausend Mann bereit, unter seiner Anführung dahin zu ziehen; aber

die gefahrdrohenden Verhältnisse in Deutschland vereitelten den Plan, den erst Papst **Urban** II. zur Ausführung brachte.

Ein scheinbar unbedeutender Mann, der Einsiedler Petrus von Amiens, trug nicht wenig zu der großen Unternehmung bei. Es war ihm nämlich gelungen, die Wallfahrt nach Jerusalem zu vollbringen. Nun kam er zurück und erzählte dem Papste von dem traurigen Zustande der heiligen Orte und der dortigen Christen, und überbrachte flehende Briefe von dort. Der Papst gab ihm den Auftrag, allenthalben die Leiden der morgenländischen Christen zu schildern, und zu ihrer Hilfe zu mahnen, was Petrus nicht nur bereitwillig, sondern mit Begeisterung ausführte. Nachdem auf solche Weise die Gemüter vorbereitet waren, schrieb der Papst eine große Christenversammlung nach Clermont 1095 aus, kam selbst dahin, und hielt zu dem erhabenen Zwecke eine ergreifende Rede, welche bald durch den einstimmigen Ruf: „Deus lo volt = Gott will es!" unterbrochen wurde, worauf der Papst erklärte: Dies „Gott will es!" sei euer Feldruf in jeder Gefahr, welche ihr für Christi Lehre unternehmt; das Kreuz aber sei euer Zeichen zur Kraft und zur Demut 2c."

Der Erfolg war ein ungeheurer. Wer von Clermont in seine Heimat zurückkehrte, predigte das Kreuz, und es entstand eine Bewegung bei den Völkern, wie noch niemals. Tausende zeigten sich zum Zuge nach Jerusalem bereit. Der Mann trennte sich vom Weibe, die Eltern von ihren Kindern, der Bauer verließ den Acker, der Hirt die Herde, Mönche und Nonnen das Kloster: niemand wollte ausgeschlossen sein von der Teilnahme an dem großen Unternehmen. Diejenigen, die sich am Kreuzzuge beteiligen wollten, hefteten als Zeichen ein Kreuz von rotem Tuche auf ihre rechte Schulter und bekamen hiervon den Namen Kreuzfahrer. Wohl mag manche dabei irdische Absicht, oder eine gemeine Triebfeder, oder auch nur romantische Lust bestimmt haben; doch war im ganzen der Geist, der die Massen bewegte, nicht von dieser Welt. Denn die Unternehmung galt ebenso der schönen Sehnsucht nach dem heiligen Grabe, wie der christlichen Ehre, dem Siege des unterdrückten Christentums im Morgenlande und der Herrschaft des gesitteten Europa über asiatische Barbarei.

Von dem Tage von Clermont (1095) bis zum Falle von

Ptolemais (1291) wallten fast ohne Unterlaß bewaffnete Christenheere — im ganzen wohl über fünf Millionen Menschen — nach Palästina; **sieben** ihrer größten Heerfahrten werden als eigene Kreuzzüge unterschieden.

150. Die Kreuzzüge im besonderen.

1. Die Ritter hatten ein Jahr behufs der nötigen Vorbereitung verlangt und so war zum Aufbruche der 15. August 1096 bestimmt worden, bis dahin soll sich jeder bereit halten. Aber große Scharen von Ungeduldigen und Zügellosen waren unter Anführung des Ritters Waltherr von Habenichts und Peters von Amiens bereits vorausgeeilt, und gingen zwecklos zu Grunde. Den Hauptzug aber führte mit kriegerischer Zucht und fürstlicher Pracht der christliche Held Herzog **Gottfried von Bouillon**, dem viele edle Fürsten und Ritter mit ihren Zügen sich anschlossen. Das gesamte Heer zählte an sechshunderttausend Menschen. Ein Teil zog durch Österreich und Ungarn, der andere durch Dalmatien und Konstantinopel. In Österreich regierte damals der Babenberger Leopold III., der Heilige. Dieser nahm das Kreuzheer gastlich auf und es schlossen sich hier zahlreiche Ritter und Geistliche, sowie auch Leopolds Mutter, die hochbetagte Gräfin Ida, an. Mit Hilfe des griechischen Kaisers Alexius bewerkstelligten die Kreuzfahrer ihre Überfahrt nach Kleinasien, mußten ihm aber dafür den Lehenseid für die zu erobernden Länder schwören. Unter unsäglichen Anstrengungen, häufigen Gefechten, und nicht ohne vielfache Streitigkeiten untereinander eroberten die Kreuzfahrer die Stadt **Edessa**, woselbst sie ein christliches Fürstentum gründeten und es dem Bruder ihres Führers, dem Grafen Balduin von Bouillon, verliehen. Bei ihrem weiteren Vordringen kamen sie endlich vor die Stadt **Antiochia** in Syrien, die sie nach neunmonatlicher Belagerung einnahmen und daselbst sich der kluge Fürst Boëmund von Tarent festsetzte. Unaufhaltsam ging jetzt der Zug fort nach **Jerusalem**, woselbst der zusammengeschmolzene Rest am 7. Juni 1099 ankam. Bei dem Anblicke der heiligen Stadt fielen alle auf die Kniee und dankten Gott mit Freudenthränen für diese Gnade. Während der nun folgenden Belagerung feuerte Peter von Amiens die Krieger zur Ausdauer an; vor dem entscheidenden Sturme versetzten sie sich durch

eine Prozession in begeisterte Stimmung. Nach zweitägigem Kampfe fiel auch diese Stadt in die Hände der Kreuzfahrer,[1] am 15. Juli 1099, nachmittags um 3 Uhr, als zur Stunde, wo Christus am Kreuze gestorben war. Sogleich nach der Einnahme der Stadt betrat Gottfried barfuß und im wollenen Bußgewande den Leidensweg des Herrn und verrichtete in der Kirche des heiligen Grabes seine Andacht; wenige Tage darauf wurde er von den Kreuzfahrern einstimmig zum König von Jerusalem erwählt.[2] Als jedoch von seiner Krönung die

---

[1] Schon hatte das Heer zu ermatten begonnen, als plötzlich auf der Höhe des Ölbergs ein gewappneter Krieger erschien, strahlend im Sonnenglanz, mit der einen Hand gegen Jerusalem winkend. „Das ist einer von den himmlischen Heerscharen,“ scholl es durch die Reihen der Christen, „es ist St. Georg, der uns zu Hilfe kommt,“ und nun setzten sie mit unwiderstehlicher Kraft von neuem an. Sie trieben ihre, die Umfassungsmauern weit überragenden, Rolltürme gegen die Stadt und ihr Schwert vertilgte alles, was Leben hatte. Schrecklich war das Los der Überwundenen: viele tausend Menschen, bewaffnete Männer, wehrlose Weiber und Kinder hatten sich in die große Moschee geflüchtet, die auf dem Tempelplatze stand. Aber gerade der Anblick dieser Moschee, ehemals ein Haupttempel der Christenheit, reizte die Wut der Stürmenden noch mehr, so daß sie, keines Alters noch Geschlechtes schonend, alles niederhieben, das Blut über die Tempeltreppen hinunterrieselte und den Pferden über den Huf ging; die Juden wurden in ihrer Synagoge verbrannt; die Straßen füllten sich mit Leichen, Blut und Gliedmaßen von Verstümmelten. Die Sieger waren in einer solchen Aufregung, daß sie vom Äußersten der Wut und Mordlust zum anderen Äußersten der zartesten und reinsten Gefühle übersprangen und nun entblößten Hauptes, barfuß, unter Lobgesängen nach der Kirche zogen. Lange Leiden, Kämpfe und Verhöhnungen ließen die Christen leider vergessen, daß sie im Dienste des Gottes der Liebe stritten und daß ihre Gegner auch ein Anrecht auf Erbarmen hatten! Übrigens handelten sie nach der Anschauung jener Zeit. Selbst Wilhelm von Tyrus sagt: „Es war dieses ein gerechtes Urteil Gottes, daß die, welche das Heiligtum des Herrn mit ihren abergläubischen Gebräuchen entweiht und dem gläubigen Volke entzogen hatten, es mit ihrem eigenen Blute reinigen und den Frevel mit ihrer Aufregung sühnen mußten.“ Es ist allerdings traurig, daß das menschliche Geschlecht sich so grimmig verfolgt; wer aber die Kreuzfahrer besonders „wegen ihrer frommen Wut“ mit humanem Hasse verfolgt, der lasse sich die Erstürmung Pragas 1795, die Eroberung Nidwaldens 1798, die Katastrophe von Chios 1822, die Erstürmung von Saadschah 1845 erzählen und bedenke endlich, wie die Nordamerikaner ihre Kriege gegen die Seminolen führen — dann hat er aus neuester Zeit einen Maßstab für die Beurteilung der alten.

[2] Dieses Königreich Jerusalem, dessen Verteidigung auch die Johanniter

Rede war, weigerte sich sein frommer Heldensinn, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Sohn Gottes die Dornenkrone getragen hatte. Er nannte sich nur „Beschützer des heiligen Grabes“.

2. So hatten die christliche Begeisterung und der gottergebene Sinn das Land der Verheißung errungen, aber in dem Maße, als die Begeisterung erkaltete, und die Gesinnung ins Irdische herabsank, ging das schwer Errungene allmählich verloren. Die aufkeimende Selbstsucht der christlichen Fürsten in Palästina hatte den politischen Fehler zur Folge, daß das Land in Fürstentümer: wie Antiochia, Tiberias, Edessa verteilt wurde, deren Herrscher zwar dem Könige von Jerusalem unterworfen sein sollten, aber durch Uneinigkeit und selbstsüchtiges Treiben sich selbst und die Sache der Christenheit den Ungläubigen als leichte Beute hingaben.

Zuerst fiel Edessa, das 1144 Nureddîn eroberte. Ein Schmerzensruf durchdrang Europa: Papst Eugen III. ließ die Trauerkunde an König Ludwig VII. von Frankreich gelangen, und forderte den heiligen Bernhard, vor dessen Frömmigkeit und Geisteskraft sich die ganze Christenheit in Ehrfurcht beugte, zur Predigt eines neuen Kreuzzuges auf. **Ludwig** VII. und König **Konrad** III. von Deutschland[1]

---

und Templer ihre Kräfte widmeten, hatte keinen langen Bestand; es bestand von 1099 bis 1187. Die Regenten desselben sind: Gottfried, der noch 1099 an der Pest starb; sein Bruder Balduin I. 1090—1118; dessen Neffe Balduin II. 1118—1131; Fulko von Anjou 1131—1143, unter dem das Königreich die größte Ausdehnung gewann, als Schwiegersohn Balduins II., vermählt mit dessen Tochter Melisende; sodann Balduin III. 1143—1162 und Balduin IV. 1162—1185; endlich noch Guido von Lusignan 1185—1187, der Gatte Sybillens, der Tochter Balduins III.

[1] Konrad wollte von einem Kreuzzuge lange nichts hören, allein der heilige Bernhard ließ ihm keine Ruhe und verfolgte ihn aus einer Stadt in die andere, so auch nach Speier. Daselbst hielt der fromme Abt von Clairvaux während der Weihnachtsfeiertage ein Hochamt vor dem Könige; da unterbrach er plötzlich die heilige Handlung, wandte sich an Konrad, stellte ihm das jüngste Gericht vor Augen und schilderte ihm, wie dort Christus zu ihm sagen würde: „Mensch, was ich Dir Gutes thun konnte, habe ich gethan. Von mir bekamst Du den Glanz der Herrschaft, Reichtümer, Weisheit, Mut und Kraft — was hast Du für mich gethan?“ Bei diesen Worten hatte Konrads Zaudern ein Ende; weinend rief er aus: „Ja, ich erkenne die Wohlthaten Gottes und bin bereit, ihm zu dienen!“ worauf Bernhard ihn mit dem Kreuze bezeichnete. Ludwig VII. von Frankreich aber hatte im Kampfe mit Graf Theobald von

brachen 1147 auf, und jedem folgten an siebzigtausend Reisige. Doch konnte mancher, der vor fünfzig Jahren den Zug Gottfrieds gesehen hatte, beobachten, daß statt jenes frommen, gottergebenen Sinnes — hier viel eitles Selbstvertrauen zu schauen war. Die stolzen Heere, besonders das deutsche, gingen aber schon in Kleinasien durch Verrat der Griechen und des Himmels Ungunst großenteils zu Grunde, und die Fürsten kamen mit den Trümmern ihrer Völker, ohne etwas ausgerichtet zu haben, 1149 nach Europa zurück. Bernhard, der zu dem Zuge aufgemuntert hatte, mußte jetzt bittere Reden vernehmen; er wies aber auf die Unergründlichkeit göttlicher Ratschlüsse und auf den Umstand hin, daß die siegverheißende Unternehmung durch die Schlechtigkeit der Teilnehmer vereitelt worden ist.

Nicht wenig hat zu jenen Mißerfolgen auch das Benehmen der Pullanen, d. i. der in Palästina geborenen Nachkommen der ersten Kreuzfahrer beigetragen; denn diese, ein verkommenes und feiges Gesindel, hatten bei Damaskus das Christenheer an die Türken verraten. Ludwig mußte daraufhin die Belagerung dieser Stadt aufheben und die Kreuzfahrer kehrten ruhmlos nach Hause zurück.

3. Nach ihrem Abzuge wurde die Lage des christlichen Königreiches immer mißlicher, eine Provinz ging nach der anderen verloren, bis zuletzt der berühmte Sultan Saladin (Salâheddîn) 1187 nach der für die Christen unglücklichen Schlacht von Hittîn (Hittîn) bei Tiberias sogar Jerusalem eroberte, das am 3. Oktober desselben Jahres kapitulieren mußte, bei welcher Gelegenheit sich der Sarazenenfürst edel und großmütig zeigte. Der Fall der heiligen Stadt regte den christlichen und ritterlichen Sinn Europas in seinen Tiefen auf und weckte die schon gleichgültig gewordenen Abendländer wieder zu hoher Begeisterung. Eben hatte Klemens III. (1187—1191) den apostolischen Stuhl bestiegen; von ihm ward dem Klerus der „Saladinszehent" aufgelegt, an die Fürsten wurden Botschafter ausgesandt, tägliche Gebete für die Rettung des heiligen Landes angeordnet, in allen Ländern das Kreuz und der Gottesfriede gepredigt, und die Kreuzfahrer mit Privilegien reichlich bedacht, und fast allenthalben

---

Champagne bei Eroberung der Stadt Vitry eine Kirche mit mehr als tausend Menschen darin verbrennen lassen. Zur Sühnung dieses Verbrechens nahm er jetzt das Kreuz, gleichfalls auf den Rat St. Bernhards hin.

rüstete man sich zum dritten großen Kreuzzug. Die drei mächtigsten Fürsten der Christenheit, der greise siebenundsechzigjährige Held **Friedrich Barbarossa**, die beiden Könige **Philipp August** von Frankreich und **Richard Löwenherz** von England, von der Blüte ihrer Ritterschaft begleitet, zogen auf verschiedenen Wegen nach Palästina. Leider fand der gewaltige Kaiser Barbarossa nach der ruhmvollen Eroberung von Ikonium in den Wellen des Kalykadnus bei Seleucia 1190 seinen Tod; sein Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, der nach dem tragischen Ende seines Vaters die Führung übernommen hatte, unterlag mit einem großen Teile seines Heeres der Pest. Die beiden anderen Fürsten erstürmten zwar am 12. Juli 1191 Ptolemais (Akkon), zerfielen aber dabei in ärgerliche Zwietracht, die selbstverständlich jeden weiteren Erfolg hindern mußte. Philipp August trat alsbald die Rückfahrt an. Das Gleiche that der Herzog Leopold VI. von Österreich, der nach der Einnahme von Akkon durch Beschimpfung seiner Fahne von dem hochfahrenden König von England aufs schwerste beleidigt worden war. Auf die Eroberung von Jerusalem war nicht mehr zu denken, wenn auch König Richard noch fortkämpfte und wahre Wunder der Tapferkeit vollbrachte: im Kampfgewühle war er der Schrecken seiner Feinde und der Sehne seines Armes widerstand kein Gegner; noch nach sechzig Jahren, erzählt der französische Kreuzritter Joinville, bedienten sich die sarazenischen Mütter seines furchtbaren Namens, um ihre Kinder zum Schweigen zu bringen. Desungeachtet wurde nichts Bedeutendes mehr erreicht, und auch er ward zum Rückzug genötigt, als ihn die Nachricht von der Empörung seines Bruders in England wie den verräterischen Plänen der Franzosen traf: weinend, daß er Jerusalem nicht gesehen, zog auch er ab,[1] schloß aber wenigstens 1192 vor seiner Abreise mit Saladin noch

---

[1] Auf der Rückreise wurde Richard bei Aquileja an die italische Küste geworfen, und wollte, als Pilger verkleidet, seinen Heimweg durch Deutschland nehmen. Da er Wegrast hielt in der Ortschaft Erdberg, jetzt eine der Vorstädte Wiens, erkannten ihn die Österreicher, erinnerten sich ihrer beschimpften Fahne und lieferten ihn ihrem Herzog Leopold aus. Englands König wurde am 21. Dezember 1192 festgenommen und dem Adamar von Kuenring zur Bewachung auf dem Dürrenstein übergeben, einer mächtigen Feste, an deren Bergfuß die Donau vorüberrauscht. Als aber der Kaiser (Heinrich VI.) die Gefangenschaft Richards erfuhr, forderte er den Gefangenen für sich, „weil nur

einen Vertrag, wonach den Christen der Besitz des Küstenlandes von Joppe bis Tyrus und ein Waffenstillstand auf drei Jahre zugesprochen wurde, während welcher Zeit den Pilgern die heilige Stadt offen stehen sollte. Das war das ganze Ergebnis dieses großartig angelegten Kreuzzuges.

4. Auf Betreiben des Papstes Innocenz III. ging im Jahre 1202 ein neuer (vierter, der sogenannte lateinische) Kreuzzug von Venedig zu Schiffe aus. Das Kreuzheer, welches Bonifaz von Monferrat und **Balduin von Flandern** anführten, bestand hauptsächlich aus Franzosen und sollte zunächst gegen Ägypten sich wenden. Es gelangte aber gar nicht an den Ort seiner Bestimmung; denn es ließ sich von dem schlauen, zwar neunzigjährigen und blinden, aber noch überaus thatkräftigen Dogen Heinrich Dandalo zur Eroberung der Stadt Zara in Dalmatien und danach vom Sohne des oströmischen Kaisers Isaak Angelus zur Wiedereinsetzung des von seinem Bruder vertriebenen Vaters bereden. Die Aufgabe wurde glücklich ausgeführt. Als aber Isaak Angelus den versprochenen Lohn nicht zahlen konnte und von Murzuphlus gestürzt wurde, eroberten die Kreuzfahrer Konstantinopel[1]

---

der Kaiser einen König gefangen halten dürfe," und ließ ihn auf die Festung Trifels am Rhein bringen, woselbst der ritterliche König in engem Gewahrsam harren mußte, bis 1194 die Engländer das verlangte Lösegeld von hundertfünfzigtausend Mark für ihn bezahlten. Die Volkssage und die mittelalterliche Dichtung hat seine Gefangenschaft auf dem Trifels, dann die Entdeckung des Kerkers durch den Sänger Blondel (de Nesle von Arras) und seine endliche Befreiung romantisch ausgeschmückt, wobei der deutsche Kaiser wegen seiner Härte und Habsucht stark in Schatten gestellt ward. Es steht aber historisch fest, daß Richard nicht durch diesen sagenhaften Blondel ausgeforscht wurde, sondern durch zwei Äbte, die im Auftrage der englischen Großen ihn suchen gingen und ihn zu Ochsenfurt am Main trafen, bereits auf dem Wege zum Kaiser, der ihn gegen die genannte Summe erst losließ und, wie man sagt, nachdem Richard die englische Krone von ihm als Lehen genommen. Den Rest seiner Tage verbrachte er in langem fruchtlosen Kampfe mit Frankreich. Er fiel 1199 vor Chaluz.

[1] Die reiche Stadt ward in der grausamsten Weise geplündert, Kirchen und Klöster entweiht, jegliche Gewaltthat und Zuchtlosigkeit begangen. Zahlreiche Reliquien und Kleinodien wanderten nach dem Abendland, aber eine Menge alter Kunstwerke ging damals auch unter; nur die Venetianer scheinen einigen Kunstsinn bewiesen und manches Vortreffliche, gleich den vier antiken Pferden vor der St. Markuskirche, ohne Anfragen in ihre Vaterstadt gesendet zu

(12. April) 1204, und errichteten daselbst das **lateinische Kaisertum**, welches sich jedoch nur siebenundfünfzig Jahre lang erhalten konnte. Balduin wurde der erste Kaiser und die mit Rom wieder vereinigte griechische Kirche erhielt in dem Venetianer Morosini einen lateinischen Patriarchen. So hatten diese Kreuzfahrer statt Palästina Hilfe zu bringen, das griechische Reich, die Vormauer gegen den Mohammedanismus noch mehr geschwächt. Papst Innocenz sah dies alles mit Schmerz, mußte sich aber in das Unvermeidliche fügen.

5. Was den Erwachsenen zu schwer wurde, glaubte der unerleuchtete Eifer begeisterter und mißbrauchter Kinder leisten zu können. Ein ganz gewöhnlicher Hirtenknabe aus der Vendôme, Stephan seines Namens, sammelte viele Tausende von Kindern, auch Mädchen, Frauen, Greise und selbst Priester um sich; von ihnen kehrten auf den Rat der Behörden zwar viele zu ihren Eltern zurück, über fünfzehntausend aber schifften sich 1212 in Marseille auf den Fahrzeugen eines Seelenverkäufers ein und gerieten, soweit sie nicht durch die Wellen des Mittelländischen Meeres verschlungen wurden, in die Sklaverei. Gleiche krankhafte Begeisterung ergriff auch die Kinder und Knaben Deutschlands. Ein Zug von zwanzigtausend, geführt von einem zehnjährigen Nikolaus, ging erst nach Genua und von dort durch Italien nach Brindisi, wo der Bischof die Überfahrt verhinderte und sie zur Heimkehr veranlaßte. Traurig, vereinzelt legten viele den langen Weg, unter vielem Gespötte der Menschen zurück, und so fand dieser **Kinderkreuzzug** ein klägliches Ende.

Der Papst ließ sich durch diesen Ausgang in seinem Eifer nicht beirren, und da sein Nachfolger Honorius III. seine Bemühungen fortsetzte, zogen 1217 wieder beträchtliche Scharen nach dem Osten. An der Spitze des Heeres stand König **Andreas** II. von Ungarn. Derselbe errang jedoch nur geringe Vorteile in Cypern und Ptolemais, und verließ, mißmutig über die palästinensischen Barone, bald wieder das heilige Land. Dagegen blieb Herzog **Leopold** VII., der Glorreiche, von Österreich, der sich ihm mit noch anderen Fürsten angeschlossen hatte, im Oriente und unternahm in Gemeinschaft mit Johann von Brienne, dem Titularkönig von Jerusalem, überdies noch unterstützt von friesischen und norddeutschen Seefahrern eine Expe-

---

haben. Ein Augenzeuge (Geoffroi de Ville Hardouin) meint, daß seit Erschaffung der Welt keine solche Beute gemacht worden sei.

dition nach Ägypten, die anfänglich so glücklich war, daß ihm 1215 der Schlüssel des Landes, die Festung Damiette, in die Hände fiel, für die der Sultan von Ägypten die Herausgabe Jerusalems anbot, was indessen abgewiesen wurde, da man auf die Ankunft Kaiser Friedrichs II. hoffte. Allein dieser schob den angelobten Kreuzzug von Jahr zu Jahr hinaus; dem inzwischen verstärkten Sultan Kamil aber gelang es, die Offensive wieder zu ergreifen und die Christen durch Zerstörung der Schleußen und der Nildämme in eine höchst gefahrvolle Lage zu bringen: sie mußten um Frieden bitten und erhielten 1221 gegen Rückgabe Damiettes freien Abzug. Nach solchen Vorgängen erst, ob seines unverantwortlichen Zögerns bereits mit dem Banne belegt, erschien endlich 1228 Kaiser Friedrich in Jerusalem und es gelang ihm, mehr durch geschickte Unterhandlungen als durch die Gewalt der Waffen, vom Sultan von Ägypten einen zehnjährigen Waffenstillstand zu erlangen, der den Besitz Jerusalems unter mohammedanischer Oberhoheit den Christen zusicherte.

6. Der Vertrag hatte um so weniger Bedeutung, als er vom Sultan in Damaskus nicht anerkannt wurde. Bereits 1244 ging Jerusalem für immer verloren. Der wilde Stamm der Chowaresmier, durch die Mongolen von Osten her gedrängt, stürmte über Palästina, nahm Jerusalem und zerstörte die heilige Grabeskirche. Da nahm sich jetzt **Ludwig** IX. von Frankreich, ein eben so großer Herrscher als frommer Christ, der christlichen Sache an. Er hatte in schwerer Krankheit einen Kreuzzug gelobt. Nie hat jemand ein Gelübde treuer erfüllt. Am 12. Juli 1248 ward die Oriflamme[1] aus Saint Denis abgeholt, der König hüllte sich in ein Büßerkleid und griff zum Pilgerstab. Mit einem schönen Heere schiffte er sich nach Ägypten ein; denn er dachte ganz richtig, daß Palästina nicht behauptet werden könne, so lange dieses Land ein türkischer Waffenplatz wäre. Im nächsten Jahre 1249 bemächtigte er sich der wichtigen Stadt

---

[1] Dies war die ehemalige Kriegsfahne der Könige von Frankreich, eine Lanze von vergoldetem Kupfer mit einem Wimpel von feuerroter Seide, der in drei Spitzen verlief, jede mit einer grünseidenen Quaste versehen. Karl VII. (1422—1461) pflanzte die weiße Fahne als Zeichen der Treue auf, da er im Kriege gegen die Engländer die Franzosen um ihren nationalen König sammelte. Seitdem ist die Oriflamme (aurea flamma) außer Gebrauch gesetzt.

Damiette, wurde aber auf dem Vormarsche nach Kairo geschlagen und mit seinem Heere gefangen genommen. Gegen hohes Entgelt erhielt er wieder die Freiheit, blieb eine Zeitlang in Ptolemais und kehrte 1254, weil vom Abendland ganz verlassen und durch den Tod seiner Mutter Blanca, die inzwischen Reichsverweserin war, zurückgerufen, wieder nach Frankreich heim.

7. Die fortwährend traurigen Nachrichten aus dem heiligen Lande weckten im Herzen Ludwigs den Plan eines neuen Kreuzzuges. Schon 1267 trug der König in das versammelte Parlament die Dornenkrone Christi, und viele Große nahmen das Kreuz. Nach dreijähriger Rüstung wurde der Zug unternommen, zunächst gegen Tunis. Von hier dachte Ludwig das Land Ägypten leichter zu erreichen; auch hatte er leise Hoffnung, den Sultan zu bekehren und so die Heimat des hl. Augustin wieder in die Kirche einzuführen. Doch die Pest raffte einen großen Teil des Heeres und auch Ludwig selbst hinweg. Auf Asche liegend und die Hände zum Himmel erhoben, starb Frankreichs König, der alle großen Eigenschaften eines Regenten und Heiligen in sich vereinigte (12. Mai 1270). Die Geschichte bietet kein schöneres Vorbild für Fürsten, welche nach dem Willen Gottes und zum Wohle ihres Volkes regieren wollen. Die Franzosen kehrten mit der Leiche ihres Königs zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Von nun an ging die Herrschaft der Christen in Syrien ihrem Untergang mit Riesenschritten entgegen. Sie büßten eine Besitzung nach der anderen ein, bis 1291 Akkon, die letzte große Feste der Christen, in die Hände der Mamelukken fiel, worauf die übrigen kleineren Städte und Burgen sich ergeben mußten. Seitdem kam kein Kreuzzug mehr zustande, obwohl hervorragende Männer und selbst noch Petrarca die erloschene Begeisterung für die Befreiung Jerusalems wieder anzufachen suchten.

Anmerkung. Als König Ludwig IX. sich in Palästina aufhielt, kam ein Gesandter des **Alten vom Berge**. Die Ismaeliten nämlich, eine mohammedanische Sekte, zu den Verehrern Alis und Gegnern der Sunniten (vgl. S. 150) gehörig, behaupteten vom achten bis ins zwölfte Jahrhundert eine bedeutende Macht. Eine Dynastie dieser Ismaeliten eroberte um 910 Ägypten und wurde erst 1171 von Saladin überwältigt. Der andere, noch bestehende Stamm derselben gründete 1090 unter dem Imâm Hassan Ben-Sabbâh-

el Homairi ein dem ganzen Orient furchtbares Reich in Syrien. Dieser Hassan, mit seinen sieben Nachfolgern, heißt der Alte vom Berge, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Masjad in Syrien hatte. Von hier sendete er seine Krieger, die wegen unmäßigen Genusses des bis zur Wut berauschenden Hanfblattes oder Bilsenkrautes (arabisch Haschisch) Haschischin hießen, auf Raub und Meuchelmord aus; darum hießen diese Ismaeliten im Abendland Assassinen (verstümmelt von Haschischin) und der Meuchelmord **Assassinat**. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge größtenteils ein Ende und nur ohnmächtige Überreste dieser Ismaeliten haben sich in Syrien und Persien erhalten. Dieses wußte auch König Ludwig, daher er dem großsprecherischen Gesandten, der den Erlaß des Zinses forderte, den der Alte an die Ritterorden zahlen mußte, zur Antwort gab, wenn sich der Alte vom Berge nicht binnen vierzehn Tagen für einen Freund des Königs erkläre, so werde man ihn zu züchtigen wissen. Hierauf legte sich der Alte, dessen Räuberherrschaft aufgehört hatte, furchtbar zu sein, zum Ziele, schickte Geschenke und erhielt Gegengeschenke. — Die alte Sekte hatte sieben Grade, von dem Alten, den Fürsten und Eingeweihten bis auf die Aspiranten und Profanen herunter.

151. Folgen der Kreuzzüge.

Wenn man die Wirkungen der Kreuzzüge nach bloß materiellen Rücksichten, und oberflächlich betrachtet, findet man eben kein vorteilhaftes Resultat. Die zweihundertjährige Anstrengung der christlichen Völker zerfloß zuletzt in nichts; — Millionen Menschenleben gingen zu Grunde; — Tausende von Familien verarmten u. dgl. Im Lichte des Christentums, und mit Rücksicht auf die höhere Weltordnung aber wird das Urteil anders ausfallen.

Eine edle Handlung im Gefühle des Rechtes, und mit religiöser Begeisterung unternommen, bleibt edel, wenn auch die Anstrengung nach außen hin erfolglos bleibt. So wird auch das christliche Hochgefühl, das jene Massen über alle irdischen Rücksichten erhob, um Gut und Leben für Gottes Ehre zu opfern, stets bewunderungswürdig bleiben.

Aber die Wege der Menschen sind nicht Gottes Wege, — und sein Ratschluß leitet die Bestrebungen einzelner Menschen, wie ganzer Völker, die nur seine Werkzeuge sind, zu Resultaten, die kein Sterblicher voraussieht. Auch die Kreuzzüge sind für die Menschheit wohlthätig geworden, wie niemand ahnen mochte. So bildete sich in denselben ein schöner Gemeinsinn aus, gestützt auf die christliche

Idee, daß von Gott, zu dessen Ehre man in dem heiligen Kriege stritt, der Geringste und Ärmste dem Größten gleich, und der Demütigste der Gottgefälligste sei. In diesem Geiste übten die edelsten Ritter die Pflege gemeiner Kranken und Leidenden; — erkannten die Herren die Verpflichtung zu einer leutseligen Behandlung ihrer Mitchristen. Den streitlustigen Rittern, die, in endlosen Fehden gegeneinander, Europa in eine Wüste zu verwandeln drohten, wurde ein würdiges Ziel ihrer Tapferkeit und ihrer Schlachtenlust gewiesen. — Die bisher in Selbstsucht isolierten Nationen traten in eine gemeinsame Thätigkeit, wodurch der Austausch der Ideen und Kenntnisse zur Beförderung jeglicher Kultur ermöglicht wurde. — Die drückenden Verhältnisse der Leibeigenschaft und Hörigkeit lösten sich, indem viele Herren ihre Güter und Rechte verkauften, um die Kosten der Ausrüstung zu bestreiten. — Wissenschaften und Künste erhielten einen Aufschwung durch die Bekanntschaft mit dem Morgenlande und durch ein regsameres Leben überhaupt. Kurz, das ganze Leben und Treiben der Völker erhielt einen bedeutenden wohlthätigen Aufschwung, der die materiellen Nachteile bald verschmerzen ließ.

Wenn man endlich über den Aberglauben klagt, der in den Kreuzzügen vielfältige Nahrung gefunden habe, so ist dies als eine Schattenseite bei dem großartigen Wiedererwachen des Glaubens nur gering anzuschlagen. Der größte Segen der Kreuzzüge aber war, daß sie für Jahrhunderte den Islam von Europa fern hielten, wie ja auch den abziehenden Kreuzfahrern alsbald die Türken nachdrängten, deren Heere dann zweimal Wien belagert haben, und die heute noch bis an die Adria herrschen. Hatte ja gerade das siegreiche Vordringen der Turk-Völker aus Innerasien bis an die Gestade des Mittelmeeres die Kreuzzüge veranlaßt, und war es doch eben der Eintritt dieser turanischen Massen in die arabische Kultur- und Glaubensgemeinschaft, was dem Islam neue militärische Kraft zuführte! Werfen wir nun einen Blick auf die Entwicklung, welche die arabische Herrschaft in Vorderasien, Nordafrika und Spanien bis dahin durchgemacht hatte.

Anmerkung. Hatten also die Kreuzzüge immerhin ihren unmittelbaren Zweck nicht erreicht, so wird doch allgemein zugestanden, daß ihre Folgen in kirchlicher wie religiöser Beziehung die weitgehendsten waren. Aber während diese Folgen uns für Geist und Bildung fördernd erscheinen, behaupten die Schriften der

Gegner unserer Kirche von jenen Heerfahrten, daß sie mehr Schaden als Nutzen gebracht, oder verunglimpfen sie sonst in irgend einer Weise. So z. B. wären danach die Kreuzzüge eine reiche Erwerbsquelle für den Klerus gewesen, wogegen jedoch die Geschichte bezeugt, daß gerade der Klerus, angefangen vom Papste bis zum letzten Geistlichen herab, die größten Geldopfer für die Befreiung des heiligen Landes brachte. Unrichtig ist ebenso die Ansicht, daß die Kreuzzüge die Erhebung der päpstlichen Macht über die weltliche und die päpstliche Allgewalt über den Klerus befördert hätten; man bedenkt dabei eben nicht, daß ja nur die allgemein anerkannte oberste Gewalt der Päpste die Kreuzzüge zustande bringen konnte. Wie aber die einen von der Erhebung der päpstlichen Macht durch die Kreuzzüge sprechen, schreiben andere mit gleicher Bestimmtheit, daß deren Mißlingen und schließliche Erfolglosigkeit den Glauben an die unfehlbare geistliche Auktorität der Christenheit, die doch diesen kriegerischen Unternehmungen den Stempel göttlichen Geheißes aufgedrückt hatte, bei nachdenkenden Christen erschüttern mußten. Endlich, um noch eine solcher Sentenzen anzuführen, sei durch den Verkehr mit den Mohammedanern, deren Leben hie und da eher vorteilhaft abstach von demjenigen mancher Kreuzfahrer, in manchen die Ahnung wach geworden, daß das Seligwerden doch nicht nur an einem Kompendium von Kirchensatzungen liege, welche Gedanken wieder einen gewissen kirchlichen Liberalismus fördern mußten. Diese und ähnliche Behauptungen zeigen nur, wie bei den Gegnern aus konfessioneller Leidenschaft auf Kosten der Wahrheit in Geschichte gemacht wird.

Zu den Folgen der Kreuzzüge zählt man mit Recht auch die Gründung der geistlichen Ritterorden, von denen aber erst später (im dritten Abschnitte bei der Einrichtung der Kirche) im Zusammenhang mit den anderen neu entstandenen Orden dieser Periode näher die Rede sein soll.

152. Die Weltherrschaft der Araber.

Wenn im allgemeinen Geschichte das ist, was geschieht, Geschehen aber Anderswerden heißt, dann haben wir Geschichte genug, wenn wir an das kleine Haus des Propheten in Medina denken, dessen Mauern aus Lehm und rohen Steinen nicht viel über Manneshöhe waren, dessen Dach aus Palmenreisern bestand, die mit Steinen beschwert waren, und auf die luftigen mit allem Prunk des Ostens geschmückten Paläste seiner Nachfolger schauen.

Bekannt ist es, wie die Einwohner Jerusalems, als diese Stadt in die Hand Omars gefallen war, mit Staunen die Einfachheit ihres neuen Herrschers betrachteten: zu Fuß führte er sein Kamel, auf dem ein Sklave saß, zu beiden Seiten des Tieres war ein Sack, der eine war mit Korn und Reis gefüllt, in dem anderen waren Datteln, ein Wasserschlauch und eine hölzerne Schüssel. Das erste Mal

wurden die Bekenner des Islam mit der orientalischen Pracht bekannt, als sie, unter Omar noch, 636 bei Kadesia am Euphrat, südlich von Bagdad, mit den ihnen um mehr als das Doppelte überlegenen persischen Heere zusammentrafen. Drei Tage wogte die Schlacht unentschieden hin und her; als aber am vierten Tag ein heftiger Wirbelwind den Persern mächtige Staubwolken ins Angesicht trieb, wandten sie sich zur Flucht und überließen, wie ihr Reichsbanner, ein mit Perlen und Juwelen reich verziertes Leopardenfell, so auch die festesten Städte, die einst den Römern getrotzt, jetzt den Siegern als Beute. Unermeßliche Schätze fanden die Araber in dem königlichen Palaste. Unter den daselbst aufgehäuften Kunstwerken war das prachtvollste ein zweihundert Meter langer und vierzig Meter breiter seidener Teppich, auf dem das Paradies abgebildet war, und zwar so, daß die Blumen, Früchte und Bäume durch Goldstickerei und kostbare farbige Edelsteine dargestellt wurden, das Ganze aber von einem bunten Kranz umwoben war. Von der Gesamtbeute dieses Feldzuges wurde ein Fünftel für den Staatsschatz in Medina ausgeschieden und von dem übrigen bekam jeder der sechzigtausend Krieger noch zwölftausend Silberdrachmen als seinen Anteil!

1. Als im Jahre 661 der vierte Nachfolger Mohammeds, der Kalife Ali in einem Bürgerkriege den Tod gefunden hatte, gelangte Muâwija zur allgemeinen Anerkennung. Mit seiner Regierung hört die Kalifenwahl auf und wird die Monarchie erblich, zunächst in der Familie der **Omejjaden** (von 661 bis 750). Die alte Mäßigkeit und Strenge hörte auf, das üppige Damaskus wurde jetzt Sitz der Regierung, woselbst in der Hofhaltung jene Pracht entwickelt wurde, durch die sich die großen asiatischen Herrscher seit den frühesten Zeiten hervorthaten. Vierzehn Kalifen gingen aus dem Geschlecht der Omejjaden hervor, alle durch jenen Ehrgeiz gekennzeichnet, der einen Abkömmling dieser Familie zum Ausruf trieb: „Macht mich nur heute zum Herrscher, dann mögt ihr mich immerhin morgen töten!“ Das Reich der Araber vergrößerte sich unter diesem Geschlechte in stetiger Weise, verbreitete sich über ganz Nordafrika, dann über Sizilien und zuletzt über Spanien, woselbst die Mohammedaner (Mauren genannt) 711 dem Westgotenreiche ein Ende machten. Zu Anfang des achten Jahrhunderts nämlich geschah es, daß der Westgote Rodrigo den König Witiza des spanischen Thrones beraubte. Da riefen die Söhne

des Verstoßenen und andere Unzufriedene die Moslemin aus Afrika zur Rache herbei. Târik, der arabische Feldherr, setzte darauf über die Meerenge, legte den Grund zu der nach ihm benannten festen Stadt Gibraltar (Dschebel al Târik) und überwand die Westgoten in der Schlacht von Xeres de la Frontera, wo die Blüte der Ritterschaft die Walstatt deckte und König Rodrigo auf der Flucht den Tod in den Wellen des nahen Quadalquivir fand. In raschem Siegeslaufe durchzogen sofort die Mauren ganz Spanien bis auf das gebirgige Asturien, wohin sich die tapfersten Westgoten zurückzogen. Neben ihnen weg setzten die Sarazenen über die Pyrenäen, eroberten Südfrankreich bis zur Rhone, und drohten dem fränkischen Reiche und dem Christentume den Untergang. Da aber führte Karl Martell ein starkes Heer gegen die Mauren. Zwischen Tours und Poitiers kam es 732 zu einer großen Schlacht.[1] Die sechs ersten Tage hatten die Franken gegen die arabischen Reiter und ihre eben so schnellen und verwegenen Fußgänger einen harten Stand. Als aber am siebenten Tage die Massen zusammenstießen, da „vernichtete das hochstämmige Geschlecht der Austrasier (Franken) mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend, in wenigen Augenblicken das feindliche Heer.“

2. Achtzehn Jahre nach Karl Martells Sieg wurde die Herrschaft der Omejjaden durch die **Abbasiden** gestürzt und ihr ganzes Geschlecht durch eine furchtbare Blutthat ausgerottet. Familienzwiste und Palastrevolutionen waren die Vorboten; sie verwirrten das Reich und im Jahre 750 gelang dem Abul-Abbâs, der von einem Oheim Mohammeds abstammte, seine Empörung; er besiegte den Kalifen Merwân II. und ließ es geschehen, daß sein Oheim, der greuliche Abdallâh, in Damaskus die Omejjaden durch ein unerhört gräßliches Blutbad zu vertilgen suchte. Neunzig omejjadische Prinzen ließen sich durch eine Amnestie bethören, huldigten dem Abbasiden und ließen sich zu Festlichkeiten einladen. Kaum saßen sie bei der Tafel, als auf ein gegebenes Zeichen Mörder eintraten und ein Rachelied anstimmten um den von Merwân hingerichteten großen Helden Ibrahîm, einen Abbasiden. Darauf ließ Abdallah die Omejjaden zu Tode peitschen, und als sie röchelnd unter den Hieben ihrer Peiniger niedergefallen waren, wurden die Fußteppiche über sie zusammengezogen

[1] Vgl. S. 150 und § 114.

und die Versammlung setzte auf solchen Polstern unter dem Gewinsel der Sterbenden ihre Mahlzeit fröhlich fort. Auch die Grabgewölbe der Omejjaden in Damaskus wurden aufgebrochen und die Gebeine herausgeworfen. Alle Abkömmlinge der Familie Omejjas, groß oder klein, sollten hingerichtet und ihre Leichname den Hunden und Vögeln zum Fraße hingeworfen werden. Doch ein edler Jüngling Abderrahmân erlag nicht diesem Schicksale; unter vielen Gefahren und Abenteuern rettete er sich vielmehr und entkam nach Spanien, wo er 755 ein neues abgesondertes Kalifat in Cordova gründete. Die Abbasiden wählten das reiche, glänzende Bagdâd zur Hauptstadt, wo **Harûn ar Raschîd**, Karls des Großen Zeitgenosse, so ruhmvoll und kräftig regierte, daß sein Name noch lange in Erzählungen und Märchen (z. B. in „Tausend und Eine Nacht") fortlebte. Durch die Bildung, die er und seine Nachfolger beförderten und auch durch die Pracht und das Wohlleben in Bagdâd ging aber die kriegerische Kraft allmählich unter, so daß die späteren Kalifen ein Spielball ihrer türkischen Leibwache wurden, deren Befehlshaber (Emîr al Omarâ) bald alle weltliche Macht an sich riß und den Nachfolgern des Propheten nur die ohnmächtige Würde eines geistlichen Oberhauptes ließ.

3. Spanien erfreute sich unter den Omejjaden einer hohen Blüte. **Cordova**, die Hauptstadt des spanischen Kalifats, wurde eine der schönsten Städte des mittelalterlichen Europa, zahlreiche prachtvolle Gebäude erhoben sich in dieser und anderen Städten, die mit Wasserleitungen, Brücken und Bädern versehen waren. In der Nähe von Cordova ließ Abderrahmân III. († 961) den berühmten Palast Azzahra aufführen, der mit viertausenddreihundertzwölf künstlich ausgehauenen Säulen geschmückt war; in ihm waren die Wände und der Fußboden auf das künstlichste getäfelt oder mit Marmor bekleidet, das Dach war himmelblau mit Gold übermalt und alle Pfosten aus Cedernholz mit den reichsten Schnitzwerken versehen. Um die Azzahra prangten Obstbäume, Myrten und Lorbeerbäume, mitten im Park stand ein Lustschloß auf weißen Marmorsäulen mit vergoldeten Knäufen; darin war eine große Muschel aus Porphyr mit Quecksilber gefüllt, das ab- und zufloß und im Sonnen- oder Mondlichte einen blendenden Glanz verbreitete. Die Tapeten waren aus Seide und Goldstoff und mit künstlich gewebten Bildern verziert. Zwar ist dieser Palast leider mit seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit zu Grunde ge-

gangen; doch können wir an zwei anderen, gut erhaltenen und großartigen Bauten den Kunstsinn der Araber bewundern, an der Moschee zu Cordova, vor allem aber an dem herrlichen Palast zu Granada, der Alhambra.

Neben der Baukunst fand auch die Poesie und Wissenschaft eifrige Pflege bei den Mauren. Den Schmuck der Wände und Säulen bildeten Gedichte, die in kunstvollen Windungen auf denselben verzeichnet waren. Ohne dichterische Begabung war es schwer, sich zu hohen Staatsämtern emporzuschwingen und manchem Verurteilten rettete ein glückliches Stegreifgedicht von dem Tode; ja, es wird sogar erzählt: wenn die Mauren, durch Uneinigkeit getrennt, sich feindlich gegenüberstanden, so kam es vor, daß einzelne Krieger aus der Schlachtreihe hervortraten und einige Verse improvisierten, in denen sie die Gegner zum Kampfe herausforderten, worauf aus deren Reihe gleichfalls andere mit gleichgereimten Gedichten antworteten. Von der Pflege der Wissenschaften bei den Mauren zeugen die zahlreichen Schulen, ihre vielen Gelehrten und die große Achtung, die man denselben erwies. Unter den Bibliotheken im Lande soll die in der Hauptstadt an sechzigtausend Bände gezählt haben. — Die natürliche Fruchtbarkeit des Landes wurde durch zahlreiche Wasserleitungen, die selbst in trockenen Gegenden eine üppige Pflanzenfülle hervorriefen, erhöht und das ganze Land auf diese Weise in einen Garten umgewandelt, der einer Bevölkerung, welche die heutige bedeutend überragte, hinreichende Nahrung bot. Auch die Gewerbe wurden schwunghaft betrieben. Die spanischen Werkstätten lieferten Waffen von weltberühmter Vortrefflichkeit, ebenso wurden Porzellanvasen, glasierte Ziegel, feines Leder nirgends so schön gearbeitet, wie in Spanien. Handel und Bergbau erfreuten sich einer nicht minder emsigen Pflege.

4. Während die Sarazenen ihre Eroberungen in Asien schließlich behaupteten, gingen sie derselben in Europa verlustig. **Sizilien** wurde ihnen durch den Normannenfürsten Roger nach dreißigjährigem Kampfe noch im elften Jahrhundert abgenommen und das bezügliche Unternehmen erscheint als Vorläufer der Kreuzzüge. In **Spanien** wurde die Herrschaft der Mauren, wenn auch noch nicht beseitigt, so doch in beträchtlich engere Grenzen zurückgewiesen. Gleich beim ersten Sturm der Sieger von Xeres bewahrten sich die geringen Reste der

christlichen Bevölkerung unter Pelayo in den Bergen Asturiens ihre Selbstständigkeit und machten unter dessen Schwiegersohne Alfons dem Katholischen, dann unter Alfons II. dem Keuschen († 850) bedeutende Fortschritte.[1] Die wiederholten Feldzüge Karls des Großen schufen die sogenannte „spanische Mark" und die Grafschaft Barcelona, die bald unabhängig wurde und als Fürstentum Katalonien sich auf Kosten der Araber ausdehnte. Nach dem Erlöschen des omejjadischen Geschlechtes zerfiel die maurische Herrschaft in Spanien in verschiedene kleine Staaten (Emirate), die den Christen im Norden allmählich erlagen. Diese hatten ihr Gebiet durch glückliche Kriege immer wieder erweitert, so daß mit der Zeit drei Königreiche: **Castilien**, **Aragonien** und **Portugal** gegründet wurden, die unabhängig nebeneinander bestanden, und mit den Arabern des Südens heiße Kämpfe durchfochten. Diese Kämpfe erzeugten aber in dem christlichen Spanien einen ritterlichen Sinn, Glaubenseifer und Freiheitsstolz. Die Thaten der gottbegeisterten Streiter, besonders des großen (aber zu sehr idealisierten) Rodrigo Diaz de Vivar († 1099), genannt **Cid** (= Herr) mit dem Beinamen Campeador (= Vorkämpfer), wurden in Heldenliedern (Romanzen) der Nachwelt überliefert, und hielten im spanischen Adel Mut und Rittersinn lebendig. Bereits 1085 wurde mit der Einnahme von Toledo durch Alfons VI. von Leon-Kastilien ein bedeutsames Resultat erreicht. Durch die Almoraviden, die nun aus Marokko zu Hilfe gerufen wurden, und durch die Almojaden, die nach einem halben Jahrhundert (seit 1146) dieselben aus der Herrschaft verdrängten, wurde zwar dem weiteren Vorrücken der Christen für eine kurze Zeit ein Ziel gesetzt. Die

---

[1] Es fehlte in dieser Zeit nicht an schwerer Bedrückung der unterjochten Christen, wie auch an blutiger Verfolgung. Eine solche heftigere und länger andauernde brach 850 aus. Sie war freilich nicht ganz unverschuldet. Ein Teil der Christen ließ sich zu Schmähungen gegen den Propheten hinreißen, einer Handlung, die den Tod nach sich zog; einige suchten geradezu das Martyrium, und die schwärmerische Richtung hielt an, obwohl die Synode von Cordova 852, um ihr Einhalt zu thun, die Verordnung erließ, es solle sich niemand unberufen zum Bekenntnis vor die Obrigkeit drängen. Der Presbyter Eulogius von Cordova, später Erzbischof von Toledo, und sein Freund Alvarus nährten sie. Doch kehrte, als ersterer 859 selbst den Martyrtod erlitt, allmählich wieder eine größere Ruhe zurück.

Entscheidungsschlacht bei Tolosa 1212 fiel indessen zu gunsten der letzteren aus und in fünfundzwanzig Jahren gehörte fast ganz Spanien wieder den Christen. Nur im äußersten Süden, in **Granada**, hielt sich seit 1238 noch die Macht der Mauren[1] und entfaltete hier eine neue politische und geistige Blüte, welche an die besten alten Zeiten erinnerte. Als aber 1469 Ferdinand der Katholische, König von Aragonien, Isabella, die Erbin von Kastilien geheiratet hatte, wurde durch die damit bedingte engere Verbindung beider Reiche in den Ehegatten der Wunsch rege, ihre Herrschaft auch über den Rest des maurischen Besitzes auszubreiten. So begann der letzte Kampf, der gleich im Anfang für die Mauren einen unglücklichen Verlauf nahm. Die Christen bemächtigten sich einer Stadt nach der anderen und weihten deren Moscheen dem christlichen Gottesdienste. Granada wurde immer enger umzingelt; monatelang widerstand ihr letzter König Boabdil allen Angriffen, bis er die Nutzlosigkeit weiterer Gegenwehr einsah und am 2. Januar 1492 die Thore öffnete und dem Königspaare huldigte. So war nach einem Kampfe von mehr als siebenhundertachtzig Jahren die Christenherrschaft in Spanien wieder hergestellt.

Wie in Spanien, so blühten auch in anderen von den Arabern bewohnten Ländern Künste und Wissenschaften fröhlich auf. Moscheen, Paläste und Gärten wurden in allen ihren Städten angelegt; Gewerbefleiß und Handel schufen Reichtum, die Quelle der Bildung, aber auch der Prachtliebe und Verweichlichung. Die Baukunst, die Ornamentik in der Bildnerei und Malerei (Arabesken), Musik, Gesang und Dichtkunst fanden an den glänzenden Kalifensitzen Pflege, Aufmunterung und reichlichen Lohn. Das im elften Jahrhundert von dem Italiener Guido von Arezzo eingeführte Notensystem rührte wahrscheinlich von den spanischen Arabern her. Hohe Schulen entstanden in Damaskus, Bagdâd und Kâhira, in Cordova, Marokko und Salerno, wo Grammatik und Philosophie, Naturwissenschaften und Heilkunde, Mathematik und Astronomie gelehrt wurden. Die Araber errichteten Sternwarten und zeichneten ihre Beobachtungen in astronomischen Tafeln auf; sie führten die aus Indien stammenden „arabischen Ziffern“ ein, und waren die berühmtesten Ärzte im ganzen Mittelalter. In der Anatomie konnten sie zwar nichts leisten, weil ihnen die Sektion der Leichen durch den Koran verboten ist; dagegen wurde die Botanik für Heilzwecke sehr eifrig gepflegt, ebenso

---

[1] Dort hatte der Emir Mohammed Aben Alamar ein Königreich sich gegründet.

Chemie und beschreibende Naturkunde. Die Araber übersetzten die Schriften der Griechen, vor allem den Aristoteles, dessen großartiges Lehrgebäude den philosophischen Schriftstellern der Mohammedaner einem Ibn Sina (Avicenna, † 1037), einem Ibn Roschd (**Averroes**, geb. 1126 zu Cordova, † 1198) und anderen als Grundlage und Unterbau ihrer eigenen Forschungen und Systeme diente. Sie liebten und beförderten die Dichtkunst, besonders die lyrische und erzählende Poesie. Die arabischen Dichter Antara, „ein Sänger und ein Held zugleich", Mutanabbi, der Makamen- (Novellen-) Dichter Hariri und andere waren einst hochgefeierte Namen, und die persischen Dichter Firdusi, Verfasser des berühmten Heldengedichts „Schahname" = Königsbuch, sowie die Lyriker Saadi und Hafis sind durch Übersetzungen allen europäischen Völkern bekannt geworden. Die Heldensagen und Lieder aus der Zeit vor Mohammed wurden zuerst in die sogenannten **Divâns**, d. h. Anthologien der einzelnen Stämme, und später (um das Jahr 800) von Abu Temmâm in die große (fünfzig Jahre nachher von Bochtari ansehnlich erweiterte) arabische Anthologie (Hamâsa) zusammengetragen. Die spätere Poesie dieses Volkes legte allzugroßen Wert auf künstliche Form, wodurch sie nicht selten in Spielerei ausartete. Zum Drama und Epos haben die Araber, wie die Semiten überhaupt, es nie gebracht. — Dieser gedrängten (meist G. Webers Geschichte entnommenen) Darstellung arabischer Bildung und Litteratur haben wir einige Reflexionen noch beizuschließen! Kulturhistoriker beurteilen bekanntlich den Glanz und Fortschritt eines Volkes nach dessen Baukunst und Philosophie. Die mohammedanische **Baukunst** nimmt in der Geschichte der Kunst wie der Islam in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit eine wichtige Stelle ein, wenn auch nur als Rückwirkung und Gegensatz. Es imponiert zwar die äußere Architektonik der arabischen Gebäude, „aber wir fühlen die Leere des Formlosen und suchen nach einer weiteren Durchführung und Erfüllung, und wenn wir diese auch in der Dekoration gefunden und uns einige Zeit dem Reize dieses sinnreichen, märchenhaften Spieles hingegeben haben, so überschleicht uns doch endlich das Gefühl der Ermüdung und Nichtbefriedigung, und der Wunsch entsteht in uns, von den täuschenden Schatten, die uns umspielen, zu einer festen, wahren Gestalt zu gelangen," die wir auch hier wieder nur im Christentum finden. Was dann die **Philosophie** anbelangt, so ist das große Verdienst der arabischen Gelehrten auf die Erhaltung der aristotelischen Philosophie zu beschränken. Die Bekanntschaft der Araber mit den Schriften des großen Stagiriten wurde ihnen aber durch syrische Christen vermittelt. Besonders geschah dies unter dem Kalifen Al-Mamûn (813 bis 823). In der Philosophie der Araber, die durchgängig mehr oder minder mit neuplatonischen Anschauungen versetzt ist, müssen wir von den arabischen

Aristotelikern, den eigentlichen „Philosophen", die im Widerspruch mit der Philosophie sich gestaltende Religionsphilosophie unterscheiden. Diese wissenschaftliche Thätigkeit bei den Arabern richtete sich naturgemäß zunächst auf die Erklärung des Koran und seiner Lehren; die Lehrer hießen Motakallimîn = Lehrer des Kelâm, des Wortes, des geoffenbarten Glaubens. Von ihnen zweigten sich dann später die Mo'tazilîn ab, welche eine mehr rationalistische Richtung verfolgten. Unter den Aristotelikern, die in den Augen der Motakallimîn als Häretiker galten, gewann **Averroes** für die Scholastiker und als Gegner der christlichen Philosophen große Bedeutung durch seine Behandlung der aristotelischen Unterscheidung vom passiven und aktiven Intellekt, welche er pantheistisch deutete, indem er der gesamten Menschheit einen einzigen aktiven Intellekt zuerkennt, der sich in den einzelnen Individuen partikularisiere, d. h. nur vorübergehend in dem einzelnen Menschen sich verkörpere, — eine Theorie, welche der hl. Thomas von Aquin eingehend bekämpft. Vor allem aber ist zu beachten, daß unter den Gelehrten und Denkern des Islam eine überaus große Zahl von Nichtarabern und Nichtsemiten als Araber gelten, weil ihr Personenname arabisch ist, und weil sie sich der angelernten arabischen Sprache bedienten, ähnlich wie im Mittelalter die Gelehrten aller christlichen Nationen lateinisch schrieben.

Die Ausbreitung des Christentums.

153. Missionen im Norden und Osten Europas.

Die Ausbreitung des Christentums bildet in der christlichen Lebensentwicklung dieses Zeitabschnittes ein ganz untergeordnetes Moment; sie ging auch jetzt von den Päpsten aus, doch war der Eifer dafür weniger lebendig als früher. Indem aber außer den Slaven, die bisher noch beim Heidentume beharrt waren, auch der größte Teil der finnischen und lettischen Völker christliche Lehre und Sitten annahm, erreichte die Bekehrung Europas in dieser Periode im wesentlichen ihren Abschluß.

1. Deutschland hatte noch viele unbekehrte Slaven, von denen die Obotriten durch Heinrich den Löwen (1142—1162) bezwungen und durch deutsche Kolonisten dem Christentum näher gebracht wurden. Nach der Ermordung ihres tapferen Herzogs Gottschalk (vgl. §. 119, 3) waren die **Wenden** zu den heidnischen Greueln wieder

zurückgekehrt und verfolgten das Christentum. Durch den Erzbischof Hartwich von Bremen wurden nun die zerstörten Bistümer wieder hergestellt und die christlichen Glaubensboten von den Siegern in Schutz genommen. Einer der ausgezeichnetsten Missionäre[1] unter diesen Völkern war der hl. Vicelin († 1154) aus Hammeln an der Weser, der, seit 1148 Bischof von Oldenburg, segensreich wirkte. Unter seinem Nachfolger Gerold kam dieser Stuhl nach Lübeck.

2. War das Christentum in der früheren Periode glücklich zu den Dänen und Skandinaviern, zu den Böhmen, Polen und Ungarn vorgedrungen, so schien eine weitere Ausbreitung desselben der Eifer unmöglich zu machen, womit die slavischen Stämme **Pommerns** für ihre politische Unabhängigkeit sorgten. Erst als die polnischen Herzoge auf diese Stämme Einfluß erhielten, gelang es dem heiligen Otto, Bischof von Bamberg, dieselben zu bekehren. Da die Mission des Spaniers Bernhard kurz zuvor zum großen Teil wegen seines ärmlichen Aufzuges ohne jeden Erfolg blieb und ihm nur Spott und Hohn eintrug, erschien Otto, den Vorurteilen Rechnung tragend, mit äußerem Glanze, von zahlreichem Gefolge umgeben und predigte in Julin, Stettin und Umgebung (1124). Auf einer zweiten Reise (1128) befestigte er die gegründeten Gemeinden und fügte neue hinzu. Der in sein Bistum heimkehrende Otto hinterließ zwölf Kirchen und in Julin ein Bistum, das später (im Jahre 1170) nach Kamin verlegt und von Papst Innocenz II. dem apostolischen Stuhle untergeordnet ward.

3. Der Hauptsitz des nördlichen Heidentums, die Insel **Rügen**, wurde 1168 durch den König Waldemar von Dänemark erobert und Bischof Absalom von Roskild hatte das Glück, deren Bewohner für das Christentum zu gewinnen. Im Jahre 1193 entstand zu Bergen das erste Nonnen- und 1203 zu Eldena das erste Mönchskloster.

4. Die **Finnen** waren noch in der Mitte des zwölften Jahrhunderts Heiden. Sie verehrten den Naturgott Kawe, seine beiden Söhne und die Elementargeister, zum Teile auch durch Menschenopfer; im Jahre 1156 aber wurden sie vom Schwedenkönig Erich IX. oder dem Heiligen besiegt und zur Annahme des Christentums ge-

---

[1] Zu denselben gehörten auch die Bischöfe Evermod von Ratzeburg († 1178) und Berno von Schwerin († 1191).

nötigt. Der Grund zu dieser Unternehmung gegen Finnland lag sowohl in den öfteren Streifzügen, welche die Finnen auf das schwedische Gebiet machten, als auch im Geiste der Zeit, auf diese Art der Verdienste eines Kreuzzuges teilhaftig zu werden. Finnlands Apostel wurde Bischof Heinrich von Upsala, starb aber schon 1158 als Märtyrer. Erst des Reichsverwesers Thorkel Knutson's Heerzug 1293 und die darauffolgende milde und einsichtsvolle Behandlung der unterjochten Finnen gewann diese dauernd der Kirche. Das Bistum, ursprünglich zu Randameki errichtet, wurde 1300 nach Abo verlegt. — Ähnlich wie Finnland kam auch 1279 **Lappland** unter schwedische Oberherrschaft und erhielt 1335 von Bischof Hamming von Upsala seine erste Kirche zu Tornea. Doch hat sich hier bis auf die Gegenwart das Heidentum neben dem Christentum erhalten.

5. Die Länder an der Ostsee bis zum finnischen Meerbusen wurden von lettischen (slavischen), teilweise auch mit Deutschen vermischten Stämmen bewohnt, die sehr lange heidnisch blieben und auch Menschenopfer darbrachten. Kaufleute aus Bremen und Lübeck standen mit **Livland** in Handelsverbindung; mit solchen schiffte sich 1186 der bejahrte Augustiner-Chorherr Meinhard aus dem Kloster Siegberg in Wagrien dahin ein und erbaute, unterstützt von einem vornehmen Livländer, eine Kirche zu Yxküll an der Düna, die durch eine von deutschen Kaufleuten erbaute Burg gesichert ward. Auf päpstliches Geheiß weihte ihn 1191 Erzbischof Hartwich von Bremen zum Bischof für die neue Kirche; die Christianisierung ging aber doch nur sehr langsam von statten, weil die Bekehrten wiederholt ins Heidentum zurücksanken. So fand schon Meinhard bei seiner Rückkehr viele Getaufte wieder abgefallen, und sein Gefährte, der Cistercienser Theodorich, wäre fast den Götzen geschlachtet worden: nur das Wahrsagepferd, das den Lebensfuß hob, rettete ihn vom sicheren Tode. Erst der dritte Bischof, der frühere Bremer Domherr Albrecht von Buxhövden, erzielte größeren Erfolg. Er gründete 1200 die Stadt Riga und schlug daselbst seinen Bischofssitz auf. Im nächsten Jahre stiftete er den Orden der Schwertbrüder[1]; mit dessen Hilfe, sowie

[1] Sie hießen auch „Brüder des Ritterdienstes Christi" oder „Ritterbrüder von Dobrin" und waren nach dem Muster der Templer eingerichtet. Die Glieder wurden zum Gehorsam gegen den Bischof von Riga verpflichtet und trugen ein Kreuz und Schwert auf weißem Mantel. Zum Unterhalt der

mit Unterstützung deutscher Kreuzfahrer vermochte er sich nicht nur in Livland zu behaupten, sondern auch **Esthland** und **Semgallen** der Kirche zu unterwerfen, während **Kurland** sich 1230 von selbst zur Annahme des Christentums entschloß.

6. Weit fester als in den anderen nordischen Ländern war das Heidentum in **Preußen** gewurzelt,[1] besonders durch die große Macht der Griwen, die zugleich Priester, Gesetzgeber und Richter waren. Die ersten Glaubensboten, wie der heilige Adalbert von Prag († 997) und der heilige Bruno von Querfurt († 1008) erlitten den Martyrtod und in den langwierigen Kriegen mit Polen steigerte sich der Haß gegen alles Christliche noch mehr. Da faßte aber 1209 der Cistercienser Christian aus dem polnischen Kloster Oliva den Mut, sich an das so oft verunglückte Unternehmen zu wagen, und er wurde der eigentliche Apostel der Preußen, ganz dafür ausgerüstet durch Klugheit, Milde und erhabene Tugenden. Wenngleich auch seine Predigt noch keinen durchschlagenden Erfolg hatte, so traf er immerhin die Einleitung zur endlichen Bekehrung des Volkes. Da die christliche Saat durch die Heiden stets wieder zertreten wurde, rief er 1226 den Orden der deutschen Ritter zu Hilfe, dem es nach langen und schweren Kämpfen 1283 endlich gelang, das Volk sich und dem Christentume zu unterwerfen. Das Land wurde in die

---

Ritter bestimmte Albrecht den dritten Teil des Landes, das ihm König Philipp und nachher Otto IV. nach der damaligen Ansicht von dem kaiserlichen Verfügungsrechte über heidnische Gebiete schenkten. Da die Schwertritter, deren erster Großmeister Vinno von Rohrbach 1208 von einem Ordensbruder getötet ward, zu sehr nach Unabhängigkeit vom Bischofe trachteten, erhoben sich zwischen diesem und dem Orden viele Streitigkeiten, die Papst Innocenz III. in einer letzterem nicht ungünstigen Weise schlichtete; doch ging der Orden im Kampfe mit den Heiden beinahe unter, bevor er noch einige Stärke erhalten hatte.

[1] Neben den drei Hauptgottheiten: dem Donnergott Perkunos, dem Gott der Saaten und Früchte Potrimbos und dem Zerstörer Pikullos, wurden verschiedene niedere Götter und das alte Stammeshaupt Widewud mit seinem Bruder Bruteno angebetet. Hochverehrt war das Nationalheiligtum Romove, zugleich Sitz des obersten Griwen, mit seiner heiligen Eiche und den darin stehenden verhüllten Götterbildern. Die Sitten des in verschiedenen, voneinander unabhängigen Landschaften lebenden Volkes waren überaus roh, das weibliche Geschlecht entwürdigt, Vielweiberei, Töten und Aussetzen von gebrechlichen Greisen und Kindern, Verbrennen von Sklaven mit den Leichen der Gebieter, Menschenopfer waren üblich.

Bistümer Kulm, Pomesanien und Ermeland eingeteilt, wozu später noch das Bistum Samland kam unter Vermittlung des Königs Ottokar von Böhmen. Auf dessen Betrieb ward auch 1225 die Festung Königsberg angelegt.

7. Den Preußen stammverwandt waren die **Litthauer**, die außer der Verehrung des Donnergottes Perkun besonders dem Tierdienst huldigten. Sie erhielten 1252 in dem Dominikaner Vitus einen christlichen Bischof, nachdem der Großfürst Mindowe das Jahr zuvor durch den Deutschorden zur Annahme der Taufe genötigt worden war. Der Fürst fiel indessen wieder in das Heidentum zurück, verfolgte die Christen und so blieb Litthauen heidnisch bis 1386. In diesem Jahre trug nämlich König Jagello, früher Hauptfeind der Polen, den polnischen Großen an, durch seine Vermählung mit ihrer jungen Königin Hedwig beide Länder zu vereinigen und Litthauen christlich zu machen. Der Vertrag kam zustande: Jagello ward in Krakau mit mehreren seiner Großen getauft und hieß von da ab Wladislaw; seine Unterthanen wurden durch Geschenke zur Taufe gebracht und ein Reichstag zu Wilna, woselbst ein Bistum errichtet wurde, erhob das Christentum zur Staatsreligion.

154. Missionen im Orient.

Im Innern von Asien setzten die Ausbreitung des Christentums die Nestorianer fort, von den mohammedanischen Herrschern vor allen christlichen Parteien bevorzugt. Zu Anfang des elften Jahrhunderts gelang es ihnen sogar, den Owang-Khan oder König der Karaiten, eines südlich vom Baikalsee wohnenden Tatarenstammes, samt einem großen Teile seines Volkes zur Taufe zu bewegen. Vielleicht, daß der Name Owang in Johannes verwandelt und Khan mit dem chaldäischen Kahena = Priester verwechselt worden ist, — im Abendlande wenigstens wurde dieser Tatarenfürst als der **Priesterkönig Johannes** bekannt, welchen Namen übrigens auch seine Nachfolger führten. Als die erste Nachricht davon, freilich sehr fabel- und märchenhaft, durch den armenischen Bischof von Gabula im Jahre 1115 zu Papst Eugen III. nach Rom gelangt und später durch den päpstlichen Arzt Philipp, der eine Reise nach der Tatarei gemacht hatte, wenigstens teilweise bestätigt worden war, suchte dann 1177

Alexander III. mit ihm in Verbindung zu treten und ihn für die katholische Kirche zu gewinnen. Aber schon 1202 eroberten die Mongolen unter Dschingis-Khan das Reich des (damals schon vierten) Priesterkönigs und töteten ihn selbst.

Da indessen der genannte Mongolenfürst eine seiner Töchter zur Gemahlin nahm, so erhielt sich das (nestorianische) Christentum selbst am Hofe dieses Eroberers. Als nun unter seinem Sohne Oktai die **Mongolen** 1241 über Rußland und Polen bis nach Schlesien vordrangen und ganz Europa in Gefahr setzten, suchte man schon zu deren Abwendung durch Glaubensprediger auf diese Welteroberer einzuwirken. Papst Innocenz IV., wie König Ludwig der Heilige von Frankreich knüpften daher durch Dominikaner und Franziskaner mit mehreren Mongolenfürsten Verbindungen an, die aber ohne Erfolg waren: die Missionäre fanden bei diesem Volke, das gegen Andersgläubige ziemlich tolerant war, gute Aufnahme; vermochten jedoch nicht, dasselbe zu bekehren und mußten das Land wieder verlassen, ohne dem Christentum Eingang verschafft zu haben.

Beim Tode des Großkhan Mangu 1259 teilte sich das Mongolenreich noch in eine persische und chinesische Dynastie. In Persien wurde das Christentum im vierzehnten Jahrhundert durch den Islam verdrängt. In **China** aber, über dessen innere Zustände die beiden venetianischen Kaufleute Nikolaus und Marco Polo († 1293) interessante Aufschlüsse geben, wirkten wiederholt abendländische Missionäre, unter denen sich besonders der Franziskaner Johannes de Monte Corvino (1291—1328) auszeichnete. Er bekehrte eine große Anzahl Mongolen, erbaute im Jahre 1305 eine Kirche zu Kambalu (= Peking), und übersetzte das ganze Neue Testament und die Psalmen in die tatarische Sprache. Papst Klemens V. ernannte ihn 1308 zum Erzbischof von Kambalu und zum päpstlichen Legaten in den Morgenländern. Bei dem Khan selbst, den Corvino als einen der größten Fürsten schilderte, stand er in besonderem Ansehen, hatte freien Zutritt zu ihm und einen Sitz als Gesandter des Papstes. Er glaubte sogar, daß, wenn er einige Gehilfen gehabt hätte, er vielleicht den Großkhan selbst würde getauft haben. Mit dem Sturze der Mongolenherrschaft durch die nationale Ming-Dynastie 1368 ging auch dieser mühsam ausgestreute Same zu Grunde; die christliche Gemeinde in Peking ward vernichtet.

155. Missionsversuche bei Muselmännern und Juden.

1. Die christliche Religion wurde zwar in den vom **Islam** eroberten Ländern in der Regel nicht eigentlich unterdrückt, aber sie erfuhr doch allenthalben große Einbuße. Im nordwestlichen Afrika verschwand sie mit der Zeit gänzlich. Leo IX. klagt, daß kaum fünf Bischöfe in Afrika sich finden, während ehemals zweihundertfünf der Synode von Karthago anwohnten und in kurzer Zeit scheinen auch diese wenigen Überreste von Christentum verschwunden zu sein. Die Erscheinung kann nicht gar sehr befremden. Davon gar nicht zu reden, daß in Syrien und Ägypten die häretischen Parteien der Nestorianer und Monophysiten gegen die Katholiken begünstigt wurden: es kamen zahlreiche Leiden und Bedrückungen über die Christen überhaupt und manche gesetzliche Anordnungen verfolgten unmittelbar das Ziel, sie zum Aufgeben ihrer Religion zu bewegen, wie die Befreiung der abtrünnigen Christen von der Kopfsteuer, die Freilassung der den Islam annehmenden Sklaven und Leibeigenen der Christen, während umgekehrt durch die Bestrafung des Abfalles vom Islam mit dem Tode das Evangelium unter den Muselmännern fast unmöglich gemacht war.

So wurden Bekehrungsversuche bei den Mauren, besonders in Afrika, unternommen. Es gab in Marokko und Tunis christliche Kaufleute, die bestimmte, durch Verträge verbriefte Rechte hatten. Pisa schloß 1134 einen Friedensvertrag auf zehn, Genua 1160 einen Handelsvertrag auf fünfzehn Jahre, den es 1183 erneuerte. Bei den Kaufhäusern durften Kapellen sein. Auch hatten die Almohaden eine christliche Leibwache von — mißvergnügten Spaniern und Portugiesen. Papst Innocenz III. meldete 1198 dem Almohadenfürsten in Marokko die Stiftung des neuen Ordens für Loskauf der Gefangenen und sandte zwei Trinitarier, einen Engländer und einen Schotten, die gut aufgenommen wurden und an hundertachzig Gefangene loskauften. — In keiner Zeit fehlte es an Versuchen, die Sarazenen dem Christentume zu gewinnen; sie blieben aber alle bis auf den heutigen Tag ohne nennenswerten Erfolg. So z. B. die gottbegeisterte Rede des heiligen Franz von Assisi vor Sultan Kamel von Ägypten, dem er während der Belagerung von Damiette vergebens

die Feuerprobe anbot: und so auch die Missionen vieler anderer Franziskaner und Dominikaner, welche zum Teil mit dem Martyrium endigten.

Die gelehrten Abendländer, zumal die Dominikaner, sahen sich bei der nicht geringen Bildung der Mauren auch zur wissenschaftlichen Bekämpfung des Islam aufgefordert. Den Koran hatte schon Petrus Venerabilis von Clugny aus dem Urtexte zu übersetzen begonnen. Besonders in Spanien ward das Studium der orientalischen Sprachen gepflegt. Auf Vorschlag des heiligen Raimund von Pennaforte († 1273) gründeten die Könige von Kastilien und Aragonien hierfür eigene Schulen bei den Dominikanerklöstern, besonders in Murcia und in Tunis und Raimund Martini, seit 1236 Dominikaner, verfaßte ein polemisch-apologetisches Werk, den Pugio fidei, gegen Juden und Mauren. Ganz eigentümlicher Art waren die Bekehrungsversuche, die der originelle Raimundus Lullus, geboren 1236 zu Majorka, durch seine neue Methode der Wissenschaft bei den Mauren unternahm. Er disputierte 1292 in Tunis mit den gelehrtesten derselben und ward dafür eingekerkert und mißhandelt. Durch Verwendung eines sarazenischen Gelehrten befreit, schrieb er 1296 in Rom sein Hauptwerk,[1] die Ars major oder generalis, fertig und reiste 1307 wieder nach Afrika, wurde abermals ausgewiesen und auf ein Schiff geschleppt. Dieses strandete, wobei er seine Bücher und Habe verlor und nur mit Mühe nach Pisa kam. Jetzt faßte er den Plan, einen neuen

[1] Ob desselben findet er auch meist in der Geschichte der Philosophie Erwähnung, jedoch offenbar nur der Kuriosität wegen und um ein recht anschauliches Beispiel von dem in der bereits ausartenden Scholastik getriebenen Spiel mit leeren Begriffen zu geben. Seine berühmte Erfindung ist nur eine plumpe Spielerei, darin bestehend, daß auf sieben um einen gemeinsamen Mittelpunkt bewegliche Drehscheiben dreiundsechzig ziemlich willkürlich aufgegriffene Allgemeinheiten, je neun auf eine Scheibe, geschrieben wurden, woraus sodann durch Drehung der Scheiben in den verschiedensten Kombinationen neue Wahrheiten, und zwar über jeden beliebigen Gegenstand entdeckt werden sollen. Er verlegte sich auch stark auf Alchemie und soll sich thatsächlich eingebildet haben, mit Hilfe seiner Drehscheiben der Universalmedizin, der Kunst, Gold zu machen und dem vielgesuchten Stein der Weisen, auch „philosophischer Schwefel“ genannt auf die Spur gekommen zu sein. Einer seiner Zeitgenossen verewigte ihn darum auch durch die Verse:

Qui Lulli lapidem quaerit, quem quaerere nulli
Profuit, haud Lullus, sed mihi nullus erit.

Ritterorden zu gründen. Statt dessen erlangte er aber auf dem Konzil zu Vienne 1311 von Papst Klemens V. nur ein Dekret zur Gründung von Lehrstühlen für orientalische Sprachen am päpstlichen Hofe und an einigen Universitäten zur Beförderung der Bekehrung von Juden und Sarazenen. Es trieb ihn noch einmal nach Afrika zurück, wo er durch sein kühnes Auftreten die Wut der Islambekenner herausforderte und 1315 von ihnen gesteinigt wurde. Kaufleute aus Majorka brachten seinen Leichnam in ihre Heimat zurück.

2. Ebenso läßt sich wenig Erfreuliches über die Bekehrung der **Juden** in diesem Zeitabschnitte sagen; dieselbe war oft nur zum Scheine und infolge erlittenen Zwanges, da die Judenverfolgungen, zumal in den Kreuzzügen, häufiger wurden. Die Päpste, die allgemeinen Beschützer jedes ungerecht Bedrängten, haben auch wiederholt ihre Stimme zu gunsten der Juden erhoben, deren Verfolgung im Mittelalter teils vom Pöbel, teils von den Fürsten ausging und deshalb kein Ergebnis eines religiösen Fanatismus war. Die Geschichte bezeugt vielmehr, daß der Wucher und andere Verbrechen der Juden das Volk gegen sie aufbrachte, während für manche Fürsten die Reichtümer derselben oder, wie in Spanien, ihre politische Haltung Beweggründe waren, Verfolgungsedikte zu erlassen. Wie stets, so hatten die Juden auch damals ihren Spekulationsgeist geltend gemacht und allmählich in Italien, Frankreich und Deutschland durch ihren Wucher und Handel großen Wohlstand erworben. Die unter den Christen weit verbreitete Ansicht, daß Zinsennehmen Wucher sei, hatte die Geldgeschäfte fast ganz in die Hände der Juden gebracht und Kaiser Ludwig der Bayer mußte in einer Urkunde von 1342 den Juden verbieten, mehr als *vierzig* Prozent zu nehmen! Mehrere von denselben verübte Verbrechen reizten auch oft die Wut des Volkes; die Hauptbeschuldigungen, die *keineswegs immer unbegründet* sind, waren Einfangen und Ermorden von Christenkindern, Kreuzigung von Christen, Entweihung der heiligen Hostie, Brunnenvergiftung und dergleichen mehr.[1] — Andererseits kam auch bisweilen der Ab-

[1] Vgl. die Ermordung des Kapuziners *Thomas* in Damaskus am 5. Februar 1840 durch die Juden bei *Mislin*, die heiligen Orte I. 453 (nach A. *Laurent*, Affaires de Syrie. Paris 1846 — ein Buch, das fast nicht mehr zu haben ist, weil es begreiflicher Weise von den Juden aufgekauft worden ist; ein Exemplar besitzt unter anderem auch die k. k. Hofbibliothek zu Wien.

fall von Christen zum Judentum vor. Die Synoden[1] untersagten den getauften Juden die fernere Beobachtung der mosaischen Gebräuche, den ungetauften das Halten christlicher Dienstboten und den Zutritt zu öffentlichen Ämtern, schrieben ihnen eine besondere Kleidung, Ersatz der Wucherzinsen und Entrichtung der auf Grundstücken haftenden Zehnten vor. Die Juden durften, namentlich in Deutschland und Italien, in manchen Städten gar nicht, in anderen nur in gewissen engen und abgeschlossenen Judenvierteln (Ghetto's) wohnen. Spanien unter Ferdinand dem Katholischen 1492 und Portugal 1496 vertrieben sie schließlich vollständig, gleich den Moriscos, ihnen nur die Wahl zwischen Taufe und Verbannung lassend; in Deutschland sicherte ihnen dagegen Karl V. seinen Rechtsschutz. Besonders strenge ward der Talmud und die jüdische Gelehrsamkeit verpönt, die nach vielen Wechselfällen in Spanien und Südfrankreich wieder aufblühte, aber in den Pantheismus des Averroës verstrickt war und so nur verderblich wirken konnte.

Die Anfänge der jüdischen Wissenschaft sind in dem Talmud zu suchen, dessen wir schon S. 44 in der Note in Kürze wenigstens Erwähnung gemacht haben. Dieser, ein Kommentar zum mosaischen Gesetz, ist fast zu kanonischem Ansehen gelangt. Um das Studium des Talmud zu erleichtern und nur das Wesentliche aus den umfangreichen Quellen auszuheben, verfaßte 1032 Rabbi Isak Alphasi († 1103) einen Auszug aus demselben unter dem Titel Halachot (= Gesetze). Dieser „kleine Talmud" war leider nicht systematisch geordnet; einen solchen lieferte der große Gelehrte und Philosoph **Rabbi Mosche Ben Maimon** — von den Juden meist nach den Anfangsbuchstaben Rambam, von den Christen **Maimonides** genannt. Im Jahre 1169 erschien das vier Folianten umfassende Werk unter dem Titel Mischne thora (= Wiederholung des Gesetzes). Weil in demselben alle Gesetze des Talmud enthalten waren, auch solche, die seit Zerstörung des Tempels keine Anwendung mehr finden konnten und seine Darstellung etwas knapp war, verfaßte 1321 Jakob Ben Ascher in Toledo die Arba Turim (= vier Reihen) unter Weglassung der veralteten Gesetze. Die genannten Talmudisten waren in manchen Punkten verschiedener Meinung; daher entstanden in den Gemeinden viele Differenzen und Uneinigkeiten und man sehnte sich nach einem besseren Werke, nach einem eigentlichen Rechtskodex, worin das geltende Recht in ganz kurzen, knappen, klaren Paragraphen angegeben sei. Ein solches Buch ist nun der

[1] Vgl. Kanon 67—70 des vierten Laterankonzils.

Schulchan Aruch (= Gedeckter Tisch), Verfasser desselben war Joseph Karo, Rabbiner in der palästinensischen Stadt Safet (geb. 1488, gest. 1575). Sein Werk zerfällt in vier Abteilungen[1] und erschien zuerst 1565 in Venedig. Da sich in manchen Nebendingen Differenzen zwischen den rechtskräftigen Gewohnheiten der Orientalen und Occidentalen ausgebildet hatten, so schrieb für diese letzteren Moses Isserles, Rabbiner in Krakau (geb. 1540, gest. 1573) Zusätze und Berichtigungen zu allen vier Teilen des Schulchan Aruch. Dieser so berichtigte Rechtskodex gilt seit seinem Erscheinen allgemein und überall als das einzige und wahre jüdische Gesetzbuch. Seitdem hat der Talmud seine Bestimmung verloren und ist an vielen Orten ins Archiv gewandert, wo er ebenso, wie die katholischen Kirchenväter nur noch von den Geistlichen studiert werden, von Rabbinern und jüdischen Theologen als Quellenstudium aufgesucht wird.

Eine weitere Reihe von Auslegungen vom zweiten bis elften Jahrhundert sind in den Midraschim zusammengefaßt, aber ohne System. Die erste namhafte **Dogmatik** schrieb Saadja († 942) in Bagdad. Ihm folgten namentlich in Spanien andere Bearbeiter, die aber alle der große **Maimonides** übertraf. Zu Cordova 1135 geboren († 1204), gehörte er eine Zeitlang dem Islam äußerlich an und ging dann, um seinen Glauben offen bekennen zu dürfen, nach Ägypten, wo er 1179 Leibarzt des berühmten Saladin ward. Durch ihn wurde der jüdische Lehrbegriff eigentlich erst krystallisiert, zugleich aber auch mit Elementen griechisch-arabischer Philosophie zersetzt, die entschieden auf Rationalismus hinausliefen. Nebst der obgenannten Mischne Hathora zählt zu seinen Hauptwerken auch der Moreh Nebuchim (= Lehrer der Verirrten), eine Apologie des Judentums. Als Abschluß der jüdischen Dogmatik kann man den Sepher Jkkarim (= Buch der Grundlehren) des Rabbi Joseph Albo betrachten, um 1412. Das von Maimonides (im Kommentar zur Mischna) gegebene und seither als allgemein gültig angesehene **Symbolum** steht mit seinen dreizehn Glaubenssätzen auf dem Boden des alttestamentlichen Monotheismus; doch fehlt es bei den mittelalterlichen Rabbinern nicht an pantheistischen Anklängen, wie anderen Irrtümern. — Die **Sittenlehre** weicht im allgemeinen nicht ab von jener des Alten Bundes, ist aber vielfach durch

[1] Dieselben heißen: 1) 'Orach chajjim (= Weg zum Leben) und enthält in siebenundzwanzig Kapiteln Bestimmungen über das tägliche, häusliche, wie synagogale Leben des Juden; 2) Jore de'a (= Lehre der Weisheit) und handelt in fünfunddreißig Kapiteln von den Speisen- und Reinigungs- bis herab zu den Trauergesetzen; 3) 'Eben ha'ezer (= Siegesdenkstein), behandelt in fünf Kapiteln die Ehegesetze; 4) Choschen ha-mischpat (= Brustschild des Rechts) in neunundzwanzig Kapiteln das gesamte Civil- und Kriminalrecht enthaltend.

eine bedenkliche Kasuistik entstellt. Ausgezeichnete Handbücher schrieben Rabbi Bechai um 1100, ausführlichere Isaak Abuhab um 1490. Die Gesamtheit aller Ge- und Verbote ist in sechshundertdreizehn Punkten schon im Targum[1] zusammengefaßt und oft bearbeitet; ebenso die Ritualgebräuche, welche in den Arba Turim des Jakob Ben Ascher kodifiziert sind.

Einer besonderen Pflege bei den Juden erfreute sich natürlich das **Bibelstudium.** Unter den zahlreichen Exegesen sind diejenigen des scharfsinnigen Raschi (um 1040 in Frankreich geboren), Ibn-Esra's, des vielgereisten Philosophen, Dichters und Arztes (um 1140 in Toledo) und die der Brüder Joseph und David Kimchi (um 1160 zu Narbonne) berühmt.

Eine eigentümliche Schöpfung jüdischen Geistes war die **Kabbala** (= Überlieferung), eine geheime Theosophie, welche den verborgenen Sinn der heiligen Schriften enthüllen sollte. Sie stellte die Schöpfung verschiedener Welten als Lichtausflüsse des absoluten Wesens dar und führt in ihren Konsequenzen zum Pantheismus. Niedergelegt ist sie zunächst in den Büchern Jezirah (Schöpfung) und Sohar (Glanz), von denen jenes wohl in der Mitte des neunten Jahrhunderts, dieses um 1300 durch einen spanischen Juden niedergeschrieben wurde. Die Sage giebt freilich beiden Werken einen uralten Ursprung. Die Kabbala hatte als Gegner sowohl die Talmudisten, wie die verstandesmäßige Philosophie. In derselben schlug 1050 Salomo ben Gebirol (Avicebron) in Spanien eine neuplatonische Richtung ein, und die spanischen und französischen Juden leisteten der Scholastik große Dienste, indem durch sie arabische Übersetzungen aristotelischer Schriften ins Lateinische übertragen und somit im Abendlande bekannt wurden.

Bei dieser Gelegenheit können wir auch der tiefsinnigen Sage des **Ahasverus** oder des ewigen Juden Erwähnung machen. Dieser, eine Personifikation des fluchbeladenen Volkes, ist der Gegenstand vielfacher Deutungen und philosophisch-historischer Konstruktionen geworden. Nach der ältesten Kunde (bei Matth. Paris) sei Ahasver des Pilatus Thürsteher gewesen und habe dem Heiland auf seinem schweren Gange nach Golgatha spöttisch auf die Achsel geklopft und zugerufen: geh' schneller!, worauf der Heiland ihm geantwortet habe: ich will gehen, Du aber sollst warten, bis ich wiederkomme. Seitdem habe der Jude nicht sterben können, irre unstät durch die Welt und warte auf den jüngsten Tag. Der ewige Jude ist das Judentum selbst, das Herumirren aber bezieht sich auf die Zerstreuung dieses Volkes nach der Zerstörung Jerusalems. Die Legende vom Ahasver „der sterben will, aber nicht

[1] D. h. Verdolmetschung (Mehrzahl: Targumim): so heißen die jüdisch-aramäischen oder chaldäischen Übersetzungen, beziehungsweise Paraphrasen der alttestamentlichen Bücher.

kann,“ wird erst dann richtig verstanden, wenn man sie mit der gleichfalls im deutschen Abendland entsprungenen Sage vom Faust vergleicht: Ahasver flieht das Leben und sucht sich von dessen Qual loszureißen, aber vergebens; Faust versucht die Lust des Augenblicks zu verewigen, ebenso vergebens. Dort geht das alte Judentum immer noch wie ein Gespenst durch die christliche Welt; hier steigt das Heidentum wie ein Vampyr aus dem Grabe und bringt Leben und Schönheit der griechischen Helena „erkünstelt blühende Natur durch höllischen Zaubers ärgste Unnatur“. Und damit stehen beide in einem inneren Zusammenhange, indem sie zugleich auf eine neue Weise die ältesten Feinde des Christentums vertreten: Faust das wiederauflebende Heidentum, Ahasver das Judentum.

Investiturstreit.

156. Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV.

Noch einmal mußte das Papsttum die Welt von dem drohenden Verfall retten. In der vorigen Periode haben die Päpste durch Bändigung des Barbarentums der heidnischen Völker die schwankenden Verhältnisse zu christlicher Ordnung gebracht. Eine neue Barbarei breitete sich über die christlichen Völker durch die Stürme des dunklen zehnten Jahrhunderts aus, und die Schilderungen, die wir im elften Jahrhunderte über die überall herrschende Unsitte und Zügellosigkeit finden, sind wahrhaft erschütternd. Wir haben aber auch gesehen, wie selbst der päpstliche Stuhl, von frechen Parteien beherrscht, in den allgemeinen Verfall mit hineingezogen wurde. Doch nur vorübergehend konnten die Fesseln menschlicher Willkür auf dem göttlichen Institute lasten. Die Päpste seit 1048 insbesondere, die wieder aus kirchlicher Wahl hervorgingen, hatten schon mit einigem Erfolg gegen die uns bereits bekannten Hauptübel jener Zeit gekämpft, und der sehr verkümmerten Freiheit der Kirche damit wieder die Bahn gebrochen. Doch vieles blieb noch zu thun übrig. Da gab Gottes Vorsehung seiner Kirche den großen Papst Gregor VII.

Schon am Tage der Beerdigung Alexanders II. war bei St. Peter „zu den Ketten“ durch einmütige Wahl der Kardinäle Hildebrand auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben, „wie ein Feldherr, den nach zwanzig gewonnenen Schlachten die Legionen als Imperator begrüßen.“ Um anzuzeigen, daß Gregor VI. nur un-

rechtmäßig abgesetzt worden sei, nannte sich der Neugewählte Gregor VII. Er war im Toskanischen geboren, und das Kloster zu Clugny war seine wie vieler anderen großen Männer Bildungsstätte gewesen. Er hatte schon unter den vier letzten Päpsten als Ratgeber und Freund an der Regierung der Kirche den größten Anteil genommen. So hatte er die Gebrechen der Kirche und den schwierigen Standpunkt des Papsttums vollauf kennen gelernt, und es ist bei seinem Charakter erklärlich, daß er die ihm aufgedrungene Würde nur ungern übernahm; denn hätte er danach gestrebt, so wäre sie ihm wohl früher schon zu teil geworden. Den Zustand der Christenheit, wie er ihn bei seiner Erhebung zum Papste 1073 vorfand, lernen wir am besten aus einem seiner Briefe aus selbiger Zeit kennen. Gregor schreibt: „Die orientalische Kirche ist vom Glauben abgefallen und wird durch die Ungläubigen von außen her bedrängt. Wirft man seinen Blick nach Westen, Süden oder Norden: so findet man kaum irgendwo Bischöfe, welche auf die rechte Weise ihr Amt erlangt haben, oder deren Lebenswandel den Anforderungen desselben entspricht; nirgends solche Fürsten, welche Gottes Ehre ihrer eigenen, und die Gerechtigkeit dem Gewinne vorziehen. Die Menschen, unter denen ich wohne, Römer, Longobarden, Normänner — wie ich es ihnen oft sage, sind ärger als Juden und Heiden.“ — Da war Weisheit und Kraft nötig. Beide besaß Gregor in hohem Grade — und er begann mit Gott, scharf und entschieden.

Auf der Synode zu Rom, im März 1074, erneuerte er zunächst, wie wir es noch später im Abschnitte von den Einrichtungen der Kirche sehen werden, unter den schärfsten Drohungen die alten Cölibatsgesetze, die er trotz des Widerstrebens eines großen Teils der Geistlichkeit durch Legaten ausführte, die überall umherzogen und durch das von Nikolaus II. und Alexander II. gegebene, jetzt erneuerte Verbot der Beteiligung am Gottesdienste verheirateter Kleriker das Volk für die Sache der Reform gewannen. Aber ein anderes großes Hindernis noch lag der Verbesserung der Kirche im Wege: die Wahl der Bischöfe und Äbte durch die weltlichen Fürsten. Dies führte ein doppeltes Übel mit sich: Verweltlichung und Knechtschaft der Kirche, und die Simonie, d. i. den schändlichen Handel mit geistlichen Gütern. Daher verordnete der Papst in der Fastensynode zu Rom 1075: „Wer irgend ein geistliches Amt aus der Hand eines Laien annimmt,

soll abgesetzt, und weltliche Fürsten, welche die Investitur solcher Ämter erteilen, sollen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden."

Die **Investitur** war eine symbolische Handlung, durch welche der Lehensherr seinen Vasallen in den Besitz der Lehensgüter einführte. Nachdem nämlich die Fürsten der abendländischen Reiche das Christentum angenommen hatten, waren viele von ihnen eifrig darauf bedacht, die Kirche glänzend und reichlich auszustatten, gaben Bischöfen und Äbten ganze Landgebiete als Lehen zum Besitze, wodurch diese landesherrliche Rechte erhielten. Durch die Investitur, welche gewöhnlich in der feierlichen Überreichung des bischöflichen Stabes und Ringes bestand, führten die weltlichen Fürsten nun die erwählten Bischöfe in ihren weltlichen Besitz ein. Es geschah wohl noch mehr, — die Fürsten wählten selbst die Bischöfe; und solange dies die Fürsten mit Weisheit und Redlichkeit zum Heile der Kirche übten, ließ es die Kirche auch geschehen. Als man aber anfing, hiermit argen Mißbrauch zu treiben und die Bistümer für Geld an Unwürdige zu vergeben, als man geltend machen wollte, daß dem weltlichen Fürsten das Recht zustehe, die geistlichen Ämter aus eigener Macht zu verleihen, weil Ring und Stab als Zeichen des geistlichen Amtes von weltlichen Fürsten übergeben wurden: da durfte die Kirche das nicht mehr dulden. Darum war Gregor VII. mit der ganzen Kraft des päpstlichen Ansehens gegen solche Verweltlichung der Kirche nicht nur gegen Heinrich, sondern auch gegen die Könige von Frankreich und England aufgetreten.

Dem Papste schwebte dabei die erhabene Idee vor, daß die heilige Kirche durch sittliche Kraft im Innern und durch Unabhängigkeit von weltlichen Fesseln nach außen, das Heil der Welt wirke. Reinheit und Freiheit der Kirche also — der Grundgedanke seines Lebens, spricht sich klar in allen seinen Worten und Thaten aus. Und wenn sein großer Geist sich noch höher erhob, — zu der Idee einer geistlichen Universalmonarchie, wo mitten in einer Zeit der Willkür und des Faustrechtes ein Statthalter Christi zwischen Fürsten und Völkern stehe, der die Gesetze des göttlichen Rechtes mit seiner geistigen Macht geltend mache, — so stellt sich auch dies nicht als persönliche Anmaßung, sondern als Mittel zum großen Zwecke dar. Von diesem Standpunkte aus sind die Kämpfe zu beurteilen, die Gregor VII. mit fast allen Fürsten, vor-

züglich aber mit König Heinrich IV. zu bestehen hatte, und worin er zwar zuletzt zu unterliegen schien, während doch der Sieg seiner Sache, wenigstens im wesentlichen, für alle Zukunft gesichert war.

Der Streit Gregors VII. mit **Heinrich** IV. hat den Papst unverdientermaßen in ein schlimmes Andenken gebracht; desto erfreulicher ist es, daß selbst die bedeutendsten protestantischen Geschichtsforscher in neuerer Zeit ihm ihre Achtung zollen. Heinrich IV. war bei dem Tode seines Vaters erst fünf Jahre alt. Durch eine verfehlte Erziehung bildete sich sein Charakter zu einem hohen Grade von Leidenschaftlichkeit und Leichtsinn aus. Die edle Gemahlin, die man ihm gab, um seinen frühen Ausschweifungen zu steuern, behandelte er auf die schnödeste Weise und ließ sich von ihr scheiden. Bistümer und Abteien verkaufte er für Geld und niedrigste Dienste. Gegen seine Unterthanen, insbesondere gegen die Sachsen, zeigte er sich als rücksichtsloser Despot.

Als Gregor zu Rom zum Papste gewählt worden war, zeigte er dies dem Könige mit der Bitte an, er möge die Wahl nicht bestätigen, denn als Papst könnte er dessen allbekannte Laster nicht ungestraft lassen.[1] Dennoch gab Heinrich seine Zustimmung, versprach sogar in einem Anfluge guten Sinnes dem Papste Besserung. Durch dieses Versprechen war der Papst einstweilen beschwichtigt, und Heinrich gab auch zu weiteren Klagen keinen Anlaß, solange er mit der Unterdrückung der Sachsen, deren gerechte Klagen er mit Füßen trat, beschäftigt war. Aber kaum hatte er diese 1075 durch den Sieg bei Hohenburg an der Unstrut gedemütigt, so änderte er sein Betragen; ohne Rücksicht auf die päpstliche Verordnung besetzte er geistliche Stellen und nahm jene Räte, die vom Papste wegen Simonie exkommuniziert worden waren, wieder zu sich.

Als nun auch die Sachsen ihre Klagen über unerhörte Miß-

---

[1] Vgl. Card. de Arag. bei Murat III. c. 1. p. 324. Trotz dieser sonst zuverlässigen Quelle darf man an der vollen Richtigkeit dieser Angaben zweifeln; denn heuchelnd hat Gregor gewiß nicht geschrieben und ernstlich konnte er nicht so schreiben, weil er ja, falls der König ihm die Bestätigung versagt hätte, verpflichtet gewesen wäre, abzudanken, während er sich's zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Kirche von weltlicher Herrschaft zu befreien. Indessen weist der Umstand, daß die Konsekration erst am 30. Juni, also zwei Monate nach der Wahl, stattfand, doch auf Verhandlungen mit Deutschland hin. Im übrigen wurde fortan eine Bestätigung der Papstwahl bei dem deutschen Hofe nicht mehr nachgesucht.

handlungen vor dem Papste laut werden ließen: — als Heinrichs Buhlerinnen mit den Edelsteinen der geraubten Kirchengefäße umhergingen, kamen im Jahre 1076 Gesandte des Papstes, welche ein Schreiben an den König überbrachten, worin er auf sein gegebenes Versprechen aufmerksam gemacht und mit mildem Ernste vermahnt wird. Als Heinrich, nicht darauf achtend, sogar in Gegenwart der Gesandten widerrechtliche Handlungen vornahm, wurde er zur Verantwortung nach Rom vorgeladen, mit Androhung des Bannes, wenn er nicht erscheint.

Nun brach der Widerstand los. Am deutschen Hofe hatte man wohl gewußt, daß Gregor in Rom selbst viele Feinde hatte, namentlich wegen seiner strengen Kirchenzucht. Wirklich hatte sich hier gegen den Papst eine Verschwörung von Adeligen, welche die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles nicht ertagen konnten, unter Führung eines gewissen Cencius gebildet, der seinen hohen Turm an der Tiberbrücke zur unberechtigten Abnahme von Übergangszöllen benützt hatte, den aber Gregor VII. schleifen ließ. Es war das Weihnachtsfest 1075. Um Mitternacht lag der Papst auf seinen Knieen in tiefer Andacht vor dem Altare der Kirche St. Maria Maggiore, nachdem er eben mit seinem Klerus das heilige Abendmahl empfangen hatte. Draußen herrschte greuliches Unwetter, so daß zu der erhabenen Feier nicht wie gewöhnlich vieles Volk herbeigeströmt war. Da drang plötzlich Cencius mit Bewaffneten in die Kirche ein, bemächtigte sich des Papstes, der dabei an der Stirn verwundet und dann in einen Turm gesperrt wurde. Aber das Volk scharte sich zu seiner Befreiung zusammen. Cencius mußte fußfällig um Leben und Gnade bitten, und der große Fürst der Kirche sprach zu ihm: „Was Du mir gethan, verzeihe ich; Dein Verbrechen aber gegen Christum und die Mutter Gottes, gegen die Apostel und die Kirche büße mit einer Wallfahrt nach Jerusalem.“ Statt nach Jerusalem zu pilgern, begab sich aber der zu — Heinrich IV. nach Deutschland, wo er mit dessen Räten gegen den Papst intriguierte.

Es war ein Unglück für den König, daß er größtenteils von Hofmännern und Bischöfen, die verdienterweise exkommuniziert waren, umgeben war. Mit diesen und anderen feilen Bischöfen hielt er im Januar 1076 einen Reichstag zu Worms, wo er in thörichtem Übermute den Papst Gregor für abgesetzt erklärte und durch seine

Anhänger, namentlich den exkommunizierten Kardinal Hugo Candidus die schwersten Anklagen, wie z. B. die eines unerlaubten Verhältnisses zur Markgräfin Mathilde, gegen ihn schleudern ließ. Zudem richtete er an ihn auch noch ein verletzendes Schreiben, dessen Überschrift „an Hildebrand, den falschen Mönch" gelautet hatte. Ein leichtfertiger Geistlicher der Kirche zu Parma, Roland, brachte das königliche Absetzungsdekret nach Rom und verlas es in der Synode zu Rom, die der Papst eben abhielt. Diese Unbesonnenheit hätte er mit dem Leben gebüßt, wenn nicht Papst Gregor ihn beschützt hätte. Am folgenden Tage, 22. Februar, sprach der Papst vor einer zahlreichen Versammlung über Heinrich den Bann aus, entsetzte ihn seiner königlichen Würde und entband die Unterthanen des Eides der Treue gegen ihn. Dies war die natürliche und notwendige Folge des Bannes, indem keiner der Gläubigen mit einem Gebannten verkehren durfte. Demnach war diese päpstliche Maßregel keine Absetzung, sondern lediglich eine Suspension, die mit der Behebung des kirchlichen Bannes wieder aufhören sollte.

Mag man heutzutage diesen Schritt Gregors wie immer beurteilen, damals stand die öffentliche Meinung für das Recht des Papstes. Auch die seltsamen Todesarten, die bald einige der eifrigsten Freunde Heinrichs trafen, und als Gottesurteile galten, verminderten schnell dessen Partei. Die Fürsten Deutschlands aber kamen im Oktober 1076 in Tribur zusammen und erklärten dem Könige, daß, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Banne losgesprochen sei, er den Thron verliere. Dabei wurde bedungen, daß er zu Lichtmeß des nächsten Jahres auf dem Reichstage zu Augsburg sich zu stellen habe, wohin auch der Papst als Schiedsrichter zu kommen gebeten wurde; indes sollte Heinrich aller Regierungsgeschäfte sich enthalten und zu Speier als Privatmann leben.

Von allen verlassen, suchte nun der König wenigstens die Lossprechung vom Banne noch vor jenem Reichstage zu erwirken und wollte zu diesem Ende selber zum Papste. Aber wie nach Italien kommen, da die Fürsten alle Wege und Pässe dahin verlegt hatten? Das Unglück hatte des Königs Thatkraft gestählt und so faßte Heinrich einen raschen Entschluß: Obwohl der Winter 1076/77 der kälteste des Jahrhunderts war, schlich er sich doch an den Montcenis; die Königin, ihr Söhnlein und die Pferde wurden in Rinderhäuten

festgebunden und über den Alpenkamm hinabgeschleift. So gelangte er nach Vevay zu seinem Schwager Amadeus von Susa, der ihn nicht eher ziehen ließ, bis er ihm von dem Reichslande in Savoyen ein tüchtiges Stück angewiesen hatte. Gregors Feinde in der Lombardei jubelten bei Heinrichs Ankunft; denn sie glaubten, er komme kampfbereit, und Gregor, der schon auf dem Wege nach Deutschland war, zog sich in das Schloß Canossa zurück, das der Markgräfin Mathilde gehörte, welche sich des Papstes mit männlicher Entschlossenheit angenommen hatte. Der Papst hatte alle Ursache, dem Könige zu mißtrauen; dabei war er den deutschen Fürsten gegenüber in Verlegenheit, wie er mit dem Könige verhandeln soll. Er zögerte darum drei Tage, ihm Gehör zu geben, während welcher (25—27. Januar) der König im Bußgewande, unter den Mauern des Schlosses in tiefer Demut harrte. Endlich wurde er auf die Bitte des gleichfalls dort anwesenden Abtes Hugo von Clugny, Heinrichs Taufpaten, und auch der Markgräfin vorgelassen, versprach alles, was der Papst forderte, mit einem Eide, insbesondere, daß er sich auf der deutschen Reichsversammlung stellen werde, um dort das Urteil zu vernehmen, ob er das Reich behalten oder verlieren soll. Sodann sprach ihn der Papst vom Banne los und reichte ihm zum Zeichen der Versöhnung das heilige Abendmahl.[1] Die Erzählung einiger, der Papst habe die heilige Eucharistie als Gottesgericht genossen, zum Beweise, daß die ihm aufgebürdeten Verbrechen unwahr seien, und dem Könige hierauf die Hälfte der heiligen Hostie gereicht, damit er sie hinwieder als Beweis seiner Unschuld empfange, dieser jedoch sich geweigert, dürfte wohl ein Irrtum und eine Fabel sein.

Doch Heinrich war nicht der Mann, der seine Eide zu halten

---

[1] Die Scene zu **Canossa** ist weder ein Akt großer Härte, noch „erblaßte damals der Glanz des Kaisertums", wie man hie und da behaupten will. Der König stand nicht drei Tage und Nächte ohne Obdach und Nahrung im bloßen Hemde vor Kälte erstarrt da, sondern im Bußhemde über seinen sonstigen Kleidern, des Tags über nur und brachte die Nacht in der Herberge zu, wo er mit seinen Begleitern Speise und Trank nahm. Es zeigt von Unkenntnis der Rechtsanschauung, des Geistes und der Sitten damaliger Zeiten, in dieser öffentlichen, freiwillig übernommenen Buße etwas Schmachvolles und den König, wie die deutsche Nation Entehrendes zu erblicken. Ein protestantischer Geschichtschreiber (Leo) nennt den ganzen Vorgang „einen Triumph, den ein edler Mann über einen unwürdigen Schwächling feierte".

pflegte. Kaum war er in der Lombardei, so schmähte er, zur Freude der dortigen zahlreichen Gegner des Papstes, laut über diesen, ging nicht nur selbst nicht nach Augsburg, sondern traf auch Anstalten, die Reise des Papstes zu verhindern. Deshalb setzten jetzt die Deutschen im Frühjahre 1077 auf dem Reichstag zu Forchheim Heinrich ab und wählten dessen Schwager, den Herzog Rudolf von Schwaben zum Könige, welchen Gregor erst nach langer Zögerung, nämlich auf der Fastensynode 1080, anerkannte. Ein trauriger Bürgerkrieg begann in Deutschland, in welchem Heinrich, durch verschiedene Umstände begünstigt, bedeutende Vorteile errang. Unter anderem folgendes: Der dreijährige Kampf zwischen den beiden Fürsten endigte mit dem Tode Rudolfs, nachdem dieser in der Schlacht bei Merseburg die rechte Hand verloren hatte. Sterbend soll er gesagt haben: „Das war die Hand, womit ich meinem Könige Treue geschworen habe.“ Der moralische Eindruck dieses Ereignisses war bei vielen, die darin ein Gottesgericht sahen, für Heinrich günstig und sein Ansehen mehrte sich. Unterdessen hatte er auch auf der Versammlung von einigen Bischöfen zu Brixen den Papst nochmals seiner Stelle entsetzt und den verrufenen Erzbischof Guibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papste bestellt. Mit diesem zog er 1081 nach Rom, eroberte nach drei Jahren einen Teil davon, ließ sich da von seinem Papste zum Kaiser krönen, mußte aber bald darauf dem Bundesgenossen Gregors, dem normännischen Herzog Robert Guischard aus Rom weichen. Gregor hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, wo ihn Robert Guischard befreite. Aber die Verwüstungen, welche die Deutschen und Normannen in Rom angerichtet hatten, erbitterten nun auch die Römer gegen den Papst, so daß er sich genötigt sah, mit seinem Bundesgenossen sich nach Montecassino und dann nach Salerno zurückzuziehen. Er behielt auch in der äußersten Bedrängnis seinen unwandelbaren Starkmut und starb zu Salerno am 25. Mai 1085, wo er im Dome dieser Stadt auch seine Ruhestätte fand. Noch im Angesichte des Todes sprach er die Überzeugung von der Rechtlichkeit seines Strebens aus. „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung,“ waren seine letzten Worte.

Kann man diese Rechenschaft über sein Leben ohne Bedenken unterschreiben? Gewiß; steht ja Gregor VII. im Verzeichnisse der Heiligen Gottes!

Indessen fand er schon bei Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode Ankläger und Verteidiger, die beide auf zeitgenössische Berichte sich berufen. Der Zwiespalt unter ihnen zeigte sich noch 1728, als Benedikt XIII. die Feier des 1584 von Gregor XIII. kanonisierten siebenten Gregor allgemein einführte und allenthalben Tumulte entstanden, Fürsten, Bischöfe und Parlamente das Fest verboten. Die strengkirchliche Reformpartei aller Zeiten sah in ihm ihr Ideal, wie diejenigen, welche die Kirche als Magd des Staates zu sehen wünschten, ihn aufs grimmigste haßten. Gregors Wesen schloß eigentümliche Kontraste in sich: sein Gemüt war weich, bei der Darbringung des heiligen Meßopfers zerfloß er oft in Thränen und daneben wies sein Charakter eine Härte und Strenge auf, die auch von seinen besten Anhängern zuweilen getadelt wurden; in allen Händeln der Welt und ihrer Politik erfahren, verleugnete er gleichwohl nie die stille Sehnsucht nach der Einsamkeit des Klosters; ein praktischer Kopf, wie kein zweiter, spricht und handelt er zuweilen ganz aus der Eingebung eines tief mystischen Zuges. Bis an seinen letzten Lebenshauch war er seinem Plane treu geblieben, die Freiheit der Kirche von jedweder weltlichen Gewalt herzustellen. Dazu schien ihm nötig, daß der Kirche alles gehorche; deshalb faßte er die Herrschaft des römischen Stuhles über alle Reiche der Welt als hervorragendstes Mittel zum guten Zwecke ins Auge.

Inwieweit dies wahr ist, lehren die Quellen unzweideutig. So schrieb er am 20. März 1074 an König Sancho von Aragonien, „der Herr habe Petrus zum Fürsten über die Reiche dieser Welt bestellt.“ Laut einem seiner Briefe ist auch das Königreich Ungarn „Besitztum des heiligen Petrus und Lehen der apostolischen Majestät“. Im Herbst des Jahres 1079 schickte er einen Legaten zu dem kräftigen König Wilhelm dem Eroberer nach England, da sich dieser an des Papstes Verbot der Investitur nicht kehrte. Zugleich ließ er ihn an die Entrichtung des Peterspfennigs erinnern und muß ihn auch zur Treue gegen den römischen Stuhl vermahnt haben; denn Wilhelm schrieb dem Papste: Treue schwören wolle er nicht, weil er es nicht versprochen habe und weil es auch von seinen Vorfahren nicht geschehen; das Geld dagegen, welches während seiner Abwesenheit lässig eingetrieben worden, werde er senden. Als Philipp I. von Frankreich gleich Heinrich IV. vor wie nach die Investitur erteilte, richtete der Papst ein drohendes Schreiben an ihn, worin besonders der Satz auffällt: „Der König begebe sich der Simonie oder die durch einen allgemeinen Bannfluch in Schreck gesetzten Franzosen werden ihm den Gehorsam aufkündigen, außer sie zögen vor, dem Christentum zu entsagen.“ Demetrius Suimur wurde von Klerus und Volk zum Könige von Kroatien und Dalmatien gewählt und in einem Konzilium in Salona vom Legaten Gregors VII. investiert. Er leistete der römischen Kirche den Eid der Treue und versprach, einen jährlichen Tribut von zwei-

hundert Byzantinern „zur Anerkennung der vom apostolischen Stuhle ihm verliehenen Krone" zu zahlen.

Unter der bedeutenden Anzahl seiner ausführlichen Briefe befindet sich auch die berüchtigte Schrift Dictatus Papae, welche in siebenundzwanzig Sätzen die ausschweifendsten Anmaßungen der römischen Kurie enthält. Obwohl zwischen dem fünfundfünfzigsten und sechsundfünfzigsten Briefe des zweiten Buches befindlich, wird der Dictatus doch von den meisten Gelehrten als unterschoben und von einem der Feinde Gregors erdichtet angesehen, um dessen Grundsätze und Verfahrungsart recht verhaßt zu machen. Die Sätze stehen nämlich weder untereinander selbst, noch mit den Briefen in einigem Zusammenhang; kein gleichzeitiger oder bald danach lebender Schriftsteller macht von ihnen eine Meldung; auch die erbittertsten Gegner werfen dem Papste keinen dieser Sätze vor, die doch sehr geeignet wären, ihn in ein schlechtes Licht zu stellen.

157. Heinrichs IV. Untergang.

Wie Gregor VII. bereits auf die Wahl seiner Vorgänger Einfluß geübt hatte, so that er dies auch auf die seiner Nachfolger, indem er hiefür noch kurz vor seinem Tode auf Desiderius, Abt von Montecassino, Otto, Kardinalbischof von Ostia, und Hugo, Erzbischof von Lyon, hingewiesen hatte. Dennoch dauerte das Schisma, mit dem sein Pontifikat endigte, noch geraume Zeit fort. Obschon nämlich König Heinrich und Guibert in Rom einen mächtigen Anhang hatten, wurde doch Desiderius gewählt; dieser aber, der nicht die Kraft in sich fühlen mochte, unter solchen Stürmen der Zeit die Regierung der Kirche zu übernehmen, weigerte sich, seine Einsamkeit zu verlassen, und so gelang es erst nach einer Sedisvakanz von elf Monaten, ihn zur Annahme der Wahl zu bestimmen. Er nannte sich **Viktor** III. (1086—87). Nach seiner im ganzen bedeutungslosen Regierung vergingen wiederum sechs Monate, bis der Kardinalbischof Otto von Ostia als **Urban** II. (1088—99) gewählt wurde, derselbe, der auf der Kirchenversammlung 1095 zu Clermont das Abendland für den ersten Kreuzzug begeistert hatte. Die Verhältnisse erfuhren während dessen Regierung keine wesentliche Besserung und der Kirchenkonflikt kam um so weniger zum Ende, als zu dem Verbot der Laieninvestitur eben damals, zuerst auf der Synode von Melfi 1089, das weitere Verbot hinzutrat, welches den Geistlichen den Lehenseid gegenüber Laien untersagte.

In Deutschland hatte Rudolfs Nachfolger, Hermann von Salm-Luxemburg (1081—88), zur Zeit der neuen Papstwahl die Krone niedergelegt und wurde zunächst kein Gegenkönig mehr aufgestellt; doch gelang es Heinrich IV. auch jetzt nicht, seine Gegner zu überwinden. Dem Papste war es nämlich gelungen, die Markgräfin Mathilde zu bewegen, den jungen Welf, einen Sohn des Herzogs Welf von Bayern, 1089 zu heiraten, so daß die dem Kaiser feindliche Macht in Italien und Deutschland Zusammenhang bekam, und Heinrichs zweiter Zug nach Italien (1090) blieb ohne Erfolg, indem die Markgräfin trotz eines siebenjährigen Kampfes nicht erlag. Wiederum aber schien Heinrich das Glück zu lächeln, als der Bund zwischen Mathilde und Welf sich löste. Derselbe war vom Anfang an nur eine bloße Scheinehe: sie, die dreiundvierzigjährige Fürstin, hatte sich von ihm, dem neunzehnjährigen Jüngling, nie berühren lassen und er, der sie nur wegen ihrer Macht geheiratet hatte, trennte sich von ihr, als er erfuhr, daß sie bereits 1077 in Gregors Hand ihre Güter (Ligurien und Toskana) „zum Heile ihrer Seele" der römischen Kirche testiert habe. Da traf aber den Kaiser der bitterste Schlag aus der eigenen Familie: es empörte sich 1104 gegen ihn sein jüngerer, gleichnamiger Lieblingssohn Heinrich, obwohl er ihm eidlich Treue gelobt hatte.[1] Der Sohn stellte sich als Vertei-

[1] Der Kaiser hatte Feinde unter den Großen; ein Sohn Ottos von Nordheim war auf rätselhafte Weise ermordet worden und man sprach von des Kaisers früherer Gepflogenheit, lästige Gegner meuchlings aus dem Wege räumen zu lassen. In Regensburg wurde während eines Reichstags Sighard von Burghausen, ein Gegner des Kaisers, in einem Volksaufstand enthauptet und der Kaiser galt für den Anschürer, und da machten sich die Gegner an den jungen Heinrich. Bittere Erfahrungen aus der eigenen Familie hatte Heinrich IV. schon vorher machen müssen: 1087 starb ihm seine Gemahlin Bertha, 1089 vermählte er sich mit Adelheid (sie war Witwe des Markgrafen Udo von Stade, von Geburt eine russische Fürstin, und wird oft auch Praxedas oder auch Eupraxia genannt); 1094 entfloh sie ihm und klagte ihn (auf der Synode zu Piacenza) öffentlich unnatürlicher Laster an, ihm dadurch die Gemüter sehr entfremdend. Sodann hatten die Lombarden des Kaisers ältesten Sohn, den schönen, milden und frommen Konrad bewogen, daß dieser wider seinen Vater sich zum Gegenkönig aufwarf. Derselbe ward 1093 zu Monza vom Erzbischof Anselm von Mailand mit der eisernen Krone gekrönt, und 1095 mit Rogers von Sizilien Tochter Mathilde vermählt. Im Schmerz über den Abfall des Sohnes wollte Heinrich sich in sein Schwert stürzen, Freunde verhinderten den

diger der Kirche hin; ohne Zweifel gedachte er auf diese Weise die Krone für sich zu retten, da unter Heinrich IV. an eine Versöhnung mit der Kirche nicht zu denken war. Das folgende Jahr lockte er seinen Vater auf die Burg Beckelstein bei Kreuznach und nahm ihn gefangen. Ein Reichstag von Mainz setzte den Gefangenen ab; sein Sohn nahm ihm alles Gut und behandelte ihn so hart, daß er sich weder baden, noch den Bart abnehmen durfte. Es gelang dem alten Manne zwar, seiner Haft zu entrinnen, worauf er bei seinen Freunden Hilfe suchte, besonders bei dem Bischof Ottbert zu Lüttich und dem Herzog Heinrich von Lothringen. Da soll er auf der Flucht dermaßen in Not geraten sein, daß er den Bischof von Speier bat!, ihm eine Laienpfründe an der Domkirche zu geben, mit den Worten: „Ich habe mein Reich und alle meine Hoffnung verloren; für mich giebt es nichts Besseres, als das Schwert abzulegen; gieb mir also eine Präbende im Stifte zu Speier, denn ich kann lesen und noch im Chore dienen.“ Der Bischof schlug ihm die Bitte ab und Heinrich mußte seine Stiefel verkaufen, um Brot zu erhalten. So erreichte er Lüttich, wo er vom Bischofe gut aufgenommen und gehalten wurde, aber schon nach wenigen Tagen, am 7. August 1106, starb. Bischof Ottbert ließ ihn in der Lambertuskirche in Lüttich begraben; aber die übrigen Bischöfe ordneten die Wiederausgrabung des im „Kirchenbann Gestorbenen“ und die Beisetzung in einer ungeweihten Kapelle des Domes zu Speier an. Inzwischen hatte die Leiche sogar eine Zeit lang in der Klause einer Maaßinsel gelegen, von einem aus Jerusalem zurückgekehrten fremden Mönche bewacht, der dort einsam seine Trauerpsalmen sang, bis nach fünf Jahren Rom endlich den Bann aufhob und dann 1111 das Begräbnis in dem Kaiserdom zu Speier mit einer noch nie gesehenen Pracht gefeiert wurde. So endete dieses tragische Leben: eine schlechte Erziehung, maßlose Leidenschaft und ewiges Schwanken hatten die Regierung Heinrichs IV. zu einer der unglücklichsten gemacht. Daß er ein Mann von durchdringendem Verstande, rastloser Thätigkeit und unbesiegtem Mute, daß er freigebig und mitleidig, großartig im Verzeihen war, haben auch seine bittersten Gegner anerkannt.

Selbstmord und lange mochte er den kaiserlichen Schmuck nicht mehr anlegen. Konrad, 1099 in Aachen als Hochverräter verurteilt, starb übrigens schon zwei Jahre danach, wahrscheinlich an Gift.

158. Wormser Konkordat. Erste Lateransynode.

Als Urban II. zum Papste gewählt worden war, konnte er bei der Macht des Kaisers und seines Gegenpapstes Klemens gar nicht in Rom einziehen und mußte umherirren in Italien. Da unternahm er aber 1094 jene welthistorische Reise nach Frankreich, wo auf dem Konzil zu Clermont 1095 der erste Kreuzzug beschlossen wurde. Die sich daran knüpfende religiöse Erregung und Begeisterung verlieh dem Papste eine moralische Gewalt, gegen welche der Kaiser nicht mehr aufkommen konnte. Seit August 1098—1118 saß auf dem apostolischen Stuhle **Paschalis** II. Als im Jahre 1100 Klemens III. starb, ging zunächst das Schisma seinem Ende entgegen. Die Guibertisten stellten zwar noch drei Gegenpäpste auf; allein die beiden ersten mußten bald nach ihrer Erhebung, der zweite sogar noch am Tage seiner Wahl, Paschalis sich unterwerfen, und der dritte (Silvester IV.) gelangte überhaupt zu keinem Ansehen, wenn er sich auch sechs Jahre (1105—1111) behauptete. Da Paschalis mit gleicher Entschiedenheit wie seine Vorgänger die Laieninvestitur verwarf, so konnten schwere Kämpfe nicht ausbleiben.

Die damalige Tagesfrage, der Investiturstreit, kam zur Lösung zuerst in England.[1] Hier hatte Wilhelm II. (1087—1100) nicht bloß gleich seinem Vater Wilhelm dem Eroberer an der hergebrachten

---

[1] Um recht genau zu berichten, müßte man eigentlich sagen, daß dies früher noch in Frankreich der Fall war. Allein Philipp I. (1060—1108) hatte ohne alle Schwierigkeit auf Lehenseid und Investitur verzichtet und kam es hierüber eigentlich nie zu einem Streite. Dagegen entstand ein anderer Konflikt zwischen Papst und König, der sich die Befriedigung seiner Lüste nicht nehmen lassen wollte. Er hatte seine Gemahlin Berta verstoßen und Bertrada, die entlaufene Frau des Grafen Fulco von Anjou, geehlicht. Reinald, Erzbischof von Reims, mit seinen Suffraganen hatte diese Verbindung eingesegnet, gegen welche der fromme Ivo von Chartres sich wie ein zweiter Johannes mit seinem „Das ist nicht erlaubt" erhob. Verfolgung und Kerker konnten die Standhaftigkeit des Bischofs nicht brechen. Urban II. exkommunizierte nun auf der Synode zu Clermont 1095 das ehebrecherische Paar, worauf der König das Band zu lösen versprach, aber doch wieder rückfällig wurde. Erst auf der Synode zu Paris 1104 gelang es dem heiligen Ivo, den König und die Bertrada wieder mit der Kirche zu versöhnen.

Ernennung und Belehnung der Prälaten festgehalten: er trieb auch Schacher mit den Kirchenstellen, vergriff sich am Kirchengut und verfolgte den Erzbischof Anselm von Canterbury so heftig und beharrlich, daß dieser 1098 seine Zuflucht bei dem Papste suchte. Kaum aber hatte Heinrich I. (1100—35) den Thron bestiegen, rief er, von Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen die Kirche beseelt, auch sofort den verbannten Erzbischof zurück, forderte ihn jedoch auf, nach herkömmlichem Rechte den Lehenseid zu leisten und das Erzbistum aus seiner Hand zu empfangen. Bisher, zumal unter Wilhelm II., hatte es sich in England mehr um die Bedrückung im allgemeinen gehandelt; jetzt aber erzeugte die gestellte Forderung auch hier den Investiturstreit; denn Anselm lehnte das Ansinnen mit Verweisung auf das Kirchengesetz ab und ging, als die Verhandlungen mit Rom zunächst zu keinem Ergebnis führten, 1103 zum zweitenmal in die Verbannung. Doch dauerte der Konflikt nicht lange. Um dem ihm drohenden Banne zu begegnen, verzichtete Heinrich 1105 auf die Investitur unter der Bedingung, daß die Prälaten mit dem Lehenseid ihre Lehenspflicht anerkennen, und Paschalis beruhigte sich bei dem Vergleichsvorschlag, wenn er auch den Lehenseid eigentlich nicht gestattete.

Nicht so leicht dagegen kam es im Kaiserreich zu einer Verständigung. Hier hatte die Kirche mit dem Tode Heinrichs IV. nichts gewonnen; denn der Sohn war dem Vater ganz gleichgeartet und erwies sich vor den Augen der Zeitgenossen bald eben so treulos gegen den geistlichen wie früher gegen den leiblichen Vater. Nur zu bald zeigte sich, „daß man in Deutschland trotz der bestimmtesten Zusagen nicht geneigt war, die Investitur aufzugeben und daß der heftige Sinn des jungen Königs das Joch des Herrn nicht tragen wolle.“ Unterhandlungen zwischen Paschalis und Heinrich V. führten zum Vertrag von Sutri (1111), worin der Papst, der die Kirche lieber arm, „wenn nur frei“ sehen wollte, auf die Lehen der Äbte und Bischöfe, der König aber auf die Investitur verzichtete. Als jedoch dieser Vertrag vor der Kaiserkrönung verlesen wurde, erhoben die Bischöfe lauten Protest. Nun ließ Heinrich den Papst gefangen setzen und schüchterte diesen so ein, daß Paschal ihm das ganze Investiturrecht, um welches man so lange gestritten, mit dem denkwürdigen Worte: cogor pro ecclesiae libertate, zuerkannte. Auch versprach er, den König,

welchen er sofort, am 13. April, in St. Peter zum Kaiser krönte, nicht mehr bannen zu wollen. Bald jedoch erhob sich in Italien und Frankreich ein gewaltiger Widerspruch gegen das Heinrich gewährte Privilegium, das man pravilegium (Schandbrief) nannte. Eine 1112 in Rom zusammengetretene Synode beschloß zwar die Verwerfung und Ungültigkeitserklärung des dem Papste abgenötigten Vertrages, doch der Kaiser übte sein kirchliches Kronrecht ruhig weiter aus. Seinem Versprechen gemäß wollte der Papst nicht den Bann über ihn aussprechen; dafür aber that es noch im gleichen Jahre eine von Bischof Guido von Vienne geleitete Synode, den Kaiser als einen zweiten Judas exkommunizierend. Als auch Erzbischof Adalbert von Mainz in einigen Kirchen Deutschlands den Bann verkünden ließ, da stieg Heinrich zum zweitenmal über die Alpen, teils um seine Rechtsansprüche auf die Güter der verstorbenen Markgräfin Mathilde geltend zu machen,[1] teils um mit dem Papste zu unterhandeln. Dieser starb,[2] mit Kriegsrüstungen gegen den Kaiser beschäftigt, im Januar 1118.

---

[1] Die Markgräfin war 1115 gestorben; ihr Eigen hatte sie erst 1077, dann in einem förmlichen Schenkungsbriefe vom Jahre 1102 dem römischen Stuhle vermacht, ihre Lehen fielen ans Reich zurück; es war aber in den einzelnen Fällen schwer zu entscheiden, was Lehen, was Eigen sei. Die Ansprüche des Kaisers und des Papstes stritten gegeneinander, jener nahm zunächst alles für das Reich in Anspruch, der Papst solle zuerst beweisen, was Eigen sei; der Papst hingegen nahm alles für die Kirche in Anspruch, der Kaiser solle zunächst beweisen, was Reichslehen gewesen sei.

[2] Paschalis' Tod wurde Veranlassung einer neuen Spaltung. Als Gelasius II. gewählt war, stürzte ein Cincius Frangipani mit bewaffneter Mannschaft in die Kirche, stieß den Papst zu Boden, schlug ihn blutig und zog ihn bei den Haaren in sein Haus, wo er ihn gefangen hielt. Ein Volksaufstand zwang den Frangipani, den Papst wieder frei zu lassen; allein Heinrich V. eilte gleich nach erhaltener Botschaft nach Rom, ließ vorläufig dem Gelasius wissen, daß er ihn nur dann anerkenne, wenn er den (erzwungenen) Vergleich mit Paschalis bestätige, sonst aber einen anderen Papst einsetzen werde, und stellte auch nach des Gelasius Weigerung den Erzbischof Moriz Burdinus von Braga als Gegenpapst auf, der sich Gregor VIII. nannte. Gelasius mußte fliehen, erst nach Gaëta, dann nach Clugny, wo er auch starb. Den neuen Papst Kalixtus nahmen 1120 die Römer freudigst auf und verjagten Burdinus, der nach Sutri floh. Die Einwohner dieser Stadt lieferten den Flüchtling an die normännischen Soldaten aus, die ihn auf einem Kamele mit nach rückwärts gekehrtem Gesichte sitzend, mit einem Schaffelle statt des päpstlichen Man-

Nach dem einjährigen Pontifikate Gelasius' II. kam, durch eine in Clugny erfolgte Wahl, obgenannter Erzbischof Guido von Vienne als **Kalixt** II. (1119—24) zur Regierung, und bald erneuerte dieser auf einer Synode zu Reims den Bannstrahl gegen Heinrich. Andererseits drang aber auf dieser Synode die Ansicht durch, daß die fürstliche Belehnung mit den kirchlichen Gütern nicht so unzulässig sei, als bisher angenommen worden war, und dieses Entgegenkommen seitens der kirchlichen Partei war ein bedeutsamer Schritt zum Frieden, zu welchem namentlich der einst von Heinrich auf Schloß Trifels gefangen gehaltene Erzbischof Adalbert von Mainz viel mitwirkte. Nach mannigfachen Verhandlungen wurde endlich ein Vergleich geschlossen, der von seiten des Kaisers und der päpstlichen Legaten am 23. September 1122 zu Worms feierlich vollzogen wurde und daher auch das **Wormser Konkordat** oder Pactum Calixtinum heißt. Demgemäß verzichtet der Kaiser auf die Investitur mit Ring und Stab; die Bischöfe und Äbte werden nach den Kirchengesetzen und in Gegenwart des Kaisers ohne Gewalt und Simonie gewählt und der Kaiser belehnt sie sodann mit den Reichsgütern durch das Symbol der weltlichen Macht, das Reichsscepter, in Deutschland vor, in Burgund und Italien aber nach der Konsekration. So wurde der lange, fünfzigjährige Streit geendigt, indem die Kirche ihre Freiheit wahrte, aber auch den Kaisern so viel zugestanden wurde, als sie billigerweise ansprechen konnten. Die Freude über die hergestellte Einigkeit war so groß, daß man in einigen Urkunden aus jener Zeit das Jahr dieses Vergleiches als Datum statt des Geburtsjahres Christi angegeben findet. Seine feierliche Bestätigung erhielt dieses erste Konkordat, das in der

---

tels behangen, nach Rom führten, wo sie ihn ermorden wollten. Kalixt entzog ihn jedoch ihren Händen und ließ ihn in ein Kloster sperren, wo er sein Leben in unfreiwilligen Bußübungen hinbrachte. Auf der Lateransynode vom Jahre 1123 aber wurden alle Ordinationen von der Zeit an, da er durch Calixt in Bann gethan worden, oder von den Bischöfen, die er seitdem ordiniert, vorgenommen worden waren, für null und nichtig erklärt. — Wenn es vielfach heißt, daß sich Heinrich bei seinem Aufenthalte in Rom 1117 von diesem Burdinus habe zum zweitenmal krönen lassen, und zwar am Osterfeste, so soll dieses keine eigentliche Krönung, sondern Gewohnheit gewesen sein, daß an den Hauptfesten den Königen in der Kirche jedesmal vom Bischofe die Krone aufgesetzt wurde.

Geschichte vorkommt, durch das **neunte allgemeine** oder erste Konzil im **Lateran**, März 1123, welches zugleich die erste im Abendland gehaltene allgemeine Synode ist. Durch die meisten übrigen Kanones dieser allgemeinen Kirchenversammlung wurden nur frühere bestätigt.[1] Auch wurde Heinrich von dem Banne gelöst, mit dem er auf der Reimser Synode belegt worden war.

Dieser jedoch überlebte den Abschluß des Friedens nicht lange; er starb kinderlos am 23. Mai 1125 an einer krebsartigen Krankheit zu Utrecht. Seine Güter erbten auf die Hohenstaufen, deren Geschlecht im Kampfe für diese beiden letzten Könige aus dem fränkisch-salischen Hause emporgekommen war.

Die ersten Jahrzehnte nach dem Wormser Konkordat.

159. Die Doppelwahlen in Rom.

Damals, als die deutschen Fürsten in Forchheim jenen Tag hielten, den 15. März 1077, auf welchem sie ihren König Heinrich abgesetzt und Rudolf erwählt hatten, mußte dieser ausdrücklich geloben, daß er in keiner Weise daran denken wolle, die Krone in seiner Familie erblich zu machen. Damit war ein Hauptzweck der deutschen Großen erreicht: Deutschland war ein förmliches Wahlreich, die regierende Familie besaß kein Anrecht mehr auf die Krone. Nach dem Aussterben des fränkischen Kaiserhauses mit Heinrich V. machte sich dessen Schwestersohn Friedrich von Hohenstaufen die sicherste Hoffnung auf die Kaiserkrone; allein die Wahl fiel auf Antrieb des päpstlichen Legaten Adalbert von Mainz nicht auf ihn, sondern auf den zwar weniger kräftigen, aber mehr nachgiebigen Herzog von Sachsen, auf **Lothar II.** (1125—37), nachdem dieser versprochen, den Prälaten den Lehenseid zu erlassen. Der Widerstand Friedrichs scheiterte an der Verbindung Lothars mit dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von

---

[1] Hervorgehoben verdient Kanon 15 zu werden, welcher lautet: Jeder Falschmünzer oder wissentliche Ausgeber von falschen Münzen soll als Unterdrücker der Armen und Störer des Staates aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen werden.

Bayern, welchem Lothar seine Tochter zur Gemahlin, Braunschweig zur Mitgift und Sachsen als Lehen übergab. Damit war die Macht des welfischen Hauses, aber auch jener fürchterliche Zwiespalt zwischen ihm und den Hohenstaufen begründet, der unter der etwas späteren Benennung der Welfen und der Ghibellinen auf lange Zeit über Deutschland und Italien Unglück und Zerrüttung brachte.[1] Aus dem zunächst entbrannten neunjährigen Kampfe der beiden Häuser den rechten Gewinn zu ziehen, ward Rom durch das Schisma gehindert, welches durch zwiespaltige Wahlen nach Kalixts Tode hervorgerufen wurde.

In den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst hatten wiederum mehrere römische Adelsfamilien bedeutende Macht erlangt, besonders die Frangipani und die (christlich gewordene reiche Judenfamilie der) Pierleoni, welche das Beispiel der früheren Grafen von Tusculum und der Crescentier nachahmten. So war die Freiheit der Papstwahl abermals ernstlich bedroht und es kam 1124 und 1130 zu Doppelwahlen. Die erstere verlief noch ohne besondere Störung. Als nämlich der Kardinalpriester Theobald kanonisch gewählt war und sich als Papst Cölestin II. nannte, rief dagegen Robert Frangipani den Kardinalbischof Lambert von Ostia als Papst aus. Theobald trat daraufhin, freiwillig oder gezwungen, sofort zurück und nun wurde Lambert einstimmig gewählt. Er nannte sich **Honorius** II. (1124—1130). Dieser Papst erweiterte die päpstliche Macht dadurch, daß er zur Kaiserwahl Lothars im Jahre 1125 einen

---

[1] Die Welfen oder Guelphen kamen im elften Jahrhundert aus Italien nach Deutschland, wo ihr Stamm in den Linien des Hauses Braunschweig noch fortblüht und das Andenken an diesen berühmten Namen in dem hannoveranischen Guelphenorden erneuert wurde. Als Kaiser Lothar gestorben war, wurde als Nachfolger Konrad von Hohenstaufen gewählt und nicht, wie man vielfach erwarten mochte, Lothars Schwiegersohn, Heinrich der Stolze. Als darob zwischen diesem und Konrad, beziehungsweise ihren Brüdern Welf VI. und Friedrich 1140 der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide Parteien voneinander unterschieden. Den Namen Waiblingen, wie nämlich eine Burg der Hohenstaufen an der Rems hieß, änderten die Italiener, um sich die Aussprache zu erleichtern, in **Ghibellinen** um, und so hießen seit Konrad III. die Anhänger der kaiserlich gesinnten Partei, während die der Gegenpartei, zu welcher auch die Päpste gehörten, **Welfen** genannt wurden.

Gesandten schickte und hinterher die Wahl bestätigte. So war jetzt gerade das umgekehrte Verhältnis zwischen Kaiser und Papst eingetreten: früher bestätigte der Kaiser den gewählten Papst, jetzt aber dieser den erwählten Kaiser. Auch wußte es der Legat bei dieser Gelegenheit durchzusetzen, daß der Kaiser in Zukunft nicht mehr an den Prälatenwahlen irgend einen Anteil nehmen, vielmehr daß er den ohne sein Beisein Gewählten erst nach der Konsekration den Eid abnehmen sollte.

Als Honorius starb, kam das Schisma, das bereits bei seiner Erhebung drohte, wirklich zum Ausbruch. Einige der Kardinäle wählten in Eile ihren Kollegen Gregor als **Innocenz** II. (1130—1143), die übrigen, und zwar die Mehrzahl, erhoben ungefähr drei Stunden später den Kardinal Petrus aus der Familie Pierleoni als **Anaklet** II. Dieser behauptete sich in Rom und brachte auch Roger von Sizilien auf seine Seite, den er später zum Könige krönte. Innocenz dagegen mußte die Stadt verlassen, wurde aber, hauptsächlich durch den Einfluß des heiligen Bernhard von Clairvaux, auf verschiedenen Synoden in Frankreich, England und Deutschland als der rechtmäßige Papst anerkannt und 1133 durch Lothar, dessen Hilfe er in Lüttich angerufen, nach Rom zurückgeführt. Hier empfing der König die Kaiserkrone;[1] auch wurde die Angelegenheit bezüglich der Mathildischen Güter dahin geordnet: Lothar anerkannte ihre Schenkung an Petri Stuhl; da aber Allodien und Reichslehen schwer zu scheiden waren, so belehnte der Papst den Kaiser und seinen Schwiegersohn (den Bayernherzog Heinrich den Stolzen) auf Lebenszeit damit gegen eine Jahresrente von hundert Pfund Silber.

Nach dem baldigen Abzuge des Kaisers sah sich Innocenz II. genötigt, die ewige Stadt wieder zu verlassen. Er begab sich diesmal nach Pisa, feierte 1135 ein Synode, kehrte aber 1137 unter

[1] Entweder bei Gelegenheit dieser Krönung oder bei der Belehnung hielt Lothar dem Papste, als dieser zu Pferde stieg, den Steigbügel — eine Artigkeit, welche selbst die vornehmsten Damen den Rittern erwiesen, und die gegen die Ungezogenheit, womit nachmals der erste Fürst der Christenheit behandelt wurde, grell genug absticht. Wenn diese Höflichkeit zur Gewohnheit und aus dieser eine Forderung wurde, so war das richtige Verhältnis schon nicht mehr vorhanden, weil das religiöse Gefühl, die willige Anerkennung der hohen Würde fehlte und nur die hievon getrennte, darum widrige und lästige Ceremonie blieb.

dem Schutze Lothars nach Rom zurück. Auf seinem Rückwege nach Deutschland erkrankte der Kaiser zu Trient und starb, weil er seine volle Genesung nicht abgewartet hatte, noch im Dezember desselben Jahres in den Alpen an einem Orte, welcher Breduvan genannt wurde. Lothars Tod hätte für Innocenz sehr nachteilig werden mögen, wenn nicht auch Anaklet anfangs Januar 1138 gestorben wäre. Seine Anhänger wählten zwar einen neuen Gegenpapst, welcher sich Viktor IV. nannte; doch dieser unterwarf sich samt seinem Anhange schon nach zwei Monaten freiwillig dem rechtmäßigen Oberhirten. Damit hatte das Schisma ein Ende.

160. Die Republik in Rom. Zweite Lateransynode.

Was Deutschland betrifft, hatte der Papst neue Kämpfe zu besorgen, wenn Lothars Schwiegersohn, der Bayernherzog, dessen stolzen und hartnäckigen Sinn Innocenz schon bei des Kaisers zweiter Fahrt nach Italien kennen gelernt hatte, den Thron bestieg. Allein die Fürsten haßten ihn seiner Macht und seines Hochmutes wegen; sie warteten nicht erst den zur Königswahl ausgeschriebenen Reichstag in Mainz ab, sondern traten wie zu einer Vorberatung schnell in Koblenz im März 1138 zusammen und wählten da den Hohenstaufen **Konrad** III. (1138—1152). Der anwesende päpstliche Legat Dietwin erklärte die Zustimmung des apostolischen Stuhles und krönte auch den neuen König zu Aachen über dem Grabe Karls des Großen. Getäuscht in seinen Hoffnungen, verweigerte Heinrich dem Neugewählten seine Anerkennung; dieser aber zeigte dem Herzoge, daß er sich darauf verstehe, die königliche Gewalt zur Schwächung der Welfen zu gebrauchen.[1]

---

[1] Es sei verfassungswidrig, erklärte er, daß ein Fürst in Deutschland zwei Herzogtümer inne habe und darum müsse Heinrich einen Teil der Reichslehen zurückgeben — er war vom sterbenden Lothar auch zum Herzog von Sachsen ernannt worden. Da der Herzog jetzt nicht gehorchen wollte, wurde er 1138 in die Reichsacht erklärt, verlor Bayern und Sachsen und starb darüber schon 1139, erst siebenunddreißig Jahre alt: der schnelle Wechsel von Höhe und Fall, von Hoffnung und Furcht hatte seine Lebenskraft gebrochen. Sein Bruder Welf VI. suchte die bayerische Sache zu verfechten, wurde aber 1140 bei Weinsberg, wo zum ersten Male die Parteilosung „Hie Welf! hie Waiblingen!“ gehört wurde,

In die italienischen Streitigkeiten zwischen den Päpsten, den Normannen und den rebellischen Römern ließ sich jedoch Konrad nicht ziehen, obwohl er mehr als einmal dazu eingeladen und ihm sogar die Herrschaft der Stadt Rom angeboten wurde. In der Kirche waren die Unruhen durch den streitsüchtigen Abälard, durch die bereits mächtig gewordenen neueren Häresien der Petrobrusianer und Henricianer, besonders aber durch den Rebellionsprediger Arnold von Brescia, einen Schüler Abälards, auf das höchste gesteigert. Dieser Arnold, der nur sehr uneigentlich zu den Häretikern gerechnet werden kann, lehrte nicht bloß in den Schulen, sondern öffentlich vor dem Volke, daß der Klerus seine vielen und reichen Einkünfte an die Laien abtreten, zur einfachen Lebensweise der Apostel zurückkehren und vom Almosen leben müsse. Und das Volk in Rom, nach Unabhängigkeit lüstern, ließ sich durch solche Reden bereden, die geistliche Herrschaft abzuwerfen, wofür es 1143 die alte **Republik** mit einem souveränen Senate wiederherstellte. Der Papst, der Kaiser und Könige entwaffnen konnte, war nicht imstande, seine eigene Residenz in Ordnung zu halten. Noch unglücklicher war Innocenz in seinem Kriege gegen die Normannen, deren Herzog, Roger von Sizilien, für Anaklets Sache eingetreten war. Dafür hatte ihm Kaiser Lothar bei seinem zweiten Zuge nach Italien Apulien und Calabrien abgenommen. Nach seinem Abzuge aber riß Roger Unteritalien wieder an sich und nahm jetzt sogar den Papst, der an der Spitze eines Heeres gegen ihn ausgezogen war, gefangen.

Wenige Monate vorher, im Frühjahr 1139, hielt Papst Inno-

---

mit großem Verluste in die Flucht geschlagen. Doch gab Konrad Sachsen an Heinrich den Löwen, den unmündigen Sohn Heinrichs des Stolzen, zurück; Bayern aber kam an den Herzog Leopold von Österreich und schon 1141 an dessen Bruder und Nachfolger Heinrich Jasomirgott, so genannt von seiner Lieblingsbeteuerung, der die Witwe Heinrichs des Stolzen heiratete. — Zum Jahre 1140 bemerken die großen Kölner Jahrbücher, wie durch die Treue der Frauen die Bürger von Weinsberg gerettet wurden. Die männliche Bevölkerung hätte ihren Widerstand mit dem Tode büßen sollen; den jammernden Frauen dagegen wurde gestattet, so viel von ihrem teuersten Gute mitzunehmen, als sie tragen könnten. Da erschienen die Frauen in langem Zuge und jede trug als das teuerste Gut — ihren Gatten auf dem Rücken. Konrad war zwar überlistet; doch bemerkte er gegen diejenigen, welche die List nicht gelten lassen wollten: „Es gezieme sich nicht, ein Königswort zu deuteln."

cenz II. auf dem **Lateran** zu Rom eine große Synode, welche als die zehnte allgemeine und zweite lateranensische Kirchenversammlung angesehen wird. Die versammelten Bischöfe und Äbte, ungefähr tausend an der Zahl, sprachen gegen Roger von Sizilien den Bann aus, erklärten alle Weihen Anaklets für ungültig, entsetzten die von ihm erhobenen Geistlichen ihrer Würden, stellten dreißig Kanones fest, welche gegen die Simonie, Unenthaltsamkeit, Kleiderpracht der Geistlichen, den Bruch des Gottesfriedens, die lebensgefährlichen Kampfspiele gerichtet waren. Auf die thätlichen Injurien und Mißhandlungen von Geistlichen oder Ordenspersonen ward nach dem Vorgange früherer Satzungen das Anathem gesetzt (privilegium canonis) und dem Arnold von Brescia verboten, das Volk durch seine Predigten weiter aufzuwiegeln.

Der Bann, den die Synode gegen Roger schleuderte, vermochte ihn keineswegs zur Unterwerfung zu bestimmen. Als der Papst aber sein Gefangener wurde, kam doch ein Friede mit Roger zustande, der Befreiung vom Banne, Anerkennung des Königstitels von Sizilien, sowie die Belehnung mit Apulien und Capua erlangte, dafür den Lehenseid leistete und einen jährlichen Zins versprach. Das Konzil hatte seinen Hauptzweck, Beseitigung des Schismas, zwar erreicht, und jubelnd empfingen die Römer den Papst; da dieser ihnen aber jetzt die Zerstörung der Stadt Tivoli, die ihre Befestigungen vermehrt und mehrerer benachbarter Kastelle sich bemächtigt hatte, verweigerte, wurde ihm der Gehorsam gekündigt, darauf eben die Republik errichtet und der deutsche König im Namen des senatus populusque Romanus eingeladen, zu Rom seinen Sitz zu nehmen und von hier, wie früher Konstantin und Justinian, die Welt zu regieren. Konrad that es zwar nicht; doch dauerte die neue republikanische Verfassung auch nach dem Tode des Papstes Innocenz II. fort.

Seine beiden ersten Nachfolger regierten zu kurze Zeit, um die frühere Ordnung wiederherstellen zu können. **Cölestin** II. starb fünf, **Lucius** II. elf Monate nach seiner Wahl und zwar dieser an einer Wunde, die er im Kampfe gegen die aufrührerischen Römer erhalten hatte. Sein Nachfolger **Eugen** III. (1145—1153) mußte ob der Unruhen den päpstlichen Sitz nach Viterbo verlegen, wo er den Schmerzensruf der Erstürmung Edessas durch die Türken vernahm und dann den heiligen Bernhard zur Predigt eines neuen Kreuzzuges

aufforderte. Wohl konnte er mit Hilfe der Tivoleser noch Ende des Jahres 1145 nach Rom zurückkehren; aber trotz eines zweimaligen Vergleiches mit der Republik mußte er doch immer wieder fort und die meiste Zeit außerhalb Roms zubringen. Das Hauptverdienst um die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Italien und im Kirchenstaate gebührt dem heiligen Bernhard, der seinem ehemaligen Schüler, dem Papste Eugen III., das berühmte Buch de consideratione zuschickte, worin er den Papst, „seinen Sohn und Vater", aufforderte, über den vielerlei äußerlichen weltlichen Beschäftigungen die Sorge für sein und der Gläubigen Seelenheil nicht zu vergessen und mannigfache Schattenseiten des damaligen Papsttums freimütig zwar, oft aber auch einseitig tadelte. Wegen der täglich vor den Papst kommenden Rechtshändel ruft er ihm zu: „Freilich hallt es in Deinem Palaste täglich vom Gesetz, aber vom Gesetze Justinians, nicht des Herrn." Da er voraussieht, daß durch Welthändel am päpstlichen Hofe die geistliche Aufgabe des Oberhirten der Christenheit verloren geht, so dringt er auf Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalt. „Wisse, daß, um das Werk des Propheten zu vollbringen, Du das Messer des Winzers brauchst und nicht das Scepter . . . Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen nennt man gnädige Herren. Ihr aber nicht also. So ist klar, den Aposteln ist die Herrschaft untersagt. Wenn Du beides zugleich haben willst, wirst Du beides verlieren . . . Kein Gift, kein Schwert fürchte ich mehr für Dich, als die Herrschsucht."

Ein wichtiges Ereignis in dem Pontifikate Eugens ist der im März 1153 zwischen ihm und König Friedrich I., dem Nachfolger Konrads, abgeschlossene Vertrag von Konstanz, worin letzterer versprach, die Herrschaft des Papstes im Kirchenstaate wiederherzustellen, die Gerechtsame des heiligen Petrus zu schützen, den Griechen keinen Besitz in Italien zu gestatten, sowie ohne Einwilligung des Papstes keinen Frieden mit König Roger und den Römern zu schließen; der Papst aber verhieß, den König als teuersten Sohn des heiligen Petrus zu ehren, bei seiner Ankunft in Rom ihm die Kaiserkrone zu erteilen, gegen jeden Reichsfeind mit geistlichen Waffen ihm beizustehen und die Ansprüche des griechischen Hofes auf Italien zurückzuweisen. Bei seinem baldigen Tode erlebte Eugen die Ausführung des Versprechens nicht mehr; ebenso ward die Hilfe seinem Nachfolger **Anastasius** IV.

nicht mehr zu teil, da dessen Regierung nur sechzehn Monate währte. Infolge des bald hernach zwischen Papsttum und Kaisertum ausbrechenden Konfliktes kam der Vertrag überhaupt nur zu unvollständiger Ausführung. Der Abschluß des Vertrages ist den Bemühungen des gelehrten Staatsmannes Wibald, Abt von Stablo und Corvey, zuzuschreiben. Derselbe hatte schon unter Lothar III. und noch mehr unter Konrad III. großen Anteil an den Staatsgeschäften genommen und erlangte auch unter Friedrich I. eine einflußreiche Stellung, in welcher er zwar nicht alle Eingriffe desselben in die kirchlichen Gerechtsame verhindern konnte, wohl aber den Ausbruch größerer und heftigerer Konflikte verhütete. Friedrich wollte nämlich schon 1152 auf dem Reichstage zu Ulm die Exkommunikation der Verletzer des Kirchengutes erst von einem vorausgegangenen weltlichen Spruche abhängig machen; auch griff er um dieselbe Zeit in die Bischofswahl mit Verletzung des Wormser Konkordates ein.

Anmerkung. Mit Papst Cölestin II. (1143—44) beginnen „die Päpste im Spiegel der Prophezeiung“ des heiligen **Malachias** († 1148), der im zwölften Jahrhundert Erzbischof von Armagh und Irlands Metropolit war. Die merkwürdige Weissagung dieses großen Heiligen wurde aus dem Buche „Lignum vitae“ zuerst bekannt, das Arnold Wion, ein Benediktiner, 1595 veröffentlichte. Dieselbe machte in der gelehrten katholischen Welt, wie außer derselben, um ihres Gegenstandes willen nicht geringes Aufsehen und wurde in vielen Büchern wieder abgedruckt und weiter verbreitet. Es konnte nicht fehlen, daß die Meinung der Gelehrten über die Echtheit und das Ansehen dieser Prophetie auseinander gingen. Da sich aber dieselbe im Laufe von Jahrhunderten augenfällig bewährt hat, ist sie zu immer höherem Ansehen gestiegen; sie ist insbesondere in Rom zur Zeit einer Papstwahl in jedermanns Munde, und weit entfernt, daß der heilige Stuhl über dieselbe irgend eine Censur verhängt hätte, haben einzelne Päpste sich nicht undeutlich durch die That zu ihren Gunsten ausgesprochen. Darum wird sie auch fortleben und der Blick auf die Zukunft des apostolischen Stuhles von den Andeutungen dieser Prophetie getragen werden. In ihr sind die Päpste in ihrer Aufeinanderfolge durch die Jahrhunderte in Bildern und Symbolen bezeichnet. Die letzten dieser Weissagungen für die Päpste seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts lauten: Peregrinus apostolicus (= Pius VI. 1775—1800), Aquila rapax (= Pius VII. 1800—1823), Canis et Coluber (= Leo XII. 1823—1829), Vir religiosus (= Pius VIII. 1829—1831), De balneis Hetruriae (= Gregor XVI. 1831—1846), Crux de Cruce (= Pius IX. 1846—1878), Lumen in coelo (= Leo XIII.). Dann folgen: Ignis ardens, Religio depopulata, Fides intrepida, Pastor angelicus, Pastor et nauta und Flos florum. Von jetzt ab haben die Prophezeiungen einen geheimnisvollen Charakter; das Ende

der Welt scheint bevorzustehen, es giebt nur noch vier Päpste: De medietate lunae, De labore solis, Gloria olivae und In persecutione extrema sanctae Romanae Ecclesiae sedebit Petrus Romanus (secundus). Diese Bezeichnung des letzten Papstes ist, wie die aller seiner Vorgänger, ohne Zweifel nur eine symbolische, wodurch dem Einwurfe jener begegnet wird, welche die Weissagung des heiligen Malachias deshalb verwerflich finden, weil der Name des letzten Papstes gegen die gesetzliche Gewohnheit der Päpste verstoße, sich nicht den Namen „Petrus" beizulegen. Diese gesetzliche Gewohnheit kannte der Seher sehr wohl, und wenn er nun den letzten Papst mit „Petrus" bezeichnet, so kann diese Bezeichnung nur im Hinblick auf diesen oder jenen Umstand im Leben des letzten Papstes, dem wir auch im Leben des ersten Petrus begegnen, gewählt worden sein.

Der Kenner der Geschichte wird an den wenigen obigen Beispielen ersehen, durch welch zutreffende Symbole die Päpste darin bezeichnet sind, das des „päpstlichen Wanderers" im Leben des Papstes Pius VI., oder des „raubenden Adlers" bei seinem Nachfolger, da der französische Raubadler unter Pius VII. dem heiligen Stuhle alles entrissen hatte, aber dieser Papst dann, an Schwungkraft des Geistes einem Adler gleich, dem römischen Stuhle alles wieder eroberte. Und war nicht Leo XII. ein treuer Wächter der Kirche, ausgerüstet mit der Klugheit einer Schlange? oder Pius VIII. nicht ein tief religiöser Mann? Er wußte sein heftiges Temperament, durch knotige Gicht und Flechtenübel noch mehr gereizt, kräftig zu beherrschen. Auch die Denkmünze, die er ob seiner Erhebung zum Pontifikate prägen ließ, zeigt die Religion stehend und zwei Engel, welche die päpstliche Krone und die Petersschlüssel halten, mit der Umschrift (in Latein): „Des Vaters Thränen der Kinder Freude." Das Prädikat, womit Gregor XVI. bezeichnet wurde, hat seine Erfüllung gefunden in dem Umstande, daß dieser Papst im Jahre 1839 durch den Kardinal-Staatssekretär Lambruschini allen Professoren und Gelehrten des Kirchenstaates verbieten ließ, an der im Oktober jenes Jahres in den Bädern von Pisa zu haltenden, revolutionäre Tendenzen verfolgenden Versammlung italienischer Naturforscher irgend einen Anteil zu nehmen. Die Richtigkeit der Symbole bei dem letzt verstorbenen und dem jetzt regierenden Papste benötiget nicht erst eines Nachweises; sie ist aller Welt bekannt. — In Arnold Wions Buche ist den prophetischen Bezeichnungen auch deren Deutung bis auf Urban VII. 1590 beigefügt; dieselbe ist aber nicht von Wion, sondern, wie er am Schlusse selbst bemerkt, von Alfons Ciaconi aus dem Predigerorden. Die Begründung der Zutrefflichkeit der Symbole im Leben der nachfolgenden Päpste findet sich unter anderem in der diesbezüglichen Abhandlung der „Kirchen-historischen Schriften" des weiland Leitmeritzer Domkapitulars Dr. Ginzel, denen auch diese Angaben entnommen sind.

Die Päpste im Kampfe mit den Hohenstaufen.

161. Vorspiel des Kampfes unter Papst Hadrian IV.

Sieht man sich die Dinge bei dem rechten Lichte an, wird man finden, daß das Wormser Konkordat nicht so sehr den Frieden zwischen Staat und Kirche bedeutet hatte, als vielmehr nur einen vorübergehenden Waffenstillstand. Sobald das Haus der Hohenstaufen die Herrschaft Deutschlands über ganz Italien und im Zusammenhange damit die Aufrichtung einer kaiserlichen Universalmonarchie von Rom aus erstrebte, mußte es notwendigerweise die traditionelle Politik des Papsttums, wie selbe sich seit Gregor VII. ausgebildet, durchkreuzen. Da der daraus hervorgegangene Streit sich zuletzt zu einem wahren Vernichtungskampf steigerte, so war es natürlich, daß zwar die unüberwindliche Kirche geschwächt und mißhandelt werden, der Kampf aber nur mit dem Untergange des anderen Teiles, der Hohenstaufen nämlich, enden konnte. Diese denkwürdige Epoche des hundertjährigen Kampfes der Päpste mit den hohenstaufischen Kaisern beginnt mit Papst **Hadrian** IV. (1154—1159) und Kaiser **Friedrich** I. **Barbarossa** (1152—1190).

Die Fürsten hatten nach Konrads Tod nur die Wahl zwischen Heinrich dem Löwen und dem Hohenstaufen Friedrich: sie entschieden sich für letzteren, weil von ihm eine Versöhnung mit den Welfen zu hoffen war; denn er war mütterlicherseits selbst Welfe und dazu Jugendfreund Heinrichs des Löwen. Wirklich gab er diesem 1154 auf einem Reichstage das Herzogtum Sachsen zurück und sprach ihm ebenso Bayern wieder zu. Zur Entschädigung für den Babenberger Heinrich Jasomirgott, der um Bayern mit den Welfen lange Krieg geführt hatte, wurde die Markgrafschaft Österreich 1156 zu einem, auch in weiblicher Linie erblichen, den Kur- oder Erzfürstentümern gleichgestellten Herzogtum erhoben, dem fast gänzliche Freiheit von allen Leistungen gegen König und Reich bewilligt wurde, weil es als Vorwache Deutschlands und von nichtdeutschen Völkern fast ganz umgeben, genug zu leisten hatte. Doch schien der einunddreißigjährige Friedrich auch an und für sich der Krone in jeder Beziehung würdig: eine königliche Heldengestalt, war er schön, kräftig und schlank,

blauen feuersprühenden Auges, heiteren durchdringenden Blickes, mit kurzen blonden Locken über der stolz gewölbten Stirn, mit freiem schönen Angesicht und rötlichem Bart, daher Barbarossa oder Rotbart genannt. Er war reich gebildet, der lateinischen Sprache mächtig, liebte besonders das Studium der Geschichte, voll edler Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme, Karl dem Großen als Vorbild nacheifernd. Trotz seiner Streitigkeiten mit den Päpsten hing er der christlichen Religion aufrichtig an und achtete das Anhören des göttlichen Wortes hoch, so daß während der Predigt kein Mensch ein Wort an ihn richten durfte.

Unbestritten war des Königs Ansehen im Reiche, nicht so in Italien. Dort gährten republikanische Ideen und war im Städteleben ein außerordentlicher Aufschwung, eine ungewöhnliche Regsamkeit aller Kräfte und ein erstaunlicher Reichtum, dabei aber Leben und Sitte sehr einfach. Diese Freiheit hatte sich gebildet während des Streites zwischen Kaisern und Päpsten. Bedeutsam war die Stelle, welche die Päpste in diesem Streite nahmen. Zuerst riefen sie die Kaiser gegen die aufkeimende Freiheit zu Hilfe, welche die Rechte der Kirche antastete; dann verbanden sie sich mit der jungen Freiheit, als die Macht des Kaisers die Selbständigkeit der Kirche zu bedrohen begann. In die damaligen Schicksale Roms und Italiens hatte, wie wir es schon gesehen haben, Arnold mit seinen Umsturzideen tief eingegriffen. Ein Beschluß der zweiten Lateransynode hatte ihm befohlen, Italien zu verlassen. Er war nach Frankreich, dann nach Zürich gegangen. Als Eugen III. gewählt war, trat er an diesen Papst heran mit der Bitte um Aussöhnung, die ihm nach einer Buße, in Fasten, Nachtwachen und Gebeten bestehend, auch gewährt wurde. Kaum aber hatte er sich eingeschmeichelt und eines Anhanges versichert, trat er mit seinen Freiheitsidealen wieder hervor. Da Papst Anastasius im Dezember 1154 gestorben war, folgte ihm noch in demselben Jahre der Angelsachse Nikolaus Breakspeare als **Hadrian** IV. (1154—1150), der einzige Engländer, der je den heiligen Stuhl bestieg. Dieser aber, nicht so schmiegsam wie Eugen III., versagte dem römischen Senate bald die Anerkennung und verlangte die Ausweisung Arnolds aus Rom. Als daraufhin die Römer mit dem Normannenkönig gegen den Papst sich verbanden und diesen auf die Leostadt beschränkten, auch ein Kardinal auf offener Straße angefallen und tödlich verwundet worden

war, sprach Papst Hadrian kühn das Interdikt über Rom aus. Es war das erste Mal, daß in Rom kein Gottesdienst gehalten, kein Sakrament gespendet, keine Glocke geläutet, kein Toter in geweihter Erde begraben und die Ehen auf dem Kirchhof eingesegnet wurden. Das wirkte; das Volk erhob sich, der Senat wurde gezwungen, den Papst um Vergebung zu bitten, im Festzug ihn nach dem Lateran zu führen und Arnold mit seinen Anhängern zu verjagen. Diese waren ins Toskanische entflohen, wo das Volk Arnold wie einen Propheten ehrte. Nun bekam ihn der damals bereits in Italien weilende Friedrich in seine Gewalt; er lieferte ihn auf Verlangen dem Statthalter von Rom aus, der ihn hängen, den Leichnam verbrennen und die Asche in die Tiber werfen ließ, damit sie den Römern nicht als Gegenstand der Verehrung diene.

Wir finden Friedrich Barbarossa in Italien, weil er im Oktober 1154 seinen ersten Zug dahin angetreten hatte, um die in Rom fast vergessenen kaiserlichen Rechte wieder herzustellen. Auf dem Wege dahin hielt er zu Piacenza einen Reichstag und zu Pavia ließ er sich (17. April 1155) die eiserne Krone der Lombarden aufsetzen. Während manche Städte ihn freundlich aufnahmen, verschlossen ihm andere die Thore, besonders Mailand, welcher Stadt er die Rache auf spätere Zeit verschob, während er andere zur Strafe jetzt schon verwüstete. Von Pavia aus zog er nach dem Süden, um bald die Kaiserkrone zu empfangen. Dabei machte sich aber der Widerstreit in den Anschauungen und Interessen bei Papst und König in einigen Mißverständnissen bemerklich, die jedoch durch guten Willen von beiden Seiten noch ausgeglichen wurden. Auf die Kunde vom Heranrücken Barbarossas sandte ihm Hadrian von Viterbo aus drei Kardinäle mit Briefen entgegen und er selbst begab sich (9. Juni 1155) in das königliche Lager bei Sutri. Friedrich mit den Fürsten zog ihm entgegen; weil er aber das Pferd des Papstes nicht führte und die, sogar durch deutsche Gesetzgebung sanktionierte Huldigung, dem Papste den Steigbügel zu halten,[1] verweigerte, schöpften die Kardinäle Arg-

---

[1] Vgl. Art. 9 und 10 der Vorrede im Schwabenspiegel: „Der Papst erhält die beiden Schwerter von Gott; für sich behält er das geistliche Schwert, das weltliche Schwert übergiebt er dem Kaiser und wenn er seinen weißen Zelter besteigt, muß ihm der Kaiser den Bügel halten.“ Dasselbe besagt auch der Sachsenspiegel: „Dem Papste ist auch gesetzt, daß er zu gewisser Zeit auf

wohn und zogen sich schleunigst nach dem festen Schlosse Castellana zurück; der Papst selbst verweigerte ihm den Friedenskuß, obwohl Friedrich ihm in aller Demut die Füße geküßt hatte. Als Hadrian Genugthuung für jene Unterlassung verlangte, rief der König aus, zu solchem Marschallsdienste sei er nicht verpflichtet, und wollte schon den Papst verlassen. Da traten die Fürsten vermittelnd ein; als gar die älteren unter ihnen bezeugten, daß auch Kaiser Lothar in ihrer Gegenwart dem Papste Innocenz II. diesen Dienst (officium stratoris) erwiesen, verstand sich nun auch Friedrich dazu, nahm aber den linken Steigbügel statt des rechten und antwortete, als er auch hierüber getadelt wurde: er sei in den Geschäften eines Knappen nicht sehr geübt, habe diese Ehre nur dem heiligen Petrus erweisen wollen und da werde wenig darauf ankommen, welchen Steigbügel er zur Hand genommen habe. Wenige Tage danach (18. Juni) krönte ihn der Papst am Altar des heiligen Mauritius der St. Peterskirche. Wie Donner ertönte der Jubelruf der Deutschen: „Leben und Sieg unserem von Gott gekrönten, großen, friedebringenden Kaiser!“

Der Friede dauerte nicht lange und Ursachen zum Unfrieden finden sich leicht. Friedrich fühlte sich gekränkt und klagte über Verletzung des Konstanzer Vertrages, als der Papst 1156 mit dem gemeinschaftlichen Feinde König Wilhelm von Sicilien einseitig Frieden schloß und demselben seine Eroberungen bestätigte. Der Papst hinwiederum fühlte sich gekränkt, als der Erzbischof Eskill von Lund in Schweden auf der Rückkehr von seiner Pilgerreise nach Rom von deutschen Rittern bei Diedenhofen in Burgund ausgeplündert und auf einer Burg gefangen gehalten wurde, um von ihm schweres Lösegeld zu erpressen, ohne daß der Kaiser diese Übelthat strafte. Hadrian beklagte sich darüber in einem eigenen Schreiben, das er durch zwei Kardinäle an den Kaiser überbringen ließ, der sich eben 1157 auf dem Reichstag zu Besançon befand. Weil der Papst darin von „Kollation“ der Kaiserkrone und weiteren „Benefizien“ sprach, kam es zu den heftigsten Auseinandersetzungen, und der Kanzler Reinald von Dassel[1] diesen zweideutigen Ausdruck absichtlich dahin deutete,

---

einem weißen Pferde reiten mag, da ihm dann der Kaiser den Steigbügel halten soll, damit der Sattel sich nicht wende.“

[1] Von angenehmem Äußeren, gebildet in Hildesheim und Paris, Kenner des Aristoteles und Homer, wie der römischen Klassiker, reich begabt, scharf-

als ob der Papst gesagt hätte, er habe die Kaiserkrone von ihm als Lehen (beneficium) erhalten, kam es zu den heftigsten Auseinandersetzungen. Auch erinnerten sich einige der anwesenden Fürsten, in Rom ein Gemälde gesehen zu haben, welches den Kaiser Lothar vorstellte, wie er zu dem Papste Innocenz knieend die Hände aufhob, um die Krone bittend, während die Umschrift des Bildes den Kaiser einen homo papae, einen Lehensmann des Papstes, nannte. Auch das verstimmte. In der Hitze des Streites rief der Kardinal Roland: „Von wem denn sonst hat der König das Kaisertum, als vom Papste?" Da entstand ein wilder Aufruhr; Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zog das Schwert und hätte dem unbesonnenen Fragesteller das Haupt gespalten, würde der Kaiser nicht den Arm ihm zurückgehalten haben.

---

sinnig und schlau, beredt und gleich gewandt mit der Feder wie mit dem Schwert, mild, leutselig, freigebig, aber auch hart und unerbittlich gegen Feinde, früher Probst zu Hildesheim, seit 1156 Kanzler, vertrat **Reinald** eine andere Richtung der Politik als Wibald, und Friedrich ließ sich ganz von ihm leiten. Die deutsche Kirche sollte vollkommen dem Einfluß des römischen Stuhles entzogen oder der Papst ein fügsames Werkzeug der Kaisergewalt werden. An Wibald noch hatte Hadrian sich bittend gewendet, er möge doch den Kaiser für die Kirche wieder günstig stimmen, „denn in seiner Nähe seien Leute, die auf einen Bruch zwischen Papst und Kaiser hinarbeiteten." In einem Schreiben an den Erzbischof Hillin von Trier vom Jahre 1158, welcher Brief zwar vielfach als unecht erklärt wird, enthüllt der Kaiser den Plan zur Gründung einer deutschen Nationalkirche, deren Primas der Erzbischof von Trier hätte werden sollen. Damit war aber Friedrich auf dem geraden Wege, die Despotie der römischen Cäsaren wieder herzustellen. Im Jahre 1804 hat ein Eroberer Italiens, der sich ebenfalls am liebsten mit Karl dem Großen verglich, teilweise ausgeführt, was der Hohenstaufe wollte. Napoleon I. nämlich machte sich durch seine Militärmacht zum Kaiser, ließ sich dann durch den Papst krönen und nahm diesen 1809 gefangen, als er ihm nicht in allem zu Willen sein wollte. Auf der Insel Helena erklärte er, daß es sein Plan gewesen sei, dem Papste seinen Sitz in Paris und jährlich drei Millionen Francs anzuweisen; so hätte Napoleon die Welt mit seinen Kanonen beherrscht und der Papst hätte seine Verordnungen mit Bullen begleiten müssen, wie der Mufti den Ferman des türkischen Sultans mit seinem Fetfah. Ein einziger Herr hätte geboten über Gut und Blut, über Religion und Gewissen der Völker; denn Papst und Bischöfe waren ja Geschöpfe und Werkzeuge des einen. Das sahen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die erleuchtetsten Geister wohl ein, wenn sie es auch nicht mit diesen Worten hier aussprachen, und darum nahmen alle Partei gegen den Kaiser, obwohl sie ihn als einen großen Regenten und Krieger anerkannten.

Dieser ließ die Legaten unter sicherem Geleite in ihre Wohnungen zurückbringen, wo man nebst vielen Abschriften des Briefes Hadrians auch unbeschriebene, mit dem päpstlichen Siegel versehene Blätter fand, so daß sie mithin unbeschränkte Gewalt hatten, sie je nach den Umständen auszufüllen. Da gebot der Kaiser den Legaten, in der Frühe des nächsten Tages die Stadt zu verlassen, nicht rechts oder links abzuweichen, sondern geradeswegs nach Rom zurückzukehren. Auf eine diesbezügliche Mahnung der deutschen Bischöfe schickte der Papst sofort zwei andere Legaten, welche auf dem Reichstage zu Augsburg 1158 ein neues Schreiben vorlegten, worin Hadrian seinen Ausdruck nach der etymologischen Ableitung (aus bene und facere) als „Gefälligkeit", den anderen Ausdruck aber, wir haben dir die Kaiserkrone erteilt (contulimus), dahin erklärte, daß er damit nur sagen wollte, wir haben dir die Kaiserkrone aufgesetzt (imposuimus). Dieses Schreiben besänftigte den Kaiser; er gab durch die Legaten dem Papste und der gesamten römischen Geistlichkeit den Friedenskuß und entließ sie reich beschenkt.

Auf dem zweiten italienischen Zuge des Kaisers (1158—1162) führte der Widerstreit zwischen den Ansprüchen der beiden Gewalten indessen zu einem neuen Konflikt. Nachdem Friedrich den Trotz der oberitalienischen Städte, vor allem Mailands, gebrochen hatte,[1] hielt er auf den ronkalischen Feldern einen Reichstag und ließ hier die kaiserlichen Rechte durch vier Juristen aus Bologna zusammenstellen. Dieselben thaten dies ganz nach der altrömischen Anschauung, so daß die Städte und die Bischöfe ihre im Laufe der Zeit wohlerworbenen Rechte verloren. Zu dieser Ungerechtigkeit kam noch, daß der Kaiser die Mathildischen Güter an sich riß und von den Bewohnern des Kirchenstaates das fodrum, d. i. Lieferung von Lebensmitteln, Getreide, Heu u. s. w. verlangte. Vergebens warnte Hadrian den Kaiser. Friedrich, welcher jetzt auch noch Bistümer willkürlich zu besetzen anfing, antwortete mit Geringschätzung und verletzte in seinem Briefe an den Papst sogar die gewöhnlichen Anstandsregeln. Schon war Hadrian entschlossen, den Kaiser zu exkommunizieren, wurde jedoch daran durch seinen, infolge einer Halsentzündung am 1. September 1159 unerwartet eingetretenen Tod verhindert.

[1] Bei dieser Gelegenheit hatte Reinald die Gebeine der heiligen drei Könige entführt und sie dann nach Köln gebracht.

162. Schisma Barbarossas. Dritte Lateransynode.

Hadrian IV. war zu Anagni gestorben. Zu Rom fand jetzt eine zwiespältige Wahl statt, über deren Details bis auf heute noch einiges Dunkel herrscht,[1] nachdem die beiden Gewählten in ihrem Schreiben über die Wahl eben so verschieden berichteten, wie die Schriftsteller jener Zeit. Jedenfalls war der Streit zwischen Papst und Kaiser auch in das Kardinalskollegium gedrungen. Während die Majorität für eine strenge Durchführung der Kampfes war und den Kanzler Roland als **Alexander** III. (1159—1181) erhob, wählte eine Minorität, um die Versöhnung mit Friedrich zu erleichtern, den Kardinal Oktavian als Viktor IV. (1159—1164). Das Recht war offenbar für den ersteren. Aber immerhin lag eine Doppelwahl vor und dieser Umstand gab dem Kaiser Anlaß, einzugreifen, indem er beide — „den Kanzler Roland und Papst Viktor IV. vor die allgemeine Synode nach Pavia 1160 zu erscheinen aufforderte, um die strittige Wahl zu entscheiden," wie es in dem betreffenden Schreiben des Kaisers zu lesen stand. Viktor IV. kam gehorsamst, aber Alexander, der sich als den rechtmäßigen Papst betrachtete und viel vom Mute und

[1] Für jenen Kardinal Roland, welcher in Besançon so entschieden dem Kanzler entgegengetreten, war die Mehrzahl der Wähler, vierzehn an der Zahl; für einen Kaiserpapst waren ursprünglich nur drei Stimmen, wovon zwei für den dritten aus ihnen, den Kardinal Oktavian, stimmten. Roland wurde bestätigt und schon begann man ihn mit dem roten päpstlichen Mantel zu bekleiden, als Oktavian im Namen des Kaisers protestierte, Drohungen ausstieß, auf Roland lossprang und ihm den Mantel wegriß. Ein Senator nahm ihm zwar den Mantel wieder aus den Händen, aber einer seiner Kapläne brachte einen bisher verborgen gehaltenen zweiten ähnlichen Mantel herbei, den sich Oktavian selbst, aber in der Wut und Eile ganz verkehrt anzog, so daß auch seine zwei Parteigänger lachen mußten. Er bekannte es später selbst, daß er nur in der Gewißheit des kaiserlichen Schutzes so weit gegangen sei. Den Mantel so fest um den Hals gebunden, daß er ihm nimmer entrissen werden konnte, eilte er an den Altar, stimmte das Tedeum an, Bewaffnete kamen aus Verstecken in St. Peter, wo die Wahl statt hatte, plötzlich hervor, die Parteigänger inthronisierten ihn und begrüßten ihn als Viktor IV. Verblüfft ob dieser Keckheit, flüchtete sich Alexander III. mit seinen Kardinälen in die Engelsburg, wo er von seinem Gegner neun Tage lang belagert war, bis ihn Otto Frangipani wieder befreite.

Geiste Gregors VII. besaß, wies diese Aufforderung als ungesetzlich zurück. Die Synode belegte ihn, weil auch vom Kanzler Reinald stark beinflußt, mit dem Anathem und der Kaiser säumte nicht, für die Anerkennung Viktors zu wirken; doch England, Frankreich, Spanien und selbst einige deutsche Bischöfe anerkannten Alexander III. Dieser mußte zwar aus Italien, woselbst er einen Bund mit Mailand geschlossen hatte, nach Frankreich fliehen. Auf einer Synode zu Tours 1163 sprach er über Friedrich den Bann und erklärte alle kirchlichen Handlungen des Gegenpapstes als ungültig. Nach dem Tode Viktors, zu dessen Unterstützung Friedrich 1163 zum drittenmal nach Italien gegangen war, wußte Reinald dem Kaiser und seiner Partei in Paschal III. (1164—1168) einen neuen Gegenpapst aufzudrängen, welcher dem deutschen Hof und Volk zu Gefallen Karl den Großen heilig sprechen ließ. Trotzdem gewann Alexander die Oberhand und zog (23. November 1165) unter dem Jubel der Bevölkerung in Rom ein. Der Kaiser aber zog wiederum über die Alpen, diesmal geradezu, um Alexander zu unterdrücken. Allein Friedrichs Heer ward auf diesem vierten Römerzug 1167 von einer Pest zu Grunde gerichtet. Der Kaiser hatte Rom eingenommen; man kämpfte sogar in der Peterskirche, so daß selbst das Grab des Apostels mit Blut besudelt ward (29. Juli). Am 1. August darauf ließ er sich mit seiner Gemahlin Beatrix von Paschal aufs neue krönen. Da brach aber plötzlich, schon am nächsten Tage eine Seuche im Heere aus: keine menschliche Hilfe konnte retten. Die Blüte des Heeres, die geistreichsten und tapfersten Freunde des Kaisers, die Vertrauten seiner Pläne, darunter auch Reinald, fanden ruhmlosen Tod, und das Verhängnis war nicht einmal durch schleunigen Abzug aus der eroberten Stadt abzuwenden: der Würgengel verfolgte den Sieger noch auf dem Rückzug. Dieser Umschlag erhöhte den Mut seiner Gegner. Der Veroneser-Bund, in dem sich einige Städte in Oberitalien schon 1164 gegen den Kaiser geeinigt hatten, erweiterte sich zum lombardischen. Zwischen Tortona und Asti wurde eine neue Festung gebaut und dem Papste zu Ehren Alessandria genannt. Doch wollte Friedrich seine Sache noch immer nicht aufgeben und erteilte die Bestätigung, als nach dem Tode Paschals in dem Abte Johann von Struma als Calixt III. ein dritter Gegenpapst gewählt wurde. Obwohl die deutschen Fürsten der vergeblichen Züge nach Italien

überdrüssig waren, brachte der Kaiser im Jahre 1174 doch abermals ein Heer zusammen, verlor aber die entscheidende Schlacht bei Legnano 1176. Da endlich wurden dem Kaiser seine eitlen Bestrebungen klar und er begehrte den Frieden. Der Papst ließ ihm sagen, es sei ihm nichts erfreulicher, als Frieden von dem größten Helden der Welt zu erhalten, nur müßten die Lombarden mit inbegriffen sein. Für die Zusammenkunft wurde Venedig bestimmt, wo auch 1177 der Friede zur beiderseitigen Zufriedenheit geschlossen wurde. An der Markuskirche erwartete Alexander den Kaiser; dieser neigte sich und wollte dem Papste den Fuß küssen, allein der Papst hob ihn auf und gab ihm unter Thränen den Friedenskuß. Daß bei dieser Gelegenheit der Papst seinen Fuß auf des Kaisers Nacken gesetzt habe, ist eine arge Fälschung der Geschichte.

Nach abgeschlossenem Frieden kehrte der Papst, der die vom Kaiser während des Schismas ernannten Bischöfe bestätigte, nach Rom zurück und feierte hier 1179 die elfte allgemeine Synode, die dritte im **Lateran**, auf welcher sich dreihundert Bischöfe einfanden. Von besonderer Wichtigkeit ist das auf diesem Konzil erlassene Dekret über die Papstwahl. Mit Rücksicht auf die verhängnisvolle Papstwahl des Jahres 1159 wurde im ersten Kanon verordnet, daß für den Fall eines Zwiespaltes unter den Kardinälen der als gewählt zu betrachten sei, der zwei Drittel der Stimmen erhalte. Auch wurden die Irrtümer der Albigenser verworfen und mehrere Disciplinarvorschriften erneuert.

Schon im August 1178 hatte sich Johannes von Struma unterworfen. Die schismatische Partei ernannte einen neuen Gegenpapst (Lando Sitino als Innocenz III.), der jedoch nach kurzer Herrschaft ins Exil wandern mußte. Wenige Jahre nach der Feier des elften allgemeinen Konzils beschloß Alexander, der auch die Rechte der Kirche in England siegreich verteidigte,[1] am 30. August 1181 sein thaten-

[1] Der Streit über die Rechte der Krone in kirchlichen Dingen wurde auch in **England** mit Heftigkeit geführt. Heinrich II. (Plantagenet) achtete nicht das Privilegium fori und setzte auf dem Reichstag zu Westminster 1163 es durch, daß dem kirchlichen Gerichte in Zukunft ein königlicher Offizial beigegeben wurde. Des Königs Streben ging aber noch weiter, wozu er einen nachgiebigen Primas im Reiche brauchte; deshalb ernannte er 1162 seinen gefügigen Kanzler **Thomas Becket** zum Erzbischof von Canter-

reiches Leben und nahm den Ruhm eines der größten Kirchenfürsten mit sich ins Grab.

Kaiser Friedrich aber hatte, nach dem Abschluß des Friedens heimgekehrt, Heinrich den Löwen, der ihn vor der Schlacht bei Legnano treulos verlassen hatte, vor das Reichsgericht geladen und ihn, weil er nicht kommen wollte, geächtet und ihn seiner Herzogtümer für verlustig erklärt. Von Heinrichs großem Reiche blieben ihm nur seine Allode Braunschweig und Lünneburg. Als damit auch Friede und Ordnung überall im Reiche hergestellt war, versammelte der Kaiser um Pfingsten 1184 einen glänzenden Reichstag zu Mainz, der das Krönungsfest für seinen ältesten Sohn Heinrich sein sollte. Mit kaiserlicher Freigebigkeit sorgte Friedrich für das Vergnügen des Volkes bei dieser Gelegenheit. Da wurden Ritterspiele gehalten, da klangen neue und alte Lieder zu den Saiten, die Schauspieler machten ihre Schwänke, Gaukler ihre Künste, es gab immer etwas Schönes oder

---

bury (1162—1170). Allein dieser sagte ihm, er werde als Primas anders sein, wie als Kanzler, und duldete königliche Ernennungen zu kirchlichen Würden nur mit der Klausel „unbeschadet der Rechte der Kirche“. Der König ließ nun die „hergebrachten Rechte“ (consuetudines avitae) zu Clarendon 1164 in sechzehn Artikeln näher formulieren. Darunter war z. B. bestimmt: Verklagte Kleriker müssen zuerst vor dem königlichen Gerichtshof erscheinen und dann erst vor dem kirchlichen, dessen Verhandlungen ein königlicher Beamter beizuwohnen hat; Bischöfe und andere Inhaber von Reichslehen dürfen das Reich ohne Erlaubnis des Königs nicht verlassen; ohne königliche Erlaubnis darf an Rom nicht appelliert werden; die vakanten Prälaturen sind in der Hand des Königs, der auch alle Einkünfte daraus bezieht 2c. Erzbischof Becket hatte die Schwäche, anfänglich jene Artikel auch zu unterzeichnen. Als aber Alexander III. zehn derselben verwarf, nahm er die gegebene Zustimmung zurück und bot, von Reue bewegt, dem Papste seine Resignation an, die aber dieser nicht entgegennahm. Schon neigte sich der König zum Gegenpapste, wagte aber diesen Schritt nicht, der Gesinnung seines Volkes wegen, und söhnte sich mit dem Primas und dem Papste aus. Als sich neue Schwierigkeiten ergaben, äußerte der König, ob denn niemand sei, „der ihn an diesem gemeinen Priester räche?“ Auf diese Worte hin ermordeten vier Ritter den Primas am Altare. Heinrich versicherte eidlich, sein Wort nicht so gemeint zu haben, übernahm öffentliche Bußübungen, machte eine Wallfahrt an das Grab des (noch von Alexander III. heilig gesprochenen) Märtyrers, das Gott durch Wunder verherrlichte, und versprach, der Kirche ihre Rechte zurückzugeben. Dies geschah auch, wenigstens teilweise 1176 auf der Versammlung zu Northampton.

Lustiges zu sehen und zu hören. Am meisten freute sich das Volk der Majestät seines Kaisers, der inmitten seiner Söhne und der Großen des Reiches auf dem Throne saß. Selbst als ein plötzlicher Sturm entstand, der die Zelte umwarf, ließ sich das Volk in seiner Freude nicht stören; es lachte und rief: „Das thut der Teufel, es erzürnt ihn, weil überall Friede ist.“

163. **Von Lucius** III. **bis auf Innocenz** III.

Im Kirchenstaate aber und in Rom, da wollte es nicht Friede werden. Alexander III. starb in Civita Castellana als Verbannter seiner eigenen Residenz, die, von dem Geiste der Revolution unterwühlt, seine Leiche mit Flüchen empfing. Da die Unruhen in Rom über seinen Tod noch hinaus fortdauerten, waren auch die folgenden Päpste genötigt, die Stadt zu meiden. **Lucius** III. (1181—1185) nahm nur einen kurzen Aufenthalt in ihr. **Urban** III. (1185—1187) brachte sogar seinen ganzen Pontifikat in der Fremde zu; ebenso **Gregor** VIII., der aber nur zwei Monate regierte. Erst **Klemens** III. (1187—1191) war wieder so glücklich, zum apostolischen Sitz zurückkehren zu können; nur hatte er in einem eigenen Vertrage mit den Römern gewisse Rechte der Barone und der Stadtgemeinde anerkennen und die Zerstörung von Tuskulum verbriefen müssen.

Mit diesen Nachfolgern Alexanders wurde Kaiser Friedrich in neue Streitigkeiten verwickelt, als er das Erbe der Päpste, die Mathildischen Güter, nicht herausgeben wollte und durch die Verheiratung seines Sohnes Heinrich VI. mit Konstanze, der Tante und mutmaßlichen Erbin des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sicilien, seine Macht vergrößerte. Dazu gesellte sich 1183 auch noch die Doppelwahl in Trier. Zu Bischöfen wurden Volkmar und Rudolf gewählt; letzterer erhielt die Investitur vom Kaiser, obschon der Papst **Lucius** III. ihn nicht bestätigte. Unter diesen Umständen lehnten Lucius, wie auch Urban, das Verlangen Friedrichs, den Sohn noch zu Lebzeiten des Vaters zum Kaiser zu krönen, mit den Worten ab, daß zwei Kaiser nicht zu gleicher Zeit im Reiche sein können. Die Krönung erfolgte erst nach Friedrichs Tode unter **Cölestin** III. (1191 bis 1198), mit welchem Papst die Orsini in die römische Geschichte eintreten.

Kaiser **Heinrich** VI. (1190—1197) wäre vielleicht ein schlimmerer Feind der Kirche geworden, als es der Vater war, wenn ihn nicht frühe der Tod übereilt hätte; er starb, erst zweiunddreißig Jahre alt, 1197 in Messina an den Folgen des Fiebers, das er durch einen unvorsichtigen Trunk während einer Jagd sich zugezogen hatte. Man kann sagen: die Welt ist damit von einem Tyrannen befreit worden. Nur einiges zum Beweise hierfür! Um den Thron von Neapel und Sicilien zu erobern, auf den nach dem Tode Wilhelms der Graf Tankred von Lecce, ein Halbbruder Konstanzens, erhoben wurde, eilte Heinrich von Rom sogar nach Unteritalien und wirklich gelang es ihm, nach dem Tode des neuen Königs 1194 von dem Erbe seiner Gemahlin Besitz zu ergreifen; verübte aber dort in Unteritalien schauderhafte Grausamkeiten an Geistlichen und Laien, die eingekerkert, geblendet, gehängt, ersäuft, gespießt, gevierteilt, lebendig begraben wurden. Am Tage dieser Greuel zu Palermo (26. Dezember 1194) hatte auf seine Anordnung seine Gemahlin auf öffentlichem Platze auf einer errichteten Tribüne ihrem einzigen Sohne Friedrich das Leben geschenkt, damit kein Zweifel über die Legimität des Kindes erhoben werden könne. Sodann setzte er den gegen alles Völkerrecht vom Herzog Leopold von Österreich gefangen genommenen König Richard Löwenherz nicht in Freiheit, und verletzte nebst anderen Übergriffen bei der Lütticher Bischofswahl in gar arger Weise das Recht der Kirche. Gewählt waren Albert von Brabant und Albert von Retest. Der Kaiser verkaufte das Bistum für dreißigtausend Mark an den Grafen Lothar von Herstall. Albert von Brabant erhielt die päpstliche Bestätigung und empfing in Rheims die Weihe, wurde aber dort von den Dienstmannen des Kaisers ermordet. Überhaupt pflegte er alle Schwierigkeiten mit grausamer Härte zu überwinden und die Sage geht, daß er nicht jenen obenerwähnten natürlichen Tod gefunden, daß vielmehr seine eigene Gemahlin Konstanze aus Entrüstung über die an ihren Sicilianern verübten Grausamkeiten ihn vergiftet habe. Bald folgte ihm auch Papst Cölestin in den Tod, um nun dem Hauptstreiter in diesem Kampfe Platz zu machen.

164. Das Pontifikat Innocenz' III. Vierte Lateransynode.

Am Tage nach jener Nacht, in welcher Cölestin gestorben, wurde der kaum siebenunddreißigjährige Kardinaldiakon Lothar Graf Trasmondi von Segni einstimmig als **Innocenz** III. (1198—1216) zum Papste gewählt, weshalb Walther von der Vogelweide, der bekannte Minnesänger des Mittelalters, erschrocken ausrief: „O weh, der Papst ist zu jung; hilf Herre Deiner Christenheit." Innocenz bewährte sich aber trotz seiner Jugend als einer der tüchtigsten Päpste; ja, wenn man den Erfolg in Betracht zieht, nimmt sein Pontifikat geradezu den ersten Platz ein.

Er stammte aus dem erlauchten Geschlechte der Conti, seine herrlichen Anlagen hatte er durch theologische und juridische Studien in Paris, Rom und Bologna trefflich ausgebildet. Von seinem Oheim, dem Papste Klemens III., wurde er schon 1190 zum Kardinaldiakon erhoben und zu wichtigen Geschäften verwendet. Als ihm dagegen Papst Cölestin dieselben wahrscheinlich aus Familienabneigung entzog, verfaßte er in der Zurückgezogenheit die jetzt noch geschätzten Schriften: „Von der Verachtung der Welt" und über „das heilige Meßopfer"; auch werden ihm die beiden schönen Hymnen: »Veni sancte spiritus« und »Stabat mater« zugeschrieben. Von diesem Manne ließ sich das Herrlichste erwarten und in der That entsprach er durch Weisheit und Thatkraft allen Erwartungen seiner Wähler.

Zunächst räumte er im eigenen Hause auf und führte in seiner Hofhaltung größere Einfachheit und dreimal wöchentlich öffentliche Audienzen ein, bestrafte habsüchtige Beamte wie Verfälscher von päpstlichen Bullen und entfernte die Wechselbänke vom Lateran. Nach der Reform des päpstlichen Hofes machte er sich zu seiner Aufgabe: Wiederherstellung seiner weltlichen Gewalt, Befreiung Italiens von ausländischer Herrschaft, Fernhaltung beider Sicilien von Deutschland, weil ihm dies für die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles notwendig erschien. Den kaiserlichen Präfekten zu Rom ließ er alsbald den Huldigungseid schwören und setzte einen Senator ein; als er den lombardischen Bund beschützte, schlossen auch die toskanischen Städte zur Behauptung ihrer Freiheit und zur Verteidigung der

römischen Kirche einen Bund mit ihm gegen den Kaiser. So bekam er die von Heinrich VI. der römischen Kirche entrissenen Güter bald zurück, auch einen großen Teil des Mathildischen Erbes, dann Ravenna, Ancona, Spoleto und Assisi. Die päpstlichen Rechte wurden auch in Bezug auf das Königreich beider Sicilien wieder hergestellt. Die Königin Konstanze erneuerte das alte Lehensverhältnis zum heiligen Stuhle, wobei sie auf die sogenannten vier Kapitel verzichtete,[1]

---

[1] Diese vier Kapitel bilden die sogenannte **Monarchia sicula**, die Theorie der kirchlichen Vollgewalt der Könige Siciliens, denen vom apostolischen Stuhle angeblich 1) Legation, 2) geistliche Ernennungen, 3) Appellation und 4) Synoden zugestanden worden sein sollen, wie es in dem Geschichtswerke des Malaterra zu lesen steht. Die Sache verhält sich jedoch folgendermaßen: Papst Urban II. hatte 1098 die Verdienste des Grafen Roger I. von Sicilien, welcher die Sarazenen von der Insel vertrieb, durch Erteilung eines besonderen Privilegiums belohnt. Was der Papst darin für ein Zugeständnis gemacht, erhellt aus dem Diplome Paschals II. an Roger II., worin es heißt: Antecessor meus patri tuo legati vicem gratuitate concessit; Nos quoque tibi post ipsum ejus successori concessimus, ea videlicet ratione, ut si quando illuc ex latere nostro legatus dirigitur, quem profecto vicarium intelligimus, quae ab eo gerenda sunt, per tuam industriam effectui mancipentur (Jaffé, Regesta n. 4846.). Hiernach übertrug der Papst an Roger weder die Rechte eines Legaten, noch machte er ihm ein auf seine Nachkommen sich vererbendes Zugeständnis. Die Beherrscher Siciliens, welche während des Mittelalters den Päpsten manche Rechte abtrotzten, beanspruchten aber die Würde und Rechte eines apostolischen Legaten, die sie seit Ferdinand I. dem Katholischen aus der damals aufgefundenen angeblichen Bulle Urbans II. herleiteten und dehnten ihre Legatenrechte seit dem sechzehnten Jahrhundert in einer Weise aus, welche die Freiheit der sicilianischen Kirche vernichtete und die Jurisdiktionsgewalt des Papstes aufhob. Da die wiederholten Proteste des römischen Stuhles keinen Erfolg hatten, hob Klemens XI. durch die Bulle Romanus pontifex vom Jahre 1714 resp. 1715 die usurpierten Legatenrechte nebst dem errichteten „Tribunal der Monarchie" auf und gab besondere Bestimmungen über den Gang der kirchlichen Geschäfte. Die hieraus hervorgehenden Zerwürfnisse mit den sicilianischen Königen suchte Benedikt XIII. durch die Bulle Fidelis vom Jahre 1728 dadurch zu schlichten, daß er dem sogenannten „Richter der Monarchie" eine beschränkte Jurisdiktionsgewalt erteilte. Durch diese Konzession war aber der Friede nicht hergestellt; denn die „Richter der Monarchie" leiteten ihre Befugnisse nicht aus diesen Konzessionen, sondern aus der sogenannten Legatengewalt her und überschritten bald wieder die von Benedikt gezogenen Grenzen. Nach der Entthronung Franz' II. beanspruchte Garibaldi als Diktator die Rechte und Ehren eines Legaten, was jene widerliche

und übertrug sterbend († 27. November 1198) dem Papste die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn Friedrich, dem Innocenz gegen alle Pläne der eingeborenen wie der deutschen Barone die sicilianische Krone rettete und ihm eine wahrhaft freisinnige und glänzende Erziehung zu teil werden ließ, für welche Mühewaltung ihm Konstanze in ihrem Testamente dreißigtausend Goldstücke ausgesetzt hatte.

Obschon Friedrich bald nach seiner Geburt, und dies vor der Taufe sogar, als Deutschlands König anerkannt ward, bedurfte doch das Reich während seiner Minderjährigkeit eines kräftigen Mannes zum Regenten. Als man aber zur Wahl desselben schritt, kam der Kampf zwischen den Erbfeinden, den Welfen und Ghibellinen sogleich wieder zum Vorschein: die hohenstaufisch gesinnten Reichsfürsten wählten des verstorbenen Kaisers Bruder, den sanften **Philipp**, die anderen **Otto IV.**, den Sohn Heinrichs des Löwen, zum König, während Friedrichs II. Ansprüche auf den deutschen Thron gar nicht Berücksichtigung fanden. Beide Kronbewerber wurden gekrönt, Otto in Aachen und Philipp in Mainz. Der Papst mengte sich vorerst nicht in diese Angelegenheit, obschon Otto ihn dringend um Anerkennung als König bat und auch Philipp ihm seine Wahl anzeigen ließ. In Deutschland war inzwischen ein furchtbarer Bürgerkrieg ausgebrochen. Um demselben ein Ende zu machen, ermahnte Innocenz in einem Schreiben vom Januar 1201 die Reichsfürsten, der Zwietracht zu entsagen, widrigenfalls er selber einschreiten müßte und im März desselben Jahres erklärte er sich, die Gründe für und gegen die **drei** Kronprätendenten wohl erwägend, offen für Otto, erwählte aber damit, wie die Folge zeigte, den Unwürdigen und eben darin, daß auch dieser weiseste Kirchenfürst sich täuschte, liegt das Tragische. Dessenungeachtet dauerten der Bürgerkrieg und die Verhandlung fort, bis plötzlich Philipp am 21. Juni 1208 zu Bamberg durch einen Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Daraufhin wurde jetzt Otto IV., der sich mit Philipps Tochter Beatrix verlobte, auf dem allgemeinen

---

Scene im Dome von Palermo herbeiführte. Dasselbe that auch **Viktor Emanuel**. Endlich hob **Pius** IX. durch die Bulle Suprema vom Jahre 1864, resp. 1867 die schon von Klemens XI. abolierte monarchia Sicula nebst allen daraus abgeleiteten Rechten auf.

Reichstage zu Frankfurt 1208 von allen als König anerkannt. Er garantierte durch eine Urkunde in Speier 1209 Rechte und Freiheiten der Kirche und erhielt noch in demselben Jahre (am 4. Oktober) in Rom die Kaiserkrone. Nachdem er aber so sein Ziel erreicht hatte, warf er die Maske ab, wandte sich gegen die Kirche, entriß mit Verletzung seines Eides dem Kirchenstaate mehrere Provinzen, fiel hierauf in Apulien ein und machte Miene, ganz Italien seiner Herrschaft zu unterwerfen. Nach mehreren fruchtlosen Ermahnungen sprach Innocenz am Gründonnerstag 1211 über den Kaiser den Bann aus. Einen Augenblick schien es, als ob das Glück ihn begünstigen und Rom selbst gegen den Papst zu ihm übertreten wollte. Aber in Deutschland wankte bereits sein Thron: die Legaten des Papstes und die das Land durchziehenden Mönche bewirkten einen Umschwung der Stimmung, infolgedessen ein Teil der Fürsten auf dem Reichstag zu Nürnberg die Absetzung Ottos aussprach. Es war ein eigentümliches Geschick des Papstes, daß er sich jetzt zum zweiten Male täuschte und auf den deutschen Thron den jungen **Friedrich** berief, der nach Besiegung Ottos in der Schlacht bei Bovines 1214 durch den Erzbischof von Mainz 1215 zu Aachen die Königskrone erhielt, nachdem er versprochen: Sicilien von seiner Krone zu trennen und seinem Sohne Heinrich zu überlassen, sowie eine Heerfahrt nach dem gelobten Lande zu unternehmen. Sein Gegner Otto starb halbvergessen 1218 in seiner Feste Braunschweig, wohin er sich zurückgezogen hatte.

Auch gegen den König von England, Johann ohne Land (1199—1216), den charakterlosen Bruder des Richard Löwenherz, machte Innocenz III. das päpstliche Ansehen geltend. Die Veranlassung zum Streite war die Wiederbesetzung des Erzbistums Canterbury. Es war nämlich nach dem Tode des Primas Hubert (12. Juli 1205), wie schon früher einmal, ein heftiger Streit darüber ausgebrochen, ob die Wahl des Erzbischofs den das Kapitel bildenden Mönchen des dortigen Trinitätsklosters oder aber den Bischöfen der Provinz zustehe. Eine zwiespältige Wahl der ersteren wurde von ihnen vor den Papst gebracht und dieser entschied, daß keiner von den zwei Gewählten als kanonisch gewählt anzusehen, sondern daß durch Stimmenmehrheit eine Kommission, aus fünfzehn Kapitularen bestehend, gewählt, nach Rom zu senden sei, um dort eine freie Wahl vorzunehmen. Hier wurde nun Stephan Langton, ein geborener

Engländer und ein ganz ausgezeichneter Mann, frei und ordentlich erwählt. König Johann aber, der aus der ursprünglich zwiespaltigen Wahl den Bischof von Norwich, Grey, zum Primas erheben wollte, war darüber höchst aufgebracht, stieß Drohungen gegen den Papst aus, vertrieb die Kanoniker von Canterbury, konfiszierte ihre Güter und verbot die Aufnahme des neuen Primas. Der Papst ahndete dies 1208 mit dem Interdikt über das Land, 1209 mit der Exkommunikation des Königs und zuletzt, als die Grausamkeiten nicht aufhörten, entband er 1212 die Unterthanen vom Eid der Treue und forderte Philipp August von Frankreich auf, in England einzuschreiten. Schon war Frankreichs Heer gerüstet, die päpstliche Sentenz auszuführen, als sich jetzt König Johann fügte und auf Anraten des Adels England vom Papste als Lehen annahm, mit dem Versprechen eines jährlichen Zinses von tausend Mark Sterling. Diese Lage benützten die Barone, um auf einer Wiese bei Windsor vom König 1215 die Magna Charta libertatis zu erpressen. Dieselbe, die Grundlage der englischen und aller späteren Konstitutionen, garantierte der Kirche, dem Adel, wie den Städten bestimmte Rechte, den Unterthanen geordnete Rechtszustände und machte eine außerordentliche Besteuerung von der Einwilligung des Parlaments (Reichstags, Landtags) abhängig. Johann führte hierüber Klage beim Papste, welcher die Art und Weise, wie die Barone auftraten, mißbilligte, als Oberlehensherr diesen Freiheitsbrief verwarf,[1] aber vollständige

[1] Er tadelte, daß die Barone nicht den Rechtsweg betreten, ohne Genehmigung des Oberlehensherrn gehandelt, die Privilegien der Kreuzfahrer — der König hatte das Kreuz genommen — verletzt und ihren Lehenseid gebrochen hätten. Es war der verhängnisvollste Mißgriff seiner ganzen Regierung, daß Innocenz gegen diesen Freiheitsbrief der englischen Nation protestierte und den Bann gegen die Barone aussprach. Die Antwort der letzteren: Quid de te, papa, qui pater sanctitatis, speculum pietatis, tutor justitiae et custos veritatis toti mundo deberes lucere in exemplum? Tali consentis, talem (Joannem) laudas et tueris! Sed hac causa exhaustorem pecuniae Anglicanae (den Legaten) et exactorem nobilitatis Britannicae tibi inclinantem defendis, ut in barathrum Romanae avaritiae omnia demergantur — sie war der Vorbote des no popery-Geschreies, welches dreihundert Jahre später ausbrach und bis zur Stunde dauert. Seit 1215 war das Papsttum in England um seine Popularität gekommen und die seit dem Frieden mit Johann erzwungene Zahlung des Peterspfennigs war nicht dazu angethan, die Engländer zu versöhnen.

Abhilfe der gegen den König vorgebrachten Beschwerden versprach. Die Barone nahmen jedoch diese Entscheidung nicht an, sondern beriefen den französischen Prinzen Ludwig zum Könige, der in Rom Erbrechte seiner Gemahlin Blanka geltend machte und wirklich (im Mai 1216) bei Sandwich mit einem Heere landete, dafür aber vom Papste, welcher für die Unabhängigkeit Englands von Frankreich eintrat, gebannt wurde. Da starb im Oktober desselben Jahres König Johann unvermutet, und die Barone huldigten jetzt seinem Sohne Heinrich III., der die Magna charta bestätigte. Ludwig sah sich deshalb genötigt, 1217 wieder nach Frankreich zurückzukehren. So war wenigstens durch Johanns Tod England vor der Gefahr, eine französische Provinz zu werden, gerettet worden; sein Andenken im Lande aber ist kein gesegnetes — sagte doch ein englischer Historiker: Johanns Ankunft besudle selbst die Hölle.

Noch früher als der König von England machte Peter II. von Aragonien 1204 sein Land zu einem päpstlichen Lehen. Er trug sich dabei mit dem Gedanken, Innocenz durch diesen Schritt zur Lösung seiner Ehe geneigt zu machen. Die Berechnung aber scheiterte an dem unbestechlichen Sinne des Papstes und wie hier, so verteidigte Innocenz das christliche Eherecht auch gegen Alfons IX. von Leon und **Philipp August** von Frankreich. Letzterer hatte 1193 in zweiter Ehe Ingeburgis, eine Schwester des Dänenkönigs Kanuts VI., geheiratet, aber schon in den ersten Tagen nach der Hochzeit aus unüberwindlicher Abneigung verstoßen. Da man die Ursache nicht kannte und auch nie erfuhr, schrieb man dieselbe allgemein einer bösen Zauberei zu. Auf Wunsch des Königs sprachen einige Bischöfe ob angeblicher Verwandtschaft die Scheidung aus. Vergeblich hielt auf Kanuts Bitten der Papst eine Synode zu Paris; der König vermählte sich einfach im Juni 1196 mit Agnes, der Tochter des Herzogs Berthold von Meran aus dem Hause Andechs, wurde aber durch Bann und Interdikt 1191 angehalten, seine ursprüngliche Ehe wieder herzustellen.[1]

---

[1] Lange währte es, bis es wirklich geschah. Agnes von Meran war schon gestorben und noch immer hatte Ingeburgis über Beraubung nicht nur der Freiheit, sondern selbst der notwendigen Lebensbedürfnisse zu klagen. Müde der Verfolgung hatte sie schon eidlich gelobt, in ein Kloster gehen zu wollen, und der König hatte ihr einen Jahresgehalt versprechen lassen. Seine Absicht

Innocenz III. hatte bei dem tiefen und durchgreifenden Ernste seines ganzen Wesens schon in der ersten Zeit seines Pontifikates den Gedanken zu einer großen wahrhaft allgemeinen Kirchenversammlung gefaßt, um auch über seine Lebensdauer hinaus segensreich für die ihm von Gott anvertraute Kirche zu wirken. Die Menge der wichtigen Ereignisse, deren Entwicklung er lenken mußte, hatte die Ausführung dieses Gedankens immer weiter hinausgeschoben. Am Abend seines Lebens endlich versammelte er 1215 mit den ergreifenden Worten: „Mich hat herzlich verlangt, dieses Mahl mit euch zu halten, ehedem ich scheide," das vierte allgemeine **Lateran-** oder zwölfte ökumenische Konzil, bis jetzt das glänzendste von allen. Es erschienen dabei gegen fünfhundert Bischöfe, achthundert Äbte, die Gesandten fast aller christlichen Fürsten, von diesen letzteren mehrere persönlich, zwei morgenländische Patriarchen ebenfalls in Person, von den zwei anderen (Antiochien und Alexandrien) die Legaten. So war hier gleichsam die ganze christliche Völkerfamilie um ihren allgemeinen Vater, den Papst, versammelt. Zunächst wurden die Häresien des Abtes Joachim, Amalrich von Bena und der Albigenser verurteilt, die Ausrottung der Ketzer im Princip beschlossen und durch die Anordnung, daß jeder Bischof durch Beeidigte in den Gemeinden solchen nachforschen solle, die bischöfliche Inquisition in ihren Grundzügen eingeführt. Der Irrlehre Berengars gegenüber ward für die Wesensverwandlung in der Eucharistie der Ausdruck „Transsubstantiation" festgestellt; auch wurde die Einigung mit der griechischen Kirche zumal über das filioque angestrebt[1] und, mit Hinweis auf die Beschämung durch die Knaben, ein neuer Kreuzzug beschlossen. Unter den siebzig herrlichen Beschlüssen, die leider nicht alle in Ausführung kamen, bemerken wir nur das Gebot, daß alle Christen jährlich wenigstens einmal ihre Sünden dem eigenen Seelsorger beichten und das heilige

---

war, wenn sie einmal im Kloster wäre, zu schwören, er habe sie nie erkannt, und sich dann wieder zu vermählen. Selbst der Legat verwendete sich für den König bei dem Papste. Dieser wich aber kein Haar breit von den Kirchengesetzen. Da endlich im Jahre 1213 söhnte sich Philipp August mit Ingeburgis aus und sie wurde von ihm geehrt bis an das Ende seines Lebens.

[1] Darüber lautete die Einigungsformel: Pater a nullo, Filius autem a solo Patre ac Spiritus sanctus ab utroque pariter, absque initio semper ac sine fine procedit.

Abendmahl mindestens in der österlichen Zeit ehrfurchtsvoll empfangen sollen. Es war das nichts, als eine neue Einschärfung eines alten Gebotes, eine Kodifizierung einer allgemeinen Obliegenheit und Übung, wobei auf die Katharer und Waldenser, welche die Sakramente verwarfen, Rücksicht genommen war. Mit Unrecht stellen deshalb die Protestanten häufig die Behauptung auf, daß auf dieser Kirchenversammlung die heilige Beichte zuerst eingeführt worden sei.

Einer der Hauptbeweggründe zur Versammlung dieser Synode war das Zustandebringen eines neuen Kreuzzuges. Weil die mächtigen Seestädte Italiens mit ihren Schiffen für eine solche Heerfahrt wesentliche Hilfe leisten konnten, Genua aber und Pisa durch erbitterte Feindschaft entzweit waren, beschloß Innocenz durch das Ansehen seiner persönlichen Gegenwart den Frieden zu vermitteln und trat eine Reise nach dem Norden an. Während er aber noch in Perugia weilte, befiel ihn ein Fieber; ungeschickte Ärzte verschlimmerten seinen Zustand und er starb am 16. Juli 1216. Mit ihm war der „Augustus des Papsttums" dahingeschieden, einer der größten Päpste, jedenfalls der, dessen Regierung die glänzendste war, wie dies in der klassisch geschriebenen Biographie von Hurter quellenmäßig nachgewiesen ist. Es sei nur noch kurz erwähnt, daß unter diesem Papste die Bulgaren zur römischen Kirche zurückkehrten, das lateinische Kaisertum in Konstantinopel gegründet wurde und die Heiligen Dominikus und Franziskus ihre Orden stifteten.

165. Erneuerter Kampf durch Friedrich II.

Mit Friedrich II. begann der zweite Kampf der Hohenstaufen gegen die Päpste. Er war unter der Vormundschaft Innocenz III. in einer Weise erzogen worden, die seinen reichen Geist auf das glänzendste entfaltet hatte; allein, aufgewachsen unter verschmitzten Höflingen, hatte er auch frühzeitig eine seltene Verstellungskunst und aalglatte Gewandtheit sich angeeignet. Als Erbe der hohenstaufischen Politik nahm er schon bald nach seiner Thronbesteigung der Kirche gegenüber eine Stellung ein, welche das Schlimmste befürchten ließ. Es ist bekannt, wie er bei seiner Krönung zu Aachen 1215 offen erklärte: „er verdanke alles, was er habe, dem römischen Stuhle" und 1220 zog er zur Kaiserkrönung nach Rom, wo er noch eidlich

versprach, die kirchenfeindlichen Gesetze aufzuheben, die Mathildischen Güter zurückzustellen und seinem Sohne Heinrich Sicilien nicht als Reichs-, sondern als päpstliches Lehen abzutreten. Wohl war er ein Schützling des Papstes; aber nie konnte er es diesem vergessen, daß er ihn bei der Bestätigung Ottos vom Reiche ausgeschlossen und daß er jetzt die Protektion der Kirche mit dem Lehensverhältnisse und kostbaren Regalien hatte erkaufen müssen. Hier ist die Quelle der tiefen Erbitterung, welche ihn später immer mehr beherrschte, zu suchen.

Die Feindseligkeiten begannen unter **Honorius** III. (1216—1227), einem milden und versöhnlichen Greise, der auf Innocenz III. gefolgt war. Bereits 1220 ließ Friedrich zu Frankfurt seinen Sohn Heinrich zum deutschen König erwählen und vereinigte dadurch Sicilien mit dem Reiche, spiegelte aber dem Papste vor, dies sei ohne sein Zuthun geschehen und die Verwaltung werde jedenfalls getrennt bleiben.[1] Obschon der Kaiser in Aachen eidlich den Kreuzzug gelobt hatte und die Lage im Oriente immer drohender wurde, ließ er sich doch die Frist neunmal verlängern, so daß der Papst die bittersten Vorwürfe über seine Nachsicht hören mußte. Es lag Friedrich offenbar mehr daran, ganz Italien, als Palästina zu erobern. Mit Schmerz sah der Papst, wie der Schirmherr der Kirche deren Rechte verletzte, indem er auf Sicilien die Bischöfe entsetzte und andere investierte; wie derselbe dem Einflusse der Mohammedaner sich hingab,

---

[1] Vgl. das betreffende Schreiben an den Papst in Huillard-Bréholles (Hist. diplom. Friedr. II. Paris 1853) I, 802, an welchen wichtigen Brief „zur Beurteilung Friedrichs der Maßstab der Ehre, Treue und Redlichkeit zu legen ist.“ Wie weit steht dieser Friedrich an Rechtlichkeit des Charakters seinem großen Vorgänger, Friedrich dem Rotbart, nach! Bei dieser Gelegenheit sei auch folgendes Geschehnis erzählt. Als er 1220 gegen sein Versprechen seinen Sohn Heinrich zum Nachfolger im deutschen Reiche hatte wählen lassen, schickte er den achtjährigen Knaben dahin zur Erziehung. Herzog Ludwig von Bayern führte mit Beiziehung des Erzbischofs von Köln die Reichsgeschäfte, bewirkte 1222 die Krönung des Kindes zum römischen Könige, erfuhr aber sehr bald den Undank dieses heranwachsenden Hohenstaufen. Als er abends auf der Brücke zu Kelheim spazieren ging, wurde er 1230 von einem unbekannten Fremden, der sich ihm als Bote näherte, mit einem Dolche erstochen. Keine Folter konnte dem Thäter den Namen des Anstifters auspressen, er blieb stumm bis zum Tode. Manche glaubten, diese schwarze That rühre vom Kaiser Friedrich her; mit mehr Grund aber wird Heinrich derselben beschuldigt.

frivol lebte und in Unteritalien aus sarazenischen Söldlingen eine Militärstation gründete. Überhaupt war Friedrichs Hof mehr ein sarazenischer als ein christlicher: Bauart und Einrichtung der königlichen Paläste waren schöner und köstlicher als bei den nordischen; man sah da Sammt und Seide, welche in Sicilien gewoben wurden, schöne Teppiche und Divane u. s. w. statt Leder, Pelzwerk, Linnen- und Wollentuch; neben den Rittern gingen Sarazenen aus und ein, und neben Edelfräuleins diente ein ganzer Schwarm sarazenischer Mädchen. Friedrich liebte es, mit Mohammedanern umzugehen, mit ihnen zu scherzen, über ihre Religion mit ihnen zu sprechen, ihre Einwürfe gegen die christliche anzuhören, und die Sarazenen hatten zwar weder Herzogs- noch Grafentitel, waren aber dafür seine Vertrauten, auf deren Rat er hörte — lauter Dinge, die einem christlichen Herrscher nicht anstanden. Friedrich, seit 1222 Witwer, vermählte sich in zweiter Ehe mit Isabella von Brienne (Jolanthe), der Erbin des Königreiches Jerusalem, that aber auch jetzt noch nichts für das Land, dessen Königstitel er sich von seinem Schwiegervater abtreten ließ, sondern ließ durch diesen vom Papst eine Verlängerung der Frist nachsuchen, weil er einen Aufstand der Lombarden fürchtete, die er ebenso wie die Sicilianer knechten wollte. Die Lombarden wurden durch päpstliche Vermittlung zur Ruhe gebracht, dem Kaiser ein Aufschub bis zum August 1227 gewährt und das Einzelne im Vertrage von San Germano geregelt.

Da sich 1227 die Kreuzheere sammelten, schiffte sich auch Friedrich ein, kam aber nach drei Tagen, eine Krankheit vorschützend, wieder zurück. Nachdem er so sein gegebenes Wort wiederum gebrochen hatte, belegte ihn des Honorius Nachfolger, Papst **Gregor** IX. (1227—1241), mit dem Banne und die Orte seines Aufenthaltes mit dem Interdikte, eine Maßregel, welche trotz der Gegenbemühungen[1] des Kaisers fast überall vollzogen wurde. Endlich zog er,

---

[1] Friedrich antwortete in einer Sprache, die hinlänglich bewies, wie erbittert er längst gegen den päpstlichen Stuhl war und was dieser von ihm zu fürchten hatte; er bezeichnete nämlich den Papst geradezu als einen Feind der Fürsten, als einen übermütigen, von Herrschsucht trunkenen Mann; zugleich benutzte er die mit dem Papste verfeindete Familie der Frangipani und erregte durch sie einen Aufstand in Rom, welcher (Ostern 1228 den Papst nötigte, die Stadt zu verlassen.

ohne vom Banne gelöst zu sein, nach Palästina und erlangte mehr durch seine politischen Künste als durch Waffen einen zweideutigen zehnjährigen Waffenstillstand, durch den das Königreich Jerusalem scheinbar wieder hergestellt war. Friedrich setzte sich (17. März 1229) in der Kirche des heiligen Grabes die königliche Krone selbst auf das Haupt, da den Gebannten kein Bischof krönen durfte. Nach kurzem Aufenthalte im heiligen Lande kehrte der Kaiser, dessen Statthalter in Sicilien (Rainald) inzwischen ins päpstliche Gebiet eingefallen, aber von den „Schlüsselsoldaten" unter Johannes von Brienne (Friedrichs Schwiegervater) zurückgeschlagen worden war, nach Italien zurück, und schloß nach längeren Verhandlungen 1230 mit Gregor den Frieden von St. Germano, worauf er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurde.

Die Besserung währte jedoch nicht lange. Friedrich verhinderte nicht nur die Wiederbesetzung der erledigten bischöflichen Sitze, sondern gestattete auch den Sarazenen, denen er Sicilien zur Verwaltung übergeben, die Umwandlung christlicher Gotteshäuser in Moscheen und stellte seinen natürlichen Sohn Enzio zum König von Sardinien auf, obwohl die Insel ein päpstliches Lehen war. Deshalb sah sich Gregor genötigt, ihn 1239 abermals zu bannen und verkündete in einer Epistel allen Fürsten und Prälaten des Kaisers Wortbruch, Tyrannei, Unglauben und seine angebliche gotteslästerliche Äußerung, daß Moses, Christus und Mohammed die drei größten Betrüger der Welt zu nennen seien.[1] Friedrich erwiderte in offenen Briefen durch

---

[1] Der Kaiser zog das Wort in Abrede und bekannte der Beschuldigung gegenüber seinen Glauben. Die Äußerung entsprach übrigens, wenn je von ihm nicht gethan, seiner inneren Gesinnung und war hauptsächlich veranlaßt durch sein mohammedanisches Hofleben und seine offene Freundschaft mit den Sarazenen, durch sein Auftreten im Orient und seine spöttischen Reden, welche er in der heiligen Stadt und in der Moschee Omars führte. Später, wahrscheinlich erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wurde ein Büchlein unter dem Titel De tribus impostoribus verfaßt und im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert wiederholt gedruckt. Eine Ausgabe trägt zwar das Datum 1598; es scheint aber falsch zu sein, da der Druck auf das achtzehnte Jahrhundert hinweist. Die letzte Ausgabe ist veranstaltet 1876 durch E. Weller. Neuere haben das Buch, welches jenen Titel führt, dem Spinoza zuschreiben wollen; allein mit Unrecht, da es auch nicht die leiseste Spur von Scharf- und Tiefsinn eines Spinoza, vielmehr höchst gemeine Schmähungen und dreiste Assertionen ent-

heftige Schmähungen, erklärte den Bann für ungerecht, wiederholte seine frühere Behauptung, daß der Papst ein Feind der Fürsten sei, fiel mit Heeresmacht in den Kirchenstaat ein und appellierte an ein allgemeines Konzil. Als aber der Papst ein solches nach Rom berufen ließ, hinderte der Kaiser das Zustandekommen der Versammlung, indem er die dahin ziehenden englischen und französischen Bischöfe durch seinen Sohn Enzio bei Elba überfallen ließ: ein Teil derselben ging im Meere zu Grunde, die anderen wurden in den Burgen Italiens eingekerkert. Auch bekannte Friedrich laut: wenn alle Fürsten dächten wie er, so würde er sie von der Plage des Papsttums bald befreit haben. So mußte der Kampf ein unversöhnlicher werden und weil die Christenheit für den Papst war, mußten die Hohenstaufen untergehen.

166. Erstes Konzil zu Lyon. Ausgang der Hohenstaufen.

Der Papst, von den kaiserlichen Truppen in Rom arg bedrängt, konnte die in den Kerkern schmachtenden Bischöfe, von denen viele den erlittenen Mißhandlungen erlagen, nur brieflich trösten und starb aus Gram über die Schandthat des Kaisers. Durch diesen Todesfall erlitt der Streit eine Unterbrechung und diese währte um so länger, als nach einem siebzehntägigen Pontifikate Cölestins IV. eine Sedisvakanz von zwanzig Monaten eintrat. Im Jahre 1243 erst konnte zu Anagni der gelehrte und tüchtige Kardinal Sinibald Fiesco aus Genua zum Oberhaupt der Kirche gewählt werden; er nannte sich **Innocenz** IV. (1243—1254). Dieser Papst wollte den Kaiser vom Banne lösen, wenn dieser auf einem allgemeinen Konzil sich zu rechtfertigen vermöchte. Friedrich antwortete mit einem Heereszuge und rückte plündernd bis Rom vor; der Papst mußte zuerst nach Genua, dann nach Frankreich fliehen und beschied nun 1245 nach **Lyon** eine Kirchenversammlung, in der Reihe der allgemeinen Synoden die dreizehnte. Es waren hundertvierundvierzig meist französische und spanische Bischöfe erschienen, während die deutschen Prälaten größtenteils zu spät kamen. Seine Eröffnungsrede begann der Papst mit den

hält, die weit eher einen frivolen Hofmann als einen gründlichen Philosophen als Verfasser voraussetzen lassen.

Worten: „Wie Christus am Kreuze, so blutet die Kirche aus fünf Wunden; es sind dies der Verfall der Kirchenzucht, die Frechheit der Sarazenen, das Schisma der Griechen, die Grausamkeit der Mongolen und die Verfolgung der Kirche durch Kaiser Friedrich," den er nun der Häresie und des Sakrilegs, des Einverständnisses mit den Sarazenen, der Freundschaft mit dem Sultan von Babylon, eines unlauteren Lebens, des Verkehrs mit sarazenischen Dirnen und oftmaligen Eidbruches anklagte. Friedrich ließ sich durch seinen Freund und Kanzler, den berühmten Rechtsgelehrten Thaddäus von Suessa verteidigen, was jedoch wenig Eindruck machte. Nachdem mehrere Kanones publiziert, der Klerus für einen neuen Kreuzzug schwer besteuert, ein neuer Ablaß allen Kreuzfahrern angeboten war, die englischen Gesandten über die Habgier der päpstlichen Legaten und den Handel mit Pfründen Klage geführt, wurde der Kaiser trotz der Bitten Ludwigs des Heiligen in Bann gethan und aller seiner Würden verlustig erklärt.

Friedrich erhob zwar feierlichen Protest gegen dieses Urteil, aber sein Rundschreiben an die Fürsten mit der Behauptung, daß der Papst nicht befugt sei, Regenten zu bestrafen und abzusetzen, fand keine Anerkennung und alle seine Anstrengungen, sich noch zu behaupten, bewiesen nur, daß „der Kirche gegenüber zuletzt die mächtigsten Tyrannen doch nur ohnmächtige Knaben sind". Die deutschen Fürsten wählten, auf Betreiben des Papstes, wie der Minoriten und Dominikaner, den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, welchem die Parteiwut den Namen „Pfaffenkönig" beigelegt hat, und nach dessen Tode 1247 Wilhelm von Holland zum König und viele kaiserlich gesinnte Städte Italiens, zuletzt auch Pisa, wandten sich von Friedrich ab, dessen Heer in der entscheidenden Schlacht bei Parma 1249 eine große Niederlage erlitt, wobei sein tapferer Sohn, der wunderschöne Enzio (Heinz) von den Bolognesen gefangen genommen wurde, ohne daß der Vater ihn befreien konnte, weder mit Waffengewalt, noch durch Lösegeld, weil die stolzen Bürger den königlichen Fang behalten wollten; Enzio starb nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenschaft. Friedrich überlebte die Gefangennahme seines liebsten Sohnes nur ein Jahr. In rastlosem Kampfe gegen die Kirche zehrte sich sein Leben auf; nachdem er an seinem Ratgeber Petrus de Vineis durch Blendung noch eine schreckliche

Grausamkeit geübt, starb er 1250 zu Fiorentino, auf dem Sterbebette seine Verbrechen einigermaßen sühnend.[1]

Innocenz hatte nicht bloß Friedrich für abgesetzt, er hatte zugleich auch das Geschlecht der Hohenstaufen überhaupt der Herrschaft verlustig erklärt, und schnell und tragisch war das Ende derselben. Friedrichs Sohn, Konrad IV., überlebte den Vater nur vier Jahre und hinterließ den dreijährigen Konradin, für den Friedrichs natürlicher Sohn Manfred, Fürst von Tarent, die Regentschaft führte und den damaligen Papst **Alexander** IV. (1254—1261) hart bedrängte, so daß dieser meist nur in Viterbo und Anagni residieren konnte. Manfred wurde infolge seiner glücklichen Kämpfe, mit Ausnahme nur weniger fester Orte, Herr des ganzen sicilischen Reiches und ließ sich (im August) 1258 zu Palermo feierlich zum Könige krönen. Der Papst aber anerkannte ihn nur als Herzog von Schwaben, indessen er das sicilische Reich als heimgefallenes Lehen des römischen Stuhles betrachtete. Der Nachfolger auf demselben, Papst **Urban** IV. (1261 bis 1264), übergab die Krone Siciliens an Karl von Anjou, den unheiligen Bruder Ludwigs IX. Da aber dieser Karl das Land tyrannisch beherrschte, riefen die Unzufriedenen den jungen Konradin aus Deutschland herbei, der trotz der Abmahnung des Papstes, damals **Klemens** IV. (1265—1268), herbeieilte, um sein vermeintliches

---

[1] Es existiert nämlich ein Testament, worin er seinem (ehelichen) Sohne Konrad aufträgt, alles der Kirche Geraubte, alle ihr entrissenen Rechte zurückzustellen und hunderttausend Unzen Goldes für Eroberung des heiligen Landes zu verwenden. Übrigens sind die Nachrichten von dem Ende Friedrichs so unklar, daß er bald höchst bußfertig, mit den heiligen Sakramenten versehen, bald ohne Reue und spottend über die Kirche sterben muß — in den Armen seines unehelichen Sohnes Manfred, sagen einige, von diesem Manfred vergiftet, sagen viele, aus Gram über seinen unglücksvollen Kampf mit der Kirche, glauben andere. Er wird ebensosehr als eifrig in der Religion, wie als gottlos bis zum Atheismus geschildert und unleugbar ist, daß er wenigstens gegen die Ketzer einen unmäßigen Eifer im Verbannen, Hängen und anderen Hinrichtungsarten bewiesen habe. Lange Zeit nach dem angeblichen Todesjahre (1250) bildete man sich noch ein, ihn mit einer Armee in Italien gesehen zu haben, und wirklich soll jemand unter seinem Namen mit einer Anzahl Truppen erschienen, aber bald, ohne eine Spur zu hinterlassen, wieder verschwunden sein. Noch nach zwanzig Jahren wurde ein Betrüger, der sich für Friedrich II. ausgab, zu Köln verbrannt.

Erbe, Sicilien, anzutreten. In der Schlacht von Tagliacozzo wurde er jedoch besiegt und auf der Flucht samt seinem Freunde Friedrich von Österreich gefangen. Karl von Anjou ließ ein förmliches Gericht, aus Rechtsgelehrten bestehend, niedersetzen, und von diesem Gerichte wurden die beiden erlauchten Gefangenen zum Tode verurteilt und dann von der Hand des Scharfrichters auf dem öffentlichen Marktplatze zu Neapel am 29. Oktober 1268 enthauptet. Mit Konradin erlosch das Geschlecht der Staufer, welches das Kaiserreich so hoch emporhob, durch die Überspannung seiner Ziele aber zum Teile selbst den Grund zu seinem tragischen Untergange legte.

Der Sage nach warf Konradin, ehe er den Todesstreich empfing, einen Handschuh unter das Volk, damit ihn jemand seinem Schwager Peter von Aragonien (Gemahl von Manfreds einziger Tochter Konstanzia), den er als Erben seiner Ansprüche damit bezeichnete, überbringe. Es scheint, der Tod Konradins habe bei den Deutschen keinen tiefen Eindruck hervorgebracht; Franzosen und Italiener hingegen sangen sein unglückliches Schicksal und noch 1313 war sein Haupt in einer Fahne gemalt, als Ghibellinnen in den Kampf zogen sub signo capitis Conradini innocenter interempti.

Die Päpste unter dem überwiegenden Einflusse Frankreichs.

167. Die letzten Päpste des dreizehnten Jahrhunderts. Zweites Lyoner Konzil.

Nachdem Wilhelm von Holland von den friesischen Bauern erschlagen worden war, wählte in **Deutschland** ein Teil der Kurfürsten — bei dieser Gelegenheit erscheint zum ersten Male ein aus sieben Fürsten bestehendes Kurkollegium — am 13. Januar 1257 den englischen Prinzen Richard von Cornwallis zum Könige, wofür sie ihn vierzigtausend Mark Silbers, den Ertrag seiner Zinnbergwerke, bezahlen ließen: ein anderer Teil erkor den König Alfred von Castilien, der Weise zubenannt, weil er die Astronomie förderte. Dieser war insofern wirklich weise, als er nie nach Deutschland kam. Dieses hatte somit wohl zwei Könige; dennoch aber wird die Zeit von 1254 bis 1273 das **Interregnum** genannt, weil das Reich keine oberste

Regierung besaß und alle Ordnung aufhörte. Diese „kaiserlose, schreckliche Zeit“ hatte mit der Wahl **Rudolfs von Habsburg** (1273—1291) ihr Ende, der vorab durch seinen Kanzler Otto, dann bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Papste Gregor X. in Lausanne (unweit des Genfersees) schwur: den Kirchenstaat und den König von Sicilien nicht bekriegen, auch die der römischen Kirche bewilligten Rechte erhalten und verteidigen zu wollen. Infolge der Wirren in Deutschland und des Kampfes mit Ottokar von Böhmen[1] kam aber der vortreffliche und wahrhaft ritterliche König nie zu einem Römerzuge, um auch die Kaiserkrone in Empfang zu nehmen. Das Volk aber nannte ihn desungeachtet Kaiser und behielt ihn neben Karl dem Großen und Friedrich dem Rotbart im treuen Angedenken.

Durch die großen Kämpfe der deutschen Herrscher mit dem Papsttum, wie durch die demagogischen Umtriebe in Rom waren die

---

[1] Es wurde Rudolf gewählt, wie der Erzbischof von Köln sagte: „weil er gerecht und weise, von Gott und Menschen geliebt war.“ Nur Ottokar von Böhmen, der durch Verwandtschaft und Geld die österreichischen Erblande an sich gebracht hatte und viel mächtiger als der Graf von Habsburg war, wollte diesen nicht als deutschen König anerkennen. Rudolf ließ ihn 1274 vor den Reichstag zu Nürnberg laden, um den Lehenseid zu leisten Ottokar sendete bloß den Bischof von Seckau, welcher in einer lateinischen Rede beweisen wollte, daß die Königswahl nicht gültig sei. Allein Rudolf unterbrach den Lateiner mit dem deutschen Worte: „Herr Bischof! habt Ihr mit meinen Geistlichen etwas abzumachen, so redet lateinisch; geht es aber mich oder die Reichsrechte an, so redet wie es der Brauch ist.“ Der Bischof mußte froh sein, frei abtreten zu dürfen und reiste eiligst von Nürnberg ab. Im Jahre 1275 wurde wider den Böhmen der Reichskrieg beschlossen. Rudolf drang schnell in Österreich vor, belagerte Wien; Ottokar trat im Frieden 1276 Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain ab und wurde feierlich mit Böhmen und Mähren belehnt Allein von seiner Gemahlin aufgehetzt, griff er, sobald die Reichsfürsten abgezogen waren, wieder zu den Waffen; Rudolf aber schlug nach einer lange schwankenden Schlacht, wo er in Lebensgefahr kam, das böhmische Heer in die Flucht. Ottokar focht wie ein Verzweifelter noch fort und wurde zu Boden geworfen und getötet, 1278. Böhmen blieb Ottokars Kindern, Österreich aber, als ein für das deutsche Reich wieder erobertes Land, wurde mit Zustimmung der deutschen Fürsten dem habsburgischen Hause zugeteilt und Rudolf belehnte damit auf dem Reichstage zu Augsburg 1282 seine Kinder, und zwar die Söhne Albrecht und Rudolf mit Österreich, Steyer und Krain, den Grafen Mainhard von Tirol aber, dessen Tochter Albrecht heiratete, mit Kärnten. Das ist der Grund des so lange blühenden österreichischen Kaiserhauses.

Päpste immer mehr zu Frankreich hingedrängt worden, wo sie Schutz fanden. Allein die französische Gunst und Politik haben dem Ansehen des päpstlichen Stuhles tiefere Wunden geschlagen, als die Feindschaft der Hohenstaufen. Der Franzose Karl von Anjou auf dem Throne von Neapel schon wußte sich eine Partei im heiligen Kollegium zu schaffen und von welcher Bedeutung dies war, zeigte sich sofort bei dem Ableben Klemens' IV.: es vergingen jetzt infolge der Spaltung der Kardinäle fast drei Jahre, bis **Gregor** X. (1271 bis 1276) gewählt wurde. Um solcher Wahlverzögerung in Zukunft zu begegnen, hatte dieser Papst das sogenannte Konklave angeordnet, wonach die Kardinäle zum Behuf der Wahl ein gemeinsames Lokal (unum conclave) beziehen, ihnen jeder Sonderverkehr mit der Außenwelt verhindert und bei längerer Dauer der Beratungen nach und nach die Kost geschmälert werden sollte, damit so die Wahl beschleunigt würde. Diese Konstitution erließ Gregor zwischen der vierten und fünften Sitzung der gleich nach seiner Konsekration auf das Jahr 1274 nach **Lyon** ausgeschriebenen allgemeinen Kirchenversammlung. Dieselbe ist die zweite in Lyon und die vierzehnte in der Reihe der allgemeinen Synoden und besonders darum hervorragend, weil auf ihr eine, wenn gleich nur kurz währende Einigung mit der griechischen Kirche dahin zustande kam, daß die Griechen das filioque, wie auch den päpstlichen Primat anerkannten und die Appellation nach Rom gestatteten, wovon noch später an entsprechender Stelle (§. 179) die Rede sein soll. Zur gründlichen Besprechung aller Differenzen wurden die beiden größten Theologen aller Zeiten, Thomas von Aquin und Bonaventura zum Konzil beschieden. Doch starb jener auf der Hinreise, dieser während des Konzils. Eine Anzahl Kanones desselben regelte die Wahl zu geistlichen Ämtern und drang auf Reform in der kirchlichen Disciplin.

Auf der Rückreise vom Konzil starb Gregor, ehe er noch Rom erreichte, zu Arezzo; er ward nachher in die Zahl der Seligen aufgenommen. Den tyrannisch schaltenden Karl von Anjou hatte er gewarnt und auf Gottes Gericht verwiesen, ohne etwas auszurichten. Unglücklicherweise regierten seine drei nächsten Nachfolger zusammen nur anderthalb Jahre. Es folgte ihm zunächst Innocenz V., thätig für die Versöhnung von Welfen und Ghibellinen wie für den Kreuzzug. Von ihm ließ sich das Beste erwarten, aber er starb schon nach

fünf Monaten (22. Juni 1276). Ihm folgte sein Neffe, der Kardinal Ottobono Fieschi und früher Legat in England, als Hadrian V. auf den Thron, aber schon nach neununddreißig Tagen in das Grab. Es folgte ihm (16. September desselben Jahres) der Portugiese Petrus Hispanus, ein berühmter Arzt und gelehrt, vom Volke als Zauberer angesehen, als Johann XXI., der mit rüstiger Thätigkeit wieder nur die kurze Zeit von acht Monaten regierte.[1] Er hob die Verordnung Gregors über das Konklave als „zu beschwerlich für alte und kränkliche Kardinäle" wieder auf, was schon übrigens auch sein Vorgänger beabsichtigt hatte und war daran, eine neue Verordnung über die Papstwahl zu erlassen, als er plötzlich durch die einstürzende Decke seines Zimmers so schwer verwundet wurde, daß er bald darauf (Mai 1277) starb.

Erst im November wurde sein Nachfolger **Nikolaus III.** (1277 bis 1280) gewählt. Dieser trat dem tyrannischen Karl von Anjou nachdrücklicher entgegen, nahm ihm das Vikariat von Toskana und zwang ihn, der Würde des römischen Senators zu entsagen. Dagegen trat er in ein um so freundlicheres Verhältnis mit Rudolf von Habsburg, der ihm 1278 die Romagna, beziehungsweise den Exarchat und die Pentapolis samt dem angrenzenden Gebiete bis an die Apenninen überließ, Länderstriche, die der römischen Kirche bereits von den Karolingern geschenkt, aber in den letzten Jahrhunderten als Reichslehen behandelt worden waren. Gefährlich aber für die Kirche war es, daß der Papst seine Verwandten, die ohnedies schon so mächtigen Orsini übermäßig erhöhte und so ein böses Vorspiel des Nepotismus für spätere Päpste gab und deshalb auch einen Platz in Dantes Hölle (19. Gesang) fand.

---

[1] Der letzte Papst dieses Namens ist Johann XIX. (1024—1033). Der jetzt folgende Papst ist somit eigentlich Johann XX. Da in der Zwischenzeit die Sage von der Päpstin Johanna aufkam, so scheint sie der Grund zu sein, daß dieser Papst sich jetzt Johann XXI. nannte. Die Zahl wurde fortan beibehalten. Infolge Ausfalls der Päpstin fehlt aber ein Johann XX. im Papstkatalog. Daß die Päpste ihren Namen die Zahl beisetzen, ist Gepflogenheit geworden erst seit Urban IV. (1261—1264). Eine irrtümliche Numerierung hat auch bei dem zweitnächsten Papste, bei Martin IV. (1281—1285) sich geltend gemacht. Eigentlich sollte er Martin II. heißen; es werden aber die beiden Marinus als seine Vorgänger mitgerechnet: Marinus I. (882—884) und Marinus II. (942—946).

Wenn das Streben dieses Papstes überhaupt dahin ging, den tyrannischen und nach der Herrschaft über ganz Italien trachtenden Karl von Anjou in engere Schranken zurückzuweisen, so kam sein Nachfolger Papst **Martin** IV. (1281—1285) den Herrschaftsgelüsten desselben aufs neue entgegen und gebrauchte zu dessen Unterstützung selbst kirchliche Censuren, die Stadt Forli parteiisch mit dem Interdikte belegend. Demungeachtet aber machte sich der Unwille des Volkes gegen die Franzosen durch die **sicilianische Vesper** Luft. Da man nämlich am Ostermontage, den 30. März 1282, zur Vesper läutete, brach in Palermo plötzlich ein Volksaufstand gegen die verhaßten Franzosen los, als sich einer derselben unter dem Vorwande, forschen zu müssen, ob sie nicht etwa verborgene Waffen bei sich trage, eine Freiheit gegen eine Frauensperson erlaubte. Der Aufstand breitete sich über ganz Sicilien aus und so groß war die Wut der Insulaner, daß sie auch französischer Weiber und Kinder nicht schonten. Einer Sage zufolge ließ man die Gefangenen, welche sich in Verkleidung als Sicilianer ausgaben, das Wort Ceci oder Ciceri aussprechen, was der französischen Zunge schwer fällt. Jeder, der es mit falschem Accente aussprach, wurde ermordet. Der Leiter des Aufstandes, Johannes von Procida, ein Edelmann aus Salerno, rief nun den Peter III. von Aragonien herbei, dessen Gemahlin Konstantia eine Tochter Manfreds war, und dieser kam mit einer Flotte und wurde in Palermo gekrönt. Obwohl ihn der Papst mit dem Banne belegte, behauptete sich Peter dennoch und vergeblich waren alle Versuche Karls, die verlorene reiche Insel wieder zu gewinnen. Auch wurde Karls einziger und gleichnamiger Sohn in einem Seetreffen gefangen; laut forderten die Bürger von Messina sein Blut, aber Konstantia war zu edel, um den Tod ihres Vaters und Konradins an einem Kriegsgefangenen zu rächen. Peter übertrug seinem ältesten Sohne Alfons Aragonien, dem jüngeren Jakob aber Sicilien. Darüber starb Karl von Anjou und bald darauf auch der Papst zu Perugia, wo er begraben ward.

Wie Martin vergebens mit Bann und Interdikt gekämpft hatte, um dem Hause Anjou den Besitz Siciliens zu erhalten, so waren ebenso erfolglos auch die Proteste seiner Nachfolger, zunächst die des Papstes **Honorius** IV. (1285—1287): Das Haus Aragonien behauptete sich auf der Insel und anderthalb Jahrhunderte später erlangte

es auch die Herrschaft über Neapel als der anderen Hälfte des Königreiches beider Sicilien. In der Geschichte ist dieser Papst besonders als Gegner der Bettelorden bekannt geworden; er dachte schon daran, ihnen Predigt und Beichte zu nehmen. Er war ein sehr gelehrter Mann und hatte viele Jahre auf der Universität zu Paris studiert; leider aber war er an Händen und Füßen gelähmt und vermochte nur mittels eigens dazu geschickt verfertigter Werkzeuge jene Bewegungen zu vollbringen, die zur Feier der heiligen Geheimnisse unerläßlich sind. Nach dem Statute Gregors X. mußte die Wahl in dem Palaste vorgenommen werden, in welchem der Papst gestorben war. Da nun Honorius bei St. Sabina auf dem aventinischen Hügel starb, versammelten sich auch daselbst die Kardinäle. Aber hier herrschte eine so ungesunde Luft, daß die meisten derselben erkrankten, mehrere sogar starben, worauf die übrigen in ihre Wohnungen sich zerstreuten. Das war der Grund, weswegen zehn Monate vergingen, bis trotz seines langen Widerstrebens der Bischof von Palestrina, Hieronymus ab Ascoli, früher General des Franziskanerordens, als **Nikolaus** IV. (1288—1292) zum Nachfolger gewählt wurde. Ihm gelang es, die Freilassung des Königs Karl II. von Neapel zu erwirken, der von ihm zu Rieti gekrönt ward und sich ihm eidlich verpflichtete; aber Sicilien konnte auch er nicht an das Haus Anjou zurückbringen.

Unter ihm verlor die Kirche noch Ptolemais (Akko), den letzten Platz im Orient, 12. Mai 1291. Mitten in seinen Bemühungen für die Wiedergewinnung des Verlorenen starb er in dem von ihm erbauten Palaste bei St. Maria Maggiore. Unter ihm, der Giovanni Colonna zum Senator von Rom ernannt hatte, begannen auch die Streitigkeiten der beiden größten Häuser Roms, der Colonna und Orsini, schon bedenkliche Dimensionen anzunehmen. Die beiden Parteien standen sich auch bei dem Konklave gegenüber, wodurch nur wieder eine längere Sedisvakanz herbeigeführt wurde. Obschon die Kardinäle mehrmals zu Rom und Perugia zusammentraten, so konnten sie sich doch nicht einigen und volle zwei Jahre und drei Monate vergingen, bis sich die in jene zwei Parteien geteilten elf Kardinäle endlich verständigten und sich zur Erhebung des Einsiedlers Petrus auf dem Berge Murrone in den Abruzzen entschlossen, eines Mannes, der sich zwar durch ein frommes und heiligmäßiges Leben empfahl,

dem hohen Amte aber offenbar nicht gewachsen war. Er nannte sich Cölestin V. und nahm seinen Sitz nicht zu Rom, sondern zu Neapel, wo er ganz unter dem Einflusse des dortigen königlichen Hofes stand. Viele spotteten darob über ihn und sagten, der Papsteremit vollbringe vieles „aus der Fülle der Gewalt", aber mehr noch „aus der Fülle der Einfalt". In Bälde sah er selbst die Unzulänglichkeit seiner Kraft ein; er legte deshalb, nachdem er noch zuvor das Dekret Gregors X. über die Papstwahl wiederhergestellt und über die Zulässigkeit der Abdankung eines Papstes eine eigene Konstitution erlassen hatte, schon nach fünf Monaten die Tiara wieder nieder. Die Hoffnung, in die liebe Einsamkeit zurückkehren zu können, ward aber von seinem Nachfolger Bonifaz VIII. vereitelt, der ihn aus nicht unbegründeter Besorgnis, das Volk werde den wunderthätigen Einsiedler wieder hervorholen und ein Schisma sich bilden, auf dem Schlosse Fumona bei Anagni in Verwahrung halten ließ. Hier verschmähte Cölestin alle Bequemlichkeiten und wählte sich aus eigenem Antriebe eine enge Zelle zu seinem Aufenthalte; er sagte seinen Tod voraus und starb auch wirklich an dem benannten Tage, den 19. Mai 1296. Er wurde später von Papst Klemens V. heilig gesprochen.

168. Papst Bonifaz VIII. und Philipp IV. von Frankreich.

Als Cölestin V. resigniert hatte, wurde der Kardinal Benedikt Gaëtani als **Bonifaz** VIII. (1294—1303) erhoben, schon hoch bejahrt, aber noch jugendlich rüstig und nur zu rasch in seinen Entschlüssen, ein großer Kenner des kirchlichen Rechtes, aber ohne tiefere Einsicht in die Weltverhältnisse und darum mit seinen Ansprüchen wiederholt unterliegend. Unter seinem Pontifikate erlitt die päpstliche Weltherrschaft zum ersten Male einen gefährlichen Widerstand.

Bei dem Antritte seiner Regierung waren die Verhältnisse in Europa nach allen Seiten sehr verwickelt, die den Papst in Anbetracht der bisherigen Ansicht, daß die päpstliche Macht über jeder irdischen Gewalt stehe, zu entscheidendem Eingreifen aufforderten. Bonifacius scheint jedoch nicht beachtet zu haben, daß die Anerkennung dieser Ansicht zuletzt auf der freien Überzeugung der weltlichen Herrscher beruhe und sich nicht erzwingen lasse. Dazu hatte er es mit dem Könige von Frankreich, Philipp IV. dem Schönen

(1285—1314), zu thun, einem Manne, der in den Künsten einer schlauen und eigennützigen Politik Meister war, ja, man möchte behaupten, daß er einer neuen Epoche solcher Staatswissenschaft die Bahn brach.

Philipp führte mit dem Könige von England, Eduard I., einen mörderischen Krieg, in welchen die meisten europäischen Mächte verflochten waren. In herkömmlicher Weise wollte Papst Bonifacius den Friedensrichter machen, aber Philipp verwarf seine Einmischung. Da die Kosten des Krieges großenteils aus Kirchensteuern bestritten wurden, so verbot der Papst durch die Bulle »Clericis laicos« 1296 diese Besteuerung der Kirchen. Dagegen untersagte der König jede Ausfuhr von Geld und Kostbarkeiten aus Frankreich und den Fremden sogar den Aufenthalt in seinem Lande. Da hierdurch auch Roms Einkünfte von Frankreich bedroht wurden, so milderte der Papst durch das Dekret »Noveritis nos« 1297 seine Verordnung, wodurch der König versöhnt wurde, und er und Eduard I. überließen nun die Entscheidung ihres Streites dem Bonifacius, jedoch nicht als Papst, sondern als erwähltem Schiedsrichter. Seine Entscheidung war vollkommen gerecht, aber Philipp, der die bereits errungenen Vorteile nicht fahren lassen wollte, nahm dieselbe nicht an. Sodann ließ er auch den päpstlichen Legaten, den scharfen Saisette, Bischof von Pamiers, wegen vermeintlichen Hochverrats verhaften und betraute die perfiden Hofkanonisten Peter Flotte und Wilhelm Nogaret mit der Führung des Prozesses gegen ihn. Darum entspann sich ein Briefwechsel, worin der Papst zwar in seinen Forderungen und Behauptungen etwas schroff erscheinen mag, der König aber jeden Anstand beiseite setzte. Der Papst beschied den hohen Klerus von Frankreich 1302 nach Rom, um über Abstellung der Mißbräuche im französischen Reiche zu beraten; Philipp selbst aber wurde in der Bulle »Ausculta fili« zur Verantwortung vorgeladen. Die ohnehin etwas scharf gehaltene Bulle kam noch (absichtlich) gefälscht[1] in die

[1] Der Bulle Ausculta fili, die Philipp, von seiner Umgebung verleitet, verbrennen ließ, wurde ein kürzeres, von einem Hofbeamten, wahrscheinlich von Peter Flotte verfaßtes Schreiben, die Pseudobulle Deum time substituiert, worin mit dürren Worten erklärt wird, daß der König in geistlichen wie in weltlichen Dingen dem Papste untergeordnet sei. Dieses angebliche Schreiben des Papstes, mit welchem auch das fingierte grobe Antwortschreiben Sciat maxima tua fa-

Hand des Königs, der schlau genug seine Angelegenheit zur Volkssache zu machen suchte, und dazu die Stände des Reiches berief, die natürlich das Recht ihm zusprachen. Der Papst protestierte in seiner Antwort gegen die durch Fälschung ihm angedichtete Behauptung, daß Philipp die Krone von Frankreich vom Papste als Lehen empfangen habe und erklärt, daß der König ihm nicht ratione dominii, wohl aber ratione peccati unterworfen sei. Auf eine neue Bulle des Papstes »Unam sanctam«, worin das Verhältnis der weltlichen Gewalt zur päpstlichen in dem Bilde der beiden Schwerter dargelegt war, antwortete im Sommer 1303 eine Ständeversammlung in Frankreich mit der Anklage, daß Bonifacius ein Ketzer und sonst vieler Vergehen schuldig sei.[1] Zugleich wurde der heftigste Gegner des Papstes, der Siegelbewahrer Nogaret, mit dem vom Papste vertriebenen Kardinal Jakob Colonna[2] nach Rom gesandt. Der Papst erkannte

---

tuitas Philipps geflissentlich verbreitet ward, rief eine Mißstimmung hervor, die der König nicht unbenützt vorübergehen ließ.

[1] Am 30. Juni kamen nämlich in Louvre einige dreißig dem König ganz ergebene Prälaten, mehrere Barone und Rechtsgelehrte zusammen. Ritter Wilhelm Blasian (Du Plessis) trug da eine Anklageschrift gegen den Papst in neunundzwanzig Punkten vor, die bis in das Lächerlichste gingen, z. B. Bonifaz glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele, an das ewige Leben und an die Transsubstantiation, halte Unzucht für keine Sünde, zwinge Priester zum Bruch des Beichtsiegels, treibe Simonie, Sodomie, Götzendienst, indem er sich in silbernen Statuen in den Kirchen abbilden lasse, treibe Zauberei, halte einen Hausteufel, sei auch schuld an dem Verluste des heiligen Landes, wie am Tode Cölestins V. u. s. f. Die Colonnas, die excentrischen Cölestiner und andere Feinde des Papstes hatten, wie man sieht, nicht umsonst seit Jahren Bonifacius geschmäht; in der obigen Anklageschrift sind ihre Beschuldigungen alle zusammengefaßt. Zu den Gegnern des Papstes gehörte auch Fra Giacopone da Todi, der Verfasser des Stabat mater, welcher in der lingua volgare verschiedene Satyren auf Bonifaz verfertigte — ein seltsamer Poet, vom Geist des heiligen Franziskus angeweht, tiefsinnig, aber leidenschaftlich und schwärmerisch, zugleich bitterer Polemiker und gemütvoller, geistlicher Sänger. Bonifaz ließ den Dichter in Ketten werfen.

[2] Er und seine Partei grollten dem Bonifaz wegen eines Rechtsspruches über ihr Familiengut. Aus Anhänglichkeit an das Haus Aragonien und andere Gegner des apostolischen Stuhles unterhielt die mächtige Familie Colonna heimlich hochverräterische Beziehungen mit Jakob II. und Friedrich III. von Sicilien. Als der Papst zu seiner Sicherheit in einige ihrer Festungen eine Besatzung legen wollte, traten sie sofort mit aller Heftigkeit gegen ihn auf, be-

die Gefahr solcher Gesandtschaft, und floh von Rom nach seinem Geburtsorte Anagni. Von hier aus wollte er am Festtage Mariä Geburt die Absetzung Philipps und das Interdikt über Frankreich aussprechen, aber er wurde den Tag zuvor von Nogaret und dem rachedurstigen Sciarra Colonna überfallen, gröblich mißhandelt und gefangen genommen. Solchem Frevel setzte Bonifacius den Anstand eines Märtyrers entgegen; er wurde zwar nach drei Tagen von seinen Mitbürgern befreit, und bei seiner Rückkehr nach Rom festlich empfangen. Aber die Katastrophe machte doch seinem Leben ein baldiges Ende. Er starb schon wenige Tage danach an gebrochenem Herzen. Die Entscheidung des Streites mußte daher seinen Nachfolgern überlassen werden, und sie fiel anders aus, als er selbst gedacht hatte.

Anmerkung. Unter die vielen Märchen, die man von Bonifaz VIII., dessen Geschichte meist von seinen Feinden geschrieben worden ist, aufgetischt hat, gehört auch, daß er in Tobsucht, sich selbst zerfleischend, gestorben sei. Nie ist eine alte Verleumdung schlagender widerlegt worden. Im Jahre 1605, also nach dreihundertzwei Jahren, wurde bei Abtragung der älteren Peterskirche zu Rom das Grabmal Bonifaz' VIII. geöffnet, um seine Gebeine mit jenen der übrigen alten Päpste, die in dieser Basilika begraben lagen, nach einer anderen Ruhestätte zu überbringen. Sein Körper allein wurde vollständig erhalten gefunden und die ganze Stadt strömte zusammen, um Zeuge der außerordentlichen Entdeckung zu sein. — Die Urteile über sein Pontifikat waren von jeher sehr geteilt. Doch kann man diesem geistig, wie durch körperliche Größe imponierenden Papste, der dem Corpus jur. can. den liber sextus beigefügt, Rechtsgelehrsamkeit, unerschütterliche Standhaftigkeit, ja auch Versöhnlichkeit nicht absprechen. Gegen Gregor VII., Alexander III. und Innocenz III. aber tritt er zurück in richtiger Würdigung der sich ändernden Zeiten wegen allzu strengen Festhaltens am Buchstaben des Rechts bis zur äußersten Konsequenz und wegen der nicht überall hervortretenden Überwindung aller Leidenschaftlichkeit. Das letztere war übrigens Philipp dem Schönen und seinen Räten, sowie den ihn bedrängenden Welfen und Ghibellinnen gegenüber äußerst schwer. Es sei von diesem gewaltigen Papste, dessen Andenken noch des berufenen Geschichtsschreibers harrt, nur noch erwähnt, daß er 1300 das **Jubiläum** mit seinem Ablasse eingeführt hat, das immer nach Verlauf eines Jahrhunderts gefeiert werden sollte. Später aber wurde diese Zeit von Klemens VI. auf fünfzig, von Urban VI. auf dreiunddreißig, von Paul II. auf fünfundzwanzig Jahre beschränkt.

---

stritten sogar die Rechtmäßigkeit seiner Wahl und verlangten die Berufung eines allgemeinen Konzils. Bonifaz dagegen erklärte sie aller Würden und aller Habe verlustig, ließ das Kreuz gegen sie predigen und machte 1298 ihre Hauptfestung Palestrina dem Erdboden gleich.

169. Das babylonische Exil der Päpste.

Auf Bonifaz VIII. war der frühere Dominikanergeneral und Kardinalbischof von Ostia Boccasini als **Benedikt** XI. (1303—1304) gefolgt. Obwohl ein Freund seines Vorgängers glaubte er doch in den Hauptangelegenheiten, mit denen derselbe es zu thun hatte, eine andere Bahn einschlagen zu sollen und nahm die gegen den französischen König und die Collonesen erlassenen Sentenzen größtenteils zurück; nur Nogaret, Sciarra Colonna und die Schergen beim Attentat zu Anagni blieben von der Amnestie ausgeschlossen. Mit diesen Konzessionen war aber Philipp keineswegs zufrieden, sondern verlangte vom Papste die Berufung eines allgemeinen Konzils, um über Bonifaz VIII., den er der Häresie beschuldigte, zu richten. Dieses Ansinnen des Königs, welcher hierdurch nur seinen Haß und Groll gegen den verstorbenen Papst befriedigen und namentlich sein Verfahren gegen denselben in den Augen der Christenheit rechtfertigen wollte, wies Benedikt nicht geradezu ab, behielt sich aber die Entscheidung für eine spätere Zeit vor. Inzwischen starb er schon nach acht Monaten seines Pontifikats, wie man sagt, an Gift,[1] nachdem er noch (durch die Bulle Flagitiosum scelus) seinen Abscheu vor der Schandthat von Anagni mit scharfen Worten ausgesprochen hatte.

Nach dessen Tode wurden die Kardinäle nicht sogleich über eine neue Wahl einig. Das wußte König Philipp der Schöne schlau zu benützen: er bewirkte, daß ein ihm ganz ergebener Franzose, der Erzbischof von Bordeaux, zum Papst gewählt wurde,[2] unter dem Namen

---

[1] Es war zu Perugia. Als er da (am 6. Juli 1304) bei Tische saß, erschien eine dem Anscheine nach weibliche Person, welche sich für die Aufwärterin der Nonnen der heiligen Petronella ausgab und dem Papste auf einer silbernen Schüssel Feigen überreichte. Dieser aß davon mit großem Appetite, erkrankte aber sofort und gab binnen kurzer Zeit den Geist auf.

[2] Man erzählt sich, der König sei mit diesem Erzbischof Bertrand d'Agoust vor der Wahl zu einer geheimen Unterredung in der Abtei im Walde von St. Angely zusammengekommen, wo Philipp dem Prälaten versprochen haben soll, zu bewirken, daß er auf den apostolischen Stuhl erhoben würde, wenn er ihm folgende sechs Zugeständnisse machen wollte: 1) Soll er ihn vollkommen mit der Kirche aussöhnen und ihm alles verzeihen, was er durch die Gefangennehmung des Papstes Bonifaz begangen; 2) alle gegen ihn und seine Anhänger

Klemens V. (1305—1314). Die Krönung fand (1305 am 14. November) in der Justuskirche zu Lyon im Beisein des Königs mit großer Pracht, aber nicht ohne betrübenden Unglücksfall statt — es stürzte eine Mauer ein, was als ein Vorzeichen weiteren Unheiles zu werden schien. Papst Klemens hörte nicht auf die dringenden Bitten der Kardinäle in Rom, dahin zu kommen, sondern blieb, teils aus Furcht vor den Unruhen in Rom und Italien, teils aus Liebe zu seinem Vaterlande, und auch vom Könige zurückgehalten, in Frankreich und nahm anfänglich in Lyon, Bordeaux und Poitiers, seit 1309 aber förmlich zu **Avignon**[1] seinen Sitz. Er berief dann die Kardinäle aus Rom zu sich, ernannte mehrere französische Kardinäle, und so geschah es leider, daß noch sechs seiner Nachfolger zu Avignon blieben, durch einen Zeitraum von siebzig Jahren, zum großen Nachteile der katholischen Kirche. Daher pflegt man auch diese Zeit die siebzigjährige oder babylonische Gefangenschaft der Päpste zu nennen. Die traurigen Folgen davon waren: 1) Die Päpste standen in einer unwürdigen Abhängigkeit von den französischen Königen und

---

ausgesprochenen Kirchenstrafen aufheben; 3) ihm zur Führung des Krieges in Flandern auf fünf Jahre allen Zehent in seinem Reiche bewilligen; 4) das Andenken an Bonifaz VIII. vernichten; 5) die Kardinäle Colonna in ihre vorigen Würden und Einkünfte wieder vollkommen einsetzen und einige von den Anhängern des Königs zu Kardinälen ernennen. Was den sechsten Wunsch betrifft, behielt der König sich vor, denselben seinerzeit zu eröffnen; er soll die Residenz in Frankreich betroffen haben. So berichtet Villani, gegen dessen Erzählung aber außer anderen inneren und äußeren Gründen vor allem das Visitationsbuch Bertrands spricht, worin die Orte, wo sich damals der auf einer Visitationsreise begriffene Erzbischof aufhielt, genau verzeichnet sind, und aus welchen deutlich erhellt, daß jene Zusammenkunft gar nicht statthaben konnte. Indessen that Klemens, den Punkt 4 ausgenommen, wirklich alles, wie es angeblich stipuliert war; er hob auch die Bulle Clericis laicos auf, und erklärte, daß die andere „Unam sanctam" kein Präjudiz für Frankreich bilden solle.

[1] Die Päpste, die zu Avignon residierten, waren: Klemens V. (1305 bis 1314), Johann XXII. (1316—1334), Benedikt XII. (1334—1342), Klemens VI. (1342—1352), Innocenz VI. (1352—1362), Urban V. (1362—1370), Gregor XI. (1370—1378). Dann noch während des großen päpstlichen Schismas: Klemens VII. und Benedikt XIII. gegenüber den römischen Päpsten. — **Avignon**, in einem Winkel des südlichen Frankreichs gelegen, war nicht bloß an und für sich unpassend für den päpstlichen Sitz, es war auch in klimatischer Hinsicht nicht besonders anlockend. Avenio ventosa — Sine vento venosa — Cum vento fastidiosa lautet ein bekanntes Sprichwort.

mußten öfters gegen die übrigen Fürsten thun, was jenen beliebte. 2) In Italien, vorzüglich in Rom, wuchs durch die Abwesenheit der Päpste die Unordnung: die politischen Faktionen herrschten frei und hetzten das Volk auf gegen den Papst. Weil dieser vom Kirchenstaate gar keine Einkünfte erhielt, die aber zur Regierung doch benötigt wurden, mußte man das Geld auf andere Weise sich zu verschaffen suchen und wurden deshalb Kirchen und Klöster mit schweren Abgaben belastet, auf die Benefizien wurden sogenannte Annaten gelegt, d. h. die Einkünfte derselben mußten für das erste Jahr nach Rom geliefert werden; auch die Besetzung der Benefizien reservierte sich der Papst, kam aber dadurch in den Verdacht der Habsucht, durch die wieder seiner Autorität unsäglich geschadet war. 3) Endlich erwuchs hieraus in weiterer Folge auch die verderbliche abendländische vierzigjährige Kirchenspaltung, wo anfangs zwei, schließlich gar drei Päpste sich die Herrschaft über die Kirche streitig machten.

170. Konzil zu Vienne. Aufhebung des Templerordens.

Es fehlt nicht an Geschichtschreibern, die Papst Klemens V. als einen Mann bezeichnen, „der um Geld und um die dreifache Tiara auch mehr als seine Ehre verkauft hätte." Seine mannigfachen Regierungsfehler sind jedoch meist auf Rechnung jenes unüberwindlichen Zwanges zu bringen, den Frankreichs König auf ihn ausgeübt hat, da dieser Papst nicht zu jenen Naturen gehört, welche im Glauben an die große Sache, die sie vertreten, kühn der Gewalt trotzen; er ist umgarnt vom Netz französischer Politik, die „ihm die Füße küßt, während sie ihm die Hände bindet".

Wie schon an seinen Vorgänger, so trat Philipp jetzt wieder auch an ihn mit der Forderung heran, das Andenken an Papst Bonifaz zu vertilgen. Die Mißhandlung desselben in Anagni war zu schreiend, und die Überzeugung, daß Philipp der Urheber sei, zu allgemein, so daß den König nur die feierlichste Verurteilung des Bonifaz rechtfertigen konnte. Mit der Erfüllung dieses Verlangens Philipps zögerte aber Klemens, soviel er konnte; half sich, im Jahre 1307 bei einem Besuche des Königs zu Poitiers, auf den Rat des Kardinals da Prato mit der Ausrede, daß eine so wichtige Sache, wie die Anathematisierung eines Papstes, nur durch ein allgemeines

Konzil vorgenommen werden könnte. Auf neuerliches Andringen Philipps gab Klemens 1308 die Zusicherung, daß er die Ankläger des verstorbenen Bonifaz hören wolle und bestimmte den 2. Februar 1309 für den Beginn des Prozesses in Avignon. Schon regte sich der allgemeine Unwille; mehrere Fürsten machten dem Papste dringende Vorstellungen, einem so ärgerlichen Handel ein Ende zu machen, als endlich Klemens vom Könige das Zugeständnis erhielt, daß die Entscheidung auf der allgemeinen (fünfzehnten) Synode, die bereits auf das Jahr 1311 nach **Vienne** ausgeschrieben war, gefällt werden dürfe. Auf derselben erfolgte aber die Ehrenrettung des Papstes Bonifaz VIII. — Derselbe wurde für einen rechtmäßigen Papst erkannt und die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen der Ketzerei wurden für unerwiesen erklärt.

Auf diesem, von hundertvierzehn (nicht dreihundert) Erzbischöfen und Bischöfen besuchten, Konzile wurden des weiteren mehrere Häresien verurteilt,[1] die Unterstützung für die wieder unter das (türkische) Joch der Ungläubigen gefallenen Christen im Morgenland beraten und eine Reformation der kirchlichen Disciplin angeregt. Der merkwürdigste Gegenstand der Verhandlungen aber war die Angelegenheit, beziehungsweise die Aufhebung des Templerordens.

Die großartigen Thaten dieses Ordens erwarben ihm den besonderen Schutz der Päpste und die ausgedehntesten Besitzungen im Abendlande, wovon ein großer Teil in Frankreich gelegen war. Die Anzahl der Komturhäuser wird um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auf neuntausend angegeben; sein jährliches Einkommen wird auf vierundfünfzig Millionen geschätzt. Der Ordenspalast „Temple“ in Paris war umfangreicher, als das großartigste Königsschloß und konnte ein zahlreiches Heer aufnehmen. Nach der Einnahme von Ptolemais 1291 zogen sich die Templer nach Cypern und bald darauf nach Europa zurück. Ihr Verhältnis gegen Kirche und Staat grenzte

[1] Die Fratricellen, die Anhänger Dolcinos, Begharden und Beghinen und die Irrtümer des Franziskaners **Petrus Oliva**, der da lehrte: Durch die Taufe werde zwar den Kindern die Schuld nachgelassen, aber nicht Gnade und Tugenden eingegossen; Christus am Kreuze sei noch lebend mit der Lanze durchstoßen worden und leugnete, daß die anima rationalis die forma corporis sei — ein Satz, der in unseren Tagen viel gegen den Güntherianismus gebraucht wird.

an Unabhängigkeit; daher einerseits ihr Stolz, andererseits aber wurden sie ob ihrer übergroßen Privilegien und immensen Reichtümer, wie der zur Schau getragenen Pracht halber von vielen Bischöfen und Fürsten mit scheelen Augen angesehen und jedes Gerücht vom Sittenverfall unter ihnen wurde begierig geglaubt. Der Verkehr mit den Sarazenen und Pullanen in Palästina, die weichlichen Sitten des Orients und die angehäuften Schätze mögen die Disciplin und den Wandel derselben schwer geschädigt haben; daß somit einzelne unter den Templern ausarteten, kann deshalb ebensowenig in Abrede gestellt, als dem ganzen Orden zum Vorwurf gemacht werden.

Besondere Gründe zur Abneigung gegen sie hatte Philipp IV. von Frankreich. In dem Kampfe zwischen den Häusern Aragonien und Anjou um Sicilien und Neapel hatten sich die Ritter auf die Seite des ersteren geneigt; im Streite Philipps mit Bonifaz VIII. erklärten sie sich für letzteren, ja, sie verweigerten sogar dem Könige den nachträglich von Klemens V. bewilligten Zehent. Und dabei argwöhnte Philipp, daß die Templer auch an dem gegen ihn wegen Münzverschlechterung erregten Aufstande in Paris Anteil gehabt hätten. Da sie endlich einen großen Teil ihrer Schätze zu Paris verwahrt hatten, so bot dies zweifelsohne auch einen wichtigen Beweggrund zu ihrer Unterdrückung für einen habsüchtigen und immer geldbedürftigen König, wie Philipp einer war, der doch 1305 die Juden erst ausgeplündert und dann vertrieben hatte!

Den Vorwand zu einer scheinbar rechtlichen Unterdrückung des Ordens aber gab ihm die Denunciation eines gewissen Squin de Florian, welche dieser machte, um sich die Freiheit aus dem Gefängnisse zu erringen. Derselbe stellte für diesen Preis außerordentliche Eröffnungen in Aussicht, die er in seiner Haft von seinem Mitgefangenen, einem, gemeiner Verbrechen wegen, aus dem Orden verstoßenen Templer, über die unter den Ordensrittern verübten schauerlichen Verbrechen vernommen zu haben vorgab. Vor den König gebracht, sagte nun Squin, gehört zu haben, daß die Templer Christum verleugnen, ein Idol anbeten, der sodomitischen Sünde ergeben seien u. s. w. Darauf ließ Philipp einige der Ordensritter verhaften und inquirieren, welche erwähnte schwere Anschuldigungen bestätigt haben sollen. Jetzt aber unterlag die Fortführung der Prozedur einigen Schwierigkeiten, weil die Templer unmittelbar dem Papste

unterstanden, der König aber diesen von der ganzen Sache möglichst fern zu halten suchte; auch wollte der Papst lange Zeit den gar zu ungeheuerlichen Anklagen keinen Glauben schenken. Um aber doch ans Ziel zu kommen, ließ Philipp durch seinen Agenten Dubois eigene Pamphlete verfassen, in welchen der Papst beschuldigt wird, von den Templern bestochen zu sein, und an den König die Aufforderung ergeht, „die Gottlosen zu bestrafen, ohne sich um den Papst zu kümmern — dem Moses gleich, der ja auch nicht lange bei dem Großpriester Aaron nachgefragt, sondern kurzweg die Anbeter des goldenen Kalbes vernichtet habe." Nach solchen unwürdigen Manipulationen, die nur dafür zeugen, daß den König bei seinem Verfahren gewiß ganz andere Motive, als die Schuld des Ordens, geleitet haben, ging er zur Ausführung seiner Pläne über und that deshalb jetzt einen Gewaltstreich: er ließ die Ordensritter mittels geheimer Befehle den 13. Oktober 1307 durch ganz Frankreich gefangen nehmen, bemächtigte sich ihrer Schätze und Güter und bezog selbst ihr Ordenshaus, den „Temple" zu Paris. Unter dem Volke entstand über diese unerwartete Maßregel Verwunderung, ja Mißstimmung; darum ließ er eine königliche Erklärung proklamieren, worin er seinen Schritt zu rechtfertigen sucht und zu diesem Zwecke allerlei Beschuldigungen gegen den Templerorden erhebt, Beschuldigungen, die ganz das rohe Zeitalter verraten, aus welchem sie herstammen, aber offenbar darauf berechnet waren, die Phantasie des Volkes aufzuregen, um dasselbe mit Abscheu gegen die Templer zu erfüllen.[1]

---

[1] Diese Anschuldigungen beruhen auf jener vorgeblichen Denunciation Squins. Wessen jedoch wurden die Templer angeklagt? Der Templer verleugne bei der Aufnahme in den Orden Christum, die seligste Jungfrau und alle Heiligen; man lehre ihn, Christus sei nicht der wahrhaftige Gott, sondern ein falscher Prophet, der um seiner Sünden willen den Tod erlitten; darum müsse er das Kreuz anspeien, mit Füßen treten und noch in schändlicherer Weise verunehren. Der Aufnehmende und Aufzunehmende küßten sich auf den Rückgrat; im Orden seien Sodomiterei und andere Sünden gegen die Natur in Übung. Der Aufzunehmende müsse schwören, den Orden auf jede Weise zu bereichern, selbst mit Unrecht, es sei dies keine Sünde. Statt des wahren Gottes werde in den Kapitelsversammlungen der Teufel angebetet, der bisweilen in Gestalt einer schwarzen Katze erscheine; auch werde ein Idol in Form eines Menschenkopfes mit stechenden, karfunkelroten Augen und einem großen Barte, Bafomet genannt, angebetet, von dem man großen Reichtum erwarte. Die Schnur,

Über solche Gewaltthätigkeit zeigte sich der Papst anfangs entrüstet, sah sich aber bald nach den vorgelegten Akten über die Geständnisse der Templer genötigt, die Verhaftung derselben durch die Bulle Pastoralis praeeminentiae solio (dto. 22. November 1307) gutzuheißen und deren weitere Untersuchung in den einzelnen Provinzen anzuordnen, nachdem der König die gefangenen Templer und die eingezogenen Güter den päpstlichen Kommissären ausgeliefert hatte. Ja, Klemens V. verhörte selbst zweiundsiebzig Templer und schickte den Bischöfen und Inquisitoren hundertsiebenundzwanzig Artikel zu, worüber sie jeden Tempelherrn vernehmen sollten. Die Nachrichten über die Ergebnisse der früheren weltlichen Gerichte und des jetzigen kanonischen Verfahrens sind aber im höchsten Grade widersprechend; die Protokolle wurden höchst leichtfertig geführt und sind auch so noch verstümmelt; das wenige Licht, welches sie auf die Ereignisse werfen, dient nur, jede Brust mit Entsetzen zu erfüllen. Jene Templer, welche bereitwillig die vorgeblichen Verbrechen eingestanden und sich reumütig bezeigten, wurden mit der Kirche ausgesöhnt und zum Teil entlassen; diejenigen aber, welche leugneten oder ihre Aussagen hinterher zurücknahmen, wurden als Ketzer und Rückfällige behandelt, in schmutzige Kerker oder auf die Folter geworfen, um ihre Standhaftigkeit zu prüfen, auch wohl hingerichtet.

Nach solchen Vorgängen trat endlich das Konzil zu Vienne zu-

---

welche jedes Ordensmitglied auf dem nackten Leibe trage, sei vorher um dieses Götzenbild gelegt gewesen. Wird ein Templer gegen seine Ordensgelübde der Vater eines Kindes, so werde dieses geröstet und dann mit dem Fette der Bart Bafomets bestrichen u. s. w. — Wir lachen heute über die schwarze Katze, über das Idol in Gestalt eines Menschenkopfes. Bafomet ist die provenzalische Verunstaltung des Namens Mohammed. Der ganze Inhalt der Anklage zeigt, daß sie schwach begründet war, wie ja andererseits die Anklagen auch mit der Geschichte und dem Geiste des Ordens in grellem Widerspruche stehen. So macht die Anklage demselben den Übertritt zum Islam zum Vorwurfe, während Tausende und Tausende aus den Templern im Kampfe gegen denselben gefallen sind! Die Geständnisse aber, die man diesfalls erhielt, wurden größtenteils auf der Folter erpreßt. Aber was von diesen Geständnissen zu halten sei, geht unter anderem aus der Rede des Ritters Aymer von Villard hervor, der beteuert haben soll: er habe sich vorgenommen, aus Angst vor der Todesqual alles einzugestehen, was man über den Orden von ihm wissen wolle und wäre es, daß er bekennnen müßte: er selbst sei es gewesen, der den Heiland an das Kreuz geschlagen habe!

sammen. Als man die Angelegenheit hier zu verhandeln begann, waren alle Väter, mit Ausnahme von dreien, dafür, daß man dem Orden gestatten solle, sich zu verteidigen. Allein bevor weiter etwas geschah, erließ der furchtsame Papst, ohne Zweifel auf Andringen des Königs, in einem geheimen Konsistorium, „nicht auf dem Wege richterlicher Entscheidung, sondern aus Fürsorge und päpstlicher Machtvollkommenheit" die Aufhebungsbulle Vox in excelso, die sodann in der zweiten Sitzung des Konzils in Gegenwart Philipps und seines Hofes öffentlich bekannt gegeben wurde. Als Gründe für die Aufhebung des Ordens wurden in dieser Bulle angegeben: Derselbe sei durch die ihm vorgeworfenen Häresien in starken Verruf gekommen, bei Fürsten und Bischöfen ein Gegenstand des Abscheues, für das heilige Land, dem er nach seiner Stiftung dienen sollte, unnütz geworden u. s. f.

Der eigentlich treibende Faktor in dem Prozesse war aber ohne Zweifel Philipp der Schöne, der auf die Macht des Ordens eifersüchtig und nach dessen Gütern lüstern war, die er nimmer ausließ, obgleich sie nach der päpstlichen Bestimmung den Johannitern und anderen Ritterorden hätten zufallen sollen. Der König äußerte seinen unheilvollen Einfluß sogar noch nach der Aufhebung. Er wußte 1314 die Entscheidung über die Großwürdenträger der Hand des Papstes zu entreißen und das Gericht, dem sie übergeben wurden, verurteilte sie zu lebenslänglicher Haft. Vor der Kirche von Notredame war ein rotausgeschlagenes Gerüst aufgerichtet; hier hätten der Großmeister des Ordens, Jakob von Molay, und der Komtur der Normandie, Guy, durch ein öffentliches Geständnis das ganze Vorgehen des Königs (am 11. März 1314) rechtfertigen sollen; als sie aber statt dessen alles, was ihnen früher durch die Folter war ausgepreßt worden, widerriefen und die Unschuld des Ordens beteuerten, ließ sie der König noch denselben Abend auf eine kleine Insel der Seine führen, da, wo heute das Reiterbild Heinrichs IV. steht, und langsam verbrennen. Festen Mutes sahen die Opfer den Vorbereitungen zu ihrer Hinrichtung zu; aus den Flammen heraus hörte man sie noch ihre Unschuld beteuern und Gott zum Zeugen derselben anrufen. Das Volk sammelte in der Nacht ihre Gebeine als die von Märtyrern. Nach der Angabe des Ferretus von Vicenza habe Molay vom Holzstoße herab Klemens und Philipp vor den Richterstuhl Gottes ge-

laden binnen Jahresfrist. Wenn dies auch bloß eine aus den damaligen Vorgängen leicht erklärliche Sage sein mag, zugetragen hat es sich: der Papst starb schon am 20. April 1314, der König aber siechte seit Molays Tod an einem Übel, dessen Quelle niemand entdecken konnte und endete am 29. November gleichfalls desselben Jahres noch.

Anmerkung. Die alte Tendenzlüge, daß der stolze Ritterorden der Templer eine seltsame Häresie erzeugt habe und an ihr zu Grunde gegangen sei, ist im Laufe der Jahrhunderte stets wiederholt und bis auf unsere Tage herab vielfach geglaubt worden An Versuchen, die Lüge als solche nachzuweisen, hat es zwar nicht gefehlt; indessen eine Fortsetzung dieser Versuche auf Grundlage breiterer Studien, als den Fachgenossen bisher vergönnt waren, blieb immer noch sehr zu wünschen übrig. Solche umfassende Studien vermochte, unterstützt vom letztverstorbenen deutschen Kaiser, dem er sein Werk gewidmet hatte, Professor Dr. Konrad Schottmüller anzustellen, und seine Geschichte vom Untergang des Templerordens (2 Bände, Berlin 1887 bei Mittler und Sohn) hat durch seine Urkundensammlung, wie durch deren Verarbeitung eine der größten weltgeschichtlichen Schwindeleien gründlich vernichtet. Mit einleuchtender Klarheit tritt als das sichere Ergebnis der Untersuchungen Schottmüllers hervor, daß König Philipp aus politischen Gründen die Vernichtung der Templer erstrebt hat, daß Papst Klemens dem König hierin, trotz anfänglichem Widerstreben, aus kirchenpolitischen Gründen schließlich gefolgt ist, daß der Vorwurf der Häresie nur als bequemste Handhabe, mittelalterlicher Sitte nach, zum Kampf gegen diesen Orden gedient hat, und daß diese Häresie in Wahrheit nicht einmal für den leicht zu bethörenden Sinn der Zeitgenossen hinlänglich nachgewiesen worden ist. Das vortreffliche Werk, das Licht und Schatten sehr gerecht verteilt, beurteilt den Papst offenbar zu nachsichtig, als ob dieser bloß das schwache, gefügige Werkzeug der französischen Politik gewesen wäre. Das war er aber nicht so ganz, wenn man bedenkt, daß er ja dem Könige in dessen, auf Verurteilung des verstorbenen Bonifaz VIII. und auf Gewinn des deutschen Reiches gerichteten Bestrebungen tapfer, schlau und erfolgreich widerstanden, ja sogar den größten Teil des reichen Templergutes vor den Griffen Philipps zu sichern gewußt hat. Es ist deshalb auch Klemens V. ein volles Maß der Schuld an dem tragischen Untergang der Templer zuzusprechen.

171. Kampf der Päpste mit Ludwig dem Bayer.

Auch in der deutschen Rechtsgeschichte dieser Zeit zeigt sich auffallend die Abhängigkeit der Avignoner Päpste von den Königen Frankreichs, und zwar gelegentlich der zwiespaltigen Kaiserwahl vom

Jahre 1314, wo eine Partei Ludwig den Bayer, die andere Friedrich den Schönen von Österreich wählte.[1]

Die Habsburger schienen den Kurfürsten, die überhaupt keine Erblichkeit des deutschen Thrones aufkommen lassen wollten, bereits zu mächtig; darum waren sie in Rudolfs Wunsch nicht eingegangen, seinen Erstgeborenen zu seinem Nachfolger zu ernennen, übergingen ihn auch bei der Wahl und ernannten den **Adolf von Nassau**, der von Haus aus arm war und seinem Gönner, dem Erzbischof von Mainz, viel Geld verschreiben mußte. Albrecht, der Sohn Rudolfs von Habsburg, erkannte den Neugewählten an, machte sich aber später die Unzufriedenheit zu nutze, die Adolf durch einige unkluge Maßregeln bei den Kurfürsten gegen sich heraufbeschwor. Vereint mit der Mehrzahl derselben erhob er sich gegen den König und lieferte ihm 1298

[1] Ludwig konnte sich nur darum behaupten, weil er die Städte für sich hatte und die Habsburger damals in einen Krieg mit den Schweizern verwickelt waren. Hier übten die Habsburger schon seit langem über die drei Urkantone am Vierwaldstättersee: Schwyz, Uri und Unterwalden, wo sie begütert waren, die Reichsvogtei aus, bis sie durch ein Privilegium Friedrichs II., der die genannten Waldstätten von derselben befreite, in ihren Rechten geschädigt wurden. Es traten zwar wieder die früheren Verhältnisse ein, bis Kaiser Heinrich VII., wie auch sein Nachfolger, Ludwig von Bayern, jenes Privilegium erneuerten, zu dessen Schutz nun jene drei Urkantone 1308 auf dem Rütli einen Freiheitsbund schlossen, in dessen Folge die Burgen erstürmt und die Vögte verjagt wurden, nachdem Wilhelm Tell, wie die Sage geht, den grausamsten derselben, Geßler, mit einem Pfeile getötet hatte, weil er ihm zur Strafe eines kleinen Ungehorsams zugemutet, von dem Haupte seines Kindes einen Apfel zu schießen. Die Habsburger wollten sich in die Schädigung ihrer Rechte nicht fügen und Friedrichs feuriger Bruder, Herzog Leopold, die Blume der Ritterschaft genannt, beschloß, den Widerstand der Schweizer mit Gewalt zu brechen, erlitt jedoch in dem engen Passe bei **Morgarten** 1315 eine große Niederlage. Von der Zeit an sank die Macht der Habsburger in den Schweizer Landen. Durch den Beitritt der österreichischen Stadt Luzern (1322) kamen alle Ufer des Vierwaldstättersees in die Gewalt der **Eidgenossenschaft**, der sich auch bald Bern (1339), Zürich (1351), Zug und andere Orte anschlossen. In der Schlacht von **Sempach** 1386, wo nach der Volksüberlieferung der hochherzige Arnold von Winkelried aus Unterwalden den Hirten und Bauern in die geharnischten Reihen der Ritter „eine Gasse bahnte", indem er eine Menge Lanzen erfaßte und sich in die Brust grub, bestanden die Eidgenossen, wie einst die Athener bei Marathon, die Feuerprobe wider den österreichischen und deutschen Ritteradel und bewiesen, daß sie der Freiheit würdig seien.

die Schlacht bei Göllheim (westlich von Mainz in der Rheinpfalz), in der Adolf fiel. Jetzt erreichte **Albrecht** das Ziel seiner Wünsche und wurde allgemein als König anerkannt; nur der Papst Bonifaz VIII. weigerte sich, dies zu thun und verstand sich erst 1303 dazu, nachdem Albrecht hierfür sich zu großen Zugeständnissen bereit erklärt hatte. Diese Erfolge wollte der König einige Jahre später dadurch vervollständigen, daß er nach dem Erlöschen des Přemysliden-geschlechtes 1306 die böhmische Krone seinem Sohne Rudolf zuzuwenden suchte. Er erreichte seine Absicht, wurde aber unglücklicherweise schon nach Jahresfrist vom Tode dahingerafft,[1] und damit ging Böhmen wieder verloren.

Auf Albrecht folgte abermals kein Habsburger, sondern der Bruder des Erzbischofs von Trier, der ritterliche Heinrich von Luxemburg. Diese Wahl geschah zu einer gar kritischen Stunde. Als nämlich Kaiser Albrecht ermordet worden war, faßte Frankreichs König, Philipp, den Entschluß, das Kaisertum an sein Haus zu bringen und dem Papste seinen Bruder Karl von Valois vorzuschlagen. Glücklicherweise aber wurde dieser Plan verraten und der Papst Klemens V. beeilte sich, die deutschen Fürsten zu einer schnellen Wahl aufzufordern, die nach seinem Vorschlag den Luxemburger Heinrich VII., wählten. Dieser beschloß, die Anrechte auf die Herrschaft in Italien, die seit dem Tode Friedrichs II. förmlich ein Ende ge-

---

[1] Im Frühjahre 1308 begab sich Albrecht nach seinem Stammsitz, der Habsburg, in die Schweiz, wohin er mehrere Fürsten einlud, um sich mit ihnen über wichtige Reichsangelegenheiten zu beraten. Hier fand sich auch sein Neffe **Johann**, der Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolf ein und verlangte von ihm die Herausgabe seines väterlichen Erbes, weil er alt genug sei, um Land und Leute zu regieren. Da setzte ihm Albrecht einen Blumenkranz auf das Haupt und sagte: „Das ist die Zierde der Jugend.“ Dies erzürnte Hansen so, daß er in verblendeter Leidenschaft und unterstützt von einigen Freunden, den furchtbaren Entschluß faßte, seinen König und Oheim zu ermorden. Als Albrecht am selben Tage 1. Mai 1308) auf einem Kahne über die Reuß fahren mußte und so von seinem Gefolge für einige Augenblicke getrennt war, überfielen ihn die Verschworenen und ermordeten ihn angesichts der Getreuen, die vom anderen Ufer der schrecklichen That zusahen. Die Mörder starben später durch Henkershand; nur Johann, der sich rettete, und von dieser Bluthat den Beinamen Parricida, d. h. der „Vatermörder“ erhielt, endete im lebenslänglichen Gefängnisse, zu welchem ihn Albrechts Nachfolger, Heinrich VII., verurteilte.

nommen hatten, zu erneuern und unternahm deshalb einen Zug nach Rom. Weil das Land von Parteiungen zerrissen war, wünschte man seine Ankunft herbei. Er ließ sich in Mailand zum König von Italien krönen. Als er aber jetzt das kaiserliche Ansehen ernstlich geltend machen wollte, Vögte einsetzte und Steuern erhob, widersetzten sich die meisten Städte seinem weiteren Zuge nach Rom. Nach blutigen Kämpfen empfing er trotzdem im Juni 1312 durch einen päpstlichen Legaten zu Rom die Kaiserkrone, starb aber am 24. August 1313 plötzlich in Buonconvento im Sienesischen, vom Fieber dahingerafft.[1]

Als sich danach 1314 die Kurfürsten zu einer neuen Wahl versammelten, gestaltete sich dieselbe, wie schon oben gesagt, zwiespaltig und wurde Friedrich durch den Erzbischof von Köln in Bonn, Ludwig durch den Erzbischof von Mainz in Aachen gekrönt. Der auf Klemens V. folgende Papst,[2] **Johannes XXII.**, durfte keinen von beiden anerkennen, da Frankreichs Könige ihre Freude daran hatten, daß sich Deutschland in einem achtjährigen Bürgerkriege verzehrte. Weil eben keiner der Gewählten auf die angebotene Würde

---

[1] Seinen Tod schrieb man wälschem Hasse zu und daraus entstand die Sage, er sei von einem Dominikaner durch das Abendmahl vergiftet worden. Diese Sage ist jetzt sogar durch kirchenfeindliche Schriftsteller als historische Lüge nachgewiesen worden; denn es ist gewiß, daß Heinrich den Tod, wie so mancher Deutsche in Italien vor und nach ihm, sich durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hat. Er ruht in Pisa, das ihm aus tödlichem Hasse gegen Florenz treu ergeben war.

[2] Der päpstliche Stuhl war volle zwei Jahre erledigt geblieben. Die dreiundzwanzig Kardinäle im Konklave zu Carpentras konnten sich nicht einigen, da die Italiener einen Papst wollten, der seinen Sitz wieder in Rom aufschlage, die an Zahl überlegenen (fünfzehn) Franzosen dagegen einen solchen, der wieder in ihrer Heimat residiere. Zudem führte eine Feuersbrunst die Auflösung des Konklave herbei, das sich erst später in Lyon wieder versammelte und einstimmig den Kardinal Jakob de Cusa (oder Ossa) aus Cahors als **Johann XXII.** (1316—1334) wählte, den auch Villani (vgl. Note 2, S. 464) als gottesfürchtig, gelehrt, besonders im kanonischen Rechte, gewandt, auch großmütig in Behandlung schwieriger kirchlicher Fragen und als Freund der Wissenschaft schildert. Nach seiner Krönung zu Lyon begab er sich nach Avignon und verließ seinen Palast in den achtzehn Jahren seines Pontifikates nur, um sich zu Fuß in den anstoßenden Dom zu begeben. Von seinem Kabinet aus entfaltete er eine riesige Thätigkeit; er soll mehr als sechzigtausend Aktenstücke redigiert haben.

verzichten wollte, mußte zwischen ihnen schließlich das Schwert entscheiden. Nachdem sich beide Nebenbuhler durch Bündnisse zu stärken gesucht hatten, kam es nach vieljährigen Rüstungen im Jahre 1322 bei Mühldorf am Inn zur Entscheidungsschlacht; Friedrich nahm sie an, ohne seinen Bruder Leopold abzuwarten, der nur wenige Tagmärsche von ihm entfernt war. Sie blieb lange unentschieden, Friedrich selbst focht wie ein Held der Vorzeit; durch eine in der Kriegsmanier jener Zeit gewöhnliche und doch fast immer gelingende List siegte Ludwigs Feldhauptmann Seifried Schweppermann; er sparte einen Hinterhalt, ließ ihn österreichische Farben tragen und griff das ermattete Heer im Rücken an. Österreichs Niederlage war vollständig — die Waffen hatten für den Wittelsbacher Ludwig entschieden. Als dieser aber jetzt seinen Gegner gefangen nahm, sich nicht bloß als König, sondern auch als Kaiser betrug, und die Feinde des Papstes in Italien unterstützte, lud ihn der Papst, der an dem Unterschiede zwischen König- und Kaisertum festhielt,[1] zur Verantwortung vor. Da er nicht erschien, den Papst vielmehr „als einen Beschützer der Ketzer" schmähte, wurde er mit dem Banne und Deutschland mit dem Interdikt belegt. Ludwig zog nach Italien, und während der Papst damit umging, einen anderen König in Deutschland einzusetzen, setzte Ludwig in Rom einen anderen Papst, einen Franziskaner, den Petrus von Corbara, als Nikolaus V. ein, und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Eine Partei der Franziskaner hielt es nämlich mit Ludwig gegen den Papst, weil sie mit dessen Entscheidungen in betreff ihrer Ordensregel nicht zufrieden waren.[2] Auch in Büchern

---

[1] Diesen Unterschied heben auch die deutschen Rechtsbücher klar hervor, z. B. der „Spiegel deutscher Leute": „Die Tutschen sulln durch Recht den chunich erwelen. Swenne der geweihet wirt von den byscholfen, die dazu gesatzet sint, und auf den stul ze ache chumet, so hat er chunichleichen gewalt und namen, swenne in der babst geweihet, so hat er reichesgewalt und kaiserleichen namen."

[2] Die Frage, ob Christus und die Apostel Eigentum besaßen, hatte eben großen Zwiespalt unter den Dominikanern und Minoriten hervorgerufen; der Franziskanergeneral Michael von Cesena und sein Anhang hatten 1322 zu Perugia die Frage verneint; von Johann XXII. anathematisiert, ging die ganze Partei ins Lager Ludwigs über, dem natürlich die Bundesgenossenschaft einer theologischen Richtung erwünscht sein mußte, welche dem weltlichen Besitztume der Päpste allen Boden unter den Füßen wegzog. Als Advokaten des Königs aber traten namentlich die Pariser Lehrer Marsilius von Padua († 1354)

wurde jetzt der Kampf heftig geführt, indem einige Gelehrte die päpstlichen, — andere die kaiserlichen Rechte verteidigten, die einen wie die anderen mit Übertreibungen. Ludwig mußte sich aus Italien bald zurückziehen, und sein Papst wurde an Johannes XXII. ausgeliefert, der ihn gut behandelte, jedoch in Gewahrsam behielt. — Johann geriet damals noch in einen anderen Konflikt. Die Ansicht, die er auf Allerheiligen 1311 in einer Predigt über die Visio beatifica vortrug, daß die Seelen der Gerechten erst nach dem jüngsten Gericht zur Anschauung Gottes gelangen, stieß auf vielfachen Widerspruch und er widerrief sie noch vor seinem Tode.

Der folgende Papst Benedikt XII. hätte den Kaiser gern mit der Kirche ausgesöhnt, aber der König von Frankreich, Philipp VI. von Valois (1328—50), verhinderte es durch Drohungen gegen den Papst. Zudem that Ludwig mit der Verheiratung seines Sohnes Ludwig von Brandenburg mit Margareta Maultasch, der Gattin des Prinzen Johann Heinrich von Böhmen und Erbin von Tirol, im Jahre 1342 einen Schritt, durch den er die Aussöhnung in unabsehbare Ferne rückte, da jene Verbindung eine schwere Verletzung des christlichen Eherechtes war. Als Ludwig fortfuhr, anerkannte päpstliche Rechte zu verletzen, verlor er immer mehr auch bei dem Volke sein Vertrauen, daher es dem Papste Klemens VI. vor allem durch den gräßlichen Bannfluch,[1] den er 1346

---

und Johannes von Janduno mit ihrem berühmten aber auch berüchtigten Buche Defensor pacis und der Minoritenprovinzial Wilhelm Occam auf. Ersterer griff sogar die geistliche Autorität des Papstes an, indem er den Primat Petri und dessen römischen Aufenthalt und Episkopat leugnete und schrieb die oberste Gewalt in der Kirche nicht dem Papste, sondern dem Generalkonzile zu. Occam, der gelehrte Engländer aus der Schule des Duns Scot, stimmte (in seinen acht Quästionen) im ganzen diesen Aufstellungen bei, widerlegte gleich Dante die konstantinische Schenkung, lehrte die kaiserliche Gewalt als unmitttelbar von Gott gegeben, und zwar durch die Wahl, nicht durch päpstliche Ordnung bedingt und leugnete auch die Unfehlbarkeit der Konzilien. Natürlich riefen diese extremen Theorien eben so extreme seitens der Gegner hervor: ein Rechtslehrer hatte sogar ausgerechnet, daß die Gewalt des Papstes siebenundfünfzigmal größer sei, als die des Kaisers; ein anderer wieder erklärte alle weltliche Gewalt als reinen Ausfluß der päpstlichen und ein dritter (Alvaro Pelayo, † 1340 ?) meint, da der Papst der Statthalter Gottes sei, dürfe man seiner Gewalt so wenig, wie der Allmacht Gottes Schranken setzen u. drgl. m.

[1] **Raynald ad an. 1356 n. 3 . . . sit maledictus ingrediens, sit**

gegen Ludwig schleuderte, gelang, mehrere Kurfürsten zu vermögen, einen anderen Kaiser in der Person des Königs von Böhmen, den Luxemburger, Karl IV., 1346 zu wählen. Der Krieg zwischen beiden begann, wurde aber bald durch den unerwarteten Tod Ludwigs, der 1347 auf einer Bärenjagd vom Schlage gerührt, starb, beendigt. Zwar wurde jetzt Günther von Schwarzburg als Gegenkönig aufgestellt; als aber dieser bereits 1349 starb, nachdem er sich noch kurz zuvor mit Karl IV. verglichen, wurde dieser darauf bald allgemein als König anerkannt und zu Ostern 1355 in Rom zum Kaiser gekrönt. Noch in demselben Jahre erließ er zur Regelung der Königswahl die sogenannte **goldene Bulle**, die zur Beseitigung fremder Einmischung die Gültigkeit der Wahl einfach von der Majorität der Kurstimmen abhängig machte.

Die Bulle, weil sie mit einem in Gold ausgearbeiteten Siegel versehen ist, die goldene genannt, besteht aus dreißig Kapiteln, von denen die dreiundzwanzig ersten zu Nürnberg, die sieben letzten zu Metz abgefaßt sind. Danach hatte bei Erledigung des kaiserlichen Thrones der Kurfürst von Mainz in Monatsfrist die Kurfürsten zur Wahl binnen drei Monaten nach Frankfurt am Main einzuladen; versäumt er es, so kommen die Kurfürsten uneingeladen dahin. Wahlstimmen haben in dieser Reihe die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg. Ihre Länder sind unteilbare Reichslehen, ihre Untergebenen können in keinem Falle vor ein Gericht außerhalb des Kurfürstentums geladen werden (privilegium de non evocando) und die Kurfürsten haben in ihrem Gebiete das Münz-, Berg- und Salzregal, auch den Judenschutz ꝛc. So besaß Deutschland eine Wahlordnung und ein Stück Verfassung, womit aus dem Reiche ein Bundesstaat geworden war. Das Haus Habsburg aber besaß, obgleich es allmählich zu einer bedeutenden Herrschaft gelangt war, trotzdem nicht die Kurwürde, was dem damaligen Herzog Rudolf von Österreich, ältesten Sohne Albrechts II., unerträglich war. In Mitteln wenig wählerisch, nahm er auf Grund gefälschter Privilegien hervorragende Rechte für Österreich in Anspruch, welche fast jeder Oberhoheit des Kaisers ein Ende machen sollten. Er geriet deshalb in großen Zwist mit dem Kaiser Karl IV., mit dessen Tochter Katharina er seit 1353 vermählt war. Diese Familienbande führten leichter zu einer friedlichen Einigung zwischen den beiden Gegnern. Der Kaiser wollte

maledictus egrediens. Percutiat eum Dominus amentia et caecitate ac mentis furore; coelum super eum fulgara mittat . . . Orbis terrarum pugnet contra eum, aperiatur terra et ipsum absorbeat vivum etc.

zwar jene Rechte nicht anerkennen und Rudolf mußte die Freiheitsbriefe als gefälscht erklären, zuletzt jedoch wurde sogar ein Erbvertrag zwischen den Habsburgern und Luxemburgern geschlossen, vermöge dessen nach dem Erlöschen des einen dieser Geschlechter das andere die Besitzungen desselben erben sollte. Während dieser Streitigkeiten mit seinem Schwiegervater war Rudolf ohne Unterlaß darauf bedacht, die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen er zu der Gräfin Margareta Maultasch von Tirol stand, zur allfälligen Erwerbung dieses Landes auszunützen. Margareta dankte nämlich der Vermittlung von Rudolfs Vater, daß der Papst ihre Ehe, die sie unrechtmäßig geschlossen, nachträglich billigte und den Bann, der jahrelang auf ihr lastete, wegnahm. Aus Dankbarkeit hatte sie den Habsburgern Erbansprüche auf Tirol für den Fall zugestanden, daß ihre Nachkommenschaft erlöschen würde. Von ihren Söhnen und Töchtern waren alle bis auf einen, Meinhard, früh hinweggestorben. Als auch dieser im Jahre 1363 starb, machte sich Rudolf mitten im Winter auf den Weg nach Tirol und überredete die alternde Margaret, ihm ihr Land schon bei Lebzeiten abzutreten und ihren Aufenthalt in Wien zu nehmen. Margaret willigte in diesen Vorschlag und Kaiser Karl IV. gönnte ein Jahr später dem Herzog Rudolf diese wichtige Erwerbung, indem er ihn mit Tirol belehnte. So war das Haus Habsburg fast in den gesamten Besitz der heutigen österreichischen Alpenländer gelangt.

Aus der Pontifikatszeit Klemens' VI. ist noch eine Gebietserwerbung zu erwähnen. Ihn vermochte auch eine römische Gesandtschaft mit Petrarca an der Spitze nicht zur Rückkehr zu den Apostelgräbern zu vermögen. Er ernannte vielmehr zahlreiche französische Kardinäle und erwarb von der Königin Johanna von Neapel, die ihr als Gräfin von Provence zugehörige Grafschaft Avignon käuflich für achtzigtausend Goldgulden,[1] als ob hier der päpstliche Sitz verewigt werden sollte. Die von ihm daselbst ausgeführten immensen Bauten erregen noch heute in ihren Ruinen Bewunderung.

[1] Nach dem Tode Roberts wurde seine Enkelin Johanna Königin von Neapel. Sie war mit ihrem Vetter Andreas von Ungarn vermählt, der am 18. September 1345 ermordet wurde. Papst Klemens VI. exkommunizierte die Mörder. Auch Johanna wurde von ihrem Schwager, dem König Ludwig von Ungarn, der Teilnahme am Morde ihres Gemahls beschuldigt. Da der Papst sie ohne Untersuchung nicht verurteilen wollte, fiel Ludwig 1347 mit einem Heere in Neapel ein. Johanna, die sich inzwischen mit Ludwig von Tarent vermählt hatte, erschien 1348 in Avignon, verteidigte ihre Unschuld und wurde vom Papste des obigen Verdachtes freigesprochen. Darauf verkaufte sie diesem Avignon, um ein Heer zur Wiedereroberung Neapels werben zu können.

172. Die drei letzten Päpste in Avignon.

Während sich also das päpstliche Territorium in Frankreich erweiterte, litt der Kirchenstaat in Italien große Not. An verschiedenen Orten erhoben sich Gewalthaber und schüttelten die päpstliche Herrschaft ab. In Rom bemächtigte sich, nach dem Sturze des Adels, 1347 Cola di Rienzo als Tribun der Gewalt, und wenn er auch nach sieben Monaten wieder weichen mußte, so war doch die Zeit der Unruhen noch keineswegs vorüber.

Im Anfange der Regierung **Innocenz'** VI. (1352—1362) erstand ein zweiter Tribun (Franz Baroncelli), wurde aber gestürzt, worauf noch einmal Cola an die Spitze des Regimentes gelangte. Indessen währte jetzt seine Herrschaft noch kürzere Zeit als das erstemal. Der Aufstand, den seine Tyrannei erregte,[1] machte sogar 1354 seinem Leben ein Ende und bereits befand sich der kriegerische Kardinal Albornoz im Kirchenstaate, dessen Einsicht und Energie es allmählich gelang, die päpstliche Herrschaft wieder fester zu begründen.

Um diese Zeit wütete durch ganz Europa eine furchtbare Pest, welche von Kaufleuten aus der Levante nach Unteritalien und nach Toskana eingeschleppt worden war. In Florenz namentlich raffte sie drei Fünftel der Einwohner hinweg[2] und verbreitete sich aus Italien nach dem übrigen Europa. In vielen Ländern glaubte das Volk, das furchtbare Übel sei durch die Juden entstanden, welche angeblich die Brunnen und Cisternen vergiftet hätten und es brach eine schreck-

[1] Er verletzte auch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, indem er vor seinem Ritterschlage das übliche Bad in der porphyrenen Wanne nahm, in welcher nach dem allgemeinen Glauben der Zeit Kaiser Konstantin der Große das Sakrament der Taufe empfangen hatte.

[2] Unter den Opfern dieser Pest war hier auch der Geschichtschreiber Johann Villani, dessen Histoire florentine eine Hauptquelle auch für die Geschichte der Päpste dieser Zeit ist. Das Werk wurde von seinem Bruder Matthäus fortgesetzt. — Die Pest soll auch Veranlassung zu großer Erschlaffung der Klosterzucht gewesen sein: ganze Klöster starben aus und vor allem wurden die frömmsten, die den Kranken Beistand geleistet, hinweggerafft; in den meisten Klöstern ging man auch von der strengen Beobachtung in betreff der Speisen und der ganzen Lebensweise ab und stellte sie auch nach dem Aufhören der Pest nicht wieder her.

liche Verfolgung wider sie aus. Klemens VI. erließ zwei Bullen zum Schutze dieser Unglücklichen.

Im nächsten Pontifikate beginnt endlich in der Frage nach dem päpstlichen Sitze eine Wendung sich zu vollziehen. Das Exil hatte schon zu lange gedauert. Abgesehen von Frankreich sah man fast überall in der Entfernung des Papsttums von Rom etwas Unnatürliches und verschiedene Stimmen forderten eindringlich zur Übersiedlung in die ewige Stadt auf, namentlich die „nordische Seherin", die heilige Brigitta von Schweden, die nach dem Tode ihres Gemahls sich zu einem ascetischen Leben in Rom niedergelassen hatte, und der Dichter Petrarca, der 1366 an den Papst die Frage gestellt haben soll, wo Seine Heiligkeit lieber auferstehen wolle, ob unter den Sündern von Avignon oder unter den Märtyrern Roms? **Urban** V. (1362—1370) sah es ein, wie begründet alle die ihm gemachten Vorstellungen seien, und verließ trotz der Gegenbemühungen des französischen Königs Karl V. Avignon am 19. Mai 1367 und kehrte über Marseille zurück nach Rom, verließ jedoch schon im September 1370 die unruhige Stadt wieder, angeblich um dem wieder ausgebrochenen Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende zu machen. Allein schon zehn Wochen danach starb er, wie ihm diesen baldigen Tod die heilige Brigitta als Gottesgericht vorausgesagt hatte, und somit war es seinem Nachfolger erst vorbehalten, dem Exil ein wirkliches Ende zu machen: im Herbste 1376 trat **Gregor** XI. (1370—1378) die Reise nach Rom an und der Schritt war unbedingt notwendig. Zu den Personen, welche dazu aufforderten, hatte sich auch die heilige Katharina von Siena aus dem Dominikanerorden hinzugesellt. Die Römer drohten, wenn der Papst noch länger mit seiner Heimkehr zögern würde, mit der Aufstellung eines Gegenpapstes; auf der anderen Seite waren aber die Verhältnisse in Italien nichts weniger als befriedigend. Gregor soll deshalb ebenfalls wieder an die Rückkehr nach Avignon gedacht und bei seinem Tode ein Schisma vorausgesagt haben. Ein solches befürchtend, ermächtigte er kurz vor seinem Ableben noch durch eine Bulle die sechzehn Kardinäle, die ihn nach Rom begleitet hatten, einen neuen Oberhirten zu wählen, ohne die Ankunft der sechs in Avignon zurückgebliebenen Kardinäle abzuwarten; zugleich bestimmte er, daß die Wahl an jedem

beliebigen Orte, ohne Konklave und durch einfache Stimmenmehrheit geschehen könne.

Anmerkung. Die zu Avignon residierenden Päpste haben das kirchliche Gesetzbuch vollendet, indem Klemens V. aus den Kanones des Konzils von Vienne und anderweitig erlassenen Dekretalen dem Liber VI. des Bonifaz VIII. seine fünf Bücher Clementinarum beifügte. Die später erschienenen Konstitutionen wurden neben und außer dem mit den Klementinen beschlossenen Corpus erst separat als: a) Extravagantes XX Johanns XXII. in vierzehn Titeln und b) vierundsiebzig Extravagantes communes in fünf Büchern aufbewahrt, bis sie Johann Chapuis 1499 in seine Ausgabe des Corpus juris can. aufnahm. Vgl. Vidmar: Introductio in Corpus juris utriusque. Wien, Manz, 1886.

Das abendländische Schisma.

173. Entstehung und Folgen dieser Spaltung.

Gregor XI., der letzte Papst, den Frankreich der allgemeinen Kirche gab, soll in seiner letzten Zeit zur Rückkehr nach Avignon entschlossen gewesen sein und manche meinen, Gott habe ihn darum so jung sterben lassen, damit er seinen Entschluß nicht mehr ausführen konnte. Er war aber eine zarte, blaße Gestalt, immer von schwächlicher Gesundheit und darum erlag er so frühzeitig dem ungewohnten italienischen Klima. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß er kurz vor seinem Hinscheiden sich selbst Vorwürfe gemacht hat, dem Rate der heiligen Brigitta wie der heiligen Katharina von Siena folgend, nach Rom gekommen zu sein und dann die Umstehenden laut warnte, Männern und Weibern nicht zu trauen, die unter dem Scheine der Religion ihre eigenen Hirngespinste als göttliche Offenbarungen vortrügen. Allein nicht darüber machte er sich Vorwürfe, daß er endlich einmal die französische Herrschaft abgeschüttelt hatte, sondern darüber, daß jetzt nach seinem Tode durch die national geteilten Kardinäle leicht ein Schisma entstehen könnte und dieses drohende Übel konnte er selbst durch die oben erwähnte, für die Wahl seines Nachfolgers getroffene Sonderbestimmung nicht abwenden.

Bei Gregors XI. Tod bestand das heilige Kollegium aus dreiundzwanzig Kardinälen: von diesen waren sechs in Avignon zurück-

geblieben, ein siebenter weilte eben in Toskana; nur sechzehn waren in Rom anwesend und diese hatten also den Papst zu wählen. Die Wahl aber nahm leider keinen ungestörten Verlauf. Eine große Volksmenge brachte die ihr vorangehende Nacht lärmend vor dem Vatikan zu. Die Kardinäle, davon elf Franzosen, vier Italiener und ein Spanier, wurden sodann von eben dieser Menge in das Konklave getrieben und mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht einen Römer oder doch wenigstens einen Italiener wählen würden. Unter solchen Umständen brachten sie die Wahl des damaligen Erzbischofs von Bari (Bartholomäus von Prignano) in aller Eile, jedoch einstimmig zustande, proklamierten sie und krönten ihn. Er nannte sich **Urban** VI. So lauten im wesentlichen die französischen Berichte. Die Italiener aber berichten, daß die Wahl ohne allen Zwang und auf das regelmäßigste vorgenommen worden und daß einige Unruhen, die wirklich dabei erfolgt, nicht der Wahl vorhergegangen, sondern darauf gefolgt wären.[1] Mögen wie immer einige Unregelmäßigkeiten bei dieser Wahl vorgefallen sein, das steht fest: sie wurde am 9. April feierlich verkündet, am 10. April fand die feierliche Inthronisation in St. Peter statt, darauf am Osterfeste (18. April) die Krönung; auch wurde der Neugewählte durch fünf Monate, ohne Widerspruch von seiten der Kardinäle und der ganzen Christenheit, als rechtmäßiger Papst anerkannt.[2]

---

[1] Die Kardinäle machten nämlich die vollzogene Wahl nicht sofort bekannt, teils weil der Gewählte noch nicht im Palaste war, teils weil sie erst vieles von ihrer Habe in Sicherheit bringen wollten, da das Volk der Unsitte des Plünderns nicht entsagt haben würde. Dennoch aber kam das Gerücht von der Wahl des Erzbischofs von Bari hinaus unter das Volk. Dieses verwechselte aber diesen Namen mit Jean de la Barre, einem Franzosen und Kammerherrn des früheren Papstes, und begann einen wüsten Lärm, auch die Glocken im Dome zum Sturm zu läuten und in das Konklave einzudringen. In der Angst, von der tobenden Menge erschlagen zu werden, beschlossen die Wähler, den alten Kardinal Tebaldeschi für den erwählten Papst auszugeben und ihn in die päpstlichen Gewänder zu hüllen und auf Petri Stuhl zu setzen. Das Volk war über solche Wahl entzückt, küßte dem Greis Hände und Füße, bis dieser, den furchtbare Gichtschmerzen quälten, ungeduldig ausrief: „Ich bin ja nicht der Papst, der Erzbischof von Bari ist gewählt,“ mit dem sich das Volk schließlich auch zufrieden gab, obgleich er als Unterthan der Königin Johanna für einen halben Franzosen galt.

[2] So berichtet auch Theodorich von Niem, ein Augenzeuge. Dieser Theodorich (Dietrich) von Niem oder Nieheim, Diöcese Paderborn, wurde päpst-

Auch in Avignon ward Urbans Wappen angeheftet und demselben gehuldigt. Er regierte von 1378 bis 1389.

Unglücklicherweise entzweite sich aber dieser Papst sehr bald durch sein schroffes unkluges Benehmen mit den Kardinälen, da er mit etwas unzeitigem Eifer und zu hartem Tadel gegen sie verfuhr. Freilich war bei ihnen manche Verbesserung nötig geworden, da zu Avignon der französische Leichtsinn auch auf sie einen üblen Einfluß geübt hatte. Besonders pflegte er ihnen ihren Gelddurst vorzuwerfen. Dadurch erbittert, zogen sich die französischen Kardinäle, die Ultramontanen, wie sie auch genannt wurden, unter dem Vorwande der zu großen Sommerhitze in Rom nach Anagni zurück, erklärten die Wahl Urbans für nichtig und verfügten sich sodann nach Fondi im Neapolitanischen, wohin auch bereits die Kardinäle von Avignon gekommen waren. Nachdem es ihnen auch noch gelungen war, die vier italienischen Kardinäle gegen Urban zu gewinnen, und zwar dadurch, daß sie jedem einzelnen insgeheim versprachen, ihn zum Papste zu wählen, traten sie hier zu einem neuen Konklave zusammen und wählten den Kardinal Robert, geborenen Grafen von Genf. Er nannte sich Klemens VII. (1378—1394) und nahm seinen Sitz in Avignon. Da er von Frankreich, Kastilien, Aragonien und Schottland anerkannt wurde, hatte die Christenheit demnach zwei Päpste. Verlängert aber auf die Dauer von vierzig Jahren wurde das Übel dadurch, daß nach dem Tode eines jeden der Päpste dessen Kardinäle sogleich einen anderen zum Papst wählten, weil keine Partei der anderen nachgeben, keine sich mit der anderen vereinigen wollte.[1]

---

licher Abbreviator in Avignon und kam 1377 nach Rom. Er war ein Anhänger Urbans, dessen Fehler er jedoch nicht verschweigt. Von Bonifaz IX. wurde Dietrich zum Bischof von Verden ernannt, kam aber weder in Besitz dieses Bistums, noch desjenigen von Cambray. Mit Johann XXIII. kam Niem nach Konstanz, wo er 1417 starb. Er gründete das deutsche Hospiz s. Maria dell' anima in Rom.

[1] Die Päpste während des Schismas 1378—1417 waren:

Römische:	Avignon'sche:	Pisaner:
Urban VI. 1378—1389.	Robert von Genf (Clemens VII. 1378—1394).	Peter von Candia (Alexander V. 1409—1410.
Bonifaz IX. 1389—1404.	Peter von Luna (Benedikt XIII.)	Balthasar Cossa (Johann XXIII.)
Innocenz VII. 1404—1406.	Abgesetzt 1417.	Abgesetzt 1415.
Gregor XII. 1406—1415.		
Dankt freiwillig ab.		

Die **Folgen** dieser Spaltung fielen schwer auf die katholische Kirche; denn 1) die beiden Päpste exkommunizierten sich gegenseitig, wodurch der Kirche großes Ärgernis gegeben und das Ansehen des Papsttums aufs tiefste erschüttert wurde; 2) jeder derselben bedurfte zu seiner Hofhaltung großer Summen, und die Gelderpressungen[1] nahmen unter verschiedenen Namen zu; 3) wenn irgend jemand eine Gnade, eine Dispens oder ein Amt von einem Papste nicht erhalten konnte, so wandte er sich an den anderen, woraus mancherlei Unfug entstand; 4) viele in der Christenheit, die diese Sache näher zu prüfen nicht Gelegenheit hatten, wurden ängstlich durch die Ungewißheit, auf welcher Seite das Recht, wo somit das Oberhaupt der Kirche sei. Das unheilvolle Schisma hatte so in jeden Ort, in jede Universität, in jede Familie Zwietracht gebracht und die Gewissen schwer beirrt.

Die klaffende Wunde des zwiespaltigen Papsttums beseitigt zu sehen, war die Sehnsucht der ganzen Christenheit. Wo aber sollte Hilfe herkommen in diesem tiefgehenden Risse und dem damit verbundenen Wirrwarr? Zur Hebung desselben wurden von der Sorbonne, der in dieser Sache sehr thätigen Universität von Paris, drei Mittel in Vorschlag gebracht: die freiwillige Abdankung (Cession) beider Päpste, sodann ein Kompromiß auf die Entscheidung von Schiedsrichtern oder endlich, daß ein allgemeines Konzil berufen werde. Der Zustand war nämlich eben so unnatürlich als unerträglich; allein das Übel mußte noch stärker empfunden werden, bis man beiderseits mit Ernst an seine Beseitigung dachte.

---

[1] Zu diesem förmlichen Aussaugungssystem jener Tage gehörten die Reservationen, die zuerst im zwölften Jahrhundert die Pfründen von solchen auswärtigen Klerikern betrafen, die in Rom starben, dann die Pfründen von solchen, die in die Hände des Papstes resigniert worden waren, dann unter Johann XXI. alle Sitze und Klöster, Kirchen und sonstige kirchliche Benefizien, die durch Tod, Deposition, Kassation der Wahl, Beförderung, Versetzung u. s. w. zur Erledigung kamen; dazu gehörten die Zehenten, welche die niedere Geistlichkeit so oft zu entrichten hatte, und dann die menses papales, die päpstlichen Monate, solche nämlich, in denen der Papst das Recht hat, die zur Erledigung kommenden Benefizien zu besetzen. Diese Monate waren: Januar, Februar, April, Mai, Juli, August, Oktober und November. Jene Zeit ist treffend in dem kurzen Wort geschildert, das ein Gesandter des deutschen Ordens an seinen Hochmeister schrieb: „Lieber Herr Meister, Ihr müsset Geld senden, denn hier am (päpstlichen) Hofe alle Freundschaft endet, wie sich der Pfennig wendet.“

174. Kämpfe Urbans VI., besonders mit Neapel.

Die Frage, ob Urban oder aber Klemens der rechtmäßig gewählte Papst gewesen, hat aber die Kirche selbst eigentlich nie ausdrücklich entschieden und selbst der heilige Antonius, Erzbischof von Florenz um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, gestand, daß diese Frage bei den meisten zweifelhaft geblieben sei und daß auf beiden Seiten (in utraque obedientia) ungemein fromme Männer, selbst solche, welche durch Wunder glänzten, gestanden hätten. Da indessen Julius von Medici, der 1523 zum Papst gewählt wurde, sich Klemens VII. nannte, während er, wenn der 1378 zu Fondi gewählte Klemens unzweifelhaft Papst gewesen wäre, sich hätte Klemens VIII. nennen müssen: so hätte man Grund, die Avignoner Päpste seit der Wahl zu Fondi Gegenpäpste zu nennen, wenn nicht jener Ausspruch des heiligen Antonius entgegenstünde.

Urban VI., für den allerdings die meisten Gründe zu sprechen scheinen, betrachtete sich als den wahren Papst und den eigentlichen Herrn des Königreiches und sprach demnach über Neapels damalige Königin Johanna und ihren Gemahl Otto, die dem Gegenpapst Schutz gewährt hatten, Bann und Absetzung aus und belehnte mit ihren Staaten den Herzog Karl von Durazzo.[1] Dagegen nahm jetzt die kinderlose Johanna (durch Testament vom 29. Juni 1380) den französischen Herzog Ludwig von Anjou, den Bruder Karls V., zu ihrem Sohn und Erben an und Klemens VII. ernannte ihn zum König eines aus Teilen des Kirchenstaates erst neu zu errichtenden Reiches Adria. Ehe aber noch Ludwig in Italien anlangte, hatte sich Karl schon in den Besitz von Neapel gesetzt, die Königin 1381 gefangen genommen und sie durch eine Schale Gift hinrichten lassen. Bald aber entzweite sich Urban mit diesem seinem treulosen Vasallen Karl: Urban wollte seinem unwürdigen Neffen Franz Prignano (Butyllus) das Fürstentum Capua verschaffen; Karl dagegen weigerte sich, die versprochenen Städte und Schlösser, welche dasselbe bilden sollten, auszuliefern und behandelte den Papst, der selbst nach Neapel gekommen war, wie einen Gefangenen, wahrscheinlich, um diesen so

[1] Derselbe, ein Neffe des Königs von Ungarn und Vetter der Johanna, ward von Urban als Nachkomme Karls II. von Anjou herbeigerufen.

zu nötigen, ihm die früher zu gunsten seiner Verwandten gemachten Zusagen zu erlassen. Nach scheinbarer Aussöhnung durfte Urban nach Nocera zurückkehren. Hier traten die ihn begleitenden Kardinäle, erbittert über seine Härte, insgeheim zusammen und berieten sich, wie sie ihn von sich abhängiger machen, ihn gleichsam unter ihre Kuratel stellen könnten. Sie wurden jedoch verraten, sieben ins Gefängnis und auf die Folter geworfen, Karl aber als Mitwisser dieser Verschwörung zur Verantwortung nach Nocera gefordert. Und er kam, aber mit einer — Armee, eroberte 1385 die Stadt und trieb den Papst in die Burg, der von ihr herab täglich dreimal über den König und sein Heer den Bann aussprach, bis ihn eine genuesische Flotte befreite und nach Genua führte. In Sicherheit gebracht, schändete Urban sein Andenken durch die Hinrichtung von sechs der gefangenen Kardinäle, die er, wie es heißt, bei Genua ins Meer werfen ließ.

Inzwischen ward Karl auf den ungarischen Thron berufen und dort mit Jubel empfangen, aber bald durch seine Strenge verhaßt und 1386 ermordet. Seine Söhne Ladislaus und Johannes sollten jetzt aus ihrem Besitztum vertrieben werden. Allein der Tod des Papstes 1389 unterbrach die Ausführung, während der Nachfolger Bonifaz IX., ebenfalls ein Neapolitaner, den jungen Ladislaus im Besitze von Neapel bestätigte und damit die Unternehmung des Herzogs Ludwig von Anjou vereitelte, der sich bereits der Hauptstadt bemächtigt hatte.

175. Versuche, das Schisma zu heben. Konzil von Pisa.

Als das stürmisch unheilvolle Pontifikat Urbans zu Ende ging, schöpfte man Hoffnung, daß auch die Spaltung zu Ende gehen werde, indem man annahm, daß die römischen Kardinäle, auf eine Neuwahl verzichtend, Klemens VII. anerkennen werden. Die Erwartung erwies sich indessen als eitel. Schon in wenigen Wochen wurde in Rom **Bonifaz** IX. (1389—1404) gewählt, und da derselbe, erfüllt von dem Bewußtsein seines besseren Rechtes, unbeugsam jeden Vermittlungsversuch abwies, waren die Aussichten so ungünstig wie je. Andererseits kam es auch in Avignon nicht besser. Als Klemens 1394 starb,[1]

[1] An wohlgemeinten Versuchen zur Hebung des Schismas ließ es besonders die Pariser Universität, deren theologische Fakultät, seit dem vierzehnten

wurde trotz vielfacher Aufforderung, von einer Neuwahl abzustehen, schon in zwölf Tagen der Kardinal Peter von Luna als Benedikt XIII. erhoben. Er hatte zwar beim Eintritt ins Konklave gleich den übrigen Kardinälen geschworen, nach Kräften für die Einheit der Kirche zu wirken und, wenn die Majorität der Kardinäle es wünsche, im Interesse der Union selbst abzudanken. Aber nie dachte ein Papst weniger daran, sein vor der Wahl gegebenes Wort zu halten, als gerade Benedikt. Daher wurde auch der Unwille gegen ihn täglich heftiger; im Herbst 1398 kündigten ihm Frankreich, Kastilien und Navarra den Gehorsam auf; es traten auch fast sämtliche Kardinäle von ihm zurück, er selbst aber wurde in seinem Palaste gefangen gehalten. Man hieß diese Maßregel die „Substraktion"; sie war jedoch auf die Dauer nicht haltbar und fand allmählich um so zahlreichere Gegner, als sie mannigfache Interessen verletzte. Die Auktorität Benedikts wurde darum im Frühjahr 1403 wieder anerkannt, nachdem von allem Anfang an die bedeutendsten Männer der

---

Jahrhundert vielfach Sorbonne genannt, damals auf dem höchsten Gipfel ihres Ruhmes stand, nicht fehlen. Sie hatte gleich anfangs, obgleich sie, vom Hof genötigt, Klemens anerkannt hatte, diesen zur Beilegung des Schismas aufgefordert und ihm die Erklärung abgerungen, er wolle die Entscheidung über seine Rechtmäßigkeit einem allgemeinen Konzil anvertrauen, wenn auch sein Gegner denselben Gerichtshof von seiner Seite und in seiner Sache anerkannte. Urban aber wies diesen Antrag geradezu ab. Im Jahre 1394 erhielt die Universität auch von ihrem Hofe die Erlaubnis, ein Gutachten einzureichen, wie die kirchliche Einheit am besten wiederherzustellen sei. In den darüber angestellten Beratungen vereinigte man sich in drei Vorschlägen: Kompromiß, Cession oder Konzil. Entweder sollten beide Päpste die Entscheidung über ihre Ansprüche ans Papsttum einem Dritten überlassen, oder beide sollten abdanken, oder eine allgemeine Kirchenversammlung sollte entscheiden. Mittlerweile wurde der König Karl VI. umgestimmt und gab der Universität als Antwort auf ihre Eingabe den Befehl, sich nicht weiter in die Sache zu mischen. Für diesen eventuellen Fall hatte aber die Sorbonne schon ihre Maßregeln beschlossen: sie stellte alle Vorlesungen und alles Predigen ein, bis ihre gerechte Bitte Gehör gefunden haben würde. An den Papst aber schickte sie ein so kräftiges Schreiben in dieser Angelegenheit, daß er betroffen geantwortet haben soll: „Das ist ein böses und giftiges Schreiben," und dann aus Verdruß und Ärger über dasselbe auch starb. Ein Entschuldigungsschreiben der Universität, er möge alles ihrem Eifer für die Kirche zu gute halten, traf ihn nicht mehr am Leben. Mehrere Fürsten und Universitäten (wie z. B. Köln) bezeugten der Pariser Hochschule für ihre Bemühungen lauten Beifall.

französischen Kirche auf seiner Seite waren: wie ein Petrus d'Ailly (ab Alliaco), ein Nikolaus de Clemange und sogar ein heiliger Vincenz Ferrer, der, ein zweiter Bernhard, damals Frankreich als Bußprediger durchzog. Doch nun trat an der Pariser Universität deren Kanzler Gerson auf, erst vermittelnd, mit seiner Schrift, dem Trialogus, dann drohend mit Entziehung der Obedienz gegen Benedikt. Leider waren Fürsten und Völker noch lange uneins und als Bonifacius starb, wählten die römischen Kardinäle **Innocenz** VII. und nach dessen schnellem Ableben 1406 den achtzigjährigen **Gregor** XII. Dieser hatte sich bei seiner Wahl strenger als seine Vorgänger zur Herstellung der Einheit verpflichtet; darum veranstaltete er gleich nach seiner Thronbesteigung mit Benedikt eine Zusammenkunft in Savona, die aber durch niedere Zweizüngigkeit beider zu einer der widrigsten Partien der Kirchengeschichte geworden ist — keiner von ihnen hielt Wort.

Solcher Täuschung endlich müde, sagte sich Frankreich abermals von seinem Papste los. Dieser floh daraufhin nach Aragonien, die Kardinäle beider Obedienzen aber vereinigten sich zu Livorno und schrieben auf den März 1409 ein allgemeines Konzil nach **Pisa** aus, zu welchem sie beide Päpste einluden. So sehr auch diese es zu verhindern suchten und eigene Synoden, Gregor im Venetianischen, Benedikt zu Perpignan, veranstalteten, so kam es doch zustande und wurde am 25. März 1409 eröffnet. Hier in Pisa kamen zwar viele Kardinäle, Bischöfe, Deputierte von Nationen und Universitäten zusammen, doch war der Erfolg ein geringer, es fehlte von vielen Seiten an redlichem Willen und somit an Einigkeit. Von den vorgeladenen Päpsten erschien keiner, und selbst der deutsche König Ruprecht und Ladislaus von Neapel protestierten gegen das Konzilium.

Die vorzüglichsten Verhandlungen dieses Konziliums waren:

1) Man widerlegte die Einreden der beiden Könige; 2) erklärte in der fünfzehnten Sitzung die beiden Päpste Gregor und Benedikt als Störer des Kirchenfriedens, aller ihrer Rechte und Würden verlustig, exkommunizierte sie und kündigte ihnen allen Gehorsam auf; 3) die Kardinäle gaben ein feierliches Versprechen, daß der neu zu wählende Papst dieses Konzilium nicht auflösen werde, bis die längst gewünschte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern wirklich

geschehen sein wird; 4) wurde nach der neunzehnten Sitzung der neue Papst Alexander V. gewählt, ein gelehrter und frommer Mann, dessen Herzensgüte jedoch oft zur Schwäche herabsank.

Bei dem redlichsten Willen konnte der neue Papst, Kardinal Peter Philargi aus Candia, doch wenig durchsetzen, und seine Schuld war es nicht, daß für die angesagte Kirchenverbesserung hier fast nichts geschah. Es fehlte, wie oben bemerkt wurde, an Einigkeit, und die meisten Anwesenden verließen Pisa bald wieder. Doch stellte der Papst so viel Mißbräuche ab, als unter diesen Umständen geschehen konnte. Nachdem noch bestimmt worden war, daß nach drei Jahren wieder ein allgemeines Konzil gehalten werden sollte, wurde die Versammlung aufgelöst.

So blieb also dieses Konzilium, von dem man so viel erwartet hatte, gänzlich fruchtlos; denn da die beiden früheren Päpste fortan noch Anerkennung (Obedienz) fanden, so mochte sich die Christenheit verwundern, jetzt sogar drei Päpste zu sehen, da sich Gregor durch den König Ladislaus im Königreiche Neapel und Benedikt in Spanien behauptete: statt zur Einheit war man aus der Zweiteilung vielmehr zur Dreiteilung, zu einer „Trifaltigkeit" des Schismas gelangt. Daran waren aber größtenteils die weltlichen Fürsten schuld, die auf den lauten Ruf der Christenheit nicht achteten, nach Willkür über den päpstlichen Stuhl verfügen wollten und Zwietracht nährten, statt selbe mit Ernst zu beseitigen.

Die Beilegung der Kirchenspaltung wäre zunächst Sache ihres Schutzherrn, des römischen Kaisers Karl IV., gewesen; allein dieser starb im November 1378, nachdem ihm noch zuvor die Nachricht von dem Ausbruch des Schismas seine letzten Tage verbittert hatte. In der ihm ganz eigentümlich praktischen Art, Staatsgeschäfte abzuwickeln, hätte er sicher die Kirche schnell wieder zur Einigung gebracht, während sein Sohn **Wenzel** (1378—1410, † 1419) dagegen hierzu weder das nötige Geschick, noch die nötige Ausdauer besaß. Es ist Karls übermäßige Liebe zu Wenzel großenteils selbst schuld an der schlechten Regierung dieses seines Lieblings, da er ihn als Kind schon am Staatsrate Anteil nehmen ließ. Der Ernst der Geschäfte hauchte den Blütenstaub von seiner Seele weg und so war Wenzel, als er später wirklich regieren sollte, bereits blasiert und hatte die Geschäfte schon satt. Trotz der sorgfältigsten Erziehung fehlte ihm die Charakterbil-

dung; darum folgte er, durch die königlichen Ehren früh aufgebläht, seinen Gelüsten. Von Natur aus wild, steigerte er sich noch durch unmäßigen Genuß des Weines und im Zorn und Rausch wurde er seiner nächsten Umgebung furchtbar. Nach und nach begann er seine königlichen Pflichten zu vernachlässigen; dadurch rief er eine heftige Bewegung in Böhmen gegen sich wach, die zu seiner zeitweisen Absetzung und selbst Gefangennahme führte. In Deutschland suchte sich der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz der Krone zu bemächtigen und brachte in der That 1400 seine Wahl zum König zustande. Nach seinem Tode 1410 erfolgte eine doppelte Neuwahl. Eine Partei der Kurfürsten wählte Wenzels Bruder **Sigismund**, die andere nur einige Tage danach deren Vetter **Jost** oder Jodok von Mähren. So erlebte die damalige Welt das vorher und nachher nimmer gesehene Schauspiel von drei Königen im deutschen Reiche und drei Päpsten in der Kirche zugleich — ein Zeichen, wie das Mittelalter seinem Ende sich zuneigte. Schon schien es zum verhängnisvollen Bürgerkrieg zu kommen und war Jost im Begriffe, mit einem Heere gegen Frankfurt zu ziehen, als er bereits anfangs Jänner 1411 zu Brünn ohne Nachkommen starb. Nun war nur noch die Frage zwischen Wenzel und Sigismund. Im Juni kam eine Versöhnung dahin zustande: Wenzel gab seine Stimme seinem Bruder zum römischen König, Sigismund aber versprach, solange Wenzel lebe, sich mit dieser Würde zu begnügen, die Reichseinkünfte mit ihm zu teilen, die Reichskleinodien ihm zu lassen, ihn im Besitze seiner Länder zu verteidigen und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß Wenzel zum römischen Kaiser vom Papst gekrönt werde und selber, solange Wenzel lebe, nie nach dieser Würde zu streben. Als aber darauf im Juli neue Königswahl war, fiel sie jetzt einstimmig auf Sigismund, welcher versprach, alle dem Reiche entrissenen deutschen und welschen Lande dem Reiche wieder zurückzubringen und Johann XXIII. als Papst anzuerkennen, der bereits wenige Tage nach dem Ableben Alexanders V. als dessen Nachfolger gewählt wurde.

Anmerkung. Wollte jemand nach der Legitimität dieser beiden letztgenannten Päpste die Frage stellen, so ist dieselbe dahin zu beantworten, daß Alexander V. und Johann XXIII. ebensowenig legitim waren, wie das Konzil von Pisa selbst, das ersteren zum Papste gemacht hat. Denn dieses Konzil ward nicht von der ganzen Kirche, noch vom legitimen Papste berufen, noch

fand es allgemeine Anerkennung; es war zu sehr von Frankreich beeinflußt, dessen Regierung im März 1409 die Kardinäle ihres Beistandes für den neuzuwählenden Papst, „der von den Fürsten und Bischöfen seine Bestätigung zu erhalten habe," versichert hatte. Die Kardinäle waren nicht zur Berufung eines allgemeinen Konzils befugt, namentlich nicht bei Lebzeiten des rechtmäßigen Papstes, was Gregor XII. bis dahin gewesen war. Entweder war Gregor vor dem Konzil legitim oder nicht. War er legitim, so hörte er durch den Beschluß einer hauptlosen Versammlung nicht auf, es zu sein; war er es nicht, so waren es auch nicht die Kardinäle, die Alexander V. wählten, ihre Neuwahl ungültig und ungesetzlich. In den neunzehn ersten Sitzungen hatte das Konzil gar keinen Papst, ohne Papst giebt es kein ökumenisches Konzil. Den Papst abzusetzen, bestand kein Recht; war Gregor wortbrüchig, so hatte er damit gesündigt, nicht aber sein Pontifikat verloren. Bestand kein Recht, den Papst abzusetzen, so gab es kein Recht, einen neuen einzusetzen. Übrigens hängt die ganze Sache mit der anderen Frage von der Superiorität des Konzils über den Papst zusammen, die damals aufgeworfen und zu Konstanz und Basel sehr viel verhandelt wurde. Zuerst wurde diese Superiorität des Konzils von der Pariser Universität behauptet, weshalb diese dann von dem englischen Dominikaner Johann Hacon (Hayton) „eine Tochter des Teufels, eine Mutter des Irrtums und Amme des Aufruhrs" genannt wurde. Die Einheit der Kirche im Dogma aber bestand auch während des großen Schismas fort; alle Katholiken hielten den römischen Papst für das Oberhaupt der Kirche; die Verschiedenheit bestand nur in der thatsächlichen und persönlichen Frage, wer legitimer Papst sei. Auch durch die traurigsten Verhältnisse konnte in den edleren und frömmeren Seelen die Ehrfurcht vor dem Papste nicht getrübt werden, in dem die heilige Katharina von Siena den „süßen Christum auf Erden" sah.

176. Herstellung der Einheit. Konzil von Konstanz.

Es war eine unglückselige Wahl, als man nach Alexanders Tode den Kardinal Balthasar Cossa, ungeachtet des Gerüchtes, daß er seinen Vorgänger vergiftet habe, zum Papste gemacht hatte; denn Cossa, der sich Johann XXIII. nannte, in weltlichen Dingen ein grundgescheiter Mensch, hatte keinen einzigen geistlichen Zug an sich[1] und seine Vergangenheit war ganz das Gegenteil von der, die ein Statthalter

[1] Ein Urteil, das nur die sinngetreue Übersetzung der nahezu zu einem geflügelten Worte gewordenen Bemerkung ist, die Lionardo Aretino (Comm. Mur. XIX., 927) über ihn gemacht: in temporalibus quidem magnus, in spiritualibus nullus omnino atque ineptus.

Christi haben soll: behaupten doch seine Gegner, er sei in seiner Jugend Seeräuber gewesen. Das Ärgste über ihn sagt der uns schon bekannte Dietrich von Niem. Allein dessen ungünstige Schilderung ist nicht nur übertrieben und leidenschaftlich; sie steht auch im Widerspruch mit den Berichten anderer Zeitgenossen; auch würde Cossa, falls er der angeblichen Verbrechen, die man ihm zum Vorwurfe macht, schuldig gewesen wäre, schwerlich als Legat „Würfelspieler, Unzüchtige und Wucherer mit schweren Abgaben belegt haben". War nun Cossa zwar nicht das moralische Ungeheuer, als welches ihn später seine Feinde darzustellen suchten, so war er doch ganz weltlich gesinnt, durchaus irdischen Interessen hingegeben, geld- und ehrsüchtig, schlauer Politiker und Hofmann, ohne ängstliche Gewissenhaftigkeit, mehr ein guter Kriegsmann, als tauglicher Kirchenvorsteher.

Nachdem Cossa als **Johann** XXIII. (1410—1415) den päpstlichen Stuhl bestiegen, gelang es ihm, bei dem auch eben erwählten deutschen König Sigismund von Luxemburg (1410—1437) und dem größeren Teile der Christenheit Anerkennung zu finden und sich mit König Ladislaus von Neapel zu versöhnen. Das von seinem Vorgänger noch auf der Versammlung zu Pisa in Aussicht gestellte Konzil ließ er 1412 auf 1413 wohl nur zum Scheine in Rom abhalten. Auf demselben fanden sich jedoch nur wenige Prälaten ein und die ganze Thätigkeit desselben bestand in der Verwerfung einiger Lehrsätze des Wicliff und Hus. Daß nicht mehrere Bischöfe erschienen, dafür hatte Johannes im Einverständnisse mit dem Könige von Neapel, welcher alle Pässe besetzt hielt, Sorge getragen. Die Erzählung von der Nachteule, die bei Eröffnung der Synode während der Anrufung des heiligen Geistes aufgeflogen und sich dem Papste gegenüber, ihn mit ihren großen Augen anklotzend, gesetzt habe, so daß das ganze Konzil lachen mußte, ist nur eine Anekdote, welche die Meinung der Zeit über den Papst bezeichnet. Das Konzil mußte verschoben werden, als Ladislaus das Bündnis brach und in Rom einfiel, wo er die Peterskirche zum Stall für seine Pferde machte und seine Truppen wie Barbaren hausten. Johann selbst mußte aus der Stadt weichen, von da erst nach Florenz und 1413 nach Bologna fliehen. Hier unterhandelte er mit allen Fürsten über den Ort des zu haltenden Konzils. Als Ladislaus plötzlich gestorben war, bestimmte Sigismund dafür Konstanz, wo es auch nach dem gemein-

samen Ausschreiben des Papstes und des Königs am 5. November 1414 eröffnet wurde.

Die Versammlung zu **Konstanz** war eine der größten und glänzendsten, die die Geschichte kennt, gewissermaßen ein Kongreß des ganzen Abendlandes. Es waren anwesend: Papst Johann XXIII., Kaiser Sigismund, gegen zweihundert Fürsten und Grafen, eben so viele Doktoren, an achtzehntausend Geistliche, und sehr viele Fremde, deren man einmal sogar hundertfünfzigtausend zählte. Bei der ungewöhnlich aufgeregten Stimmung hatte sich alles extrem gestaltet; unter anderem wurde vereinbart, daß die Abstimmung nicht nach Stimmenmehrheit der Bischöfe, sondern nach Nationen, der deutschen, französischen, italienischen, englischen und später auch der spanischen geschehen und daß in Sachen der Union nicht allein die Bischöfe, sondern jedes Mitglied des Konzils stimmberechtigt sein solle, um so das Übergewicht der vielen italienischen von Cossa ernannten Bischöfe zu brechen. Die Hauptaufgaben des Konzils waren: 1) Beilegung der Kirchenspaltung; 2) Ausrottung der hussitischen Irrtümer; 3) Feststellung von Beschlüssen zur Verbesserung der kirchlichen Angelegenheiten.

Kaiser Sigismund sorgte löblich für die Aufrechthaltung der Ordnung, assistierte auch bei dem Hochamte am Weihnachtsfeste, welches der Papst hielt, in Diakonenkleidung und sang das Evangelium. Die vorzüglichsten Redner des Konzils, nach deren Ansichten meist vorgegangen wurde, waren: der edle Gerson, Kanzler der Pariser Universität, und der Kardinal d'Ailly (Alliaco). Der Eifer war allgemein groß und herrlich, nur wurde, wie gewöhnlich auf Versammlungen, viel mehr Schönes gesprochen, als ausgeführt.

Unter denen, die nicht mit Hoffnungen, sondern Sorgen nach Konstanz kamen, war gerade der Papst, welcher das Konzil berufen hatte. Johann XXIII. fühlte ganz wohl die Richtigkeit der Warnung seiner Verwandten, er werde als Papst in Konstanz einziehen und als Privatmann abziehen. Darum hatte er, ehe er noch dahin zog, die Vorsicht, ein geheimes Bündnis mit dem am Bodensee mächtigen Herzog Friedrich von Österreich zu schließen, den er zu Meran zum Gonfalionere oder obersten Feldhauptmann der römischen Kirche mit einem Gehalte von sechstausend Goldstücken ernannte, und sich so in dessen Schutz stellte. Unterwegs hatte der Papst auch das gute Landvolk in der Schweiz durch sein Fluchen im Namen des

Teufels geärgert und soll, da er mit Friedrich den Arlberg herabkam und in die Enge hinten im Thale des Wallgau ritt, zu dem Herzog gesagt haben: „So werden die Füchse gefangen." Er hatte übrigens das Konzil nur als Fortsetzung des Pisanischen betrachtet und deshalb erwartet, daß er sogleich als der rechtmäßige Nachfolger des zu Pisa gewählten Papstes anerkannt werden würde. Die Sache kam aber anders. Das Konzil erklärte sich für durchaus selbständig und forderte die freiwillige Resignation aller drei Päpste. Johann XXIII., darüber betroffen, zeigte sich anfangs geneigt, entfloh aber später, als Reitknecht verkleidet, nach Schaffhausen, von da über Laufenburg und Freiburg nach Breisach, um den Weg nach Avignon zu gewinnen. Sein Beschützer, Herzog Friedrich von Österreich, hatte ihm dazu geholfen, indem er vor den Thoren von Konstanz ein prachtvolles Turnier abhalten ließ und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit vom Papste weg auf das ritterliche Schauspiel hingelenkt hatte; er ward dafür vom Kaiser geächtet, der flüchtige Papst aber vom Markgrafen Friedrich von Brandenburg ergriffen und nach Radolfzell in Haft gebracht. Unterdessen wurde in der vierten Sitzung der Beschluß gefaßt: „daß die heilige Synode, im heiligen Geiste rechtmäßig versammelt, die katholische Kirche darstelle und ihre Gewalt unmittelbar von Christo habe, der jedermann, wes Standes und welcher Würde er sei, wenn selbst von päpstlicher, in dem gehorchen müsse, was den Glauben und die Ausrottung des Schismas angehe."[1]

---

[1] Man muß hierzu bemerken, daß dieser Grundsatz kein allgemein gültiger sein kann und nur für diesen Fall aufgestellt wurde. Ist die Kirche in ihrem ordnungsmäßigen Zustande, und hat sie einen rechtmäßigen Papst, so versteht es sich von selbst, daß kein Konzil ohne den Papst, und auch der Papst nicht gegen ein wahres Konzil sein wird. Im Falle aber, wie dieser war, wo drei zu gleicher Zeit mit päpstlicher Würde prangten und die Hoffnung auf Erledigung dieser brennenden Frage durch freiwillige Cession schon ganz geschwunden war, mag dies wohl das beste Aushilfsmittel sein. Aber die Konstanzer gingen weiter, als die Not der Zeit forderte, und wollten einen für alle Zeiten und Verhältnisse geltenden ganz allgemeinen Grundsatz aufstellen und ihn mit dogmatischem Nimbus umkleiden. Als die Konstanzer Versammlung dies erklärte, hielt sie sich allerdings selbst für ein ökumenisches Konzil. Zur wirklichen und allgemeinen Gültigkeit fehlt aber dem Grundsatz die Anerkennung durch den apostolischen Stuhl. Die fünfte Lateransynode stellte ihm ausdrücklich den entgegengesetzten Grundsatz gegenüber. Martin V. hat ihn mit

Hernach wurde der Prozeß gegen den Flüchtigen eingeleitet und vierundfünfzig Anklagepunkte gegen ihn aufgestellt, die alle durch Zeugen beschworen, wenn auch vermutlich zum guten Teil unbegründet waren. Als ihm in seiner Haft zu Radolfzell drei Bischöfe die Anklage überreichten, weinte er bitterlich, erklärte aber, auf eine Verteidigung zu verzichten und lieferte ohne Widerstreben das Siegel, den Ring und die anderen Abzeichen der päpstlichen Würde aus. In der zwölften Sitzung (am 29. Mai 1415) erklärte ihn die Versammlung wegen Förderung des Schismas durch seine schimpfliche Flucht, wegen Simonie und ärgerlichen Lebens für abgesetzt, woraufhin das päpstliche Siegel sofort zerbrochen wurde; zugleich wurde noch bestimmt, daß Johann in Gewahrsam bleiben[1] und weder er, noch einer der beiden Gegenpäpste je wieder auf den apostolischen Stuhl erhoben werden sollte.

Vorsichtig und edel aber handelte nun Papst Gregor XII., für dessen Rechtmäßigkeit entscheidende Gründe sprachen. Er war längst bereit, zum Wohle der Kirche abzudanken, wie er bei Besteigung des heiligen Stuhles versprochen hatte. Damit aber das in der gehörigen Form geschehen könne, so hat er noch als Papst, und von der Versammlung als solcher anerkannt, zum Konzil vorerst durch seinen Gesandten und zugleich seinen Beschützer, den Fürsten Malatesta, seine Zustimmung gegeben, und so dasselbe zu einem gesetzmäßigen erhoben. Dann erst erklärte der Gesandte und zu diesem Zwecke Bevollmächtigte des Papstes Verzichtleistung, welche mit großer Befriedigung aufgenommen wurde. Wegen dieser friedlichen Gesinnung ward er zum Kardinallegaten von Ankona erhoben, in dessen

---

Rücksicht auf die schwierigen Zeitverhältnisse zwar nicht ausdrücklich verworfen, aber ihn sicherlich auch nicht anerkannt.

[1] Sofort, am 3. Juni, brachte man den Verurteilten nach dem Schlosse Gottlieben bei Konstanz, wo auch Hus als Gefangener gesessen, von da nach Heidelberg, dann nach Mannheim. Im Jahre 1419 erkaufte sich Cossa, durch die vierjährige Haft körperlich gebrochen und jetzt geistig geläutert, seine Freiheit um dreißigtausend Goldgulden, warf sich in Florenz dem neuen Papste zu Füßen, der ihn nun zum Dekan des Kardinalkollegiums und Bischof von Tusculum ernannte. Johanns Demütigung bewegte die Anwesenden zu Thränen; aber diese Scene überlebte er nicht lange, er starb schon sechs Monate darauf, im Dezember desselben Jahres, in Florenz, wo ihm sein Freund Cosimo de Medici ein herrliches Grabdenkmal errichtete.

Nähe, zu Recanati, er zwei Jahre danach in einem Alter von neunzig Jahren starb. Da sich nun auch die Anhänger Benedikts XIII. dem Konzil angeschlossen, und dieser keine Obedienz mehr hatte, so konnte mit Recht der päpstliche Stuhl als erledigt angesehen und erklärt, hierauf aber zur Wahl eines Nachfolgers Gregors XII. geschritten werden. Zwar wäre es erwünscht gewesen, auch mit Benedikt XIII. sich gütlich abzufinden, und Kaiser Sigismund reiste selbst zu diesem Zwecke zu ihm, aber er blieb unbeweglich und spielte auf dem an der katalonischen Küste von Spanien gelegenen festen Bergschlosse Peniscola, das er die Arche Noahs nannte, bis zu seinem Tode den Papst, obschon außer seinen vier Kardinälen niemand mehr sich um ihn kümmerte. Mehr als neunzigjährig starb er, nach einem Pontifikate von dreißig Jahren, dem längsten, das je ein Papst bisher erlebt hat.[1]

Man schritt zur neuen Wahl und sie fiel auf einen trefflichen Mann, der die Eigenschaften eines Fürsten und die Tugenden eines Bischofs in sich vereinigte, auf den edlen Kardinal Otto Colonna, welchem sofort als **Martin** V. (1417—1431) gehuldigt wurde.

Für die so sehnlich gewünschte Reform der Kirche geschah auch hier nur weniges,[2] da die dazu gesetzte Kommission aus Kardinälen

---

[1] Als Benedikt oder richtiger Peter de Luna 1423 starb, verheimlichten seine vier Kardinäle seinen Tod, um, wie es heißt, seine hinterlassenen Schätze unter sich zu teilen; so kam es, daß als Todesjahr meist 1424 angegeben erscheint. Von Aragoniens König, der dem Papste Martin heftig zürnte, weil dieser Ludwigs von Anjou Ansprüche auf Sicilien unterstützte, genötigt, wählten drei dieser Kardinäle den Kanonikus Aegydius Muñoz von Barcelona, welcher als Klemens VIII. das Pontifikat von Peniscola 1424—1429 fortsetzte. Der vierte Kardinal, ein Franzose, war mit dieser Wahl nicht zufrieden und ernannte einen eigenen Papst, der sich Benedikt XIV. nannte, und dessen Geschlechtsnamen man nicht einmal kennt. Als sich der König später mit Martin aussöhnte, entsagte 1429 Klemens der angemaßten Würde, erhielt vom Papste Verzeihung und das Bistum der balearischen Inseln. Jenes Kardinals, der den sogenannten Benedikt XIV. ernannt hatte und dann nach Frankreich geflohen war, sowie dieses selbst geschieht weiter keine Erwähnung und so war denn endlich das Schisma gänzlich beseitigt.

[2] Es waren im ganzen fünf Dekrete. Darunter bestimmt das mit dem Worte **Frequens** beginnende, daß alle zehn Jahre eine allgemeine Synode gefeiert werden müsse und der Papst den Termin nur abkürzen, nicht verlängern dürfe ꝛc.

und Deputierten einzelner Nationen, nicht zum Einverständnis kommen konnte. Dafür schlossen einzelne Nationen nach ihren Bedürfnissen mit dem Papste sogenannte **Konkordate**. Nachdem man dann noch einige Punkte für die künftige vorzunehmende Reformation aufgesetzt und beschlossen hatte, nach fünf Jahren wieder ein Konzil nach Pavia zu berufen, wurde diese Kirchenversammlung 1418 geschlossen, da sie ohnehin schon drei Jahre und sechs Monate gedauert hatte.

Nach Beendigung des Konzils kehrte Martin nach Italien zurück und nahm, da Rom noch in Händen der Neapolitaner, Bologna als Republik unabhängig, das übrige des Kirchenstaates in der Gewalt einzelner Fürsten war, zunächst seinen Sitz in Florenz. Erst 1420 konnte er durch Vermittlung der Florentiner in Rom einziehen, das er in trostloser Verwilderung, in Schutt und Elend fand. Vor seiner Abreise von Konstanz hatten ihn die Franzosen gebeten, seinen Sitz wieder in Avignon zu nehmen, Kaiser Sigismund dagegen ihm hierfür eine deutsche Stadt Basel, Straßburg oder Mainz empfohlen.

Anmerkung. Gegen den bis zum Überdruß wiederholten Grundsatz von der Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Konzil und die Appellation von jenem an dieses, was jetzt keine Anwendung mehr fand, erklärte Martin feierlich: daß niemand von dem apostolischen Stuhle appellieren oder dessen Entscheidung in Glaubenssachen verwerfen dürfe. Die Veranlassung zu diesem Dekrete gaben polnische Abgeordnete, die ihm zumuteten, das Buch des preußischen Dominikaners Johann von Falkenberg, eine Schmähschrift gegen den König und Adel Polens, zu verdammen. Die Worte, mit denen der Papst dieses Ansinnen beantwortete, bezw. ablehnte: er approbiere von den Konstanzer Beschlüssen nur das, was in materiis fidei conciliariter et non aliter nec alio modo dekretiert worden sei, d. h. die Glaubensdekrete, die von dem Konzil als solchem und als ganzem und nicht von den einzelnen Nationen ausgingen, wurden früher auf das Konzil selbst bezogen und auf Grund derselben eine limitierte Bestätigung des Konzils durch Martin V. angenommen. Die Worte beziehen sich aber nur auf die Falkenberg'sche Angelegenheit. Martin V. hat sich über seine Stellung zum Konzil nie ausdrücklich ausgesprochen. Doch fand das Dekret der Synode über das Verhältnis von Papst und Konzil nie seine Anerkennung, mit dem angeführten Verbot indirekt sogar eine Zurückweisung. Das Dekret hat also keine allgemeine Gültigkeit. Sonst aber dürfte die Synode ganz und nicht bloß in einem Teile als ökumenisch zu betrachten sein; denn 1) wurde sie als solche berufen und lange Zeit allgemein als solche anerkannt; 2) hat sie eine solche Leistung aufzuweisen, daß ihr jedenfalls mit mehr Grund als

irgend einer anderen Synode des Mittelalters die Allgemeinheit zuzuerkennen ist. Daß nach der Absetzung Johanns und der Resignation Gregors der päpstliche Stuhl auf ihr eine Zeit lang nicht vertreten war, hat in Anbetracht der Geschichte des zweiten und fünften allgemeinen Konzils und in Anbetracht der Auffassung der Synode im fünfzehnten Jahrhundert nichts zu bedeuten. (Über die verschiedenen Auffassungen des Konzils vgl. Hefele, Konzilgesch. 2, A. I, 51 f., 60 ff.

Die Reformkonzilien und die letzten Päpste des Mittelalters.

177. Eugen IV. und das Konzil von Basel.

Das nach Pavia angesagte Konzil kam zur festgesetzten Zeit 1423 zwar zustande, aber eine ausbrechende Pest nötigte 1424 zu dessen Versetzung nach Siena. Weil aber auch hier die Anzahl der Prälaten sehr gering blieb und überdies in der Stadt Unruhen entstanden waren, so ließ es Martin wieder auflösen und ein neues auf das Jahr 1431 nach **Basel** ankündigen. Demselben brachte er für seine Person nur ein geringes Interesse entgegen — leicht begreiflich, weil die Stellung, welche die letzten Synoden der päpstlichen Auktorität gegenüber eingenommen, ihm Besorgnis einflößten. Doch konnte er, weil außerhalb der Kurie den Synoden fast allenthalben die größte Bedeutung zuerkannt wurde, der Sache sich nicht ganz entziehen und ernannte noch bei dem Herannahen des Termins in dem feurigen und geistreichen Kardinal Julian Cesarini einen Präsidenten für Basel. Dann starb er (20. Februar 1431) als Wiederhersteller der kirchlichen Einheit und Restaurator Roms von seinen Zeitgenossen gepriesen, aber auch wegen angeblicher Habsucht und rücksichtsloser Vergebung der Kirchengüter an seine Verwandten scharf getadelt. Sein Nachfolger wurde der Venetianer und Schwestersohn Gregors XII., der Kardinal Gabriel Condulmerio, als Papst **Eugen** IV. (1431—1447) genannt.

Bei seinem Amtsantritte beschwor er eine Kapitulation, die ihn zur Einberufung eines Konzils und zur Reform der Kirche verband. Die Bereitwilligkeit, mit der er jenen Vertrag bekannt machte und sein bisheriges Leben ließen das Beste von seiner Regierung hoffen.

Allein zu seinem und der Kirche großen Nachteil geriet er mit den Gliedern der Familie Colonna, die sich der Schätze Martins V. bemächtigt hatten, in einen blutigen Kampf. Trotz desselben ging er in die Pläne dieses seines Vorgängers ein und bestätigte alle bisher gemachten Maßregeln in betreff eines Konzils in Basel, das neben der Beilegung der hussitischen Ketzerei die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern als seine Hauptaufgabe erklärte. Dasselbe begann jedoch unter noch schlimmeren Aussichten als das vorige. Zur bestimmten Zeit waren in Basel bis auf einen Bischof nur Doktoren, Domherren und Äbte eingetroffen. Die Verhältnisse in der Stadt und Umgegend wurden durch den nach Rom entsandten Kanonikus Beaupère von Besançon zudem in übertriebener Weise sehr ungünstig geschildert und diese Umstände gaben dem Papste Anlaß, die Synode aufzulösen und auf den Sommer 1433 nach Bologna eine neue anzukündigen. Die Griechen, meinte Eugen, würden nicht nach Basel, wohl aber nach einer näheren Stadt in Italien gehen wollen, auch er selbst könnte persönlich dann erscheinen, aber eine Reise bis nach Basel gestatte seine Gesundheit nicht. Überdies sei Waffenlärm zwischen Österreich und Burgund, der auf Basel störend wirke. Die versammelten Väter, die vier Tage vor Eintreffen des päpstlichen Schreibens schon die erste Sitzung abgehalten hatten, widersetzten sich fest und beharrlich der päpstlichen Revokationsbulle, ermahnten und ermunterten die noch nicht eingetroffenen Bischöfe zur schleunigsten Reise, erwarben sich auch den Schutz und Beistand des Kaisers Sigismund und des Königs Karl VII. von Frankreich, die im Verein mit Kardinal Cesarini dem Papste mit heftigen Gegenvorstellungen zusetzten.[1] In der zweiten Sitzung (15. Februar 1432) wurde klar

---

[1] Die angegebenen Gründe des Papstes wurden mit zehnfach schwereren Gegengründen niedergeschlagen. In einem Schreiben Cesarinis, das sowohl die gründlichste Kenntnis von dem religiösen Zustand Deutschlands offenbart, als auch als Muster der Beredsamkeit gelten könnte, wenn die Sprache reiner wäre, heißt es unter anderem: „Was wird die Welt sagen, wenn sie dies (Auflösung des Konzils) vernehmen wird? Wird sie nicht urteilen, der Klerus sei unverbesserlich und wolle in seiner Entartung verharren? Weil die Völker dann keine Hoffnung mehr auf unsere Besserung haben, nachdem so viele Synoden schon in unseren Tagen gehalten worden sind, aus denen keine Reformation erfolgt ist, und das jetzige Konzil aufgelöst werden soll, so werden die Laien

und unumwunden dekretiert, daß die Auktorität einer ökumenischen Synode über jene des Papstes erhaben, daß ihr jeder Christ zu gehorchen schuldig und es ein arges Verbrechen sei, ihr Abbruch zu thun, sie zu stören und die Bischöfe an der Teilnahme zu hindern. In der dritten Sitzung forderte die Versammlung den Papst auf, in Basel zu erscheinen und die Auflösungsbulle zurückzunehmen, widrigenfalls das Konzil, wie Recht ist, verfahren würde. Es war der Weg der Revolution, den man hiermit betreten hatte, und den der scharfsinnigste der in Basel anwesenden Theologen, Nikolaus Cusanus in seiner berühmten Schrift »De concordantia catholica libri tres« wissenschaftlich zu rechtfertigen suchte. Man fuhr fort, sich wider den Papst, und dieser fuhr fort, sich wider die Synode zu erklären, und so ging es weiter bis zum 5. Februar 1434. An diesem Tage aber, in der sechzehnten Sitzung, wurde ein päpstliches Schreiben abgelesen, welches die Vereinigung Eugens mit dem Konzil aussprach, die Autorität der Versammlung und die Kraft ihrer Beschlüsse anerkannte und deutlich bestätigte, die Auflösungsbullen zurücknahm und eine derselben sogar als falsch, ohne Wissen und Willen des Papstes geschrieben, verwarf. Auch diese Ausgleichung ist dem Kaiser Sigismund zu verdanken, der übrigens das Konzil als Hebel brauchte, um die Kaiserkrönung durchzusetzen, die ihm auch am Pfingstfest, den 31. Mai 1433, in der Peterskirche zu Rom zu teil wurde.[1] Wie er aber früher das Konzil gegen den Papst, so schützte er später den Papst gegen das Konzil, als dieses zu weit ging.

Jetzt erst, als der Konflikt glücklich behoben war, wurde mit

---

mit Recht von uns sagen: wir spotteten Gottes und der Menschen, und schon sagt man dies laut."

[1] Von der Krönung an führte Sigismund den zweiköpfigen Adler in seinem Wappen, zum Zeichen, daß er die Würde eines römischen Kaisers mit der eines deutschen Königs vereinigt habe; übrigens kommt der Doppeladler auch schon unter Karl IV. vor, ja man will ihn sogar bis auf Konrad III. zurückführen. Daß aber das sinnige Wappen unserer (österreichischen) Regenten gerade auf Sigismund allgemein zurückgeführt wird, mag in den sinnigen Antworten und witzigen Einfällen begründet sein, die ein besonderer Vorzug von ihm waren. Ein Herr von Blumeneck sammelte sie in einem eigenen Buche. Sigismund selbst besaß eine umfassende Bildung und hatte Achtung vor dem Talent; so habe er einmal gesagt: „Ich kann an einem Tage tausend Unwissende zu Rittern, aber in tausend Jahren nicht Einen zum Doktor machen."

der beabsichtigten Reform und Lösung der ganzen Aufgabe des Konzils ernst gemacht. Man faßte von der neunzehnten bis zur zweiundzwanzigsten Sitzung energische Reformdekrete, welche sich gegen den Konkubinat der Kleriker, gegen die Annaten, Appellationen, mancherlei Mißbräuche und eingerissene Possen (Narrenfeste, Schmausereien und Jahrmärkte) richteten, den leichtsinnigen Gebrauch des Interdiktes verboten, die würdige und regelmäßige Abhaltung des Gottesdienstes regelten und die Übung regelmäßiger Provinzial- und Diöcesansynoden einschärften und dergleichen Verordnungen mehr, die indessen nur wenig in Kraft traten. Als aber bei diesen Verhandlungen über Reformen die Synode in der dreiundzwanzigsten Sitzung, worin bis aufs kleinste die Form der Wahl des Papstes wie sein Verhalten in der Regierung vorgeschrieben, ihm sogar ein Glaubensbekenntnis mit den Konstanzer und Basler Beschlüssen von der Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Konzil vorgelegt wurde, über alles gebührende Maß in die Rechte des Papstes eingriff, führte Eugen darüber bei allen Fürsten Europas Beschwerde und dachte schon ernstlich daran, das Konzil zu suspendieren und zu verlegen. Daß er dies bald danach auch wirklich that, dazu bestimmten ihn die weiteren Vorkommnisse bei den Verhandlungen mit den Griechen. Kaiser Johann VII. Paläologus hatte sich nämlich, um womöglich eine Vereinigung herbeizuführen, gleichzeitig an den Papst, wie an das Konzil gewendet, unter dessen Vätern in der Frage nach dem passenden Orte für ein Unionskonzil jetzt ein so heftiger Streit entstand, daß in den maßlos erhitzten Sitzungen Fäuste und Knütteln sich erhoben und die Basler Bürger mit den Waffen dazwischen traten. Die Majorität wollte das Konzil in Avignon abgehalten wissen, während eine Minorität für eine italienische Stadt war. Eugen bestätigte (29. Mai 1437) den Beschluß der Minderheit, und als ihn die Synode deshalb vor ihr Gericht lud, hob er sie (am 18. September) durch eine eigene Bulle »Doctor gentium« auf, mit der er zugleich das Konzil nach der den Griechen genehmen Stadt Ferrara verlegte. Nochmals suchte Kardinal Cesarini den Frieden zu vermitteln, indem er vorstellte, die Union sei die Hauptsache, der Ort Nebensache, den Griechen würde die Versammlung ohne Aussöhnung mit dem Papste zum Gespötte; aber die tobende Menge hörte nicht auf ihn, worauf er mit seinen zahlreichen Freunden Basel verließ und sich nachher dem vom Papste gehaltenen

Konzil anschloß. Demungeachtet setzten einige revolutionäre Bischöfe unter Führung ihres „Catilina“, des Kardinals Louis d'Allemand von Arles, die Synode in Basel bis 1443 fort, obgleich sich hier die Zahl der Prälaten in dem Grade fortwährend minderte, als sie in dem am 8. Januar 1438 eröffneten Konzil von Ferrara immer mehr stieg. So war jetzt das **Schisma im Konzil:** es gab, wie früher zwei Päpste, so jetzt zwei Synoden zu gleicher Zeit; aber nur die von Ferrara war legitim und ökumenisch, die zu Basel ein hauptloses Konziliabulum.

Dasselbe faßte jetzt, ungeachtet der von Nikolaus Tudeschi, Erzbischof von Palermo erhobenen wichtigen Einwände, den Beschluß, Eugen abzusetzen. Zu diesem Zwecke wurden acht neue Dogmen entworfen, von welchen in der dreiunddreißigsten Sitzung im Widerspruch mit der Mehrzahl der anwesenden Bischöfe drei als Glaubenswahrheiten angenommen wurden,[1] nämlich: 1) das Konzil steht über dem Papste; 2) dasselbe darf ohne Einwilligung seiner Mitglieder weder aufgehoben, noch prorogiert, noch verlegt werden; 3) jeder, der diese Wahrheiten leugnet, ist ein Häretiker. Daraufhin wurde Papst Eugen, gegen den man nicht das mindeste vorbringen konnte, schon in der nächsten Sitzung als ein Häretiker, als ein gegen die Befehle der Kirche Ungehorsamer, Störer des Friedens u. s. w. förmlich abgesetzt. Hierauf wählte die Versammlung, ihre Sitzungen trotz der ausgebrochenen Pest fortsetzend, den verwitweten Herzog Amadeus von Savoyen, der als Einsiedler am Genfersee lebte,[2] unter dem

---

[1] In der sechsten Sitzung des Konzils von Ferrara-Florenz erklärte Eugen in der Bulle „Moyses“ diese Artikel als ketzerisch.

[2] Die Nachrichten über diesen sonderbaren Gegenpapst sind sehr widersprechend, indem einige dahin lauten, daß er die Regierung aufgegeben und alles verlassen habe, um in der Einsamkeit ein recht frommes Leben als Mönch zu führen, andere aber dieses Mönchs-, eigentlich Eremitenleben etwas anders beschreiben. Die letzteren sagen, Amadeus sei nur oder vielmehr kaum dem Kleide nach ein Eremit geworden, habe bei der kleinen Stadt Ripaille ein Kloster und daneben einen prächtigen Palast gebaut, den er seine Klause nannte; zwei Hofherren haben sich in diese sonderbare Wirtschaft mit eingelassen und Klausner gespielt. Die Einsiedler hatten also fürstliche Wohnungen, ließen sich die ausgesuchtesten Speisen auftischen und brachten ihre Zeit in süßem Nichtsthun hin. Klausner waren sie, weil sie keine Frauen bei sich hatten, sich die Bärte wachsen ließen und sonderbar kleideten. Rock und Kapuze waren von feinstem

Namen **Felix** V. zum Gegenpapst. Um der Kurie dieses Gegenpapstes den nötigen Unterhalt und einigen Glanz zu verleihen, erlaubten ihm die Basler, welche vor kurzem voll heiliger Entrüstung gegen die Abgaben an den heiligen Stuhl eiferten, auf fünf Jahre ein Fünftel und auf weitere zehn Jahre ein Zehntel der Einkünfte aller Benefizien zu erheben. Die Welt erschrak bei der Nachricht eines neuen Schismas. Felix fand außer in seinen Erblanden sonst fast keine Anerkennung bei Fürsten und Nationen; die besten Köpfe, welche ehedem die Seele der Basler Versammlung gebildet, wie Cesarini, Nikolaus Cusanus, Aeneas Silvius Piccolomini, der Geschichtschreiber und Sekretär derselben, ja 1440 Geheimschreiber bei dem Gegenpapst, wandten sich von ihr ab; Felix selbst aber, seiner unwürdigen Stellung müde geworden, zog sich, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, nach Lausanne zurück: da schloß die Synode mit der fünfundvierzigsten Sitzung am 16. Mai 1443 ihre mit so großer Erwartung begrüßte, im ganzen so erfolglose Thätigkeit.[1]

Anmerkung. Die Synode von Basel hat bezüglich ihres Charakters eine ähnliche Beurteilung erfahren wie die Synode von Konstanz. Sie wird teils gar nicht, teils ganz, teils bis zum Jahr 1437 oder bis zur Zeit der zweiten Aufhebung durch Papst Eugen und von einigen auch in diesem Abschnitt nicht ganz als ökumenisch betrachtet. Erstere Auffassung dürfte den Vorzug verdienen, da die Synode, namentlich im Anfang, nur schwach besucht war und da sie die ihr zukommende Aufgabe nicht zu lösen vermochte, ihr Wirken der Kirche im Gegenteil mehr zum Schaden als zum Nutzen gereichte.

178. Folgen des Basler Konzils.

Zu den wenig erfreulichen Folgen des Basler Konzils gehört es, daß einzelne Länder sich auf ihre Art die Zeitverhältnisse zu nutze machten.

So benützte dieselben **Frankreich**, obgleich es Eugen als das

---

grauen Tuche, ein goldener Gürtel umschloß den Leib, ein goldenes Kreuz hing vom Halse auf die Brust herab und ein scharlachrotes Mützchen zierte den Scheitel.

[1] Die hartnäckigen Schismatiker blieben auch jetzt noch in Basel und wanderten, durch Kaiser Friedrich III. vertrieben, später nach Lausanne aus, wo sie ihr sogenanntes Konzil erst 1449 schlossen. Lange Jahre später, 1482, wurde durch den Erzbischof von Krain, Andrea Zuccalmaglio der Versuch gemacht, das Konzil in Basel wieder zu proklamieren — eine wahnsinnige Idee, mit der aber dennoch selbst ein Lorenzo il Magnifico einen Augenblick sympathisierte.

rechtmäßige Oberhaupt ehrte, dennoch dazu, um die Abgaben an den römischen Stuhl und dessen Einflüsse auf die Verleihung der Benefizien zu vermindern. König Karl VII. hielt 1438 eine Versammlung zu Bourges, aus dem Klerus und dem hohen Adel bestehend, und diese zog aus den Konstanzer- und Basler Dekreten und früher schon bestandenen Gewohnheiten und Privilegien die viel besprochene **pragmatische Sanktion** zusammen, womit der Grund zu den späteren sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche gelegt wurde. Dieses Fundamentalgesetz für kirchliche Angelegenheiten bestand aus dreiundzwanzig Artikeln, worunter: 1) Herstellung der freien Bischofswahlen in alter Form, und Aufhebung jeder, päpstlicher wie königlicher Ernennung zu Bischofssitzen; 2) Beschränkung der Appellationen nach Rom, dadurch, daß zuvor alle ordentlichen Instanzen durchgegangen sein mußten, im Appellationsfalle aber der Papst dann eigene Delegierte zu ernennen hatte, welche den Streit an Ort und Stelle zu entscheiden verpflichtet waren; 3) Aufhebung aller Annaten 2c., die nur noch dem Papste Eugen auf Lebenszeit zugestanden wurden; 4) Obergewalt der allgemeinen Kirchenversammlung über den Papst. Der König berief sich hierbei auf eine pragmatische Sanktion Ludwigs IX. vom Jahre 1268. Die Echtheit derselben wird jedoch aus inneren und äußeren Gründen bestritten. Trotz aller Bemühungen der Päpste, sie davon abzubringen, und trotz des Entgegenkommens, das Ludwig XI. 1461 Pius II. zeigte, hielten die Franzosen durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert an der Pragmatik von 1438 fest. Dieselbe wurde erst gegen Anfang der künftigen Periode durch das **Konkordat,** das (am 16. August) 1516 Leo X. mit König Franz I. abschloß, beseitigt. Es war dies ein teuerer Preis; denn in diesem Konkordate wurde dem König die Besetzung aller Bistümer, Abteien und Priorate in seinem Lande bewilligt, während andererseits der Papst das Recht erhielt, die vorgeschlagenen Kandidaten zu bestätigen und im Falle einer zweimaligen ungültigen Nomination die Stellen selbst zu besetzen. Ebenso wurde ihm die Besetzung der apud sedem apostolicam in Erledigung kommenden Kirchenstellen, sowie für einige Fälle die Provision zu Pfründen an den Dom- und Kollegiatkirchen in Frankreich zugestanden.

In **Deutschland** bemerkt man mit Bedauern schon in dieser Zeit das allmähliche Schwinden eines gemeinsamen deutschen National-

sinnes. Der Eigennutz, nicht Recht und Billigkeit und noch weniger das allgemeine Wohl wurde die Triebfeder der Forderungen an die Kirche. Man stellte zu wiederholten Malen sogenannte gravamina (Beschwerden) gegen Rom auf, forderte Abschaffung von Mißbräuchen, ohne daß es klar wurde, worin sie eigentlich ihren Grund haben und wie ihnen abgeholfen werden könne. Die Basler Dekrete gefielen den Deutschen insoweit, als sie die päpstlichen Rechte schmälerten und man mäckelte mit dem Papste um die Durchführung dieser Dekrete in Deutschland. Kaiser Sigismund, welcher anfangs die Basler Synode mit Freuden begrüßt hatte, wandte sich zuletzt von ihr ab, da seine Erwartungen daselbst unerfüllt blieben. Die zur Wahl seines Nachfolgers, Albrechts II. († 1439), zu Frankfurt 1438 versammelten Kurfürsten erklärten sich neutral, d. h. weder für die Synode noch für den Papst. Dieser aber verbarg 1445 sein Mißfallen an dem Benehmen der Deutschen nicht länger, sondern setzte die Kurfürsten von Trier und Köln als Bischöfe ab, weil sie die eifrigsten Verteidiger der Basler Beschlüsse waren. Darauf hielt Albrechts Nachfolger, der Kaiser Friedrich III. (1440—1493), einen Reichstag zu Frankfurt, wo beschlossen wurde, dem Papste Eugen den Gehorsam aufzukündigen, falls er nicht folgende Punkte bewilliget: 1) Die Beschlüsse von Konstanz und Basel müssen so, wie sie sind (talia, qualia sunt) als gültig angenommen werden; 2) es ist eine neue Synode nach Konstanz, Straßburg, Mainz, Worms oder Trier auf den 1. März 1447 einzuberufen; 3) die Anerkennung der Basler Synode muß durch eine besondere Bulle für die deutsche Nation bekräftiget werden; dagegen sind 4) alle Bullen, welche zum Nachteile der Deutschen erlassen worden sind, zurückzunehmen. Diese Forde-derungen wurden durch eine eigene Gesandtschaft, an deren Spitze der barsche Nürnberger Syndikus Gregor von Heimburg, ein Mann von altem Schrott und Korn, sich befand, dem Papste Eugen überreicht, der sich nach mehrlei Bedenken und Schwanken im Februar 1447 herbeiließ, auf seinem Krankenbette noch über jeden Hauptpunkt eigene Bullen, die sogenannten **Fürstenkonkordate** auszufertigen.[1] Durch dieselben war ein Ausgleich, eine Vereinigung der

[1] In der ersten dieser Bullen verspricht er, die Erzbischöfe von Trier und Köln in ihre Ämter einzusetzen, sobald sie ihn für den rechtmäßigen Papst anerkannt haben würden; in der zweiten, ein Konzil nach dem Wunsche der

Fürsten mit dem Papste zustande gebracht worden, worauf jene auch die verwerfliche Neutralität aufgaben.

Sechzehn Tage danach, 23. Februar 1447, starb Eugen IV. und nach fünfzehntägiger Erledigung des heiligen Stuhles wurde Thomas aus Sarzano, Kardinal und Bischof von Bologna, einer der päpstlichen Gesandten auf dem letzten Fürstentage zu Frankfurt, als **Nikolaus** V. (1447—1455) auf denselben erhoben. Er galt für den belesensten, umfassendsten Gelehrten seiner Zeit und stand im Rufe eines freien und hochdenkenden Geistes: mit ihm bestieg der Humanismus den Stuhl Petri, auch war er es, der den Grund zu dem Reichtum der vatikanischen Bibliothek legte. Der sanfte Charakter dieses Papstes erleichterte die Verhandlungen mit den Deutschen noch mehr. Ihren Gesandten, welche ihm zu seiner Erhebung Glück wünschten, erklärte er, daß er nicht nur den geschlossenen Vergleich beobachten wolle, sondern auch, daß nach seiner Ansicht die Päpste ihre Gerichtsbarkeit zu weit ausgedehnt und die Bischöfe zu sehr beschränkt hätten. Dagegen aber hätten auch wiederum die Basler die Hände des apostolischen Stuhles zu sehr verkürzt; er wolle,

---

deutschen Nation in einer der fünf von ihr vorgeschlagenen Städte oder in einem anderen schicklichen Orte zusammen zu berufen und die Autorität der allgemeinen Kirchenversammlungen anzuerkennen; in der dritten erklärt er, daß alles gültig sein solle, was bisher vermöge der von der deutschen Nation angenommenen Basler Dekrete geschehen, und sagt, er werde, weil einige deutsche Prälaten und der Papst in ihren Rechten gekränkt worden, einen Gesandten nach Deutschland schicken, welcher über die Modifikationen dieser Dekrete und über die Entschädigung des heiligen Stuhles verhandeln solle. Endlich in der vierten Bulle erklärt er, daß er alles, was während der Neutralität in den deutschen Kirchen vorgenommen worden, für gültig anerkenne. Vermutlich ließ sich Eugen zu diesem Schritt durch die Schlußfolgerung bestimmen: daß, wenn das Konstanzer Konzil nicht rechtmäßig gewesen, auch die Wahl Martins V., die Ernennung der durch diesen kreierten Kardinäle und somit seine eigene, von letzteren ausgegangene Wahl null seien. Zugleich aber gab er am selben Tag (5. Februar 1447) insgeheim eine der deutschen Nation nicht mitgeteilte **Bulla salvatoria**, in welcher er das alles zurücknahm, was er auf Andringen des Kaisers „zur Vermeidung alles Ärgernisses und aller Gefahr etwa gegen die Lehre der heiligen Väter oder als Präjudiz des heiligen Stuhles bestimmt habe, da Wir bei unserer Krankheit nicht alles mit jener Klarheit des Urteils prüfen und erwägen können, als wie die Größe und Wichtigkeit der Sache es verlangt.“

daß niemand seiner Rechte beraubt werde. Zur völligen Erledigung der Sache schrieb der Kaiser auf den Monat Juli einen Reichstag nach Aschaffenburg aus, den auch der Papst durch den Kardinal Carvajal beschickte. Auf demselben kam soviel zustande, daß Nikolaus von den Fürsten als Papst anerkannt und proklamiert wurde. Die Ausgleichung aber mit ihm wegen der Reservationen und Einkünfte in Deutschland sollte auf einem bald zu haltenden Reichstag in Nürnberg vorgenommen werden, wenn man mittlerweile nicht mit seinem Legaten dieserhalb übereingekommen sein sollte. Diese Übereinkunft zwischen dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten kam aber 1448 zustande und dies zu Wien. Weil aber die Einleitung zu diesem Vertrage auf dem Fürstentag von Aschaffenburg im Herbst 1447 getroffen wurde, so ist derselbe meist unter dem Namen des **Aschaffenburger Konkordates** bekannt,[1] wodurch wenig Heilsames bewirkt und keine Partei irgend befriedigt wurde.

---

[1] Nach demselben hatte der römische Stuhl, im wesentlichen Einklang mit dem Konstanzer Konkordat, zu besetzen: 1) alle Kirchenstellen, die nach den Reservationen Klemens' IV. und Benedikts XII. durch Tod in curia oder sonst auf irgend eine Weise apud sedem apostolicam vakant werden; 2) die Bistümer und exemten Abteien in den Fällen, wo die Wahl nicht kanonisch erfolgt oder nicht in der gesetzlichen Frist angezeigt wird oder sonst zur Verwerfung des Gewählten ein hinreichender Grund vorliegt; 3) die in den Dom- und Kollegiatkirchen in den ungeraden Monaten in Erledigung kommenden Benefizien, die höheren Dignitäten ausgenommen; 4) bezog er statt der fructus primi anni bei den Kathedralkirchen und Mannsklöstern eine entsprechende Taxe, bei den durch ihn vergebenen anderen Kirchenstellen, vorausgesetzt, daß sie wenigstens vierundzwanzig Kammergulden ertragen, die medii fructus ebenfalls nach üblicher Taxe. — Die Konzessionen, die dem päpstlichen Stuhle damit gemacht waren, wurden übrigens in verschiedenen Kreisen ungern ertragen, und als Rom mit der Zeit seine Ansprüche wieder steigerte, wurde die Unzufriedenheit noch größer und allgemeiner. Schon Kalixt III. hat es 1457 dem Kaiser gegenüber ausgesprochen, daß der Papst durch das Konkordat nicht verpflichtet sei, es sei nur Gnade und Rücksicht auf den Frieden mit der deutschen Nation, wenn er sich daran kehre. Ebenso erklärte 1610 auch die Rota Romana: das Konkordat sei für Papst und Kurie nur ein in Gnaden verliehenes Privileg ohne verbindende Kraft, womit die Lehre einer großen Zahl der römischen Kanonisten — so neuerdings Tarquini und überhaupt die Jesuiten der Civiltà cattolica — übereinstimmt, ausgehend von dem an sich richtigen Gedanken, daß es den ewigen Rechten der Kirche nicht präjudizieren dürfe, was die Not der Zeiten oder rohe Gewalt den augenblicklichen Trägern der kirchlichen Auktorität abtrotze —

179. Unionsversuche mit den Griechen. Konzil von Ferrara-Florenz.

In der griechischen Kirche verfielen Wissenschaft, Kunst und echte Frömmigkeit, diese Stützen jeglicher Bildung, immer mehr und mehr. Daneben wuchs aber bei den Griechen die Geringschätzung gegen die Abendländer als Barbaren, und die Verachtung der katholischen Kirche. Die Päpste suchten bei verschiedenen Gelegenheiten die Getrennten durch gütliche Vorstellungen wieder an sich zu ziehen und so noch vom Untergange zu retten. Aber nur, wenn dem griechischen Reiche irgend eine Gefahr drohte, zeigten sich die Kaiser und die Bischöfe dazu bereit; es war ihnen um irdische Vorteile, nicht um die Wahrheit zu thun. Das war der Grund, daß die Vereinigungsversuche[1] größtenteils ohne Erfolg blieben; denn Gottes Segen steht nicht zu hoffen, wo eigennützige Absichten und Hinterlist sich den Schein geben, ein schönes und großes Werk herzustellen.

1. Dies war der Fall auf dem zweiten Konzil zu Lyon. Als der Kaiser Michael Paläologus 1262 Konstantinopel den Lateinern wieder genommen hatte, wandte er sich an Papst Urban IV. mit der Bitte um Aufnahme in die katholische Kirche. Seine Absicht aber war nur, hierdurch die abendländischen Fürsten für sich zu gewinnen und so sein Reich vor einem neuen Angriffe zu sichern. Papst Gre-

---

eine Ansicht, die übrigens von dem päpstlichen Stuhle selbst keineswegs adoptiert wurde, indem ihr selbst am Hofe Pius' IX. einflußreiche Theologen (z. B. Kardinal Bilio) widersprachen, und zwar mit Billigung des Papstes, und auch Leo XIII. ihr nicht beitritt. Obgleich das deutsche Konkordat seit Karl V. in die Wahlkapitulation des römischen Kaisers aufgenommen war, blieb es im ganzen doch nur ein toter Buchstabe und war die Erinnerung an jene Feststellungen thatsächlich erloschen, als das Dokument (1761 durch Würdtwein und 1771 durch Horix) wieder aufgefunden wurde.

[1] Dazu aber gehören: das Konzil von Bari 1098 in Unteritalien, wo sich der heilige Anselm von Canterbury in der Disputation mit den Griechen über den Zusatz „filioque“ großen Ruf erworben hatte; Paschalis II. sandte den Erzbischof Chrysolanus von Mailand eigens nach Konstantinopel, und Kaiser Lothar II. den Bischof Anselm von Havelberg, dessen Kolloquien mit dem Erzbischof Nicetas von Nikomedien eben so fruchtlos blieben, wie die auf Befehl des Kaisers Emanuel Komnenus unter dem Patriarchen Michael Anchialus 1166 in Konstantinopel abgehaltene Synode.

gor X. verwies den Kaiser auf die eben angesagte allgemeine Synode zu Lyon 1274. Es erschienen demnach dort die Gesandten im Namen des Kaisers und die griechischen Bischöfe. Nach langem Streite kam die Vereinigung zustande. Die Gesandten unterzeichneten ein Glaubensbekenntnis, worin sie den Ausgang des heiligen Geistes vom Sohne und den Primat des Papstes anerkannten und nur die Beibehaltung der alten griechischen Gebräuche forderten. Darauf entsagten sie feierlich mit einem Eide der bisherigen Trennung. Es war dies nur eine scheinbare Versöhnung und von gar kurzer Dauer, weil besonders nach dem Tode des Kaisers alles schnell wieder zurückging. Der edle Patriarch Veccus oder Bekkus, der am meisten zur Vereinigung beigetragen hatte, und die wenigen gutgesinnten griechischen Bischöfe konnten weiter nicht wirken, wurden vielmehr abgesetzt und mißhandelt. Die Sophienkirche ward neu eingeweiht und die Anhänger der Union sollten von einem aus Mönchen zusammengesetzten Gerichtshofe bestraft werden, von welchem Tribunal selbst ein griechischer Autor (Pachymeres) gesagt hat, daß es „wie wilde Tiere" gehaust habe.

2. Immer mehr wurden die Griechen von den Türken bedrängt und seit der Thronbesteigung des Sultans Muhamed I. im Jahre 1413 blitzten die türkischen Säbel den Griechen ganz nahe vor den Augen. Ganze Schiffe voll griechischer Bischöfe, Geistlichen und Laien kamen um diese Zeit nach Italien, um sich der römischen Kirche anzuschließen. Diese günstige Stimmung benützte Papst Eugen IV. und schickte an die Griechen die Einladung zu dem Konzil in **Ferrara**. Dies war auch die Hauptursache, warum der Papst das Konzil zu Basel, wie oben gesagt wurde, nach Ferrara verlegt wissen wollte. Dasselbe begann am 10. Januar 1438; der zweiten Sitzung (am 15. Februar) wohnte der Papst als Vorsitzender selber bei; die Verhandlungen mit den Griechen begannen am 9. April; die Vereinigung beider Kirchen kam zustande; die sechzehnte Sitzung (am 10. Januar 1439) war die letzte zu Ferrara, da Eugen mit seinem Konzil von da durch die Pest vertrieben wurde; er verlegte es sogleich nach Florenz, welches schönen und sicheren Aufenthalt und dem bedrängten Papst zur Verköstigung der armen Griechen reichliche Geldmittel anbot.

Hochwichtig waren die Verhandlungen mit den Griechen. Der Kaiser Johann Paläologus betrieb sie mit Feuereifer und segelte,

nachdem er seinen Bruder zum Stellvertreter ernannt hatte, mit dem Patriarchen, den Bischöfen und Großen, im ganzen siebenhundert Personen (Ende November 1437) von Konstantinopel ab. Ihr Empfang zu Venedig (8. Februar 1438) war glänzend. Die armen Griechen staunten über Pracht und Reichtum in der Lagunenstadt. Wie hatten sich doch die Verhältnisse geändert! Die einstige Unterthanin war jetzt eine Weltmacht und das Kaiserreich am Rande des Abgrundes. In Ferrara fand der Kaiser beim Papste den herzlichsten Empfang: sein Wille war gut, nicht so die Gesinnung des ehrsüchtigen Patriarchen Joseph von Konstantinopel. Der kam absichtlich später und wollte den Papst wie einen Sohn empfangen, wenn derselbe an Jahren jünger sei, wie einen Bruder, wenn er gleich, wie einen Vater, wenn er älter sei; lieber aber werde er abreisen, als den Fußkuß leisten. Papst Eugen überließ hochherzig die Form der Begrüßung dem Belieben der Griechen und schließlich empfing er den Patriarchen stehend und wurde von ihm auf die Wange geküßt; von den übrigen Bischöfen erhielt er den Kuß auf Hand und Wange. Dann forderten die Griechen die Anwesenheit der Fürsten des Abendlandes in Ferrara und der Papst erließ Einladungsschreiben an dieselben. Schließlich sprachen sie für ihren Kaiser gar den Vorsitz auf der Synode an. Man verglich sich endlich dahin, daß im Dom die Griechen die Epistelseite einnahmen, die Abendländer die Evangelienseite. Der Thron des Papstes überragte alle anderen, etwas tiefer stand der des römischen Kaisers, ihm gegenüber der des griechischen, eben so verziert und gleich groß, was die Griechen mit einer Meßschnur abmaßen — an solchen kleinlichen Rangstreitigkeiten der eitlen Griechen wäre fast das Ganze gleich anfangs gescheitert. Gemäß der Weisung ihres Kaisers wichen sie anfangs jeder Verhandlung über die Lehrdifferenzen aus und als sie endlich in eine Disputation über das filioque sich einließen, beschränkten sie sich auf Erörterung des Rechtes, zum Symbolum einen Zusatz zu machen. In **Florenz**, wohin die Synode 1439 übersiedelte, gingen sie schließlich auch auf die dogmatische Seite der Frage ein. Nebst der Lehre vom heiligen Geiste kamen noch einige andere strittige Punkte, nämlich über das Brot des Abendmahls, über das Fegfeuer und natürlich auch über den Primat zur Sprache. Der gelehrteste unter den Griechen, Bessarion, wies nach, daß die Lehre der Lateiner über den Aus-

gang des heiligen Geistes von jener der heiligen Väter nicht abweiche, und auch in betreff der übrigen Lehrsätze kam ein Ausgleich zustande. Man kam überein: 1) Daß der heilige Geist von Vater und Sohn ausgehe; 2) daß das heilige Abendmahl sowohl in gesäuertem als ungesäuertem Brote gefeiert werden könne, und jede Kirche bei ihrer Gewohnheit bleiben möge; 3) daß die Seelen der Bußfertigen, wenn sie in der Liebe Gottes geschieden sind, im Leben aber noch nicht hinlänglich Buße gethan haben für ihre Sünden, in den Reinigungsort kommen, wo ihnen durch Gebet und gute Werke geholfen werden kann; 4) der hohe Priester zu Rom, der Vater und Lehrer aller Christen,[1] hat den Primat der ganzen Kirche, so wie es in den Kirchensatzungen enthalten ist, unbeschadet der Privilegien und Rechte der orientalischen Patriarchen: der Patriarch von Rom habe den ersten, der von Konstantinopel den zweiten, der von Alexandria den dritten, der von Antiochia den vierten und der von Jerusalem den fünften Rang. Das Dokument der geschehenen Vereinigung, mit den Worten »Laetentur coeli« beginnend, wurde von allen Mitgliedern der Synode, den einzigen Markus Eugenikus, Bischof von Ephesus,[2]

---

[1] „Omnium Christianorum pater et doctor." Auf diesen Ausspruch stützte unter anderem das vatikanische Konzil 1870 seine Lehre von der Infallibilität des Papstes.

[2] Dieser Unhold, welcher, obschon von der ganzen Versammlung klar widerlegt, doch unbeugsam blieb, war es auch, der bei seiner Rückkehr nach Griechenland zur Vernichtung der schönen Hoffnungen das meiste beitrug. Er bewirkte durch lügenhafte Umtriebe Empörungen, so daß die meisten Bischöfe ihre auf dem Konzil für die Vereinigung gegebene Unterschrift sogleich widerriefen, um dem aufgeregten Pöbel zu willfahren, dem man vorgespiegelt hatte: man hätte die Griechen auf dem Konzil bestochen, teils beinahe vor Hunger sterben lassen, um ihre Unterschriften zu erzwingen, auch daß die Lateiner die Schriften der Väter verfälscht hätten. Ein solches Volk ist zum Untergange reif. Mohammed II. belagerte mit einem furchtbaren Heere 1453 Konstantinopel. Der letzte Kaiser Konstantin XI. war durch Frömmigkeit und Tapferkeit würdig, über ein besseres Volk zu herrschen. Vor dem letzten Sturme bereitete er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente zum Tode, legte den kaiserlichen Purpur ab und fiel unerkannt, wie es sein Wunsch gewesen, unter dem Schwerte. Mit ihm fiel die Kaiserstadt und das alte, schon lange morsche Reich; der herrliche Sophientempel wurde zur Moschee umgestaltet, die griechische Kirche wurde zur Magd des Islams herabgewürdigt und die Türken blieben für mehr als zwei Jahrhunderte die Geißel von Europa.

ausgenommen, unterfertigt. Der Papst mahnte durch die ganze christliche Welt zu Dankfesten und forderte die Fürsten auf, den bedrängten Griechen Hilfe zu leisten. Bessarion und Isidor von Kiew ernannte er zu Kardinälen.

Die Synode hatte aber damit ihre Hauptaufgabe erfüllt. Sie blieb jedoch, offenbar mit Rücksicht auf die Basler, auch nach dem Abzug der Griechen noch bestehen, und Papst Eugen, der das Konzil übrigens 1442 in den Lateran nach Rom verlegt hatte, war bei dieser Gelegenheit auch bemüht, die in der griechischen Kirche bestehenden Sekten, die durch frühere Irrlehren vom rechten Wege abgekommen waren: Nestorianer, Monophysiten, Monotheleten zur Einigkeit mit der katholischen Kirche zurückzubringen. Die Folge war, daß der Patriarch der Armenier, dann jener der Jakobiten in Mesopotamien, sowie die jakobitischen Patriarchen zu Alexandria und Antiochia Abgeordnete an das Konzil zu Ferrara-Florenz sendeten. Die meisten zeigten einen guten Willen und einige von ihnen hatten schon zu den Zeiten der Kreuzzüge Verbindungen mit der katholischen Kirche angeknüpft. Die Vereinigungen waren jedoch nicht bei allen von Dauer, woran wohl meist ihre weite Entfernung, der schwierige Verkehr mit den türkischen Ländern und der Mangel tüchtiger Priester bei ihnen die Ursachen waren. Nur das kräftige Volk der **Maroniten**, welches in den Gegenden des Libanon eine ziemlich unabhängige Stellung behauptet hatte, schloß sich seit 1182 immer fester an die katholische Kirche an und erhielt hierzu in dem zu Rom 1584 gegründeten maronitischen Kollegium einen dauernden Anhaltspunkt. Auch die **Armenier**, deren Kirchenvorsteher von jeher durch Liebe zu den Wissenschaften sich ausgezeichnet haben, sind zum Teile seit 1145 mit der katholischen Kirche in Verbindung. Diese wurde 1439 zu Florenz erneuert und wird seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die berühmte Kongregation armenischer Mönche, die **Mechitaristen**, erfolreich unterstützt. — Diese nun, sodann die Maroniten, die Armenier und noch eine große Zahl von Gläubigen des griechischen Ritus sind mit der katholischen Kirche vereinigt und sind nicht in der Glaubenslehre, sondern bloß in einigen Ceremonien und Disciplinargegenständen, wie auch in der gottesdienstlichen Sprache von uns verschieden und machen die sogenannte **unierte griechische Kirche** aus.

180. Die letzten Päpste des Mittelalters. Fünftes Laterankonzil.

Nikolaus V. hatte die Genugthuung, den Verzicht des Papst-Eremiten Felix V. entgegenzunehmen. Weiteres ist von ihm zu erwähnen, daß er 1452 Friedrich III. zum Kaiser krönte, die letzte Kaiserkrönung, welche die ewige Stadt sah. Dies und das zwei Jahre zuvor gefeierte Jubeljahr waren die Glanzpunkte seines Pontifikates. Der Fall Konstantinopels brach ihm das Herz. Er starb am 24. März 1455.

Das abendländische Schisma, dann die Konzilien zu Konstanz und Basel hatten die Macht und das Ansehen der Päpste nach der weltlichen Seite hin gewaltig erschüttert. Das war um so mehr zu bedauern, weil sie nun ihren Mahnungen zu einem Zuge gegen die Türken, deren Stellung immer drohender wurde, keinen Nachdruck mehr geben konnten. So bildete die Türkengefahr auch den Hauptgegenstand der Sorge für die nächsten Nachfolger auf dem Stuhle Petri. Der erste, **Kalixt** III. (1455—1458), aus dem spanischen Hause Borgia, erneuerte sofort die Aufforderung zum Kreuzzug und führte die Sitte ein, um die Mittagsstunde zu läuten, um durch das Gebet, welches damit verbunden wird, die Kreuzfahrer in ihren Kämpfen gegen die Türken zu unterstützen. Sein Bestreben, die christlichen Fürsten zu einem Zuge gegen dieselben zu vereinigen, blieb fruchtlos, obgleich er nach allen Seiten hin Kreuzprediger aussandte. Einer derselben, der Franziskaner Johann von Capistran, wußte zwar viele Tausende für den Kampf zu begeistern; größerer Eifer zeigte sich aber nur in dem zunächst bedrohten Ungarn, wo Johann Hunyadi mit Hilfe der Scharen Capistrans und unterstützt durch das Wort des begeisterten Kreuzpredigers 1456 die große Schlacht bei Belgrad gewann. Die übrige Christenheit verhielt sich lau. Leider war dieser tüchtige Papst nicht frei vom Nepotismus; zwei unwürdige Neffen (worunter Roderich Borgia, der spätere Papst Alexander VI.) ernannte er an Einem Tage zu Kardinälen und einen dritten zum Herzog von Spoleto und Gouverneur der Engelsburg. Deshalb entwarfen die Kardinäle nach seinem Tode eine Wahlkapitulation, durch welche die päpstlichen Rechte vielfach beschränkt wurden.

Die Wahl traf auf den geistreichen Geschichtschreiber der Basler

Synode Äneas Silvius, an dem sich die Wandlungen menschlicher Schicksale in merkwürdiger Weise kundgethan haben.[1] Er nannte sich **Pius** II. (1458—1464), und berief bald nach seiner Erhebung zum Papste auf 1459 alle christlichen Fürsten zu einem Kongreß nach Mantua, um mit ihnen die Türkenfrage zu beraten. Da Mohammed II., den der Papst durch ein ausführliches Schreiben zu bekehren vergeblich versucht hatte, eben damals seine Eroberungen auf Serbien,

---

[1] Dem adeligen Geschlechte der Piccolomini von Siena entsprossen, das jetzt zur Dürftigkeit herabgesunken, konnte er erst im achtzehnten Jahre seine Studien zu Siena beginnen; doch zeichnete er sich bald als eleganter Lateiner und gewandter Dichter aus und betrieb mit gleichem Erfolge die juristischen Studien. Als Sekretär des Bischofs Capranica von Fermo (eines Gegners des Papstes Eugen) kam er nach Basel zum Konzil, wo er in glänzender Rede von der Verlegung desselben abmahnte. Dieses erhob ihn zum Protokollführer und verwendete ihn wiederholt zu Gesandtschaften, auf denen er ein lockeres Leben führte und zu Straßburg mit einer Engländerin einen Sohn zeugte, was er seinem Vater ganz ungeniert mitteilte, mit König David und Salomo sich entschuldigend. Als die Verlegung des Konzils doch erfolgte, ward Äneas zeitweilig Geheimschreiber des Gegenpapstes Felix V., in welcher Stellung er seinen Commentarius de rebus Basileae gestis schrieb. Als er jetzt in der Gesandtschaft des Konzils zu einer Unterhandlung mit Friedrich III. 1442 nach Frankfurt kam, krönte ihn dieser mit dem Lorbeer zum Dichter und stellte ihn in der Reichskanzlei als Sekretär an. Von jetzt an wandte er sich dem Basler Konzil ab und dem Papste Eugen zu, weshalb dieser ihm vollständig alles verzieh, nachdem er als Friedrichs Gesandter nach Rom gekommen war. Nun ward Äneas Priester und der einflußreichste Unterhändler zwischen Papst und Kaiser. Bedenkliche Krankheiten hatten inzwischen in ihm den Ernst des Lebens geweckt: „Zu sterben wissen," schrieb er, „ist die erste Wissenschaft; fehlt dem Menschen am Ende etwas, so ist er verloren, wenn er auch bisher gut gelebt." Daher erhob ihn Eugens Nachfolger zum Bischof von Triest, Kalixt III. zum Bischof von Siena, dann zum Kardinal und auch noch zum Bischof von Ermeland. Doch ehe er das letzte Bistum antrat, ward er nach Kalixts Tod auf den Stuhl Petri erhoben. Da es bei der Erinnerung an seine früheren liberalen Grundsätze ihm an Hinweisen auf seinen Gesinnungswechsel nicht fehlte, schrieb er im Jahre 1463 seine Retraktionsbulle „In minoribus agentes", worin er sagt: „er habe in seiner Jugend wie Paulus unwissend der Kirche Leid zugefügt; verwerfet deshalb den Äneas und nehmet Pius an." Die Appellationen vom Papst an ein künftiges Konzil hatte er schon 1460 durch die Bulle Execrabilis verdammt und unter Strafe des Bannes ipso facto verboten. Dennoch kommen dieselben unter seiner Regierung auch nach diesem Verbote noch vor.

Bosnien und Epirus ausdehnte, war keine Zeit zu verlieren. Die glückliche Aufdeckung von Alaungruben im Patrimonium Petri gab Pius II. die Mittel, einen dreijährigen Türkenkrieg anzuordnen, und der Fürst Georg Castriota von Albanien, von den Türken wegen seiner Tapferkeit Skanderberg, d. h. Fürst Alexander genannt, vollbrachte glänzende Waffenthaten. Hunyadi war bald nach dem Siege von Belgrad gestorben, die übrigen Fürsten aber verharrten zumeist in der alten Unthätigkeit; es nützte auch nichts, daß sich der Papst selbst an die Spitze eines Heeres stellen wollte; nur zusammengelaufenes Volk kam nach Ankona, wo auch der Papst anlangte, vor seiner Einschiffung jedoch starb. Sein Nachfolger ward **Paul II.** (1464—1471), ein prunkliebender, verschwenderischer Fürst, der die ihm aufgedrängte und noch im Konklave beschworene Wahlkapitulation, betreffend Türkenkrieg, Reform der Kurie, Zusammenberufung eines Konzils innerhalb drei Jahren und Enthaltung vom Nepotismus, rasch abthat und die Kardinäle mit dem Privilegium der roten Mäntel und Pferdedecken entschädigte. Dagegen hob er an der Kurie wegen notorischer Bestechlichkeit das Institut der Abbreviatoren auf,[1] wie er noch die einseitig heidnische Richtung der Wissenschaft als einen Abfall vom Glauben bekämpfte. Unter den Verfolgten befand sich auch Platina, der sich durch eine augenscheinlich parteiische Lebensbeschreibung dieses Papstes rächte.

Nach seinem Tode beginnt für das Pontifikat eine in vieler Beziehung traurige Zeit, indem jetzt die Kirche eine Reihe von Päpsten erhielt, die ihren hohen Beruf vielfach mißkannten. Die

[1] Abbreviatoren sind ein Kollegium von Prälaten in der päpstlichen Kanzlei, so genannt, weil sie mittels herkömmlicher Schriftabkürzungen die Auszüge der eingelaufenen Bittschriften, sowie auch per extensum die Konzepte der apostolischen Schreiben anfertigen. Errichtet wurde das Kollegium von Pius II. und nach seiner Auflösung durch Paul II. von Sixtus IV. wieder erneuert. Die Zahl der abbreviatori di parco minore e maggiore zusammen belief sich zu Zeiten auf zweiundsiebzig. Jetzt giebt es nur die letzteren mehr und zwar gegenwärtig elf an der Zahl. Sie wurden von den Päpsten durch verschiedene Privilegien ausgezeichnet. — Eine andere Klasse der Abbreviatoren (abbreviatori di curia) bilden ein in der apostolischen Datarie errichtetes Amt für die Expedition einiger Bullen, wie über päpstliche Gesetze und Konstitutionen, Kanonisation der Heiligen, Ankündigung eines Jubeljahres u. dgl. m.

Tiara, welche im Konklave beinahe Bessarion zugefallen wäre, ging über auf den Minoritengeneral Francesco Rovere, eines armen Schiffers Sohn aus Savona. Er nannte sich **Sixtus** IV. (1471—1484). Er zeichnete sich durch große Gelehrsamkeit und Geschäftsgewandtheit aus, war ein Gönner der Künste und Wissenschaften, bereicherte die vatikanische Bibliothek, erbaute die nach ihm benannte, durch ihre (von Ghirlandajo und Perugino ausgeführten) Wand- und Deckengemälde nachmals weltberühmt gewordene Sixtinische Kapelle im Vatikan, und erwarb sich auch um die Stadt Rom große Verdienste, die er wieder herstellte, wohnlich machte und mit Denkmälern schmückte. Allein seine Regierung hatte daneben auch sehr dunkle Schattenseiten. Von seinen Anverwandten, die er sehr begünstigte,[1] verleitet, gab er zu der Verschwörung der Pazzi gegen die Medici in Florenz 1478 seine Zustimmung, unter der Bedingung zwar, daß kein Blut vergossen würde, und verhängte, als selbe mißglückte, wegen Gefangennahme seines Vetters, des Kardinals Raphael Riario, und Hinrichtung des Erzbischofs von Pisa das Interdikt über Florenz. Dasselbe verhallte wirkungslos; denn die Florentiner ließen sich Rechtsgutachten ausstellen, daß sie nicht verpflichtet seien, das Interdikt zu halten; sie appellierten an ein allgemeines Konzil und erhielten durch den Schutz Frankreichs die Absolution.[2]

In eine ähnliche Stellung wie zu den Florentinern kam Sixtus auch zu den Venetianern, deren Stadt und Gebiet er ebenfalls ohne Erfolg mit dem Interdikt belegte, dafür aber in Kriege verwickelt wurde, die viel Geld kosteten. Um sich dieses herbeizuschaffen, begann er Kirchenämter zu verkaufen und Wucher mit Taxen und

---

[1] Zwei seiner Neffen, Pietro Riario und Giuliano de la Rovere (nachmaliger Papst Julius II.), ernannte er zu Kardinälen, einem dritten, Girolamo Riario, verlieh er das Vikariat von Imola, dann verschaffte er ihm die Hand Katharina Sforza's, einer natürlichen Tochter Galeazzo Sforza's von Mailand, machte ihn zum Generalkapitän der Kirche und suchte ihm die Romagna als Fürstentum zuzuwenden.

[2] Die Eroberung Otrantos durch die Türken 1480 hatte die Nachgiebigkeit des Papstes beschleunigt, dessen Wort in den Angelegenheiten des Orients im Abendland ebensowenig Gehör fand, als das seiner Vorgänger. Im Jahre darauf starb aber der siegreiche Sultan Mohammed II.; als darauf in seiner Familie Streitigkeiten ausbrachen, erhielten die Christen die Stadt Otranto alsbald wieder zurück.

Sporteln zu treiben, wodurch der römische Stuhl verhaßt ward. Als er in Rom zwei Kardinäle festsetzen ließ, empörte sich das Volk. An seinem Todestage (12. August 1484) wagte ein gleichzeitiger Schriftsteller zu sagen: „Heute befreite Gott sein Volk aus der Hand dieses Gottlosen und Ungerechten, dem Lust, Geiz und eitle Ehre alles galten,“ und Ägydius von Viterbo datiert von Sixtus IV. an das eigentliche Verderben der Kirche.

Sein Nachfolger **Innocenz** VIII. (1484—1492), der Kardinal Cybo, ein stattlicher, schöner Mann von einschmeichelndem sanften Naturell, war vor seiner Erhebung schon wegen Unsittlichkeit in üblem Rufe und als Papst ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner Günstlinge: ehe er in den geistlichen Stand getreten war, hatte er mit einer Neapolitanerin mehrere uneheliche Kinder; als Papst begünstigte und bereicherte er dieselben, namentlich seinen Sohn Franceschetto, der Magdalena, die Tochter Lorenzos von Medici, heiratete, übermäßig und wußte dem an der Kurie grassierenden Handel mit Ämtern und falschen Bullen ebensowenig zu steuern wie der skandalösen Aufführung seines eben genannten Sohnes. Was ihn sonst am meisten beschäftigte, war der Türkenkrieg. Unter ihm sah Rom die Gefangenschaft des Prinzen Dschem, jüngeren Bruders und Nebenbuhlers des Sultans Bajazet II., der dem Papste jährlich vierzigtausend Dukaten für die Festhaltung des Bruders zahlte und ihm 1492 auch die heilige Lanze, seither eine der vier großen Reliquien Roms, als Geschenk sandte. In England entschied Innocenz den langwierigen Streit zwischen den Häusern Lancaster und York. Dem Herzoge Friedrich von Österreich untersagte er die Anwendung der Feuerprobe bei gerichtlichen Urteilen, wie er überhaupt dem Aberglauben kräftig entgegenwirkte. König Ferdinand und Isabella von Spanien unterstützte er in ihrem Kampfe gegen die Mauren und verlieh ihnen den Titel „Katholische Majestät“, bestätigte die Wahl Maximilians zum römischen König, und in Rom legte er die alten Parteikämpfe der Colonnas und Ursinis bei, und ward davon „Vater des Vaterlandes“ genannt.

Mit Kaiser **Max** I. (1493—1519), dem einzigen Sohne Friedrichs III., schließt sich für Deutschland das Mittelalter; er ist die Abendröte desselben. Anfangs schien er von der Natur sehr vernachlässigt; denn er lernte erst im siebenten Jahre geläufig reden, bald aber entwickelten sich seine geistigen

Fähigkeiten; er erlernte nicht weniger als sieben Sprachen, machte in einzelnen Wissenschaften bedeutende Fortschritte, trat sogar selbst als Dichter auf und zeichnete sich durch seine Beredsamkeit aus. Noch größer aber waren seine körperlichen Anlagen: als Reiter bewies er eine seltene Gewandtheit, als Schütze fehlte er nie sein Ziel, als Jäger scheute er sich vor keiner Gefahr. Sicher stieg er an den steilsten und höchsten Felswänden hinan, wo der geringste Fehltritt ihm Verderben bringen konnte, und in der That glaubte man ihn einmal verloren, als er bei Innsbruck die Martinswand erklommen hatte und sich ihm kein Rückweg bot. In seiner stattlichen Erscheinung und seinen tapferen Thaten im Feld und im Turnier wird er mit Recht als der „letzte Ritter" auf dem deutschen Kaiserthron bezeichnet. Schon frühzeitig vermählte er sich mit Maria, der Tochter des Herzogs Karls des Kühnen von Burgund. Von ihrem Erbe konnte er nur die Niederlande und die Franche Comté behaupten, während er Burgund Frankreich überlassen mußte. Leider dauerte das eheliche Glück der zwei herrlichen Fürstenkinder nicht lange; nachdem Maria ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter geschenkt, starb sie 1482 infolge eines Sturzes vom Pferde. Als er dann nach dem Tode seines Vaters 1493 den deutschen Thron bestieg, erschollen vielfache Rufe nach einer Reform der staatlichen Verhältnisse, da sich die Zerrüttung derselben infolge des übergroßen Machtzuwachses der einzelnen Fürstenhäuser und des Mangels einer kräftigen obersten Reichsgewalt während der langen Regierung Friedrichs III. fühlbar gemacht hatte. Da aber die Fürsten von ihren erworbenen und angemaßten Rechten nichts opfern wollten, so stieß jeder Vorschlag, der eine Erhöhung der Kaisermacht und eine Schmälerung der Fürstengewalt nach sich zu ziehen drohte, auf harten Widerstand. Endlich gelang es der vermittelnden Thätigkeit des vaterländisch gesinnten Erzbischofs Berthold von Mainz, eine Verständigung zu erzielen, und wurde durch seine Bemühung 1495 auf dem Reichstage zu Worms der **ewige Landfrieden** gestiftet, dadurch dem bisherigen Fehdewesen gesteuert und jede bewaffnete Selbsthilfe bei Acht und Bann verboten. Zur Schlichtung aller Streitigkeiten der Reichsglieder untereinander errichtete man sodann das **Reichskammergericht** und teilte 1512 das Reich in zehn **Kreise**. In jedem Kreise wurde einer der Fürsten zum Kreishauptmann eingesetzt und mit der Aufgabe betraut, den inneren Frieden zu schirmen und die Urteile des Reichskammergerichtes zur Durchführung zu bringen. Zugleich wurde für die Bedürfnisse des Reiches und des Heeres eine ständige Steuer, „der gemeine Pfennig", verwilligt. Durch diese Reformbeschlüsse wurde die Macht der Landesfürsten noch erhöht, so daß sie zuletzt in ihren Staaten als unbeschränkte Gebieter schalten und walten konnten.

Nach dem Tode Innocenz' III., welcher trotz seiner Friedensliebe mit dem König von Neapel in Krieg verwickelt ward,[1] wählten von den (dreiundzwanzig) im Konklave versammelten Kardinälen fünfzehn, wie man laut es sagte, durch Geld und Versprechungen gewonnen, den einundsechzigjährigen Kardinal-Vicekanzler Roderigo Borgia als **Alexander** VI. (1492—1503), der als der berüchtigtste Papst gilt. Doch sagt ein strenger Kritiker seiner Zeit von ihm: „In Alexander waren, wie Livius von Hannibal schreibt, die Tugenden und Laster gleich groß.“ Sein Vater war ein reicher Edelmann in Spanien, seine Mutter Johanna stammte aus der berühmten Familie der Borgia und war eine Schwester des Papstes Kalixt III. Bei Kundgebung großer Talente studierte der Sohn erst Jurisprudenz mit großem Erfolge; sein unruhiger Geist wählte aber dann den Soldatenstand. Nach mehrfach variierenden Angaben von Zeitgenossen hatte er als Militär mit der schönen und vornehmen Vanozza de Catanei verbrecherischen Umgang, die ihm vier Söhne und eine Tochter geschenkt hatte. Sein päpstlicher Oheim, Kalixt III., zog ihn nach Rom, bestimmte ihn für den geistlichen Stand und erhob ihn alsbald zum Erzbischof von Valencia, dann zum Kardinaldiakon und Vicekanzler der römischen Kirche. Obschon ihm Vanozza heimlich nach Italien gefolgt war, wußte er doch durch erheuchelte Frömmigkeit auch das Volk zu täuschen und durch Leutseligkeit für sich zu gewinnen, so daß es seine Erhebung zur päpstlichen Würde freudig begrüßte.[2] Damals waren noch vier seiner

---

[1] Sixtus IV. hatte Ferdinand von Aragonien den Lehenszins für Neapel gegen die Verpflichtung: jährlich ein weißes Pferd unter dem Titel eines Feudum nach Rom zu schicken u. s. w. Innocenz verlangte denselben wieder. Der treu- und gewissenlose König aber verweigerte dessen Entrichtung, verletzte die Rechte der Kirche und veranlaßte dadurch den Papst, an welchen die bedrückten Bewohner von Aquila sich wandten, einzuschreiten. Im Frieden von 1492 versprach Ferdinand, die päpstlichen Forderungen zu erfüllen, that aber das Gegenteil. Ein neuer Kampf endete mit dem Frieden von 1494, dessen Bestimmungen der König ebenfalls nicht hielt.

[2] Bei der mit Pracht vollzogenen Krönung las man in einer improvisierten Inschrift:

Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima. Sextus
Regnat Alexander; ille vir, iste Deus.

Als sich aber später das Volk arg enttäuscht sah, gab es auch seine bittere Stimmung laut kund, oft in den schändlichsten Pasquillen; verglich Alexan-

Kinder am Leben und sie zu erheben, war sein vorzüglichstes Ziel. Darunter spielten Johann, Herzog von Gandia, Cäsar, ernannter Erzbischof von Valencia und Kardinaldiakon, endlich die schöne und geistvolle Lukretia eine große Rolle. Was letztere betrifft, so war sie besser, als ihr Ruf, und die Mehrzahl der gegen sie erhobenen Beschuldigungen, wie die des blutschänderischen Umgangs mit ihrem eigenen Vater und zugleich auch ihrem Bruder, sind gewiß nur Verleumdungen. Sie wurde in dritter Ehe mit Alfons von Este, dem Erbprinzen von Ferrara, vermählt, nachdem ihre erste Ehe mit dem kinderlosen Sforza durch den Papst wieder gelöst worden war, die zweite aber mit dem Herzog von Bisceglia, mit der Ermordung ihres Gatten durch ihren Bruder Cäsar einen tragischen Ausgang genommen hatte. Die Laufbahn dieses Cäsar ist das schrecklichste Drama in der Geschichte des weltlichen Papsttums. Nach der Ermordung des Herzogs von Gandia, die nach der Meinung vieler gleichfalls Cäsar vollbracht haben soll, trat dieser in dessen Erbe ein; sein Vater dispensierte ihn vom geistlichen Stande, erbat sich von Ludwig XII. eine französische Prinzessin zur Gemahlin für den Sohn und machte diesen schließlich zum Herzog der Romagna, während Frankreich ihm 1498 den Titel eines Duc de Valentinois verlieh. Der Plan von Vater und Sohn ging sogar auf Errichtung eines mittelitalienischen Königreiches, und Cäsar begann das Werk mit Mord und Krieg und nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Bevor aber noch der Schlußstein eingefügt werden konnte, war der Papst eine Leiche. Die Erzählung seiner Todesart ist in hohem Grade unwahrscheinlich und lautet so: Er hatte mit Cäsar die Vergiftung zweier reicher Kardinäle vorbereitet, die zu diesem Ende zum Abendessen eingeladen wurden. Vor der Mahlzeit wollten sich die beiden Giftmischer, da es sehr heiß war, durch Getränke erfrischen und ein Bedienter brachte ihnen gerade die Flasche, in welcher sich der vergiftete Wein befand. Der Papst, welcher den Wein unvermischt genoß, wurde sogleich von Schmerzen befallen und starb unter schrecklichen Zuckungen. Nach dem Tode wurde sein Leichnam ganz schwarz und unkenntlich, der Mund

---

der mit den Tyrannen Sextus Tarquinius und Sextus Nero, z. B. in dem Epigramm:

Sextus Tarquinius, Sextus Nero, Sextus et iste
Semper sub sextis perdita Roma fuit.

stand weit offen und die Zunge war so angeschwollen, daß sie den Mund ganz ausfüllte. Man konnte ihn ohne Schauder nicht ansehen, niemand wollte ihm, wie es sonst gewöhnlich war, die Hand küssen; er wurde ohne Gepränge in der Peterskirche beerdigt. Die gerade von Alexander verschärfte Büchercensur erzeugte vielfach den Verdacht, daß sie nur geschehen sei, um zunächst die öffentliche Meinung über des Papstes ärgerliches Leben zu unterdrücken. Unter solchen, die Alexanders Aufführung öffentlich der Verachtung preisgaben, zeichnete sich der Dominikaner Hieronymus Savonarola von St. Marco in Florenz aus, der mit der Stimme eines Propheten von der Züchtigung und baldigen Erneuerung der Kirche sprach, und vor allem die Absetzung des „simonistischen und ungläubigen" Alexander VI. durch ein allgemeines Konzil betrieb, seinen Eifer aber, unter dem Zusammenwirken anderer Umstände, 1498 mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen büßte. Alexander war so human, dem armen Mönche noch vor der Hinrichtung einen vollkommenen Ablaß zu überschicken. Leider läßt sich ein der Wirklichkeit vollständig entsprechendes Lebensbild dieses Papstes nicht entwerfen, weil die Nachrichten über ihn sehr voneinander abweichen und vielfach den Stempel der Übertreibung und Unwahrheit an sich tragen.[1] Was speciell seinen

[1] Die schweren Beschuldigungen des skandalsüchtigen Burchard von Straßburg, Bischofs von Città di Castellana und Ceremonienmeisters († 1506) in Rom, werden abgeschwächt 1) durch den unzuverlässigen Charakter dieses Mannes, und 2) durch den wichtigen Umstand, daß er viele Dinge nur als Gerücht, als dicitur, traditur, fertur angiebt. Was aber von diesem Papste Paul Jovius, Bischof von Nocera, † 1552 zu Florenz, schreibt, ist schon deshalb verdächtig, weil dieser je nach der Bezahlung zwei Federn, „eine aus Eisen und eine aus Gold für denselben Gegenstand", hatte. Immerhin aber sind die neuesten Versuche, Alexander von den geschlechtlichen Excessen freizusprechen, unzureichend, wie auch andererseits dessen Politik an Treu- und Ehrlosigkeit ihresgleichen sucht: bei seinem Verlangen, seine Söhne zu Herren Mittelitaliens zu machen, hielt er erst zu Neapel gegen Frankreich, als aber Karl VII. Rom einnahm, schlug er sich zu diesem, um ihn 1495 durch ein geheimes Bündnis mit dem Kaiser aus Spanien und Venedig wieder zu vertreiben. Es war sicher nicht unbedeutsam, daß bei solcher Ausübung des Pontifikates das Bewußtsein der hohen Pflichten in Alexander doch lebendig und rege blieben und keine unmoralische kirchliche Verordnung von ihm erlassen worden ist. Es geht eben die Würde des heiligen Petrus, wie schon Leo der Große sagt, auch in einem unwürdigen Erben nicht verloren.

Tod anbelangt, so steht heute bereits fest, daß derselbe nicht durch Gift, sondern durch ein bösartiges Fieber herbeigeführt wurde.

Unter seine Regierungszeit fällt auch die **Entdeckung Amerikas** durch den genialen genuesischen Seefahrer Christoph Colombo (spanisch Colon, latinisiert Columbus) den 12. Oktober 1492. Da König Johann II. von Portugal die neuentdeckten Länder „wegen ihrer Nähe an den Azoren“ den Spaniern streitig machen wollte, bestimmte Alexander VI., zum Schiedsrichter angerufen — eine höchst bedeutsame Erscheinung bei dem damals schon sinkenden weltlichen Einfluß der Päpste — durch die berühmte **Demarkationslinie**, welche anfangs hundert, später dreihundertsiebzig Seemeilen westlich von den Azoren von Pol zu Pol gezogen wurde, daß das westlich von ihr liegende Land den Spaniern, das östliche den Portugiesen zugehören solle und verhütete damit den Ausbruch von Streitigkeiten zwischen diesen beiden Ländern.

Nach der nur sechsundzwanzigtägigen Regierung Pius' III., des Kardinals Piccolomini, bestieg Julian von Rovere als **Julius II.** (1503—1513) den römischen Stuhl. Dem Pontifikate dieses Papstes ist ein vorwiegend politisches Gepräge aufgedrückt. Er war ein sehr hoher kriegerischer Geist, mehr befähigt, Armeen anzuführen, als dem Kirchenregimente vorzustehen, dabei aber doch nicht ohne religiösen Grund, jeglichem Nepotismus unzugänglich und ein Beförderer der Kunst und Wissenschaft; so ließ er z. B. durch den berühmten Architekten Bramante den Grund zum Ausbau der Peterskirche legen. Vor allem strebte er aber nach Befreiung Italiens und Vergrößerung des Kirchenstaates, der in den letzten Jahrzehnten beträchtlich geschmälert worden war. Zunächst machte er den Cäsar Borgia unschädlich, indem er sich dessen Herzogtum unterwarf, dann auch Perugia und Bologna. Gegen die Venetianer trat er 1504 mit Kaiser Maximilian und Ludwig XII. von Frankreich der Ligue von Cambray bei. Die stolze Signorie demütigte sich vor ihm, worauf er, die Übermacht Frankreichs in Italien fürchtend, mit der Republik sich aussöhnte. Seinen Vasallen, den Herzog Alfons von Este in Ferrara, bannte er wegen seiner Eingriffe in die päpstlichen Hoheitsrechte und seines engen Anschließens an Frankreich. Hierdurch verstimmt und von einigen Kardinälen gereizt, ließ Ludwig XII. den Papst durch französische Nationalsynoden angreifen,

denen während einer Krankheit des Papstes das Conciliabulum von Pisa 1511 folgte, das in Bälde nach Mailand und von da, nach Vertreibung der Franzosen aus Italien, 1512 nach Lyon verlegt wurde und über ihn als einen „neuen Goliath" die Suspension aussprach. Es war eine neue Auflage der Basler Synode, die trotz der Unterstützung Deutschlands und Frankreichs ohne Einfluß blieb. Wieder genesen, jagte Julius das Konzil auseinander und versammelte dafür 1512 im Frühjahre neunundsiebzig Bischöfe zu dem sogenannten[1] fünften allgemeinen **Laterankonzil**, welchem auch der Kaiser durch seinen Gesandten, Matthäus Lang, Bischof von Gurk, beitrat. Wegen Beseitigung der 1510 von der deutschen Nation vorgelegten gravamina kam es auf der Synode zwischen dem Papst und Kaiser Maximilian glücklich zu einer Vereinbarung. Diese Beschwerden forderten unter anderem die Abschaffung der Reservationen, der Annaten und die Einsetzung würdiger Geistlichen, die ihres Amtes zu warten vermöchten. Dem entsprechend hatte im Auftrage des Kaisers der Elsässer Theologe Jakob Wimpheling Reformvorschläge gemacht, die aber liegen blieben, als der Kaiser sich für den Papst und das Konzil erklärte. Frankreich aber wurde vorgeladen wegen der pragmatischen Sanktion. Da starb Julius II. mitten unter den großartigsten Plänen. Es trifft ihn zwar der Vorwurf, zu häufig und zu leidenschaftlich Krieg geführt und dadurch die Völker noch mehr gegen den heiligen Stuhl aufgebracht zu haben; aber er bleibt wie eine der großartigsten Individualitäten, so auch in der Kulturgeschichte der Menschheit ein unvergeßlicher Name.

Infolge solcher kriegerischen Thätigkeit eines Papstes fand es Kaiser Maximilian, ein Witwer, weder unmöglich noch unangemessen, sich um die päpstliche Würde allen Ernstes zu bewerben, wahrscheinlich, um sie mit der kaiserlichen zu vereinigen! Doch die Kardinäle wählten den zweiten Sohn des berühmten Lorenzo von Medici, den

---

[1] Während das Urteil früher mehrfach anders lautete, gilt die Synode in der neueren Zeit gewöhnlich als ökumenisch. Diese Auffassung unterliegt aber ernsten Bedenken, weil die Synode ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden ist und auch mehr den Charakter eines italienischen National-, als eines allgemeinen Konzils hatte. Die Mitglieder, erst neunundsiebzig, später hundertzwanzig, waren fast durchweg Italiener; die anderen Nationen waren meist durch Abgesandte ihrer Fürsten vertreten.

Kardinaldiakon Giovanni, als **Leo** X. (1513—1521), nach welchem man sein Zeitalter genannt hat. Er war ein klassisch gebildeter und kunstliebender Mann, der Rom zum Hauptsitze der Kunst, was es bisher blieb, gemacht hat. Er zog alles, was Geist und Gelehrsamkeit hatte, an seinen Hof; der Vatikan war ein Sammelplatz für Gelehrte und Künstler. Die berühmten Latinisten Bembo und Sadolet wurden seine Sekretäre; unter ihm malten auch Michael Angelo und Raphael die Logen und Stanzen. Wenig große Männer sind indessen so verschieden wie er beurteilt worden. „Laßt uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat," schrieb er nach seiner Wahl an seinen Bruder Julian, und mit diesen Worten bezeugt er selbst seine Gesinnung und seine Tendenzen. Hunderte von Schriftstellern haben Johann Bale nachgeschrieben, der Papst sei vollkommen ungläubig gewesen und hätte einst geäußert: „Die ganze Welt weiß ja, wie einträglich uns die Fabel von Christo war;" allein sein geistreicher Biograph Roscoe hat gezeigt, daß diese Behauptung eben so unbegründet ist, wie die Beschuldigung eines unsittlichen Wandels. Doch war immerhin die Religion ihm kein Bedürfnis, keine Herzensangelegenheit.

Deshalb setzte er wohl das von seinem Vorgänger begonnene Konzil fort, zeigte aber für dessen fortschreitende Reformthätigkeit zur Hebung christlicher Sitte und Zucht: gegen Mißbrauch der klassischen Studien, Anhäufung von Benefizien in Einer Hand, Konkubinat des Klerus, leichtfertige Anwendung des Interdiktes 2c. wenig Sinn; ja, er soll die Mitteilung, daß die Väter des Konzils eine reformatio in toto, a capite ad pedes, d. h. eine Reformation an Haupt und Gliedern anstreben, lächelnd aufgenommen haben. Unter anderem billigte die Synode, um dem Wucher zu steuern, die Errichtung von Leihhäusern (montes pietatis), die nur so viel Zins nehmen dürften, als die Verwaltungskosten erforderten, empfahl die bischöfliche Büchercensur und beschränkte die Exemtionen. Indessen fiel der junge Franz I. von Frankreich in das Mailändische ein und bat den für Rom besorgten Papst um eine Zusammenkunft, die zu Bologna stattfand. Leo wies die Bitten des Königs um Bestätigung der pragmatischen Sanktion zurück, war aber zu sonstigen großen Zugeständnissen bereit. So kam jenes Konkordat zustande, das dem Papste in Frankreich die Annaten und dem Könige die Wahl der Bischöfe und

Äbte zusicherte.[1] Mit dem Konkordate, das auch vom Konzil bestätigt wurde, war jene dem Papsttum so widerliche pragmatische Sanktion von 1438 förmlich aufgehoben, obgleich sie praktisch doch noch fort in Übung blieb. Mit diesem Konkordate aber glaubte der Papst den Zweck des Konzils schon erreicht zu haben und so schloß er dasselbe mit der zwölften Sitzung am 16. März 1517, nachdem er noch zuvor befohlen, daß der Zehent von allen Benefizien auf drei Jahre zu einem Kreuzzug gegen die Türken an den Papst gezahlt werde. Viel Ersprießliches hatte diese Synode nicht geleistet, obschon viele Zweige des kirchlichen Lebens einer Erneuerung und Kräftigung bedurften und zürnende Stimmen eine schlimme Zukunft verkündeten. Vergeblich bat der Dominikanergeneral Thomas de Vio[2] die Väter des Konzils, beisammenzubleiben und dem nahenden Sturme zuvorzukommen, allein seine Stimme fand kein Gehör. Man wähnte sich gesichert und ging auseinander. Der berühmte Straßburger Kanzelredner Geiler von Kaisersberg that aber den prophetischen Ausspruch: „Weil Papst, Kaiser, König und Bischof nicht reformiert, so wird Gott einen senden, der es thun muß."

II. Geschichte der kirchlichen Lehre.

181. Heilige Väter.

Die Reihe der großen Männer, welche die Kirche als heilige Väter ehrt,[3] schließt in dieser Periode mit vier Heiligen ab, die alle noch dazu den ausgezeichneten Titel Kirchenlehrer (doctor ecclesiae) erhielten, und wovon jeder einem anderen Orden angehörte.

1. **Anselmus von Canterbury**, ein mächtiger Geist in demütiger Gestalt, 1033 zu Aosta in Piemont von vornehmen und begüterten Eltern geboren, lernte die geistliche Wissenschaft von dem berühmten Lanfrank in Bec. Im Wissen ebenso, wie in strenger Ab-

---

[1] Vgl. §. 178, 1. [2] Weil er (1469) zu Gaëta geboren ist, wird er vielfach auch Cajetanus genannt. [3] Vgl. §. 29, S. 57.

tötung bald ein Meister, suchte er doch einen Aufenthalt, wo er so wenig als möglich beachtet werden würde; und entschied sich für das Kloster Bec in der Normandie. Hier mußte er bald die Stelle seines Meisters Lanfrank einnehmen, und den Klosterbrüdern die heilige Wissenschaft vortragen; — wurde dann zum Abte und 1093 vom Könige Wilhelm von England zum Erzbischofe von Canterbury gewählt. Diese hohe kirchliche Stellung verwickelte ihn in schwere Kämpfe um die Freiheit der Kirche mit dem despotischen Könige, was ihn jedoch nicht hinderte, nebstbei wissenschaftliche theologische Werke zu verfassen, die an Scharfsinn und Tiefe der Gedanken wenige ihresgleichen haben. Seine wissenschaftliche Richtung bezeichnen die Aussprüche: „Ich weiß nicht, damit ich glaube, sondern ich glaube, um zu wissen;" und: „Nachlässigkeit scheint es mir zu sein, wenn wir, einmal im Glauben befestiget, uns nicht bemühen, was wir glauben, auch zu verstehen." Manche folgerten daraus die ganz irrige Ansicht: Anselm habe gelehrt, man müsse erst glauben und dann untersuchen, in dem Sinne, als müsse das Was des Glaubens blind angenommen werden. Anselm lehrt, um das Christentum spekulativ zu erfassen, müsse man es vorher glauben; er lehrt aber nirgendwo, dieser Glaube müsse ein blinder sein.

Sein Ruhm knüpft sich hauptsächlich an die Schriften Proslogium und Cur Deus homo. In dieser letzteren entwickelt er eine neue Satisfaktions- oder Erlösungstheorie und faßt gegenüber der patristischen Vorstellung von einem Recht an der Menschheit, das sich Satan durch die Sünde erworben, die Menschwerdung als das Mittel, Gott für die ihm durch die Sünde zugefügte Beleidigung genugzuthun. Er überwand also die bis dahin viel verbreitete Annahme eines Loskaufs vom Teufel und setzte an Stelle des Konflikts der Gnade Gottes mit dem Rechte Satans auf den Menschen den (durch Christum gelösten) Konflikt zwischen der Güte und der Gerechtigkeit Gottes. Jene andere erstgenannte Schrift enthält den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes, worin von dem Begriff des vollkommensten Wesens auf dessen Sein geschlossen wird. Dieses Argument, dem zufolge sich aus der bloßen Denkbarkeit des allervollkommensten Wesens dessen Wirklichkeit ergeben soll, wurde jedoch schon zu seinen Lebzeiten von dem Mönche Gaunilo von Marmoutiers in seinem Liber pro insipiente angegriffen. Gau-

nilo trifft ganz richtig die schwachen Seiten des Argumentes und weist nach, daß dasselbe gar nicht konkludent sei: aus dem Verstehen des Gottesbegriffes folge nicht ein Sein im Intellekt und noch weniger ein Sein in re; mit demselben Rechte, bemerkte er in anschaulicher Weise, könne man auch die Existenz einer vollkommenen Insel beweisen. Wohl suchte Anselm mit seinem Liber apologeticus adversus respondentem pro insipiente seinen aufgestellten Beweis zu verteidigen, setzte aber in dieser Antwortschrift geradezu das cogitari und intelligi mit einem eigentlichen esse in cogitatione vel intellectu gleich und bestätigte damit nur den Vorwurf seines Gegners. Anselm ist der „Vater der Scholastik"[1] im Abendland; er starb 1109 als Erzbischof von Canterbury.

2. **Bernardus**, geboren 1091 zu Fontaine bei Dijon in Burgund, aus einer ritterlichen Familie, und in ritterlichen Übungen erzogen, die er jedoch bald verließ, um in dem ärmsten Kloster der damaligen Zeit: bei den Cisterciensern, ein höheres Leben zu beginnen. Bald ward er Abt des von ihm gestifteten Klosters Clairvaux, und der ganze Orden erhob sich durch ihn zu außerordentlicher Blüte. Durch die Macht der Rede, den Glanz seiner Tugenden und überdies durch eine Menge wunderbarer Thaten verherrlicht, ragt dieser hochbegnadigte Mann unter seinen Zeitgenossen wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt hervor, so daß er der Ratgeber der Päpste und Fürsten bei den wichtigsten Angelegenheiten war. Obschon er aber die ganze Last der Fragen seiner Zeit trug und nur dreiundsechzig Jahre alt wurde, sind doch eine große Anzahl Schriften von ihm vorhanden: vierhundertachtzig Briefe, dreihundertvierzig Reden, zwölf Abhandlungen, im Geschmack seiner Zeit für Allegorie und mystische Deutung gehalten, nicht ohne Adel und Anmut, meist voll Feuer. Seine Hauptschriften führen den Titel De consideratione und De diligendo Deo. Mit Recht heißt Bernhard darum auch der Mann der Liebe, von der er vier Stufen unterscheidet: die unterste, von der aus der Mensch aus Selbstliebe zur Gottesliebe hingetrieben wird; die zweite, auf der wir Gott nicht bloß als den Helfer in der Not lieben, sondern weil die Gemeinschaft mit ihm uns beseligt; die dritte, auf der wir Gott um seiner selbst willen

---

[1] Über dieselbe wie über die Mystik siehe folgenden §. 182.

lieben; die vierte, wo die Selbstliebe ganz in der Liebe zu Gott aufgeht und der Mensch auch sich nur liebt um Gottes willen. Das Wissen war ihm nur insoweit schätzbar, als es zur Erbauung diente; Wissen um des Wissens willen galt ihm für heidnische Verirrung. Und so steht er unter den Mystikern in erster Linie, wie er andererseits durch seine Frage: „Bernarde, ad quid venisti? Wozu bist du in die Welt gekommen?", die er sich immer und immer wieder zu stellen pflegte, ein Meister der Ascese geworden ist. Von seiner Rednergabe erhielt er den Beinamen Doctor mellifluus. Er starb 1153 und wurde wegen der Hoheit seines Wandels, wegen der thatenreichen Glut seines Eifers und der Reinheit seiner Lehre 1174 von der Kirche heilig gesprochen.

3. **Thomas**, aus dem (mit den Hohenstaufischen Kaisern verwandten) Geschlechte der Grafen von Aquino, 1224 auf Schloß Roccasicca im Neapolitanischen geboren, wurde als fünfjähriger Knabe den Mönchen von Montecassino übergeben, trat aber nach Überwindung vielfacher Hindernisse von seiten seiner Familie in den Predigerorden. Er war einer der größten christlichen Denker,[1] dabei von engelreinem Gemüte, daher Doctor universalis und Doctor angelicus, der Engel der Schule genannt. Als er in Köln noch Schüler des Albertus Magnus war, nannten ihn seine Mitschüler wegen seiner Schüchternheit und Schweigsamkeit den „stummen sicilianischen Ochsen"; sie wurden aber gelegentlich einer öffentlichen Disputation schnell enttäuscht, wobei Albert weissagend ausgerufen haben soll: „Dieser Ochse wird noch brüllen, daß die weite Welt ihn hören wird." Zu Köln, Paris, Rom und in anderen Städten Italiens lehrte er mit ungeheurem Beifalle, schlug die bischöfliche Würde und den Kardinalspurpur beharrlich aus, und starb 1274 auf einer Reise nach Lyon, wohin er zum Konzil berufen worden war, im Cistercienserkloster Fossanuova im Neapolitanischen, nach den Angaben einiger Zeitgenossen von Karl von Anjou vergiftet.

---

[1] Papst Johann XXII. sagte bei dessen Heiligsprechung mit Recht von ihm: „Ipse plus illuminavit ecclesiam, quam omnes alii doctores, in cujus libris plus proficit homo uno anno, quam in aliorum doctrina toto tempore vitae suae." Erwähnenswert ist es, daß St. Thomas an die Lösung schwieriger Probleme erst dann gehen zu dürfen glaubte, nachdem er gefastet und zu den Füßen des Kreuzes um Licht und Aufklärung gebetet hatte.

Mit fast beispiellosem Scharfsinn durch das verworrene Gerede der ihm zu Gebote stehenden sinnverderbenden Übersetzungen aristotelischer Werke hindurch in die schwierigsten Partien der peripatetischen Philosophie eindringend und den richtigen Sinn erkennend, brachte Thomas von Aquin hauptsächlich in seinen beiden Summen, Summa theologica und Summa contra gentiles, ein wissenschaftliches System der christlichen Weltanschauung zur Reife, welches gleich den gotischen Domen für alle Zeiten als eine der großartigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes gerechte Bewunderung erregen wird.[1] Aus nicht zureichenden Gründen wurde die **Summa theologiae** für ein noch nicht durch Thomas selbst der Öffentlichkeit übergebenes Werk gehalten und behauptet, es sei erst nach seinem Tode aus seinen Vorträgen aufgesetzt worden, was jedoch nur von dem dritten Teile gilt. Der erste Teil entwickelt die Lehre von Gott, der zweite die Lehre vom Menschen, der dritte die von dem Gottmenschen. Der zweite Teil besteht aus zwei Abteilungen, wovon die prima secundae mit der Überschrift de virtutibus et vitiis in genere die allgemeine, und die secunda secundae die specielle Moral in getrennter Darstellung enthält, während die anderen Scholastiker sie mit der Dogmatik verbanden. Zwar hatte schon Abälard davon eine Ausnahme gemacht, aber mehr eine philosophische, als christlich-theologische Ethik beabsichtigt. Der Vortrag in der Summe des heiligen Thomas ist fast durchgehends in Fragen; zuerst wird mit Berücksichtigung bekannter dogmatischer Verirrungen minder richtig geantwortet, dann rektifiziert. Alles ist mit der größten Präcision, bei der größten Ausführlichkeit in schöner Harmonie deduziert. So imponiert das majestätische Werk wie in der Anlage, so in der Ausführung.

---

[1] Was St. Thomas von Aquin auf dem Gebiete der Wissenschaft war, das war **Dante** von Alighieri (1265—1321) auf dem Gebiete der Poesie. Seine unsterbliche Divina Commedia beruht auf derselben Ineinsbildung der aristotelischen Philosophie und christlichen Theologie wie die Summa theologiae des Aquinaten, so daß man die „göttliche Komödie" mit Recht als eine poetische Summe der mittelalterlichen Philosophie und Theologie bezeichnet hat. Der gelehrte und geniale Dichter hat sich vorzüglich Thomas von Aquin zum Führer ausersehen und teilt ganze Artikel des englischen Lehrers in poetischer Übersetzung mit, erweist sich aber ebenso bewandert in den Schriften anderer Scholastiker, wie nicht minder auf dem Gebiete der Geschichte und Naturwissenschaften, sowie in den Werken der heidnischen Klassiker.

Wichtig erscheint vor allem die scharfe Grenzlinie, welche er zwischen Vernunft- und Glaubenswahrheiten gezogen hat und die noch heutzutage in der römisch-katholischen Kirche als unantastbar gilt. Die biblischen Lehren über das Wie der Schöpfung, über Sündenfall und Erlösung, sowie die streng kirchlichen Dogmen über die Trinität, die Inkarnation, die Sakramente u. s. w. kann die sich selbst überlassene Vernunft nach Thomas nicht erweisen und der Vernunftgebrauch ist in Bezug auf sie ein bloß apologetischer. Hingegen sind die sogenannten Praeambula fidei, zu denen das Dasein Gottes in seiner Eigenschaft als intelligenter, zwecksetzender Schöpfer, Erhalter, Regent und Richter der Welt, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, der Unterschied von gut und böse, somit auch die Grundlagen der Ethik, Politik und alles dessen gehören, was wir gegenwärtig unter den Namen der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ästhetik begreifen, durch die bloße Vernunft erkennbar, also daß nach dieser Seite hin für die Macht und den Fortschritt des menschlichen Geistes sich keine Grenze feststellen läßt. Die auf solche Weise von der Theologie emancipierte Philosophie ist dann bei Thomas von Aquin mit nur unbedeutenden Modifikationen die aristotelische.

Mit Aristoteles setzt er den Zweck des Lebens in das Wissen, beziehungsweise die Gotteserkenntnis; er ist gemäßigter Realist im Sinne des Stagiriten, entschieden gegen Platos Ideenlehre als eine leere Fiktion; Gottes Dasein ist ihm nicht durch ontologische Beweisführung, sondern nur a posteriori aus seinen Werken beweisbar; Gott, actus purus, ist causa efficiens und causa finalis der Welt, die nicht von Ewigkeit her besteht, obgleich dies philosophisch nicht auszumachen ist. Die Unsterblichkeit der Seele folgt aus deren Immaterialität; das sensitive, appetitive und motive Vermögen haftet der Denkkraft an; angeborene Ideen giebt es nicht, sondern unser Denken ruht auf der Sinneswahrnehmung und wird durch das Bild bedingt, von welchem der intellectus agens die Formen abzieht. — Wie er in der Philosophie an Aristoteles sich anschloß, so in der Theologie an den heiligen Augustinus, mit dem er in seiner Gnadenlehre eine unmittelbare und schlechthinnige Abhängigkeit des Menschen in allen seinen Willensbewegungen von Gott annimmt, ohne jedoch die Hilfe Gottes zur Erreichung der Seligkeit als eine zwingende Hilfe, als ein **auxilium coactivum** anzuerkennen.

Wie groß Thomas auch als Mystiker war, beweisen seine Tagzeiten und Hymnen auf den Fronleichnam Jesu Christi.[1] In seiner Schrift de regimine principum endlich hat er die christliche Staatstheorie entwickelt und verteidigt. Papst Johann XXII. kononisierte ihn 1323, Pius V. erhob ihn 1567 zum Doctor Ecclesiae und Leo XIII. empfahl durch Encyclica Aeterni Patris do. 4. August 1879 das philosophische System des großen Lehrers als sicherste Grundlage für das theologische Studium, mit der gleichzeitigen Bemerkung jedoch, daß dadurch den Forschungen und wahren Fortschritten der neueren Zeit in den Naturwissenschaften kein Eintrag gethan wird.[2]

4. **Bonaventura.** Er wurde 1221 zu Bagnarea im Toskanischen geboren und heißt eigentlich Johannes von Fidanza. Schon frühe in Beziehungen zu dem heiligen Franz von Assisi, der dem vielversprechenden Knaben den Beinamen Bonaventura gab, besuchte er zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung die Universität Paris, trat in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre in den Franziskanerorden, erhielt 1253 mit Thomas von Aquin am selben Tage eine Theologieprofessur an der Pariser Hochschule und wurde, fünfunddreißig Jahre alt, General seines Ordens, dessen innere Streitigkeiten er beilegte. Papst Klemens IV. wollte ihn zum Erzbischof von York ernennen, stand aber auf Bitten desselben davon wieder ab; dagegen nötigte ihn Gregor X. 1273, das Kardinalbistum Albano anzunehmen. Im folgenden Jahre besuchte Bonaventura das allgemeine Konzil von Lyon und starb während der Feier desselben, daher auch an seinem Sarge die Repräsentanten des ganzen Abendlandes trauerten. Seine Leiche, ursprünglich in Lyon, dann in Pierre Encise an der Saone beigesetzt, ward 1562 von den Calvinisten verbrannt. Ihn selbst hatte Sixtus IV. 1482 kanonisiert und Sixtus V. den Kirchen-

---

[1] Pange lingua gloriosi. Sacris solemniis. Verbum supernum. Adoro te devote latens Deitas und die durch ihre dogmatische Präcision und dichterische Vollendung ausgezeichnete Sequenz Lauda Sion Salvatorem. Metrisch übersetzt von Schlosser, die Kirche in ihren Liedern, I, 191 ff.

[2] Die Übereinstimmung der thomistischen Lehre mit den Resultaten der neuesten Psychologie und Naturwissenschaft ist besonders dargelegt in dem Werke: Grundlinien der aristotelisch-thomistischen Psychologie von Dr. Vincenz Knauer.

lehrern beigesellt. Sein Beiname Doctor seraphicus deutet auf die seraphische Glut seines gottliebenden Gemütes, wovon auch seine meist der Erbauung gewidmeten Schriften beseelt sind. Doch sind auch seine philosophischen und scholastisch-theologischen Werke sehr geschätzt, darunter die berühmtesten sein Breviloquium und Centiloquium sind. Im ersteren stellte er die Dogmatik in gleichsam sechs Schöpfungstagen dar. Unter seinen kleineren Schriften zählt das Itinerarium mentis ad Deum zu den bekanntesten, mit dem er sich zugleich in die Reihe der Mystiker stellt. Mit Recht darf man sagen, daß in Bonaventura sich Scholastik und Mystik am vollkommensten vereinigt haben.

182. Scholastik und Mystik. Realismus und Nominalismus.

Der Sieg des Geistes, welchen Papst Gregor VII. errang, gab insbesondere auch dem Streben nach wissenschaftlichen Forschungen einen neuen Schwung. Bis dahin wurden die einzelnen Glaubenslehren (Sententiae) ohne tieferen Zusammenhang nebeneinander gereiht und durch Citate aus Schrift und Tradition als Offenbarungsinhalt nachgewiesen und moralische Belehrungen daran geknüpft. An ein strenges System war beim Vortrage dieser Art nicht zu denken. Exegese der heiligen Schrift blieb daher das Hauptstudium,[1] wobei man, wie

[1] Daher hat auch das zwölfte Jahrhundert noch eine große Anzahl Kommentare aufzuweisen, besonders über die schwersten Bücher des Alten Testamentes, als über das Buch Job und das Hohelied, obgleich es den Auslegern meistens an der so nötigen Kenntnis der orientalischen Sprachen fehlte. Die vornehmsten Männer, welche hier in Betracht kommen, sind: Bruno, Bischof von Signi († 1123); er schrieb Auslegungen über die fünf Bücher Mosis, Buch Job, Psalmen, das Hohelied und die Apokalypse; der Abt Guibert von Nogent († 1124) schrieb zehn Bücher moralischer Auslegungen über die Genesis und fünf Bücher über die Propheten Hoseas, Amos und die Klagelieder des Jeremias; Hugo und Richard von St. Viktor; dieser mit seinen Exegesen über die Psalmen, Hoheslied und die Apokalypse; jener über den Pentateuch, das Buch der Richter, über die Bücher der Könige, wie einige Psalmen und Propheten. Ebenso waren um die Theologie verdient: Peter der Ehrwürdige und der heilige Bernhard, nur daß dieser als praktischer Theologe auch durch fleißiges Predigen auf das Volk zu wirken suchte. Von ihm besitzen wir über das Hohelied allein sechsundachtzig Predigten. — Eine größere Aufmerksam-

früher, nach dem dreifachen, beziehungsweise vierfachen Sinne jeder Stelle forschte: nach dem historischen, dem mystischen oder allegorischen, nach dem moralischen und anagogischen Sinne.[1] Im elften Jahrhundert aber fing man an, den inneren Zusammenhang und die innere Begründung der christlichen Dogmen mit Verstand und Gemüt zu durchdringen. Hieraus entstanden zwei theologische Richtungen: Scholastik und Mystik.

1. Um den Scepter Karls des Großen hatte sich nicht bloß der Lorbeer des Waffenruhmes und des Herrschergenies gewunden, sondern auch die Wissenschaft umgab ihn mit ihrem Glanze. Dieser erste Kaiser deutscher Nation hing an der Religion mit inniger Frömmigkeit und sah in der Kirche den Hort der Bildung. Darum berief er die ausgezeichnetsten Lehrer seiner Zeit an seinen Hof und befahl den Bischöfen und Äbten, an allen Kathedralen und Klöstern Schulen zu errichten, und dies nach dem Muster der von Alkuin eingerichteten Schola palatina. Durch die rege Thätigkeit dieser Kloster- und Kathedralschulen wurde aber eine ganz neue und eigenartige Wissenschaft angebahnt, die dann im Verlaufe des Mittelalters einmal vollkommen gestaltet, von ihrem Ursprung her **Scholastik** heißt und die spekulative Theologie der Romanen und Germanen ist. Wir können sie bezeichnen als den Versuch, das Christliche als vernünftig und das wahrhaft Vernünftige als christlich nachzuweisen. Ihr eigentümliches Wesen liegt deshalb in der innigsten gegenseitigen Durchdringung von Theologie und Philosophie, und die Scholastik will 1) nach dem Vorgange von Klemens von Alexandrien und Origenes die kirchliche Lehre mit Hilfe der Philosophie gegen die verschiedenen Einwendungen verteidigen, erläutern und begründen, 2) den Glauben soviel wie möglich zum Wissen erheben und in ein System bringen. Das Mittel dazu war das diskursive Denken. Es wurde nämlich

---

keit aber verdienen zwei Exegeten der griechischen Kirche, nämlich **Euthymius Zygabenus** († nach 1118), dessen noch bei den Bogomilen Erwähnung geschehen soll, und **Theophylaktus** († 1107), Erzbischof von Achrida in Bulgarien; beide haben über einen großen Teil der heiligen Schrift Kommentare hinterlassen, die für die Exegese einen bleibenden Wert haben.

[1] Nach dem bekannten Distichon:

Litera gesta docet, quid credas Allegoria.
Moralis quid agas, quo tendas Anagogia.

irgend ein theologischer Glaubenssatz aufgestellt, dann die Untersuchung über das Wie? oder dessen Vorstellbarkeit eingeleitet: durch Definitionen, Divisionen, Distinctionen, endlich die Widersacher dieser Wahrheit bekämpft durch den Beweis (demonstratio), wozu der Syllogismus als Waffe diente. Als Folge davon kamen öffentliche Disputationen in Schwung, die eine Nachahmung der Turniere auf wissenschaftlichem Boden waren. — Die Scholastik war daher geeignet, große Denker zu bilden und Licht in die theologischen Wissenschaften zu bringen, so lange sie in den gehörigen Schranken sich bewegte und nicht in leeren Spitzfindigkeiten sich überstürzte[1] und solange insbesondere der Grundsatz Anselms in Anwendung blieb: „Man muß erst glauben und dann das Verständnis dessen, was man glaubt, erstreben.“

Die Scholastiker teilten sich in betreff der philosophischen Hauptfragen jener Zeit über die Realität der Allgemeinbegriffe allmählich und immer schroffer in zwei Lager: in das der Nomina-

[1] Es lassen sich eben in ihrer Geschichte drei Stadien verfolgen: 1) Die Anfänge der Scholastik, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert; die Schriften des Aristoteles und verschiedene Erzeugnisse der dionysisch-neuplatonischen Spekulation werden durch (mangelhafte) Übersetzungen im Abendlande teilweise bekannt und man sucht die Logik des ersteren und die Philosopheme der letzteren der Kirchenlehre zu accomodieren, aber die tiefe Kluft, welche in Wirklichkeit besteht, ließ sich nicht durch verflüchtigende Umdeutungen überbrücken; die Wahrnehmung dieses Verhältnisses rief die heftigsten Kämpfe über die Unterordnung der Vernunftwissenschaft unter den Glauben hervor. 2) Die Blüte der Scholastik im dreizehnten Jahrhundert. Der Aufschwung beruhte zum großen Teile auf der Zufuhr neuer Bildungsmittel. Waren dem Abendland bisher nur die logischen Schriften des Aristoteles bekannt, so kamen ihm jetzt, von dem maurischen Spanien her, auch die physischen, metaphysischen und ethischen zu, und sie fanden, wenngleich anfangs einige Zeit mit der kirchlichen Censur behaftet, so mächtigen Anklang, daß der Stagirite der Philosoph der Scholastik wurde und fortan den Platz in der Theologie einnahm, den früher Plato behauptet hatte. Die Hauptträger der neuen Wissenschaft sind die neu entstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner, denen die größten Gelehrten der Zeit angehörten. 3) Der Verfall der Scholastik im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Nachdem dieselbe in Thomas und Duns Scotus ihren Höhepunkt erstiegen, galt es hauptsächlich, die Lehren dieser Theologen fortzupflanzen und zu verteidigen. Was Neues hinzukam, waren meist spitzfindige Distinktionen ohne sachliche Bedeutung. Während so die Scholastik im Niedergang begriffen war, trieb die Mystik ihre schönsten Blüten.

listen und Realisten. Erstere, die **Nominalisten**, hielten die Allgemeinbegriffe (universalia) lediglich für Gedankendinge, leere Namen, weil es in der Wirklichkeit nirgends allgemeine Begriffe, Gattungen und Arten, sondern nur lauter Einzeldinge gebe, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen und vorstellen; sie leugneten damit folgerichtig das Vorhandensein von Vernunftbegriffen. Die **Realisten** dagegen verteidigten die Wirklichkeit der Allgemeinbegriffe, damit aber auch der Vernunftbegriffe und ließen somit der Vernunft ein selbständiges Gebiet des Erkennens.[1] Der Nominalismus mußte zuletzt dazu führen, daß man alle natürliche Erkenntnis auf die Erfahrung beschränkte und allmählich die Experimentalerkenntnis für die einzig wahre hielt; im Gebiete der Theologie wurde er gefährlich, da er die Unterscheidung zwischen rein theologischer und mittelbar theologischer Wahrheit und auch bald den Satz aufstellte, daß etwas theologisch unwahr sein könne, was philosophisch wahr sei und dies mußte zum Bruche führen: nachdem der Gegensatz zwischen den beiden Theorien bereits lange Zeit unter den Gelehrten verhandelt worden war, scheint derselbe zwischen Anselm von Canterbury und dem Kanonikus von Compiegne Roscellin[2] zum

---

[1] Während somit die Realisten auch den Gattungen und Arten Realität zuerkannten, zerfielen sie unter sich selbst in zwei Klassen, je nachdem sie mit Plato die Universalien den Einzeldingen als deren Urbilder in der göttlichen Vernunft und im Menschengeist vorangehen ließen (universalia ante rem), oder mit Aristoteles annahmen, die Universalien liegen in den Einzeldingen und gelangen erst von hier aus durch die Erfahrung in den Menschengeist (universalia in re). Dagegen wurde die Anschauung der Nominalisten in die Worte gefaßt: universalia post rem. Den noch zu seiner Zeit nicht ganz verstummten Streit zwischen Realismus und Nominalismus hat St. Thomas von Aquin auf dem vermeintlich nominalistischen Standpunkte der aristotelischen Erkenntnislehre fußend, im realistischen Sinne dahin entschieden, daß den Universalien eine Existenz in re (als forma substantialis der Dinge), post rem (in unseren aus den Dingen abstrahierten Begriffen) und ante rem (insofern die Gedanken der Dinge schon vor der Existenz der Dinge selbst im göttlichen Geiste vorhanden waren) zukomme.

[2] Derselbe, aus Armorica in der Niederbretagne gebürtig, war um 1089 Kanonikus in Compiegne, später in Besançon. Er scheint nichts geschrieben und bloß mündlich gelehrt zu haben. Nur einen Brief, den er wahrscheinlich an seinen Schüler Abälard gerichtet hatte und der erst 1851 (durch Schmeller aus einer Münchener Handschrift) veröffentlicht wurde, besitzen wir noch;

ersten Male in die Öffentlichkeit getreten und zur Parteisache geworden zu sein.

2. Was die Scholastik mit dem Verstande, das wollte die **Mystik** mit dem Gemüte und dem Herzen erfassen und als innere Erfahrung als unmittelbar gewiß nachweisen. Sie wollte auf dem Wege der Betrachtung und Erwägung und durch inneres Erleben die Wahrheiten des Christentums gleichsam schauen; daher kann man die Mystik bezeichnen als das Streben nach Einigung mit Gott, ebenso in tiefem Gefühle wie in hoher Thatkraft des Lebens. So verschieden indessen die Richtungen an sich sind, so widerstreiten sich doch Scholastik und Mystik nicht, sondern ergänzen sich gegenseitig und waren vielfach in einer und derselben Person vertreten. Wie die Scholastik nach klarem Erkennen, so strebte die Mystik nach inniger Liebe des Schöpfers; wo aber beides, Erkenntnis und Liebe, Wissen und Leben harmonisch zusammenwirkte, da gingen jene herrlichen Erscheinungen hervor, die dem Mittelalter ein so großartiges Gepräge aufdrückten. Erst als die Scholastik in Spitzfindigkeit und die Mystik in Schwärmerei ausartete, traten sich diese beiden Richtungen feindlich gegenüber.

183. Kirchenschriftsteller vorwiegend scholastischer Richtung.

Die Schriftsteller dieser Periode waren demnach teils Scholastiker, teils Mystiker. Viele jedoch verbanden beides: die Innigkeit des Gemütes mit der Klarheit und Schärfe des Gedankens, und dahin gehören vor allem die vorhin angeführten heiligen Kirchenlehrer,

---

dieselbe verbreitet sich vorzugsweise über die Trinitätslehre. Im übrigen sind wir für die Ermittlung seiner Ansicht auf die, wenn nicht schiefen, so doch jedenfalls leidenschaftlich gefärbten Angaben seiner Gegner angewiesen. Er nahm nur in den Individuen Realität an; alles andere, behauptete er, existiere nicht, sondern sei ein bloßer Name, wie auch die Eigenschaften und Teile nicht für sich existieren, sondern nur an den Körpern und am Ganzen. Bei folgerechter Anwendung dieses Satzes mußte er zum Tritheismus kommen, drei Götter ohne Einheit annehmen, weil eine Einheit außer der des Individuums ein bloßes Wort ist. Im Jahre 1092 zwang ihn ein Konzil zu Soissons zum Widerruf seiner Lehre, die auch der heilige Anselm in der Schrift De fide trinitatis et incarnatione verbi contra blasphemias Bucellini bekämpft.

von den Schriftstellern aber zunächst die beiden berühmten Vorsteher Hugo und Richard der (durch Wilhelm von Champeaux 1109 gegründeten) Augustiner-Klosterschule von St. Viktor in Paris.

Ersterer, **Hugo von St. Viktor**, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg, wurde im Kloster Hamersleben, in der Diöcese Halberstadt, erzogen und kam 1118 nach Paris, um seine Studien zu vollenden. Seine wissenschaftlichen Leistungen verschafften ihm den Ehrennamen alter Augustinus. Seinen Standunkt kennzeichnen die Aussprüche: Gott wird soweit gekannt, als er geliebt wird, und: so viel sieht jemand von der Wahrheit als er selbst ist. Die Schriften Hugos durchweht ein contemplativ-mystischer Hauch. Die bedeutendste derselben ist seine Abhandlung von den Sakramenten, ebenso wertvoll durch ihren das ganze theologische Gebiet umfassenden Inhalt, wie durch ihre anziehende Darstellung. Wichtig ist auch das Didascalion, eine Art Encyklopädie. Er unterscheidet Einbildungskraft, Vernunft und Intelligenz und demgemäß cogitatio, meditatio, contemplatio. Mit ihm stimmt auch sein Schüler und Nachfolger, **Richard von St. Viktor**, ein Schotte von Geburt († 1173), überein, indem er nicht minder der Spekulation wie der Kontemplation ergeben war, wofür seine Schrift de Trinitate und seine Abhandlungen de contemplatione Zeugnis ablegen. Diese besondere Hinneigung Richards zur Mystik verwandlte sich bei seinem Nachfolger Walther von St. Viktor in eine förmliche Opposition zur scholastischen Theologie, die in seinem 1180 veröffentlichten Werke contra quatuor Franciae labyrinthos Ausdruck fand, worunter Walther den Abälard, Petrus Lombardus, Petrus von Poitiers († 1205) und Gilbert de la Porrée verstand.

Von den Schriftstellern vorwiegend scholastischer Richtung aber sind besonders zu nennen:

1. Petrus **Abälard**, der mehr durch seine tragischen, größtenteils selbstverschuldeten Schicksale, als durch gediegene Wissenschaften berühmt geworden ist. Er war, 1079, in dem Dorfe Pallet, südlich von Nantes geboren, der Sohn eines Ritters. Dieser, selber ein Mann von Kenntnissen, wünschte, daß sein Sohn vor der ritterlichen eine wissenschaftliche Bildung erhalte. Peter fand so viel Freude an den Studien, daß er vom Rittertume und seinen Waffenkünsten nichts wissen wollte und zu gunsten seines jüngeren Bruders auf sein Erb-

recht verzichtete. In anderen Kämpfen wollte er Lorbeeren erringen. Seine herrlichen Geistesanlagen: leichte Auffassung, heller und scharfer Verstand, wurden aber verdunkelt durch ungemessenen Ehrgeiz und keckes Selbstvertrauen, wodurch er zwar die Jugend gewann, aber die tüchtigsten Männer gegen sich reizte. Mit ungeheurem Beifalle und Zudrange von Schülern lehrte er die Dialektik zu Melun, dann zu Corbeil, dann zu Paris in der mit der Kathedralkirche verbundenen Schule, danach auf dem Berge Sainte-Geneviève und im Kloster des heiligen Dionysius. In Paris, wo er in der Kathedralschule auch theologischen Unterricht erteilte,[1] lernte er des Kanonikus Fulbert schöne und geistvolle Nichte Heloise kennen und begehrte sie, von heißer Liebe zu ihr entbrannt, auch zur Gattin. Heloise, um dem Ruhm ihres Geliebten kein Hindernis in den Weg zu legen, wollte die Verbindung geheim gehalten wissen. Als sie nicht lange danach sich durch ihn als Mutter fühlte, wollte sie Abälard vor den Mißhandlungen der Ihrigen schützen. Zu dem Zwecke entführte er sie nach dem Kloster Argenteuil: der rachedürstige, erzürnte Oheim aber ließ ihn deshalb überfallen und — entmannen, um ihn unfähig zu machen, je ein kirchliches Amt zu bekleiden. Erschüttert von seinem Unglück und auch um seine Schande zu verbergen, trat Abälard in das Kloster zu St. Denys, während auch Heloise in Argenteuil den Schleier nahm. Doch Wissensdurst und Ruhm ließen Abälard nicht hinter den Mauern des Klosters ruhen. Nochmals bestieg er den Lehrstuhl; von allen Seiten strömten Schüler herbei, um seinen Vortrag zu hören; aber jetzt wurde er auch der Häresie beschuldiget,[2]

---

[1] Aus der Vereinigung der Schulen der Logik auf dem Berge der heiligen Genovefa mit der theologischen Schule im Kloster Notre-Dame ist später die Pariser Universität hervorgegangen.

[2] Da offenbar seine Romantik ihm einen größeren Ruhm erworben hat, als seine Theologie und Philosophie verdient, so ergänzen wir hier die weiteren, im Text nur angedeuteten Schicksale Abälards, den ein protestantischer Theologe (Reutter) den Troubadour unter den Scholastikern, den kritischen Dialektiker unter den Mystikern, den religiösen Bekenner unter den Männern der Skepsis, den Wüstling im Gewande der Askese nennt. Während die Mystiker glaubten, daß die göttlichen Geheimnisse von ihm nicht mit der gehörigen Ehrfurcht behandelt würden, verurteilte die Synode von Soissons 1121 seine Introductio ad theologiam wegen häretischer Darstellung der Trinität, ihn selbst zur Klosterhaft. Nur die allgemeine Teilnahme für ihn vermochte den päpstlichen Legaten,

wie ja thatsächlich schon sein ganzes Lehrsystem: daß man vom Zweifel ausgehen und vom Wissen erst zum Glauben gelangen soll, äußerst verfänglich war. Er verteidigte sich nach Möglichkeit, wollte auch nach Rom gehen, um hier seine Sache zu vertreten, wurde aber auf dem Wege dahin zu Clugny von Peter dem Ehrwürdigen bestimmt, zu bleiben. Hier lebte Abälard streng asketisch, und starb in der ihm wegen gesünderer Lage angewiesenen Abtei St. Marcell im Rufe der Rechtgläubigkeit und Gelehrsamkeit. In dieser klösterlichen Ab-

---

ihm die Rückkehr nach St. Denys zu gestatten. Als er hier neben strengem Eifer für die Ordensregel noch den Ausspruch that, der heilige Dionysius, dessen irdische Überreste in der Klosterkirche verehrt wurden, sei nicht Dionysius Areopagita, sondern ein anderer Heiliger dieses Namens, wurde er von den Mönchen verfolgt und mußte fliehen; er zog sich in die Einsamkeit des Waldes bei Troyes zurück. Seine Zuhörer aber folgten ihm auch hierher nach, bauten sich Hütten, ihm ein Oratorium, welch berühmte Eremitage er in dieser bedrängten Lage voll Trostes dem heiligen Geiste weihte und sie deshalb auch den Paraklet nannte. Doch auch hier verfolgt, übergab er sein Oratorium der Heloise, welches, zu einem Kloster erweitert, durch die daran haftenden poetischen Sagen bis 1593 ein beliebtes Frauenstift blieb; er selbst aber nahm 1126 in seiner Heimat den Ruf eines Abtes von St. Gildes de Ruys an. Vergebens mühte er sich acht Jahre lang, seine verkommenen Mönche zu reformieren: sie trachteten ihm schließlich nach dem Leben, so daß er wiederum entfloh und 1136 nochmals als Lehrer der Theologie nach Paris zurückging. Die irrigen Lehren, welche er jetzt vorzutragen versuchte, veranlaßten endlich den heiligen Bernhard, gegen ihn aufzutreten, auf dessen Veranlassung Abälards Sache 1141 auf der Synode von Sens, von welcher einer seiner Anhänger, Berengar, eine so berüchtigte, jedenfalls sehr übertriebene und ungerechte Schilderung gemacht hat, untersucht und das Urteil über seine irrigen Lehren gefällt wurde. Nach der diese Sentenz bestätigenden Entscheidung des Papstes Innocenz II. sollte Abälard zu beständiger Klosterhaft verurteilt werden, doch war dieser inzwischen schon auf dem Wege nach Rom, wo er zu Clugny durch Petrus Venerabilis auch mit dem heiligen Bernhard vollständig ausgesöhnt wurde. — Bei dieser Gelegenheit drängt sich uns unabweislich eine Bemerkung auf: Ein tüchtiger Lehrer zieht z. B., um mit Raumer zu sprechen, jetzt Studenten auf eine Universität; würden diese ihm aber, wie einst dem Abälard, in eine Wüste folgen, sich Hütten von Schilf bauen und von Wurzeln und Kräutern leben, um nur seiner Lehren nicht verlustig zu gehen? Man mag dies deuten und im Verhältnis zu unseren Zeiten beurteilen, wie man will; soviel steht durch eine solche und so viele andere Erfahrung fest, daß man damals die Wissenschaft ehrte und mit Begeisterung ergriff und es somit mehr als unbillig ist, von einem sogenannten „finsteren" Mittelalter zu reden.

geschiedenheit hatte er noch selbst das Verkehrte seiner Thätigkeit erkannt und am besten sich selbst in den Worten charakterisiert: „Nicht die Unwissenheit, sondern der Stolz macht den Häretiker.“ Petrus der Ehrwürdige rühmt ihm nach: „Ich erinnere mich nicht, je einen so demütigen Mann gesehen zu haben, als Abälard in Clugny war.“ Wie dieser es gewünscht hatte, schickte Peter dessen Leichnam der Heloise nach dem Paraklet, „damit dieser Leichnam beredter als er selbst ihr sagen möge, was man liebte, wenn man einen Menschen liebt.“ Auch verfaßte er ihm die Grabschrift, in welcher er Abälard den Plato und Aristoteles des Abendlandes nannte, der alles durch die Kraft seines Wortes und seiner Gründe besiegte. Heloise lebte im Rufe der Heiligkeit bis 16. Mai 1164. Im Jahre 1497 wurden die Überreste beider im gleichen Grabe vereint; jetzt ruhen beide in einem Grabe auf Pere-La-Chaise, die Steine des Denkmals sind aus den Überresten der Kirche von Paraklet.

Die hauptsächlichsten Schriften Abälards sind: Seine Introductio ad theologiam und seine Theologia Christiania, die beide denselben Gedankengang aufweisen, aber beide unvollendet sind. Daran schließt sich ein Kommentar zum Briefe Pauli an die Römer, dann die Ethica, welche auch die Aufschrift Scito te ipsum führt, ferner die Selbstbiographie, Historia calamitatum betitelt, der Briefwechsel mit Heloise, eine Dialektik, eine Apologie, endlich das erst in neuerer Zeit in München wieder aufgefundene Buch Sic et non, in welchem bei jedem dogmatischen Lehrsatze die Gründe und Autoritäten für und wieder aufgeführt werden, ohne daß eine Entscheidung gegeben wird, wodurch er die Unsicherheit der positiven Dogmatik zeigen wollte.

2. **Petrus Lombardus.** Er war zu Novara in der Lombardei geboren; seine ausgezeichneten Geistesanlagen bewogen einen frommen Mann, den nahezu armen Knaben zu wissenschaftlicher Unterweisung nach Bologna zu schicken. Dem heiligen Bernhard empfohlen, wurde er der Schule zu Rheims übergeben; unter Abälard hat er seine Studien vollendet und sich dabei besonders mit den Schriften der heiligen Kirchenväter Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, vor allem aber mit denen des heiligen Augustinus vertraut gemacht. Bald trat er selbst als Lehrer der Theologie zu Paris auf, wo er 1159 Bischof ward und 1164 starb. Er führt die Bezeichnung Magister sententiarum und dies von seinem Hauptwerke, dem dogmatischen Hand-

buche, das er um das Jahr 1140 unter dem Titel Libri quatuor sententiarum verfaßte. In seiner Demut hatte er es zwar mit jener geringen Gabe verglichen, welche von der Witwe des Evangeliums in den Gotteskasten im Tempel zu Jerusalem geworfen wurde; allein das Buch erlangte, wohl nach anfänglichem Widerspruche ob seiner Einfachheit und Verständlichkeit gar bald ein solches Ansehen, daß es durch das ganze folgende Mittelalter als Lehrbuch gebraucht wurde. Wie schon der Titel sagt, zerfällt das Werk in vier Bücher. Das erste handelt von Gott, seinen Eigenschaften, Trinität; das zweite von der Schöpfung und vom Sündenfalle; das dritte von der Inkarnation und Erlösung, von den Tugenden und Sünden; das vierte von den Sakramenten und den letzten Dingen. Jedes dieser Bücher ist wieder in Distinktiones, Capita und Paragraphe eingeteilt. Die Lehren werden aufgestellt, darauf folgen die Beweise aus der heiligen Schrift und den Vätern, endlich die Einwendungen und Widersprüche nebst ihrer Auflösung. Dieses Buch, so nützlich es auch war und so großen Beifall es fand, hatte dennoch den Nachteil, daß die Theologen, weil sie aus der heiligen Schrift und zumal aus den Vätern alles hier beisammen zu finden glaubten, was sie zum Beweise der Dogmen brauchten, weit weniger als früher mit dem Studium der Quellen sich abgaben und ihren ganzen Scharfsinn nur auf die Auslegung dieses dogmatischen Kompendiums verwandten; es wurde unzähligemal (wohl dritthalbhundertmal) von den Theologen kommentiert.

Die Gliederung dieser libri IV. sententiarum beruht auf der Augustineischen Unterscheidung aller Gegenstände unseres Wissens in Sachen und Zeichen. Die **Sachen** zerfallen wieder in solche, die entweder genossen oder gebraucht werden (frui et uti): jene, die wir genießen, machen uns selig; diejenigen, die wir gebrauchen, unterstützen uns zur Erlangung der Seligkeit. „Genießen“ heißt ihm, einem Dinge aus Liebe um seiner selbst willen anhängen; „gebrauchen“ bedeutet ihm, etwas auf die Erlangung des zu Genießenden beziehen. Das zu Genießende sei Gott, die Dreieinigkeit, in gewisser Beziehung auch die Engel und Menschen. Das zu Gebrauchende die Welt, wonach also die dogmatische Darstellung zuerst in die Lehre von der Trinität und in die Lehre von der Welt, wie dem Verhältnisse beider zerfalle (Theologie und Kosmologie). Die **Zeichen** sind die Sakramente. — Das Buch hatte bei der großen Aufregung der Geister manche Anfechtungen zu bestehen, ehe es die allgemeine Anerkennung der Kirche erhielt. Es wurden beim Papste Alexander III. einige dem Lombardus irrtümlich imputierte

Sätze denunziert; doch erfolgte auf die Anklagen weder auf der Synode zu Tours 1163, noch im Schreiben des Papstes an den Erzbischof Wilhelm von Sens eine förmliche Verurteilung und nahm die allgemeine Synode von 1215 den Lombarden vielmehr in Schutz gegen die Mißdeutungen des Joachim von Floris. Ähnliche Schriften verfaßten: Robert Pulleyn († 1150 zu Rom), aus dessen Schrift: sententiarum libri octo Petrus vieles entlehnte; dann Robert von Melun, Hugo von Amiens und Peter von Poitiers, ein Schüler des Petrus Lombardus.

3. **Gilbert de la Porée** (Porretanus), Bischof von Poitiers († 1154), machte sich in seinem Kommentar zu Boethius[1], gleich Roscellin durch eine unglückliche Behandlung der Trinitätslehre bemerklich. Die Kategorien quo est und quod est (d. h. die Form, durch welche ein Ding ist, und das konkrete Wesen oder Individuum) auf die Trinität anwendend, faßte er die Formen paternitas, filiatio und processio als verschieden wie von den göttlichen Personen so von dem göttlichen Wesen, als etwas zu diesem Hinzukommendes, so daß er teils einen Tritheismus, teils eine Quaternität zu lehren schien. Der heilige Bernhard bekämpfte diese Unterscheidung von divinitas und deus und veranlaßte Gilberts Verurteilung auf der Synode von Reims 1148.

4. **Alexander von Hales**, von Geburt ein Engländer, erhielt, ungeachtet mancher Hintertreibungen, nach seinem Eintritt in den Franziskanerorden an der Universität zu Paris eine Lehrstelle. Von seinen Schülern wurde er mit dem Ehrentitel Doctor irrefragabilis und fons vitae ausgezeichnet; er starb 1245. Sein Hauptwerk ist sein Kommentar zu den Sentenzen, auch Summa theologiae genannt, in formeller Beziehung dadurch bemerkenswert, daß mit ihm die syllogistische Methode in der Scholastik zur Herrschaft gelangt war. Dieser gelehrte Franziskaner war der erste Scholastiker, welcher die

---

[1] **Boethius**, Senator in Italien, wirkte am Anfang des sechsten Jahrhunderts als Übersetzer und Erklärer des Aristoteles und anderer Philosophen. Er schrieb auch einige theologische Abhandlungen, und am Vorabende seines Todes verfaßte er im Gefängnis die berühmte Schrift De consolatione philosophiae, auf Grund deren ihm in der letzten Zeit vielfach, aber mit Unrecht, das christliche Bekenntnis abgesprochen wurde. Der Ostgotenkönig Theoderich, dessen Gunst und Vertrauen er bis dahin genossen, ließ ihn 524 wegen politischen Verdachtes zu Pavia auf dem Schlosse Chiavenna einkerkern und hinrichten.

gesamte Philosophie des Aristoteles und einen Teil der arabischen Kommentare kannte.

5. **Albertus Magnus**, von Geburt ein Graf von Bollstädt, war 1193 zu Lauingen in Schwaben geboren. Nach seinem Eintritte in den Dominikanerorden lehrte er in Paris und Köln, war seit 1260 auf kurze Zeit Bischof von Regensburg und starb 1280 in seinem Kloster zu Köln, wohin er sich aus Liebe zu wissenschaftlichen Arbeiten zurückgezogen hatte. Er war der umfassendste Gelehrte seiner Zeit, weshalb er auch den Beinamen des Großen und Doctor universalis erhielt und nur sein großer Schüler Thomas von Aquin konnte ihm den Ruhm streitig machen, aber auch nur in der Theologie, während Albertus neben seinem theologischen und philosophischen Wissen auch ausgebreitete Naturkenntnisse besaß.[1] Der Wert seiner naturwissenschaftlichen Schriften wird von den Naturforschern jetzt noch anerkannt. Als großer Kenner und Verehrer des Aristoteles, ohne aber ein blinder Bewunderer desselben zu sein, wird er auch vielfach alter Aristoteles genannt. Von seinen vielen reichhaltigen Schriften sei hier nur die Summa theologiae erwähnt, die er in derselben Absicht, welche dem Lombarden bei Abfassung seines großen Werkes vorschwebte, verfaßt hat. So groß sein Riesengeist, so klein war seine Statur: Albert war so klein, daß man ihn einmal bei einer päpstlichen Audienz, obwohl er aufrecht stand, für knieend hielt und ihn deshalb aufstehen hieß.

6. **Johannes Duns Scotus**, ein wahrscheinlich aus Irland (angeblich 1274 zu Dunston in Northumberland geboren) stammender Franziskaner, der erst in Oxford, dann zu Köln und von 1304 bis 1308 unter außerordentlichem Zudrang an der Universität zu Paris

---

[1] Deshalb, und auch, weil er in der Mechanik überaus geschickt war, sind vielerlei Sagen in Umlauf gekommen, die ihn teils zum Zauberer, teils zum Wunderthäter machen. Ein Buch de rerum natura, welches Vorschriften für Hebammen enthält, ein anderes de secretis mulierum, und ein Kommentar über den Sentenzenmeister enthält viele minder anständige Dinge und man hat vorzüglich über das erste Zweifel erhoben, ob es von Albert oder einem seiner Schüler sei. Autoren, welche ein ausschließliches Privilegium für Obscönitäten zu besitzen vermeinen, sind aber gegen diese und andere Bücher der Theologen, die ihnen ins Handwerk zu greifen scheinen, höchst erbittert; so z. B. tadelt den großen Albertus besonders scharf — Bayle!

lehrte, und starb im November des Jahres 1308 zu Köln, nach unglaubwürdigen Berichten erst vierunddreißig Jahre alt, was nach der Anzahl der von ihm vorhandenen Werke fast unmöglich scheint. Er war der spitzfindigste unter den Scholastikern und trieb mit den kühnsten Fragen gleichsam nur ein Spiel. Hierdurch, und bei der Eigentümlichkeit seiner Schreibweise ist das Verständnis seiner Schriften sehr erschwert, während er sich durch seinen Scharfsinn den Ehrennamen eines Doctor subtilis erworben hat. Er hatte den für seine Tage bewundernswerten Mut, dem gefeierten Thomas von Aquin in vielen der wichtigsten Punkte entgegenzutreten[1] und dessen bis dahin herrschendem Systeme ein neues an die Seite zu stellen, beziehungsweise eine neue Schule zu gründen, da seine Lehre für seinen Orden alsbald maßgebend wurde, und so gab es fortan zwei große Theologenschulen: **Thomisten** und **Scotisten**; beide Schulen aber wurden von der Kirche nicht nur geduldet, sondern beschützt, und es blieb in philosophischen Fragen der Meinungsäußerung der weiteste Spielraum gewahrt. In der Theologie erstreckten sich die Kontroversen zwischen den beiden Schulen auf die Lehre von der Gnade und Freiheit, von der Genugthuung Christi, welche Thomas als superabundans in sich erklärte, während Scotus ihren Wert von einer gratuita acceptatio Gottes (Acceptationstheorie) abhängig macht, ferner auf die Transsubstantiation, welche Scotus durch Annihilation der Brotsubstanz, Thomas durch Adduktion oder Introduktion geschehen läßt und endlich auf die Frage nach der unbefleckten Empfängnis Mariä, die noch in der vorigen Periode die Geister ernstlicher zu beschäftigen angefangen hatte, und nun von den Thomisten geleugnet, von den Scotisten aber entschieden bejaht wurde, wobei jedoch beide von der Überzeugung durchdrungen waren, daß die seligste Jungfrau durch die specielle Ordensansicht mehr geehrt werde.

---

[1] Duns Scotus nimmt z. B. keinen Anstand, dem Menschenleibe seine eigene substantiale Form neben der anima rationalis zu vindizieren, und berichtigt die thomistische Folgerung, daß die anima intellectiva das Lebensprincip des Leibes sei. Auch ist nach ihm der formlose Stoff, die materia prima, unfähig, die Seele aufzunehmen, daher der Leib als eine bereits formierte Materie zu denken ist. Es wird auch berichtet, Scotus habe gelehrt, daß in einem Lebendigen mehrere Formen sein können, wie z. B. im Menschen es neben der vernünftigen Seele noch eine Form des Leibes gebe.

7. **Roger Bacon**, Franziskaner und Lehrer zu Oxford, hat durch seine mannigfaltigen und bewundernswerten Kenntnisse in der Philosophie, Mathematik, Chemie, Mechanik und den gelehrten Sprachen die Benennung doctor admirabilis wohl verdient. Er war ein erklärter Gegner der Aristoteliker und wurde wegen seiner eigentümlichen Ansichten angefeindet und als Zauberer angeklagt, obwohl er ein Buch De secretis naturae et artis et de nullitate magiae hinterließ. Papst Klemens IV. sprach ihn zwar los; aber 1278 wurde die nämliche Klage erneuert und die Untersuchung vom General des Ordens geführt, der Roger als der schwarzen Magie schuldig erklärte und einkerkern ließ. Nach einigen Nachrichten wurde er wieder frei und gerechtfertigt, nach anderen starb er im Gefängnisse, 1294.

8. Endlich ist nebst dem Schüler und Ordensgenossen des Scotus, **Wilhelm Occam**,[1] dem Verteidiger Ludwigs des Bayern in seinem Streite mit den Päpsten († um 1347), noch zweier Männer zu gedenken, die beide zwar eine etwas veränderte Richtung einschlugen, aber im ganzen doch noch auf dem Boden der Scholastik sich bewegten. Der Spanier Raimund von Sabunde, Professor in Toulouse († um 1450), suchte in seinem Liber creaturarum die christlichen Dogmen vorzugsweise aus der Vernunft oder Natur zu begründen und wurde dadurch zum Urheber einer natürlichen Theologie. Der zweite ist **Nikolaus von Cusa**, geboren 1401 zu Cues an der Mosel, wo sein Vater ein ziemlich bemittelter Fischer war. Von diesem hart behandelt, entfloh er als Knabe aus dem väterlichen Hause und kam nach Deventer. In der dortigen Schule legte er den Grund zu seiner großen Gelehrsamkeit, bezog dann die Universität Padua, ergriff den geistlichen Stand und wurde bald Dekan des Kollegiatstiftes St. Florin in Koblenz. Als solcher war er ein eifriges Mitglied des Konzils von Basel, später Anhänger Eugens IV., der ihn zum Bischof von Brixen und später auch zum Kardinal ernannte. Er starb 1464. Cusanus war nicht bloß ein ausgezeichneter Politiker, er war auch ein bedeutender Theolog, Astronom und

[1] Er stammt aus der Grafschaft Surrey in England, und führt die ehrenden Beinamen: Doctor invincibilis und Venerabilis inceptor (scil. Nominalium), in welch letzterer Bezeichnung auch seine wissenschaftliche Bedeutung angedeutet liegt. Hatte nämlich vorher der Realismus die Herrschaft behauptet, so gewann durch ihn der Nominalismus das Übergewicht.

Philosoph, eben so hervorragend durch Universalismus des Wissens wie durch Tiefe des Geistes; namentlich strebte er, die Gegensätze in einer höheren Spekulation auszugleichen und zu vermitteln, indem er der wissensstolzen Scholastik gegenüber zugleich die Grenzen des menschlichen Erkennens betonte und hervorhob, daß das innerste Wesen der Dinge unserem Verstande nicht zugänglich sei. Sein Hauptwerk führt daher den bezeichnenden Titel: De docta ignorantia. In der Astronomie vertrat er den heliocentrischen Standpunkt und lehrte die Axendrehung der Erde.

9. Den genannten Männern reihen sich noch einige weitere an, die zwar keine so einschneidende Wirksamkeit entfalteten, aber in der Geschichte der Wissenschaft immerhin eine ehrenvolle Stellung einnehmen, nämlich: a) der Dominikaner Vincenz von Beauvais, Erzieher der Söhne Ludwigs IX. († 1264), der in seinem Speculum (historiale, naturale, doctrinale) eine encyklopädische Darstellung des Gesamtwissens seiner Zeit gab; b) der Spanier Raimundus Lullus, von dem schon S. 382 näher die Rede war; c) Jakob de Voragine, Dominikaner, Erzbischof von Genua, mit seiner historia lombardica seu legenda aurea de vitis sanctorum († 1298); d) Durandus von St. Pourçain, Dominikaner, Professor in Paris, 1326—1334 Bischof von Meaux, Doctor resolutissimus. Sein Hauptwerk ist sein Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus; e) Johann Buridan, ein Schüler Occams, Rektor der Universität zu Paris († nach 1350), durch seine Untersuchungen über die Willensfreiheit[1] und durch seine logische Lehrvorschrift von Bedeutung; f) Thomas Bradwardin, Professor in Oxford, Beichtvater Eduards III., † 1349 als Erzbischof von Canter-

[1] Der vielgenannte „Esel des Buridan“, der zwischen zwei gleich starken Bündeln Heu oder zwischen Futter und Wasser, gleich stark nach beiden Seiten hingezogen, unbeweglich steht und verhungert, weil er durch nichts bestimmt werden kann, das eine vor dem anderen zu wählen, ist in seinen Schriften nicht aufgefunden worden. Das Argument stammt aus Arist. de coelo II, 13, p. 295 b, 32 her; nur den „asinus“ haben Scholastiker (und wohl Gegner des Buridan) hinzugethan. Doch spielt dieses graue langohrige Tier sonst eine Rolle in seinem Lehrsystem: Buridan hat mehr die logischen, metaphysischen und ethischen, als die specifisch-theologischen Probleme erörtert und da sucht er in seiner Logik besonders die Auffindung des Mittelbegriffes zu lehren, gleichsam der Brücke zwischen den termini extremi, und da (nach Arist. Anal. post. I, 34) in der raschen Auffindung des Mittelbegriffes der Scharfsinn sich bekundet, so nannte man jene Anleitung, die auch den Stumpferen zu gute kommen mochte, den — pons asinorum, die Eselsbrücke.

bury, strenger Augustiner, Doctor profundus, besonders durch seine Schrift De quadratura circuli bekannt; endlich g) Gabriel Biel, zugenannt Collector, der letzte Sententiarier des Mittelalters. Mit ihm pflegt man das Zeitalter der Scholastik abzuschließen, obwohl in der Wissenschaft und in der Geschichte ebensowenig als in der Natur eine eigentliche und gänzliche Abgeschlossenheit vorkommen kann. Er war Professor der Theologie und Philosophie zu Tübingen, wo er zur Errichtung der Universität behilflich war und 1495 starb. Seine der Zahl nach beträchtlichen Schriften wurden wegen Trockenheit und Dunkelheit wenig gelesen.

184. Kirchenschriftsteller mystischer Richtung.

Die Mystik hatte zu keiner Zeit der Kirchengeschichte gefehlt, selbstverständlich, weil das Christentum im Grunde seines Wesens nichts anderes als Mystik ist. Die wahre Blütezeit mystischer Bestrebungen und mystischer Wissenschaften sind aber das vierzehnte und und fünfzehnte Jahrhundert. In diesen Zeiten des politischen und kirchlichen Verfalles mußten echt christliche und innerliche Seelen sich aus dem Tumulte weggescheucht und zur Einkehr in sich selber getrieben fühlen, dort in stiller geistiger Welt Ruhe von dem vielen Wechsel, von dem trostlosen Wirrwar und Getümmel suchen. Warme Gemüter und gefühlvolle Naturen konnten sich mit der trockenen Verstandesbildung der Scholastiker nicht befreunden; sie setzten daher ihrem auf philosophischen Regeln und Denkformen aufgebauten Christentum eine Religion des Gefühls, der Poesie und der Einbildungskraft entgegen. Damit aber bildete sich in deutschen Landen, als die Scholastik ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, ein eigentümlicher Zweig der Mystik aus, der für die weitere Entwicklung der Wissenschaft bis in die neueste Zeit hinein von unmittelbarer oder mittelbarer Bedeutung wurde. Die hervorragendsten Vertreter der deutschen Mystik waren meist gewaltige Prediger von hinreißender Beredsamkeit, die ihr Lehrwort durch das eigene Beispiel eines sittenstrengen, den Werken der Weltentsagung und der uneigennützigsten Nächstenliebe geweihten Lebens unwiderstehlich machten und denen das unsterbliche Verdienst zuzusprechen ist, das religiös-sittliche Leben und Denken der Christenheit vor der Erstarrung in äußerlicher Werkheiligkeit und scholastisch-dogmatischem Formelkram bewahrt zu haben.

Urheber und Vollender der ganzen Richtung ist **Meister Eckhart.** Geboren nach 1250 vielleicht in Straßburg, trat er in den Dominikanerorden und war möglicherweise noch ein unmittelbarer Schüler Alberts. Er lernte und lehrte dann in Paris, wurde aber 1302 von Bonifaz VIII. nach Rom berufen und zum Doktor ernannt. In seinem Orden bekleidete er hohe Würden: er wurde 1304 Ordensprovinzial für Sachsen und 1307 Generalvikar mit dem Auftrage, die Klöster seines Ordens in Böhmen zu reformieren. Er lehrte und predigte in vielen Teilen Deutschlands mit dem größten Ruhme. Doch kamen seine Predigten bald in Verruf, daß sie Irrtümer enthielten. Er wurde deshalb 1327 vor ein Glaubensgericht in Köln vorgeladen und leistete bedingten Widerruf, falls er nämlich etwas Irrtümliches in seinen Predigten gelehrt hätte. Später, als ein specieller Widerruf von ihm gefordert wurde, appellierte er an den Papst, der denn auch zur Prüfung seiner Lehre eine eigene Kongregation niedersetzte. Inzwischen starb Eckhart 1329 zu Köln und jetzt erst, kurz nach seinem Tode, wurden achtundzwanzig seiner Sätze, siebzehn als häretisch, elf als verwegen und der Häresie verdächtig, durch Johann XXII. verurteilt, und so, wie sie dastehen, verraten sie allerdings eine pantheistische Weltanschauung. Im Zusammenhang betrachtet, erscheint aber seine Lehre in einem besseren Lichte und sie wurde auch bald nach jener Censur als im Einklang mit dem Glauben stehend von einem Ordensgenossen des Meisters dargestellt. Seine zahlreichen Schriften sind von Pfeiffer in den deutschen Mystikern (Leipzig, 1857) herausgegeben. Ein unbestrittenes Verdienst Eckharts ist es auch, die deutsche Sprache zur Sprache der Wissenschaft ausgebildet zu haben.

Aus seiner überaus zahlreichen Schule sind als die einflußreichsten Vertreter der Mystik zu nennen:

1. **Johannes Tauler.** Geboren 1290, wahrscheinlich zu Straßburg, trat er in den Dominikanerorden und erwarb sich durch seine Predigten den Namen eines Doctor sublimis et illuminatus. Was wir von ihm an Schriften besitzen, beschränkt sich größtenteils auf Predigten. Dazu kommt das Buch „von der Nachfolge des armen Lebens Christi", eigentlich „das Buch von geistlicher Armut", welches bisher als sein Hauptwerk galt, eine Theorie der christlichen Losschälung von wunderbarer Tiefe und Innigkeit. So sagt er darinnen: „Das natürliche Licht der Vernunft muß ganz zu nichte

werden, soll Gott eingehen mit seinem Lichte." Er hatte zwar auch ein offenes Auge für die kirchlichen Gebrechen seiner Zeit; daß er aber sich den Bann zugezogen, indem er mit seinen Ordensgenossen in der furchtbaren Zeit des Interdiktes inmitten der Pest fortfuhr, Kranken und Sterbenden mit den heiligen Sakramenten beizustehen, das ist jetzt als eine Erfindung Spekle's, des protestantischen Chronisten des sechzehnten Jahrhunderts, festgestellt worden. Im Jahre 1350 ging Tauler nach Köln, kehrte dann kurz vor seinem Tode nach Straßburg zurück, wo er 1361 starb.

2. **Heinrich Suso**, aus Überlingen am Bodensee, der minnereiche Dichter der Gottesliebe, Amandus zugenannt, ein Zeit- und Ordensgenosse Taulers. Wir besitzen von ihm sein Leben, das er der Nonne Elsbet Stäglin selbst erzählt, das Büchlein von der ewigen Weisheit, dann Briefe und Predigten, alles in reichpoetischer, lieblichster Sprache.[1] Er soll 1365 zu Ulm gestorben sein.

3. **Johannes Ruysbroek**, Prior der regulierten Chorherren zu Grünthal bei Brüssel († 1381), wegen seines hohen Geistesfluges von seiner Umgebung als „Sprecher des heiligen Geistes" gefeiert.

5. Der unbekannte Verfasser der „Deutschen Theologie", der gegen Ende des vierzehnten oder zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts im Deutschherrenhaus zu Frankfurt lebte. Dieses von Luther aufgefundene und unter genanntem Titel herausgegebene Büchlein, das so große Wirkungen geübt hat, ist eine im wesentlichen getreue, teilweise die Spitzen des Ausdrucks abstumpfende Wiedergabe Eckhartscher Grundgedanken. Neueren gilt Berthold von Kiemsee als Verfasser dieser Schrift.

6. **Johannes Gerson**, Professor und Kanzler der Universität Paris († 1429), der der Mystik das spekulative Element zwar nicht entzogen wissen wollte, ihr aber doch einen vorwiegend praktischen, beziehungsweise ethischen Charakter gab.[2]

---

[1] Das merkwürdige Buch „Von den neun Felsen", das auch ihm als Verfasser zugeschrieben wurde, ist nicht von ihm, sondern von dem frommen Laien Rulman Merswin († 1382) aus Straßburg verfaßt.

[2] Solcher Art war die Mystik zuerst bei dem heiligen Bernhard, indem sein Streben weniger auf tiefere Erkenntnis, als innigere Liebe Gottes gerichtet war. Es sei bei dieser Gelegenheit nebenher bemerkt, daß diese Richtung bei mehreren Frauen in ekstatisch-visionärer Weise sich äußerte und zugleich

7. **Thomas von Kempen**, richtiger Hämerken, Chorherr auf dem Agnetenberg bei Zwoll in den Niederlanden († 1471), durch seine „vier Bücher von der Nachfolge Christi" zweifelsohne der einflußreichste unter den Mystikern; denn die Imitatio Christi,[1] nach der heiligen Schrift das verbreitetste Buch der Welt, befriedigt in seiner wunderbaren Weise, wie es die Seele zum stillen Umgange mit Gott und Christo anleitet, den tiefen Denker ebenso wie den Ungelehrten und wurde für Millionen schon ein Führer auf dem Wege der Vollkommenheit. Von seinen übrigen Schriften, worunter einige noch ungedruckt, alle aber voll lieblicher Bilder und zur Herzensreinheit und Gottesliebe einladend sind, lauten die Überschriften: Soliloquia, hortulus rosarum, vallis liliorum, hospitale pauperum, de solitudine et silentio, hymni et cantica und vitae Beatorum. Er selbst aber lebte wie er schrieb, und starb in dem hohen

---

den Gebrechen der Zeit gegenüber bisweilen einen prophetisch-reformatorischen Charakter annahm. Zu den hervorragendsten Erscheinungen dieser Art gehören Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau. — Die Hauptvertreter der praktischen Mystik aber sind: 1) Die heilige Angela von Foligni († 1309), die in ihrer „Theologie des Kreuzes" von ihren Seelenleiden uns erzählt; 2) folgende heilige Katharinnen: a) von Siena († 1380), b) von Schweden († 1381) samt ihrer Mutter Brigitta von Schweden, der nordischen Seherin, c) von Bologna († 1463), d) von Genua († 1474) aus dem berühmten Geschlechte der Fieschi, von der besonders ihre „Theologie der Liebe" bekannt ist; 3) die selige Lidwina von Schiedam in Holland († 1433), unvergleichlich als christliche Schmerzensträgerin; 4) **Nikolaus von der Flue**, der Obwaldener Eremit und der Friedensengel unter den hadernden Schweizern auf der Tagsatzung zu Konstanz 1481. Um nur in der Gemeinschaft mit Gott zu leben, suchte er die Einsamkeit und soll ohne andere Speise als das Abendmahl zwanzig Jahre mit und von Gott gelebt haben. Sein einfaches Gebet war: „O Gott, nimm mich mir, gieb mich ganz zu eigen Dir; o Gott, gieb alles mir, was nur führt zu Dir; o mein Gott und Herr, nimm alles weg von mir, was mich wendet ab von Dir" — das alte deserere creaturas, quaerere creatorem. Er war 1417 geboren, starb 21. März 1487 und wurde 1669 von Klemens IX. selig gesprochen.

[1] Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstand über die Autorschaft dieses goldenen Büchleins eine lebhafte Kontroverse, als die Schrift durch den Abt Konstantin Kajetan von Montecassino einem Giovanni Gersen, angeblichem Benediktinerabte in St. Stephan zu Vercelli, anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, zugesprochen und 1616 zum erstenmal unter diesem Namen durch den Druck veröffentlicht wurde. Der Streit hielt bis in die Gegenwart herein

Alter von einundneunzig Jahren, ohne je die Schwächen des Alters gefühlt zu haben.

Anmerkung. Der Geist, der diese Männer beseelte, beschränkte sich aber nicht auf ihre Person. Durch Wort und Schrift wurde er anderen mitgeteilt und die Not der Zeit machte die Herzen für ihn empfänglich: der deutsche Thronstreit mit seinem lange währenden Interdikte als Gefolge, sowie die furchtbaren Katastrophen des vierzehnten Jahrhunderts, vorab die pestartigen Krankheiten jener Tage, führten die innigeren und ernsteren Menschen auf den Gedanken, sich von der Welt abzusondern und sich ganz Gott hinzugeben, auch sich untereinander zu dem Zwecke zu vereinigen, um das religiöse Leben des Volkes durch gemeinsame Bemühungen wieder zu erwecken und zu erhalten. Auf diese Art bildete sich im vierzehnten Jahrhundert in den Rheingegenden (besonders Straßburg, Basel und Köln) und einigen benachbarten Ländern (Schweiz z. B.) ein Verein von Geistlichen und Laien, Männern und Frauen, welche sich **Gottesfreunde** nannten und sozusagen eine Popularisierung der spekulativen Mystik unternahmen. Unter denselben zeichneten sich durch Eifer und Thätigkeit namentlich der Weltpriester Heinrich von Nördlingen und der Kaufmann Rulman Merswin von Straßburg aus. Von den Frauen sind Christina Ebner und Adelheid Langmann im Kloster Engelthal bei Nürnberg und Margareta Ebner im Kloster Medingen bei Dillingen zu erwähnen. Als die Seele der Bewegung am Oberrhein erscheint ein Mann, der zu Merswin in nahen Beziehungen stand und gewöhnlich der Gottesfreund vom Oberland heißt. Seine Lebensverhältnisse sind aber in vollständiges Dunkel gehüllt. Neuestens hat der berühmte Dominikaner Denifle nachgewiesen, daß alle die von diesem Gottesfreund erzählten Geschichten (seine Bekehrung, Reise 1377 nach Rom zu Gregor XI., Zusammenkunft mit seinen Freunden in der Einsamkeit, wo dann ein Brief vom Himmel unter sie herabfällt, endlich der Auftrag vom Himmel, sich zur Erwartung der göttlichen Strafgerichte in ein Kloster zu verschließen) keine Thatsachen, sondern eine — Fiktion Merswins seien.

---

an, und hat ergeben, daß Gersen gar keine historische Persönlichkeit ist. Seine ganze Existenz beruht darauf, daß in einzelnen Imitatio-Handschriften der Kanzler Gerson abbas Gersen genannt war, woher es kommt, daß von einigen auch Gerson als Autor angenommen wurde, natürlich mit Unrecht, weil ja die Autorschaft des Thomas von Kempen bei unbefangener Betrachtung keinem Zweifel unterliegt. Höchstens noch, daß diejenigen im Rechte sind, die da behaupten: die Imitatio Christi stamme von einem unbekannten Geistesmanne, der (nach dem Beispiele so vieler anderer Sammlungen von Dicta älterer Asceten) dieses Florilegium deutsch-niederländischer praktischer Mystik zusammengetragen hat, weil es ja feststeht, daß die vier Bücher der Nachfolge, ursprünglich getrennt, erst später zusammengestellt und unter Einem Titel vereinigt wurden.

185. Die Universitäten.

Die Sitze dieser geistigen Kämpfe waren meist die **Universitäten.** Dieser Ausdruck war dem Mittelalter wohl auch geläufig, nur hatte er damals einen anderen Sinn als in der Gegenwart. Er bedeutete nicht etwa eine Lehranstalt oder die Gesamtheit der Wissenschaften, sondern im Sinne des römischen Rechts eine Korporation. Demgemäß ist z. B. von einer universitas magistrorum oder scholarium die Rede, d. h. von der Gesamtheit der Lehrer oder Schüler, die als eigene Körperschaften ihre besonderen Rechte hatten. In der Bedeutung, daß an der Universität alle Wissenschaften gelehrt worden wären, kommt das Wort universitas später erst, und zwar zuerst in Deutschland gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts vor.

Schöpferin und Urheberin der Universitäten, von welchen man sie leider zum großen Nachteile eben dieser Anstalten allmählich ganz ausgeschlossen hat, war die Kirche. Während nämlich die Dom- und Klosterschulen sich stetig vermehrten und fortbildeten, wurde es Sitte, daß einzelne hervorragende Lehrer dieser kirchlichen Schulen Schüler um sich versammelten. Das Studium stand jedem offen und hieß daher generale oder universale. Das Zuströmen von Lernbegierigen machte Erweiterungen nötig: es entstanden auch außerhalb der Klostermauern öffentliche Lehrstühle „in der Welt". Aus diesen Kollegien entwickelten sich im zwölften Jahrhundert höhere, streng wissenschaftliche Schulen, welchen die Rechte einer Korporation, einer universitas zugestanden wurden, woher eben sie Universitäten hießen. Sie glichen einem Freistaate der Wissenschaft, wählten ihr Oberhaupt (Rector), gaben sich eigene Gesetze (statuta) und hatten eigene Gerichtsbarkeit, wonach sie sogar die Todesstrafe verhängen konnten. Der Rektor hatte Fürstenrang, die Magister und Doktoren Sitz und Stimme auf der Ritterbank. Diese Universitäten kultivierten ursprünglich nicht alle Wissenschaften, sondern nur einzelne Fächer oder Disciplinen, die damals Fakultäten hießen. Man zählte deren vier: die der Theologen, Artisten (Philosophie und freie Künste), Dekretisten (jus canonicum) und der Mediziner. So war Salerno als medizinische, Bologna als Rechts- und

Paris als theologische Schule berühmt.[1] Diese drei sind zugleich die drei ältesten Universitäten, wobei die von Paris entschieden als die erste galt; deshalb sagt von jener Zeit ein bekannter Spruch: Deutschland hätte die Herrschaft, Italien den Papst, Frankreich aber das Studium und die Schule gehabt. Seit dem dreizehnten Jahrhundert finden wir aber mehrere oder auch schon sämtliche Fakultäten zu einer Universität im modernen Sinne vereinigt, als universitas litterarum für alle Zweige des Wissens.[2] Solche Universitäten entstanden im dreizehnten Jahrhundert zu Oxford und Padua (1222), Neapel (1224), Rom (1245); im vierzehnten Jahrhundert zu Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Erfurt

---

[1] Doch wußte man sinnig und kundig den wahren, inneren Zusammenhang der vier Hauptwissenschaften anzugeben. Petrus Lombardus, der gefeierte Dogmatiker, Gratian, der große Rechtslehrer, und Petrus Comestor, der berühmte Verfasser der historia scholastica (einer Art biblischer Geschichte des A. und N. T.), sagte man sinnig, seien Brüder gewesen; und Bonaventura begründete in der Reductio artium ad theologiam den tiefen Gedanken, daß die vier Hauptwissenschaften genau den Bedürfnissen des aus der Synthese von Geist und Leib bestehenden Menschen entsprechen. Ihr Einheitspunkt und Ziel sei aber der göttliche Logos, das Medium aller Erkenntnis. Dieser religiösen Anschauung gemäß wählten sich auch die späteren vier Fakultäten in Johannes Ev. Ivo, Lukas und der (Philosophin) Katharina kirchliche Schutzpatrone, deren Jahresfest sie feierlich begingen.

[2] Aber nicht alle Universitäten umfaßten die Theologie. Von den sechsundvierzig Hochschulen, die bis 1400 in Aufnahme gekommen sind, war bei der Gründung von ungefähr achtundzwanzig der theologische Unterricht ausgeschlossen und einige beschränkten sich auf Medizin und Rechtswissenschaft. Die avignonschen Päpste verboten aus besonderem Interesse für die Pariser Universität, welche die erste der Christenheit sein sollte, in neun von achtzehn Hochschul-Stiftsbriefen den Unterricht in der Theologie. So ähnlich verhielt sich die Sache z. B. auch mit Wien. Hatte Karl IV. Prag zum Mittelpunkt des geistigen Lebens machen wollen, so suchte Rudolf einen Gegenpol in Wien zu stiften. Zu dem Zwecke legte er hier 7. April 1359 den Grund zum Stephansdome, den nach dem ursprünglichen Plane zwei Riesentürme schmücken sollten, und gründete ebenso am 12. März 1365 eine Universität, deren ganzer Entwurf von einem seltenen Hochsinn zeugt. Papst Urban V. gab am 18. Juli 1365 seine Zustimmung, versagte aber aus Rücksicht für Karl IV. und dessen Lieblingsstiftung, die Universität Prag, die theologische Fakultät, welche erst 1384 zugestanden wurde. Durch eine solche bekam nämlich die betreffende Universität erst die Bedeutung einer Hochschule ersten Ranges.

(1388) und im fünfzehnten Jahrhundert zu Würzburg (1403), Leipzig (1409), Löwen (1426), Freiburg (1456), Tübingen (1477) 2c. Jene zu Neapel war rein durch die weltliche Macht hervorgerufen, nämlich durch Kaiser Friedrich II., und war die erste unter den Hochschulen, auf welcher neben den freien Künsten sämtliche Wissenschaften gelehrt wurden. Wenn wir bedenken, daß am Ausgange des Mittelalters Deutschland allein siebzehn Universitäten zählte und daß beispielsweise die Prager Universität zur Zeit ihrer Blüte sechsunddreißigtausend Schüler und siebenhundert Lehrer, andere aber zwanzig- oder dreißigtausend Studierende aufwiesen, so können wir heute die riesige wissenschaftliche Thätigkeit jener längst entschwundenen Zeiten nur bewundern.

Die Lehrart auf den ältesten Hochschulen war folgende: Die Lehrer der Theologie lasen die Bücher des Alten wie Neuen Bundes und die Schriften der heiligen Väter; die Professoren der Rechtsgelehrsamkeit die Pandekten, die der Medizin den Hypokrates oder Galenus und die der Philosophie den Aristoteles oder die Isagoge des Porphyrius und erklärten die dunklen Stellen durch kurze und passende Glossen, die Theologen insbesondere fügten die Erklärungen aus den Vätern hinzu. Aber schon im zwölften Jahrhundert fing man an, aus den genannten Werken Auszüge oder sogenannte Summen zu machen und diese dann bei den Vorlesungen zu Grunde zu legen. Eine solche Summe war die Regula Salernitana und die Summa Thaddaei in der Medizin, die Summa Azonis in der Jurisprudenz, im kanonischen Recht das Dekret Gratians und in der Theologie Petri Lombardi liber sententiarum und die Summe des heiligen Thomas, deren sich die bedeutendsten Lehrer als Lehrbücher bedienten und dann unzählige Male kommentierten.

Die Studienzeit war von verschiedener Dauer. Die der Theologen, die früher acht Jahre dauerte, ward im vierzehnten Jahrhundert auf vierzehn Jahre ausgedehnt. Das Studienjahr fing am 19. Oktober an und endete am 16. September. Jeden Donnerstag entfielen die Vorlesungen, die immer mit Tagesanbruch anhuben. Der Lehrer, welcher zu spät anfing, mußte ein Pönale (in Bologna z. B. zwanzig Soldi) zahlen. Die Osterferien dauerten vierzehn, die Weihnachtsferien elf Tage. In den Vorlesungen durfte nicht bloß diktiert oder durch andere vorgelesen werden, der Professor mußte selber sprechen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert gab es öffentliche Hörsäle, früher waren sie von den Lehrern gemietet. Über das Honorar schloß der Lehrer in der Regel im ganzen mit seinen Zuhörern einen Vertrag. Diejenigen, welche in den beiden ersten Bänken saßen, d. h. die Edelleute, zahlten das

Doppelte daran. Die Unterrichtssprache war das Latein; in Salerno aber wurde für Juden im Hebräischen, für Griechen in der griechischen, für Araber in arabischer Sprache Unterricht erteilt.

Die zahlreichen Studenten aller Länder, welche die Hochschulen bezogen, waren nach Sprache und Heimat in Landsmannschaften oder Nationen eingeteilt, die ihre gemeinschaftlichen Vorrechte,[1] Archive, Kassen, Versammlungsplätze, Schulen, Feste, Gebräuche und ihre Post hatten, nämlich fliegende Boten, welche beständig auf Reisen Neulinge geleiteten, Briefe, Pakete und Gelder hin und her trugen. An der Spitze der einzelnen Provinzen standen die Dekane; die verschiedenen Landsmannschaften hatten ihren Prokurator und diese wählten den Rektor der Universität, den man mit Amplissime rector oder mit Vestra amplitudo anreden, ihn vir excellentissimus, colendissimus, dignissimus benennen mußte. Die Wahl des Rektors hatte Formen, ähnlich der des Papstes, nur durfte sie nicht länger dauern, als eine Wachskerze von einem bestimmten Gewichte brannte; die Wahlversammlung zur Rektorswahl hieß „Konklave".

Die Amtsdauer des Rektors war ein Monat, später drei Monate, seit dem siebzehnten Jahrhundert ein Jahr, mitunter auch drei Jahre. Das Einkommen war gering, um so größer aber die Ehren, die er als Haupt der Universität genoß: er hatte den Vortritt vor den höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträgern, nur nicht vor Personen von königlichem Geblüte. Auf seinem Gange war er von den beiden Pedellen seiner Nation in der Amtstracht und mit silbernen Stäben begleitet.

Die Universitäten trugen ein durchaus kirchliches Gepräge an sich, so daß die Laien an der medizinischen Fakultät in Paris erst seit 1452 heiraten durften. Bei Gründung derselben wurde die Genehmigung des Papstes eingeholt, der auch an dem Kanzler der Universität seinen ständigen Vertreter hatte, dessen Aufgabe es war, über die Reinheit der Lehre zu wachen. Wie die Mehrzahl der

---

[1] Dazu gehörten auch ihre besonderen Titel. In Paris z. B., wo es gleich den meisten übrigen Orten vier Nationen gab, hieß die französische honoranda, die pikardische fidelissima, die normännische veneranda und die englische oder deutsche constantissima. Ähnlich die Fakultäten: die theologische hieß sacratissima, die kanonische consultissima, die medizinische saluberrima.

Generalstudien durch päpstliche Stiftsbriefe ins Leben gerufen wurde, so erhielten fast alle von Rom mannigfache Privilegien und gegen Anfeindungen wirksamen Schutz. Namentlich fällt ins Gewicht die Dispens, die den Studierenden geistlichen Standes von der Residenzpflicht erteilt wurde. Auch die weltlichen Fürsten ahmten das Beispiel der kirchlichen Oberen teilweise nach und verliehen den Universitäten verschiedene Einkünfte, Rechte und Privilegien. Die Hauptfundation derselben bestand aber in Kirchengütern. Zum Unterhalte ärmerer Studenten wurden zahlreiche Kollegien mit Bursen, d. h. Freiplätzen für Wohnung und Unterhalt gegründet.[1] Berühmt darunter ist die Stiftung des Hofkaplans Ludwigs IX., Peter von Sorbonne,[2] welche teils der theologischen Fakultät, teils der ganzen Universität von Paris den Namen gab. Die Päpste erteilten die venia legendi und das Recht, zum Baccalaureus, Magister und Doctor zu promovieren. Ein Doktordiplom, in seinem Werte nicht geringer als ein Adelsbrief, hatte Geltung in aller Herren Länder.

Auf diese Weise hat der apostolische Stuhl, welcher die Freiheit der Wissenschaft unter seinen Schutz nahm und jede nationale Beschränkung der Lehr- und Lernfreiheit nach Kräften verhinderte, den Glanz der mittelalterlichen Universitäten herbeigeführt, welcher leider wieder in der Folge in dem Maße erbleichte, als das staatliche Unterrichtsmonopol diese freien Körperschaften in höhere Staatsschulen umgestaltete und deren Besuch zur Bedingung machte, um ein Amt in dem betreffenden Staate zu bekleiden.

---

[1] Die in solchen Bursen wohnten, hießen Bursarii, daher die spätere und noch heute gebräuchliche Benennung „Bursche".

[2] Robert war einst ein armer Student und hatte unter Hunger und Entbehrungen aller Art bis zum Doktor und Domherrn, wie Vertrauten des edelsten Königs sich emporgearbeitet. Er wußte, was es heiße, arm zu studieren, und verwendete jetzt sein Vermögen, um talentvollen armen Jünglingen unter die Arme zu greifen. Er gründete zuerst eine Gesellschaft, deren Mitglieder zusammenlebten und Armen unentgeltlich Unterricht gaben. Die Königin Blanka schenkte 1250 der Gesellschaft ein Haus. 1258 waren schon die Mittel beisammen, um sechzehn Studenten nicht bloß Unterricht, sondern Kost und Wohnung, Kleidung, Bücher zu verschaffen. Bald wünschten auch Reiche Zutritt; er wurde gestattet gegen Bezahlung (socii non bursales) und das Gelöbnis, sich den Gesetzen des Hauses streng zu unterwerfen und alle Übungen folgsam mitzumachen. Papst Alexander IV. bestätigte 1259 diese Stiftung.

Weil ein Gesetz der Natur es mit sich bringt, daß, wo Licht, dort auch Schatten sich findet, so kann nicht unerwähnt bleiben, daß aus den Universitäten nicht bloß große Vorteile für die Kultur erwachsen waren, besonders durch die allgemeinere Verbreitung der Gelehrsamkeit und durch das Zusammenleben vieler eifrigen und wißbegierigen jungen Männer aus allen christlichen Ländern, sondern dieselben auch ihre bedeutenden Nachteile hatten. Denn seit ihrem Emporblühen zerfielen vielfach die Dom- und Klosterschulen, die weder an Lehrkräften noch an Lebensgenüssen und freier Bewegung so viel bieten konnten und viele ihrer besten Lehrer verloren, die an die Hochschulen eilten, wo ihnen mehr Ehre und Vorteil winkte. Damit nahm zugleich in vielen Klöstern die Unwissenheit überhand, der oft auch moralisches Elend folgte. Damals war das Leben und Treiben an den großen Hochschulen selbst auch nicht ohne große Bedenken für die Unbescholtenheit der Studierenden. Viele tausend Jünglinge lebten an einem Orte mit den größten Freiheiten und ohne die nötige Aufsicht zusammen und viele von Haus aus unverdorbene wurden durch böses Beispiel verführt. Ausschweifungen, Trotz, Hochmut, blutige Raufhändel kamen selbst unter den Theologen von Paris vor und mußte Innocenz III. den Abt von St. Viktor bevollmächtigen, die Schuldigen von der Exkommunikation loszusprechen, da ihre Zahl zu groß war, um sie behufs der Absolution nach Rom kommen zu lassen. Häufig kam auch leichtfertiges Schuldenmachen und übermäßiger Pomp vor, zumal bei den mit glänzenden Feierlichkeiten ausgestatteten Promotionen, wogegen Klemens V. durch eigene Verordnungen Abhilfe zu schaffen suchte. Für Geistliche ward auch das Studium und Lehramt der weltlichen Jurisprudenz, der Medizin und Physik untersagt, wie auch die Ausübung derselben, da es viele Gefahr brachte und meistens zu einem nicht standesgemäßen Wandel führte. Was aber das Studium des geistlichen und weltlichen Rechtes betrifft, das für die päpstliche Kurie so nötig war, so bestanden an deren Sitz dafür eigene Schulen, und den an ihnen Studierenden erteilte Innocenz IV. dieselben Freiheiten und Vorrechte, wie sie für die großen Hochschulen bestanden.

186. Der Humanismus.

Es ist eine ziemlich weit verbreitete Ansicht, daß wahre Wissenschaft durch das Studium der heidnischen Klassiker erst seit dem Falle Konstantinopels 1453 mit der Übersiedlung gelehrter Griechen nach dem Abendland, unter welchen der Erzbischof und nachmalige Kardinal Bessarion der hervorragendste gewesen, bewirkt und verbreitet worden sei. Eine solche Ansicht aber ist ganz und gar unbegründet

und entschieden zurückzuweisen. Nach vorurteilsfreier Würdigung muß vielmehr gesagt werden, daß die Scholastiker, sodann, seit dem zwölften Jahrhundert, die zahlreichen Universitäten, endlich auch die volkstümlichen Poeten eine großartige Wissenschaft erzeugt und großartig entwickelt haben. Ferner waren die heidnischen Klassiker im Mittelalter nie ganz vergessen und schon im Trivium und Quadrivium der Klöster und Kathedralschulen viel zweckentsprechender als jetzt an unseren Gymnasien gelesen. Vertraute Bekanntschaft mit altklassischer Bildung finden wir z. B. im neunten Jahrhundert bei Scotus Erigena, im zehnten Jahrhundert sogar bei der Nonne Roswitha in Gandersheim, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erweiterten die maurischen Schulen Spaniens und vielfache Berührung mit byzantinischen Gelehrten den Boden klassischer Bildung, den auch Raimundus Lullus in Paris zu kultivieren suchte. Eine gesteigerte Thätigkeit für die klassischen Studien zeigte sich namentlich im vierzehnten Jahrhundert in Italien: Dante († 1321), Petrarca († 1374) und Boccacio († 1375) sind die unsterblichen Namen,[1] welche sich die größten Verdienste darum erworben haben

---

[1] **Dante**, eine Abkürzung aus Durantes, war 1265 zu Florenz geboren, diente seinem Vaterlande als Soldat, als Gesandter bei verschiedenen Gelegenheiten und als höchste Magistratsperson. Im Parteikampfe der Welfen und Ghibellinnen, von dem auch sein Vaterland nicht unberührt blieb, fiel er in eine Geldstrafe und wurde 1301 auch verbannt. Er hielt sich darauf an verschieden Orten Italiens auf und starb 1321 zu Ravenna. Seine Commedia, mit der Dichtersprache florentinischen Dialektes, ob ihrer Vorzüge divina, die göttliche, genannt, ist noch heute eine Zierde der neueren Poesie. 2) Franz **Petrarca**, geboren 1304 zu Arezzo, war für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, kaufte sich aber nach dem Tode seines Vaters 1324 ein Landhaus und ward Kleriker, ohne je die priesterliche Würde auf sich genommen zu haben. Er ist hochberühmt durch seine Liebesgesänge, aber vor allem, weil er durch Sammeln von Handschriften viele Werke der Alten vor dem Untergange gerettet, Bibliotheken angelegt und seine Zeitgenossen für Cicero und Virgil begeistert hat, während er in seinen späteren Jahren noch von dem griechischen Mönche Barlaam dessen Sprache erlernte. Im Jahre 1341 wurde er vom römischen Senate ob seiner (jetzt vergessenen) Epopöe „Afrika“, worin er den zweiten punischen Krieg besingt, mit dem Lorbeer gekrönt. Päpste, Kaiser, Könige und Staaten wetteiferten, ihm Beweise ihrer Achtung zu geben. Von ihm ab fing man in Italien wieder an, Latein zu schreiben, wie es die Alten geschrieben haben. 3) Johann **Boccacio**, zu Florenz 1313 geboren, sollte gleich seinem Vater Kauf-

und als die eigentlichen Wiedererwecker der alten Litteratur und der klassischen Studien angesehen werden müssen. Der Kardinal Nikolaus von Cusa hatte bei dem geweckten Interesse für diese Litteratur große Schätze in griechischen Manuskripten nach dem Abendland gebracht und persönlich auch für mathematische und astronomische Studien angeregt: er war der erste, welcher die Theorie von der Bewegung der Erde aufstellte und verteidigte. Auch waren schon vor der Eroberung von Konstantinopel in Italien durch Anregung von Rom und Florenz aus die „Akademien“ besonders zur Pflege der griechischen Philosophie, wie des klassischen Altertums entstanden.

Einen breiteren Boden gewann dieses Studium allerdings noch, als Manuel Chrysolaras († 1415), der Platoniker Gemistius Pleto († 1455), der Metropolite Bessarion von Nicäa († 1472) und andere Griechen, besonders nach dem Fall von Konstantinopel, sich in Italien niederließen. Jetzt wurde die Belebung des klassischen Altertums eine Nationalsache Italiens und das Studium der Klassiker als die vorzüglichste Quelle der wahren Bildung des Menschen, des **Humanismus**, gepriesen. Der Mittelpunkt der humanistischen Bestrebungen war zuerst Florenz, wo sie an den Medici mächtige Förderer hatten, später, als die Päpste die Bewegung unterstützten, Rom. Die berühmtesten unter den italienischen Humanisten waren der Camaldulenser Traversari, Leonhard Bruni von Arezzo († 1444), Poggio Bracciolini († 1460), Franz Filelfo († 1481), Laurentius Valla († 1465) und Giovanni, Fürst von Mirandola († 1494),

---

mann werden. Aber ohne Neigung dafür machte er lieber Gedichte, verlegte sich aber in der Erkenntnis, Dante nicht erreichen zu können, gar bald auf die Prosa und wurde darin ein Muster. Noch in seinem Alter trat er in den geistlichen Stand. Was Petrarca für die lateinische, das ist er für die griechische Litteratur. Er erlernte von dem Calabrier Leontius Pilatus das Griechische, setzte 1350 für diesen die Errichtung eines Lehrstuhles für griechische Klassiker in Florenz durch, schrieb selbst die Hauptwerke der hellenischen Autoren ab und verfaßte zur Erleichterung ihres Studiums die Genealogia Deorum, eine Art System der griechischen und römischen Mythologie. Am bekanntesten ist sein Decamerone; darin hat er eine beißende Satire, aber mit vielen Schlüpfrigkeiten, geliefert. — Neben diesen Männern verdient aus dem vierzehnten Jahrhundert noch Johannes von Ravenna, Petrarcas Schüler, genannt zu werden. Er wirkte besonders als Lehrer zu Padua und Florenz, und galt für den ersten Lehrer der Grammatik und Rhetorik seiner Zeit.

der, seine Bildung mit warmer, christlicher Überzeugung vermählend, den Wahlspruch hatte: Philosophia veritatem quaerit, theologia invenit, religio possidet, die Philosophie sucht, die Theologie findet, die Religion aber besitzt die Wahrheit.

Haben die klassischen Studien im Mittelalter bisher nur als Mittel und Vorbereitung für die exakten Wissenschaften gegolten, so begann man sie jetzt als Zweck für sich anzusehen. Nun aber ist die Form der antiken Werke eine vollendete „klassische", der Geist derselben hingegen ein heidnischer; während erstere bezaubernd wirkte, blieb auch letzterer nicht ohne Einfluß. Und in der That wirkten auch die humanistischen Studien verschiedenartig auf die Gelehrten ein. Die einen blieben dem Christentume treu und verwerteten ihre Studien im Dienste desselben, während andere sich vom Geist der Antike derart einnehmen ließen, daß sie dem Christentume feindselig gegenübertraten: jetzt galt das Latein der Scholastiker als barbarisch, die Schreibnamen wurden latinisiert, die Kirchensprache ward durch mythologische Ausdrücke verunstaltet[1] und die Schriften der heidnischen Philosophen stellte man auf die gleiche Stufe mit der heiligen Schrift, ja, man wollte sie, wie Marsilius Ficinus († 1499), der vor Platos Bildsäule eine Lampe brennen ließ, neben derselben in den Kirchen vorgelesen haben. Selbst unter dem Volke sprach man bereits: „Unsere Seele ekelt vor dieser Speise der heiligen Schrift. Wer wird uns geben, daß wir hören Ciceros Beredsamkeit und die klingenden Worte der Poeten, die süße Redeweise des Plato, den Scharfsinn des Aristoteles; denn die heilige Schrift ist doch gar zu einfältig. Prediget uns was Feines und Hohes." Auch auf das religiöse Leben übte

---

[1] Einige Beispiele bloß! Viele Humanisten nennen Christus: Heros und Minerva e Jovis capite orta; den heiligen Geist: aura Zephyri coelestis; die Sündenvergebung: Deos superosque manesque placare; die Kardinäle: patres conscripti und Latii senatus; die Priester: flamines; die Nonnen: Vestales. Für Himmel gebrauchten sie den Ausdruck Olympus, für die Hölle Erebus, für Glauben Persuasio; die Heiligtümer bezeichnen sie als Simulacra sancta deorum, die seligste Jungfrau Maria als Dea lauretana et spes deorum etc. etc. Die römische Akademie, die Pomponius Leto gründete und der er als Pontifex maximus vorstand, legte ihren Jüngern nicht bloß antike Namen bei, sie stand großenteils auch mit ihrer Gesinnung dem Heidentum näher, als dem Christentum.

der Humanismus, den seine Anhänger als das „goldene Zeitalter" priesen, einen nachteiligen Einfluß aus, indem die größere Mehrzahl der Humanisten nur religiösen Indifferentismus und Frivolität förderten und durch ihre schlüpfrigen Schriften[1] die Sittlichkeit untergruben. Vorzüglich ergossen sie ihren Spott über die Geistlichen und Mönche, die sich ihrem Treiben widersetzten. Eine Masse von Satyren und Schmähschriften wurden gegen dieselben in Umlauf gesetzt.[2] In der Politik machte sich dieser Geist des Heidentums, der egoistischen Schlauheit, namentlich bei Macchiavelli († 1530) in seinem so einflußreich gewordenen Buche „vom Fürsten" geltend.

Außerhalb Italiens war die Strömung am mächtigsten in Deutschland. Die Klassiker fanden vor allem eine eifrige Pflege in den trefflichen Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben. Unter den Universitäten ragt durch Betrieb der humanistischen Studien be-

---

[1] Beispiele dieser Art sind der „Hermaphrodit" des Anton Beccadelli (Panormita), eine Sammlung der schmutzigsten Satyren. Das Büchlein wurde von Papst Eugen IV. verdammt; der heilige Bernhardin von Siena und andere predigten dagegen und der Karthäuser Volterra verfaßte ein Gegengedicht. Ähnlichkeit mit dem Hermaphrodit hat der Liber facetiarum des Poggio († 1459). Franz Filelfo († 1481) hat seinen Convivia Mediolanensia höchst unanständige Geschichtchen beigefügt. Auch Laurentius Valla, Lehrer in Neapel und Rom († 1465), hat in seiner Schrift de voluptate et vero bono mehr zur Untergrabung als zur Hebung des christlichen Sittengesetzes beigetragen. Er trat auf dem Gebiete der historischen Kritik bahnbrechend auf: er leugnete die Echtheit des Briefes an Abgarus (vgl. S. 218) und die Abfassung des apostolischen Symbolums durch alle Apostel; sein kühnster Angriff aber ging gegen die konstantinische Schenkung, die er als der erste als Fabel erklärte, zugleich den Schluß daraus ziehend, daß dem Papste kein Recht auf den Kirchenstaat zustehe.

[2] Das Ärgste, was in dieser Beziehung geleistet wurde, sind die Epistolae obscurorum vivorum, die „Briefe der Dunkelmänner". Dieselben, eine fingierte Korrespondenz des Kölner Lehrers Ortuinus Gratius mit seinen und (des getauften Juden) Pfefferkorns Anhängern, sind aus den Kreisen der Erfurter Humanisten, zum Teil auch aus der Feder Ulrichs von Hutten entstammt. In unverfälschtem barbarischem Mönchslatein wurden hier die Parteiinteressen, aber auch die schmutzigsten internen und Herzensangelegenheiten der Mönche besprochen und die Orden mit einer ebenso ungerechten als boshaften Persiflage übergossen, von der sie sich niemals mehr ganz erholten. Die von den Dominikanern entgegengestellten Lamentationes obscurorum virorum waren keine ebenbürtige Antwort.

sonders Erfurt hervor. Was einzelne Persönlichkeiten anbelangt, so ragt unter den deutschen Humanisten neben dem Friesländer Rudolf Agricola, der Professor in Heidelberg war und als der zweite Vergil gefeiert wurde und 1485 im Franziskanerhabite starb, besonders Konrad Celtes, der erste gekrönte deutsche Dichter, hervor, welcher seit 1497 in Wien wirkte, und daselbst die berühmte Donaugesellschaft gründete († 1508). Im Benediktinerkloster Sponheim errichtete der keiner Wissenschaft fremd gebliebene Abt Trithemius († 1516) eine Akademie, in welcher er die Klassiker als vorzüglichstes Mittel zur Förderung der Wissenschaft verwendet wissen wollte. Die berühmtesten Vertreter der neuen Richtung aber waren Johann Reuchlin aus Pforzheim und Desiderius Erasmus von Rotterdam.

Johann **Reuchlin**, geboren 1455, war auf den besten Schulen seiner Zeit, auch in Frankreich gebildet, lange Zeit praktischer Jurist in würtembergischen und pfälzischen Diensten, zuletzt Professor in Ingolstadt, wo er 1526 auch starb. Mehrere Reisen nach Italien brachten ihn mit den humanistischen Größen in Verbindung. Er verfaßte eine hebräische und eine griechische Grammatik, die *Μικροπαιδεία*, und ein Buch de arte cabbalistica. Ob dieser Schrift geriet er in heftigen Streit mit dem getauften Juden Pfefferkorn und dem Kölner Dominikaner Hogstraten, welch beide die Vernichtung aller rabbinischen Schriften forderten, indessen er nur die offenbaren Schmähungen gegen die Christen weggenommen wissen wollte. Da er bei diesem Streite gegen Pfefferkorns „Handspiegel“ 1511 seinen „Augenspiegel“ entgegenstellte, wurde er wegen dieser Schrift durch Hogstraten, der zu Köln Inquisitor war, in Untersuchung gezogen. Reuchlin appellierte aber nach Rom und erhielt von Leo X. Recht. Die Dominikaner hingegen wurden sogar zur Zahlung der Kosten verurteilt, die der von ihnen propter haereticam pravitatem angestrengte Prozeß verursacht hatte und Franz von Sickingen machte sich eine Freude daraus, die Auszahlung von den Mönchen zu erpressen.

Desiderius **Erasmus**. Dieser große Mann ward als uneheliches Kind 1467 geboren: von den Seinigen verstoßen, arm und krank, ließ er sich 1486 zum Eintritt in ein Chorherrenstift bestimmen. Mit Dispens seines Bischofs verließ er dann das Kloster, ohne aus dem Orden auszutreten, ward 1492 Priester und lebte längere Zeit, mit philologischen und patristischen Arbeiten beschäftigt, in Frankreich, England, Italien, ward 1521 als königlicher Rat an den Brüsseler Hof gezogen und ließ sich endlich 1521 bleibend in Basel nieder, wo er an dem berühmten Buchhändler Froben einen thätigen

Förderer seiner Publikationen fand. Erasmus besorgte eine neue Ausgabe des griechischen Textes des Neuen Testamentes; dazu schrieb er auch Anmerkungen und eine Paraphrase mit Benützung griechischer Exegeten und veranstaltete zahlreiche Väterausgaben. In seinem „Lob der Narrheit“ (Ἐγκώμιον μωρίας) geißelte er mit bitterem Spott das unwissende und verkommene Mönchtum jener Zeit und deckte, wie auch in seinen zahlreichen Briefen, die Mißstände in der Kirche schonungslos auf. Eine Zeitlang mit der Reformation sympathisierend, wandte er sich jedoch bald von ihr ab; vieles hatte er angedeutet, was Luther aussprach und vollführte; aber er wollte doch, wie er sich oftmals äußerte, „nichts gelehrt und geschrieben haben, was der Lehre der Kirche entgegen sei, und sich in allem der Autorität der Kirche unterwerfen,“ und so starb er als Katholik 1536 in der Stadt Basel, die er eben verlassen wollte, um nicht unter einer vorwaltend reformierten Bevölkerung leben zu müssen.

Die vorgenannten schlimmen Wirkungen, welche der Humanismus im Gefolge hatte, werden aber teilweise durch den Nutzen aufgehoben, der für die Wissenschaft überhaupt, insbesondere für die Theologie aus der Beschäftigung mit den heidnischen Klassikern und Philosophen erwachsen ist. Der Hauptnutzen der humanistischen Studien bestand in der Wiederherstellung einer klassischen Latinität, welche die ausgeartete und schwerfällige Sprache der späteren Scholastiker verdrängte und den Theologen die Möglichkeit verschaffte, ihre Gedanken in eine gefällige und würdige Form zu kleiden. Ebenso haben die Humanisten auch auf dem Gebiete der Geschichte und Patristik so manches geleistet, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß denselben Quellen und Hilfsmittel zu Gebote standen, welche man vorher nicht besaß. Als eines der mächtigsten Mittel, welche der neuen Richtung der Geister Aufnahme und Verbreitung verschafften, muß die **Buchdruckerkunst** betrachtet werden, deren Erfindung durch Gutenberg in das Jahr 1450 fällt und als deren erstes theologisches Erzeugnis die sogenannte sechsunddreißigzeilige Bibel, in Mainz 1450—1452 gedruckt, zu nennen ist.

Jene gewaltige Anregung, welche durch diese wichtigste aller Erfindungen das geistige Leben erhielt, liegt auch in jener Inschrift, die man 1840 auf das Denkmal gesetzt hat, welches dem Gutenberg in seiner Vaterstadt Mainz errichtet wurde, ausgesprochen. Nach Simrocks Übersetzung lautet die sinnige Inschrift wie folgt:

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgen
Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.
Was jetzt immer die Alten und was die Neueren wissen,
Wissen sie nicht sich bloß, sondern den Völkern der Welt.

Anmerkung. Man sagt gewöhnlich, durch die Presse sei die Wiederkehr einer allgemeinen Barbarei unmöglich gemacht. Dies ist unrichtig; denn wenn die Völker von dem Christentum abfallen würden, möchten alle Bücher der Welt und alles Wissen das Versinken in Laster und tierische Wildheit nicht verhindern, wie wir's 1793 in Frankreich erlebt haben, und die Menschheit würde sich selber aufreiben. Nur das Christentum giebt Gewähr gegen eine neue Barbarei, wie dasselbe auch jenes Leben und Streben der europäischen Menschheit geschaffen hat, welchem die Buchdruckerkunst wie so manche andere Kunst ihr Dasein verdankt. Die Presse selbst müßte bei einem allgemeinen Abfalle von dem Christentume unchristlich werden und würde dann zu einem Hauptmittel der Zerstörung im Reiche der Geister; ist aber diese einmal vorhanden, so folgen materielle Zerstörung, Aufruhr, Krieg, Metzeleien, Verwüstung von Ländern und Städten augenblicklich nach. Die Presse ist nur eine vervollkommnete Schriftsprache: so wenig die Sprache oder die Zunge vor der Barbarei bewahrt, so wenig die Presse; und wenn es von der Zunge heißt, sie richte das meiste Unheil an, so gilt dies auch von dem gedruckten Worte.

187. Exegese und Bibelkritik.

Nicht leicht ist ein Vorwurf gegen die katholische Kirche ungerechter gewesen, als der seit Luther stereotyp gewordene, daß bis dahin das Wort Gottes nicht allein unter der Bank gelegen, sondern von Staub und Motten nahezu verweset sei. Im Gegenteil geschah im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert für Kenntnis und Verbreitung der Bibel sehr viel.

Wie umfassend die heilige Schrift in dieser ganzen Periode gekannt war, ersieht man aus der Art, wie deren Inhalt den Scholastikern, Mystikern, Predigern und Künstlern präsent war, so daß sie in ihren Disputationen, religiösen und ascetischen Vorträgen und Abhandlungen nicht nur stets die schlagenden Stellen beibrachten, sondern meistens in Worten der heiligen Schrift redeten und schrieben. Die durch Jahrhunderte gebrauchte glossa ordinaria des Walafried Strabo wurde durch Anselm von Laon jetzt (1117) erweitert. Hugo von St. Viktor regte im ersten Teile seines Didascalion durch

eine treffliche Anleitung zum Studium der heiligen Schrift an, welches dann der Dominikaner **Hugo von St. Caro**, seit 1244 Kardinal, durch die erste Konkordanz erleichterte. St. Thomas von Aquin hatte nicht bloß die ganze heilige Schrift fast wörtlich im Gedächtnisse wie die Sentenzen des Petrus Lombardus, sondern errang sich auch als Exeget großen Ruhm durch seine catena aurea zu den Evangelien und die Kommentare zu den Paulinischen Briefen, worin besonders die dogmatischen Partien trefflich erläutert sind. Mit besonderer Vorliebe versenkten sich die Mystiker in die Tiefen und den unerschöpflichen Inhalt der heiligen Schrift. Als Roger Bacon zum Studium derselben in der Ursprache aufgefordert und gelehrte Juden in Spanien (Aben Esra, David Kimchi, Maimonides) durch ihre Kommentare weitere Anregungen gaben, begannen auch unter den christlichen Gelehrten Forschungen aus dem Urtexte.

Unter denselben war auf dem Gebiete der Exegese mit beträchtlichem Erfolge namentlich der Franziskaner **Nikolaus Lyra** in Paris († 1341) thätig und demselben kam für seine Aufgabe in hohem Grade zu statten, daß er als bekehrter Jude auch der Ursprache des Alten Testamentes mächtig war. Seine Postilla, wie er seinen Kommentar nannte, erstreckt sich über die ganze heilige Schrift und gab ihm selbst den Beinamen Postillator. Sein Absehen war in erster Linie auf die Feststellung des Wortsinnes gerichtet, und wenn daneben auch dem mystischen Sinne die gebührende Beachtung geschenkt wurde, so begründete das Verfahren gegenüber der vorwiegend allegorischen Haltung der früheren Exegese des Abendlandes immerhin eine Neuerung. Es blieb daher auch nicht unangefochten. Der Bischof Paul von Burgos († 1435), ebenfalls ein bekehrter Jude, schrieb Additiones und Emendationes zu seiner Postille, denen aber sein Ordensgenosse, der sächsische Franziskaner Doring, Replicae defensivae gegenüberstellte. Die Bedeutung unseres Postillators auch für die Folge ist hinlänglich in dem bekannten Spruche: »Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset« angedeutet, der eben dessen Schriften besonders studierte. Nach Lyra thaten sich als Exegeten noch besonders hervor der Karthäuser Dionysius Rickel († 1471) und insbesondere **Alfonsus Tostatus** in Salamanca († 1455), als Bischof von Avila. Er verfaßte ausführliche Kommentare über die meisten historischen Bücher des Alten Testamentes und über das Evan-

gelium des heiligen Matthäus, worin er große Gelehrsamkeit bewies und auf viele Einwendungen der damaligen Juden in Spanien antwortete. Auf der Synode zu Basel, wo er zugegen war, wurden die Verordnungen von Vienne über das Studium der griechischen und orientalischen Sprachen erneuert und ihre Ausführung blieb keineswegs bloß ein frommer Wunsch.

Neben der Erklärung wandte sich die Aufmerksamkeit der Verbesserung des Textes der heiligen Schrift zu, und um diese erwarben sich zwei Männer besondere Verdienste: der uns schon bekannte Erasmus von Rotterdam mit seiner griechischen Ausgabe des Neuen Testamentes (1516), und der Kardinal-Erzbischof **Ximenes** von Toledo durch Veranstaltung der Complutenser Polyglotte, so genannt, weil sie zu Alcala (Complutum) gedruckt, 1517 vollendet und 1520 veröffentlicht wurde. Sie enthält den hebräischen Text des Alten Testamentes, die Septuaginta, die Vulgata und das Targum des Onkelos zum Pentateuch.

Als nach dem Vorbilde von Ulfila seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert von einzelnen Büchern der heiligen Schrift approbierte **Übersetzungen** in den meisten Ländern Europas erschienen, wurden nach Erfindung der Buchdruckerkunst seit 1460 bis Luther bereits vierzehn vollständige Bibeln in hochdeutscher und fünf in plattdeutscher Mundart gedruckt und zwar mit Approbation der Bischöfe, ein Beweis, daß die katholische Kirche auch damals das Bibellesen nicht verboten hat. Auch wurden die wichtigsten Teile der heiligen Schrift als Armenbibeln (**Biblia pauperum**) unter dem Volke verbreitet; dies waren bildliche Darstellungen der Hauptbegebenheiten des Alten und Neuen Testamentes auf vierzig bis fünfzig Tafeln, mit ebensoviel Bildern und kurzen Erklärungen oder Bibelsprüchen zur Belehrung des Volkes und zum Leitfaden beim religiösen Volksunterrichte bestimmt.[1]

---

[1] Dieselben mußten zuerst mit der Hand gezeichnet und geschrieben werden; dann wurden sie eine Hauptarbeit der Xylographie, der Holzschneidekunst und wurden dadurch eine Brücke zur Erfindung der Buchdruckerkunst. In der Wiener Hofbibliothek befinden sich zwei Exemplare der Biblia pauperum, davon eine illuminiert, aus dem Jahre 1430, und eine im Chorherrenstifte St. Florian in Oberösterreich, welches Exemplar (nach Camesina) das älteste aller vorhandenen sein soll.

Lehrstreitigkeiten und Häresien.

188. Vorbemerkung.

Dem schönen Bilde religiösen Lebens, das uns das Mittelalter im Abendlande darstellt, gegenüber finden sich auch grelle Gegensätze, wo unter dem Scheine des Strebens nach einer reineren Religion und strengeren Sittlichkeit fanatische Männer und ganze Sekten, Kirche und Staat in große Gefahren brachten. Wenn frühere Häretiker nur einzelne Glaubenssätze leugneten, so ist der Grundton der um diese Zeit hervortretenden: Verachtung der Kirche, des Priestertums, des Gottesdienstes, der heiligen Sakramente. In diesem Punkte, — im fanatischen Hasse gegen die Kirche stimmten alle zusammen, so verschieden sonst ihre Ansichten und Tendenzen sind. Bei vielen kommen noch verschiedene Elemente des Manichäismus, zuletzt auch noch Pantheismus hinzu. Die Erscheinungen finden zum Teil darin ihre Erklärung, daß alles Große und Gute in der Welt den Widerspruch des Schlechten hervorruft. Die Kirche war reich und mächtig geworden; der weltliche Sinn vermochte das nicht zu ertragen und verlangte, daß die Kirche zu ihrer ursprünglichen Armut zurückkehre. Der religiöse Geist baute prachtvolle Dome, verherrlichte den Gottesdienst; — das sei thörichte Verschwendung, hieß es auf der anderen Seite; man müsse Gott im Geiste anbeten, und das brauche nicht in Kirchen zu geschehen. Infolge des Reichtums und der Verweltlichung waren sittenlose Geistliche nicht selten und Mißbräuche aller Art kamen zum Vorschein: das gab dem Mißverstande und der Bosheit den Vorwand zu behaupten, daß ein schlechter Priester kein Sakrament gültig erteilen könne, und durch Hinweisung auf die Mißbräuche wurden die Gläubigen an den Heilsanstalten irre gemacht. Unter solchen Umständen konnten auch die aus Griechenland hereinbrechenden Paulicianer und Bogomilen mit ihrer Scheinheiligkeit und Geheimniskrämerei sich leicht Anhang verschaffen. Es ist übrigens schwer, die einzelnen Sekten dieser Zeit nach Namen und Lehre genau zu sondern; denn die nämliche Sekte kommt oft unter verschiedenen, mitunter wunderlichen Namen vor, und umgekehrt. Wir wollen

hier die wichtigsten Sekten bezeichnen: Hochmut und religiöser Wahnsinn zeichnet alle aus. Zugleich findet sich der Erfahrungssatz bestätiget, daß in aufgeregten Zeiten, wenn der große Haufe den Gebrauch der Vernunft verloren hat, er sich die auffallendsten Thorheiten gefallen läßt.

189. Kleinere Sekten im Morgenlande.

1. Der griechische Kaiser Alexius Comnenus war eben, und nicht ohne Erfolg bemüht, die nach Philippopolis versetzten Paulicianer[1] zu bekehren, als er 1111 inne ward, daß in seiner Hauptstadt eine ähnliche häretische Sekte sich ausbreite. Man nannte sie **Bogomilen**, welche Benennung (nach Euthymius Zygabenus) von den bulgarischen Worten Bog miluj = Gott erbarme Dich!, welches sie häufig hersagten, herstammen soll, während andere es als bogumil = gottliebend, ähnlich den occidentalischen „Gottesfreunden", erklären wollen. Es gelang dem Kaiser, den Führer der Sekte, Basilius, der als Arzt und im Gewande eines Mönches zweiundfünfzig Jahre lang seine Irrlehre verbreitet und gleich Manes zwölf Apostel aufgestellt haben soll, in seine Gewalt zu bekommen. Doch blieb Basilius verschlossen, bis der Kaiser durch List, unter der Rolle eines wißbegierigen Schülers, ihm die Auseinandersetzung seiner Lehre entlockte. Diese Lehre war eine abenteuerliche Variation des alten gnostischen und manichäischen Unsinns, mit Einschluß der äußerlichen Strenge und der heimlichen Ausschweifungen dieser Sekten. Basilius, als er nicht mehr leugnen und heucheln konnte, erklärte sich bereit, jede Qual für die Wahrheit seiner Lehre zu erdulden. Er wurde auch 1119 nach fruchtlosen Bekehrungsversuchen verbrannt. Seine Anhänger wurden ausgeforscht, die Halsstarrigen in den Kerkern behalten, die übrigen mit Belehrungen entlassen. Einige Überreste erhielten sich im stillen, namentlich in manchen Klöstern noch lange fort, verpflanzten sich in das Abendland und bildeten dort den Übergang zu den sogenannten neuen Manichäern.

Durch den gelehrten Mönch Euthymius Zygabenus ließ der Kaiser später ihre einzelnen Lehren sammeln und in ein System zu-

---

[1] Vgl. S. 292.

sammenstellen. Danach lehrten die Bogomilen zwei Söhne Gottes, Christus und Satanael, verwarfen einen großen Teil der heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes und bildeten eine eigentümliche Dämonenlehre aus. Höchst charakteristisch ist darunter auch die aufgefundene Abschwörungsformel derer, welche zu dieser Sekte übertreten wollten.

2. Auf dem Berge Athos (im jetzigen türkischen Bezirk von Salonik als Halbinsel ins Meer ragend), der wegen der vielen dort befindlichen Klöster noch jetzt der heilige Berg genannt wird, entstand im vierzehnten Jahrhundert bei den dortigen Mönchen eine Schwärmerei ganz eigener Art. Der Abt Symeon vom Kloster Xyrokerkos lehrte: Der Mönch soll sich bei verschlossener Thüre in einen Winkel seiner Zelle zurückziehen, den Kopf auf die Brust legen, das Luftholen durch die Nase möglichst beschränken und so unbeweglich und nichts denkend den Nabel beschauen, weil sich hier die Seelenvermögen konzentrieren. Anfangs werde man Finsternis, dann aber ein überirdisch strahlendes Licht erblicken und in Wonne versenkt werden. Man sehe nämlich mit leiblichen Augen das göttliche Licht, dasselbe, welches den Heiland auf Tabor umleuchtet hat. Viele behaupteten, das wirklich erfahren zu haben, allein viele haben darüber das klare Bewußtsein und den Verstand verloren. Der aus Calabrien gebürtige Basilianermönch Barlaam spottete darüber, und nannte sie Nabelbeschauer (omphalopsychi), und beschuldigte sie, daß sie neben Gott noch etwas Unerschaffenes (das göttliche Licht) annehmen. Es wurden Synoden darüber gehalten. Barlaam mußte 1341 widerrufen, und die Mönche, von jener betrachtenden Ruhe auch **Hesychasten** genannt, blieben im Rechte. Die Verhandlungen zeigten übrigens den alten Charakter der griechischen Kirche: subtile, anbei unfruchtbare Erörterungen, Einmischung des Hofes, Entsetzungen, Exkommunikationen, Körperstrafen.

190. Kleinere Sekten im Abendlande.

1. Das von den Kaisern und Großen überhaupt gegebene Beispiel der Opposition gegen die Kirche mußte auch die im stillen sich fortpflanzenden Sekten ermutigen, weshalb diese auch bald kühner und offener hervortraten. Auffallenderweise erneuerte sich jetzt der

Kreislauf der Sekten genau in der Weise, wie er zur Zeit der Apostel begonnen und sich fortgebildet hat. Gleich den Messiasen Samaria's erhoben sich zunächst auch jetzt wieder Männer von roher revolutionärer Schwärmerei, welche die Rolle des Messias spielen wollten. Dergleichen waren:

Peter von Bruys. Dieser predigte zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Südfrankreich gegen die Kindertaufe und gegen die heilige Messe, verbrannte die Kreuze und forderte zur Zerstörung der Kirchen auf, weil Gott in der Schenke oder im Stalle angerufen, so gut wie in der Kirche höre. Nachdem er manche stürmische Bewegungen hervorgerufen hatte, wurde er 1124 von dem empörten Volke in St. Gilles auf dem Scheiterhaufen verbrannt, den er selbst aus zerbrochenen Kruzifixen errichtet hatte. Nach seinem Tode stellte sich an die Spitze seiner Partei dessen Schüler Heinrich (Henri), ein Cluniacensermönch von ehrwürdigem Äußern und feuriger Redekraft, die er dazu gebrauchte, um die Menge zur Vertilgung der Priester, die alle gottlos seien, zu reizen. Sogar der christliche Kirchengesang war ihm anstößig. Die Gefangennehmung in einem Kloster 1148 machte seinem Treiben ein Ende.

Tanchelm verführte um dieselbe Zeit das Volk in Belgien. In Antwerpen, welche Stadt damals leider nur einen Priester hatte, trieb er lange Zeit sein Unwesen. Der oben genannte Heinrich führte die Armut zur Schau, — Tanchelm dagegen erschien in glänzender Pracht und mit vielem Gefolge, und brauchte Gewalt gegen die Widerstrebenden. Er schaffte den katholischen Gottesdienst ab, gab sich für den Verlobten Marias aus und stellte keck, kraft des empfangenen heiligen Geistes, seine eigene Person als Gottessohn zur Verehrung hin. Das verblendete Volk erwies ihm diese auch, obschon er sein Ansehen zu schändlicher Wollust mißbrauchte. Der heilige Norbert kam endlich nach Antwerpen und rettete das getäuschte Volk durch seine Predigten und durch Gründung einer besseren Seelsorge.

Eon oder Eudo von Stella, die Worte des Kirchengebetes: per eum, qui venturus est judicare vivos et mortuos auf seinen Namen deutend, gab sich gleichfalls für den Sohn Gottes und zugleich den Weltenrichter aus, sammelte eine Anzahl Schwärmer um sich, eiferte wütend gegen das Verderben der Kirche, während er mit den

Seinen in der größten Schwelgerei lebte. Mit einem kühnen Haufen erschien er bald hier, bald dort im nördlichen Frankreich, lebte so köstlich vom geraubten Gute der Kirchen und Klöster, daß man im Volke alles für Zauberei hielt und auch behauptete, Eon könne sich unsichtbar machen. Mit Mühe wurde man seiner habhaft, worauf er im Kerker starb, um 1148.

2. Neben diesen mehr minder weit verbreiteten Sekten finden sich um diese Zeit noch manche von minderem Einflusse mit verschiedenartigen Lehren. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen in Kirche und Staat gab ihnen meistens das Dasein, und sie suchten dieselben entweder zu ändern, in der schwärmerischen Hoffnung, daß ein neues Zeitalter (das dritte Testament) im Anzuge sei, oder sie erfanden eine neue Sittenlehre, in welcher die Freiheit von göttlichen und menschlichen Geboten die Hauptrolle spielte. Hierzu war die pantheistische Ansicht, daß jeder Mensch ein wahrer Sohn Gottes sei, ganz willkommen. Dergleichen waren, außer dem uns schon genannten Demagogen Arnold von Brescia, der auch verschiedener Irrtümer sich schuldig gemacht hat,[1] hauptsächlich folgende noch:

Die **Joachiten**, genannt vom Abte Joachim von Floris in Calabrien, † 1202, welcher aus der Bibel herausbrachte, daß es drei Zeitalter: das Testament des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes gebe, und dies letztere müsse jetzt kommen, da die Ausartung im zweiten Zeitalter (im damaligen) zu arg, — Rom ein wahres Babylon sei u. s. w. Eine schwärmerische Partei der Franziskaner faßte diese Ansicht Joachims auf, und meinte, diese neue Zeit müßte von ihrem Orden ausgehen. Sie lehnte sich unter Führung Peters de Oliva selbst gegen die Päpste auf, und verfiel zuletzt der Inquisition.

Die **Stedinger**, ein kleines Volk im heutigen Oldenburg, fingen mit Zehentverweigerung gegen die Geistlichkeit an, verachteten das über sie gesprochene Interdikt, verfolgten dann grausam den Klerus und kamen zuletzt zu abscheulichen manichäischen Ausschweifungen. Durch einen Kreuzzug wurden sie endlich 1234 gebändigt und zu Gehorsam und Sitte zurückgebracht.

---

[1] Der heilige Bernhard beschuldigt ihn (Ep. 195) der Häresie bezüglich des allerheiligsten Altarssakramentes und der Kindertaufe.

Amalerich von Bena, Lehrer an der Pariser Universität († um 1205), huldigte dem Pantheismus so weit, daß er behauptete: „Jeder Fromme ist Christus, und der Geist, der in dem Menschen waltet, kann nicht sündigen; und man braucht keine Kirche mehr.“

Wilhelmine von Mailand. Aus Böhmen und von fürstlicher Familie abstammend, hatte sie sich zu Mailand niedergelassen und stand wegen ihrer ausnehmenden Frömmigkeit in einem Ansehen, daß man sie als Heilige verehrte und nach ihrem Tode 1282 ihr in der Kartause außerhalb Mailands, wohin ihre Leiche beigesetzt worden war, einen Altar errichtete. Ihre Verehrung nahm einen durchaus schwärmerischen Charakter an, bis man um das Jahr 1300 Entdeckungen machte, welche dahin führten, daß man ihre Gebeine wieder ausgrub und verbrannte. Wilhelmine, oder doch ihre nächsten Anhänger, hatte sich diesen Entdeckungen zufolge für den inkarnierten heiligen Geist ausgegeben und gelehrt, sie werde ein neues Evangelium verkündigen, das alte Evangelium Christi werde in dem neuen Gottesreiche keinen Wert mehr haben. In ihrer nächsten Nähe befand sich ein gewisser Andrea Seramita und eine Nonne Mayfreda, welche bestimmt war, ihre Nachfolgerin zu werden. Sie lehrten, Wilhelmine sei nur dem Leibe nach gestorben, sie werde wiederkommen und sichtbar gen Himmel fahren, Mayfreda werde die Kardinäle aus Rom vertreiben und den päpstlichen Stuhl besteigen. Ihren religiösen Zusammenkünften werden arge sittliche Ausschweifungen zugeschrieben.[1]

Die Passagier (von passagium = Wallfahrt), eine kleine Sekte in Oberitalien im zwölften Jahrhundert, vielleicht durch die Kreuzzüge im Morgenland angeregt, verlangten die Beobachtung des mosaischen Gesetzes und erklärten Christum für das erste der Geschöpfe Gottes.

Die Luziferianer verehrten Luzifer, indem sie annahmen, er sei ungerechterweise vom Himmel gestoßen worden und werde mit den Seinigen einst wieder in seine Rechte eingesetzt, Michael und sein An-

---

[1] Johannes Petrus Puricellus hat eine eigene Abhandlung geschrieben, um Wilhelmine von den diesbezüglichen Anklagen, welche Vossius in seiner Chronik gegen sie erhoben hat, freizusprechen. Dieselben Ausschweifungen wurden allen Fratricellen schuld gegeben; der Ort, in welchem sie verübt wurden, wurde Barilotto genannt.

hang dagegen ewigen Leiden überantwortet werden. Vielleicht durch Umschlag aus der Klasse der Katharer hervorgegangen, die einen gemäßigten Dualismus bekannte, hatte sie eine ziemliche Verbreitung. In Deutschland wurden sie namentlich durch Konrad von Marburg verfolgt, dem sein allzu gewaltthätiges Vorgehen gegen die Häresie 1233 selbst gewaltsamen Tod brachte.

Die Brüder und Schwestern des (freien) Geistes (auch Beghàrden und Begutten genannt) scheinen sich die bequeme Philosophie des Amalerich angeeignet zu haben, indem sie sich ungestört den größten Ausschweifungen hingaben, und erklärten, den freien Geist, der mit Gott eins ist, berühre das gar nicht. Von ihrer Gewohnheit, Frauen als Schwestern mit sich zu führen, hießen sie auch Schwesterionen.

Mit diesen verwandt sind die **Apostelbrüder**, gestiftet um das Jahr 1300 von Gerhard Sagarelli, einem aus dem Franziskanerorden ausgewiesenen Jünglinge in Parma, der sich auch berufen glaubte, die Kirche in die apostolische Zeit zurückzuführen und eine Sekte von Vagabunden sammelte, welche bettelnd und singend das Reich Gottes verkündete. Der Nachfolger des Obigen, Dulcino, führte mit seinen Anhängern zuletzt einen offenen Krieg gegen die Katholiken: sie setzten sich, zweitausend Mann stark, als kriegerische Sekte auf dem Monte Zebello bei Vercelli fest; 1307 aber wurden ihre Verschanzungen von den eigens gegen sie aufgebotenen Kreuzfahrern erstürmt, Dulcino aber, wie schon vorher Sagarelli, auf dem Scheiterhaufen hingerichtet.

191. Die Waldenser.

Der Stifter dieser Sekte ist **Peter Waldo** (de Vaux), ein reicher Kaufmann zu Lyon. Um das Jahr 1170 durch den plötzlichen Tod eines Freundes in Schrecken versetzt, fing er an für sein Heil zu sorgen, fiel aber, wie es unwissenden Leuten, die sich nicht um einen weisen Seelenführer umsehen, leicht geschieht, aus einem Extrem ins andere. Er ließ sich die heilige Schrift übersetzen, las fleißig darin und glaubte bald gefunden zu haben, daß die absolute Armut für jeden, der selig werden will, unbedingt notwendig sei. Er verkaufte alles, warf das Geld den Bettlern vor die Füße, die nun seine Freunde wurden,

lebte dann selbst von Almosen und predigte die Armut. Er gewann einen zahlreichen Anhang und bald gab es eine Menge apostolischer Prediger, die, wie nicht anders zu erwarten war, viel Unsinn vorbrachten.[1] Der Bischof von Lyon untersagte den Waldensern deshalb das Predigen, und sie wandten sich an Papst Alexander, später noch an Papst Lucius und Innocenz III., die aber alle die Exkommunikation über sie aussprachen. Allein die Waldenser meinten die Worte der Apostel: „Man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen," auch auf sich anwenden zu müssen, und bestätigten so ihr Mißverständnis der heiligen Schrift.

So traten sie in offene Opposition gegen die Kirche und nach Art aller Sekten nahmen sie immer mehr und mehr Irrtümer auf. Vor allem wollten sie ihre apostolische Armut der Kirche aufdringen. Papst, Bischöfe, Priester sollen keine Pfründen, keinen Zehent haben, sondern von ihrer Hände Arbeit leben; und dem reichen Klerus ist man keinen Gehorsam schuldig; — die Exkommunikation ist zu verachten. Die Sakramente wurden abgeschafft, jeder fromme Christ (Waldenser) ist Priester und kann Sünden vergeben ꝛc. Auch alle kirchlichen Ceremonien, alle Fest- und Fasttage und die Gebete für die Abgestorbenen wurden für nutzlos erklärt. Dabei galt ihnen die heilige Schrift als alleinige Glaubensquelle. Während sie aber alles äußere Kirchentum und den gesamten Kultus mit Ausnahme der Eucharistie und der Predigt verwarfen, scheint bei ihnen andererseits doch eine Art kirchliche Organisation mit Gemeindevorstehern, sogenannten Barben (vom italienischen barba — bärtiger Ältester) bestanden zu haben.

Es scheint leider, daß der katholische Klerus im südlichen Frankreich weder guten Willen noch Fähigkeit genug besaß, um den unberufenen Predigern mit Erfolg entgegentreten zu können. Die Waldenser erhielten bei dem Volke und noch mehr bei dem mächtigen Adel großen Beifall, was übrigens leicht zu erklären ist, indem jenem die Befreiung von manchen kirchlichen Lasten, besonders vom Zehenten, diesem aber an den Kirchengütern eine reiche und leichte Beute in Aussicht stand.

---

[1] Sie nannten sich anfangs Pauperes de Lugduno = die Armen von Lyon; auch hießen sie von ihren groben Holzschuhen Sabatati oder Insabatati.

Zudem beflissen sich die Waldenser im Äußern einer großen Sittsamkeit und Einfachheit, und manche mochten es auch damit redlich gemeint haben, aber durch ihre Verbindung mit den Katharern wurde die Masse wo möglich noch mehr verdorben. Im sechzehnten Jahrhundert schlossen sie sich an die Protestanten an, deren Lehrsystem bei ihnen nun herrschend wurde. Als solche existieren sie bis auf den heutigen Tag in Piemont. Im siebzehnten Jahrhundert wurden große Fälschungen an den Schriften der Waldenser vorgenommen, um dieselben als vollendete Vorläufer Luthers schon aus der Zeit der Apostel oder doch des Claudius von Turin[1] erscheinen zu lassen. Am plumpsten tritt dieser Betrug in der Confession de foy hervor, die man sogar in das Jahr 1120 zurückdatierte. Die Fälschungen sind alle durch die Forschungen Herzogs und Friedrichs evident nachgewiesen.

192. Die Katharer oder Albigenser.

Die Gegner der Kirche im Abendlande erhielten, wie es scheint, auch aus dem Morgenlande einen starken Zuwachs, denn das zahlreiche Vorkommen von Sekten mit manichäischen Grundsätzen läßt sich kaum anders erklären, als daß Paulicianer und Bogomilen, in Griechenland vertrieben, sich allmählich im Abendlande einschlichen und ihr Gift verbreiteten. Sie nannten sich gewöhnlich **Katharer** (καθαροί = die Reinen) als Gegensatz zur angeblich durchaus sündenbefleckten katholischen Kirche. Von dieser Benennung „καθαροί“ ist (nach Erweichung des ϑ in zz des Neugriechischen) unser deutsches „Ketzer“ entstanden, mit welchem Namen seitdem jede Häresie bezeichnet zu werden pflegt. Sonst hießen sie auch Paterini (Paternoster-Beter), Bulgari (vom Stammlande), Publicani (vielleicht aus Pauliciani), in Frankreich auch gute Leute von ihrer Scheindemut. Sie finden sich am häufigsten in Südfrankreich und Oberitalien, dann auch in England und Deutschland. Mit den albernen Grundsätzen der früheren Manichäer verbanden sie noch verderblichere Sittenlehren und ihre Tendenz ging nach völligem Umsturz der Kirche und des Staates hinaus, daher jene Zwangsmaßregeln gegen sie, wie wir gleich sehen werden, durchaus nötig waren.

---

[1] Vgl. S. 301.

Unter dem Namen der **Albigenser** wird von mehreren Geschichtschreibern eine eigene Sekte aufgeführt, es scheint aber vielmehr ein Sammelname für verschiedene Ketzer, Katharer, Waldenser und andere zu sein, und kommt von der Stadt Albi in Frankreich, in deren Umgegend sich zur Zeit des gegen diese Häretiker geführten Krieges besonders viele vorfanden. Die Sekte nahm Ärgernis an dem Reichtum der Kirche und huldigte vielfach dem gnostischen Dualismus, in sittlichen Dingen aber dem Manichäismus. Daher leugneten die Albigenser die Trinität, die stellvertretende Erlösung durch Christum und deren Zuwendung durch die Sakramente, davon sie dem bloßen Namen nach das Abendmahl (gesegnetes Brot) und die Beichte (servitium, appareillamentum von ihnen genannt) beibehielten. Statt der Wassertaufe hatten sie die sogenannte Geistestaufe, das Consolamentum,[1] welches (ihrer Lehre nach) den Empfänger ohne jede Reue von allen Sünden frei macht. Die meisten verschoben den Empfang des Konsolamentums bis zu ihrem Lebensende. Wer es empfangen hatte und doch wieder in die Sünde zurückfiel, z. B. Fleisch aß, mußte dasselbe an sich wiederholen lassen, sich der Rekonziliation unterziehen. Um dieser Gefahr zu entgehen, versetzten sich die „Getrösteten“ häufig in die Endura, d. h. sie machten ihrem Leben durch Hungertod, Öffnen der Adern, Gift u. s. w. ein Ende. Wenn ein Getrösteter seinem Leben nicht freiwillig ein

---

[1] Nachdem sich der Proselyt durch Sündenbekenntnis, Gebet und Fasten vorbereitet hatte, wurde er auf das Zeugnis von Männern und Frauen hin in die Versammlung geführt, gegen Osten gestellt, nach Auflegung des Johannisevangeliums über sein Haupt und Absingung des **Pater noster** von den Anwesenden beiderlei Geschlechtes ein Missale berührt, dann ein Danklied gesungen. Diejenigen, welche das Consolamentum empfangen hatten, hießen Perfecti; die Kirche nannte sie **haeretici** schlechthin oder auch **vestiti**, weil sie eine linnene oder wollene Schnur als symbolisches Zeichen um den bloßen Leib herum erhielten. Bis vor dem Empfange dieses Konsolamentums nannten sich die Katharer Credentes; sie mußten aber versprechen, die „Tröstung“ vor dem Tode noch zu empfangen. Neben den Gläubigen gab es bei ihnen auch noch Anfänger (Katechumenen). Aus den Vollkommenen wurden auch die Vorsteher genommen: Sie hatten einen Bischof und zwei Stellvertreter oder Generalvikare, den **filius major** und **minor**. Manche wurden schon von Kindheit an für das bischöfliche Amt erzogen; diese durften keine andere Milch als Mandelmilch und nur Fische genießen.

Ende machen wollte, wurde den Angehörigen verboten, ihm Nahrung zu reichen; so kam es vor, daß Kinder ihre Eltern und Eltern ihre Kinder verhungern ließen. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gab es in Südfrankreich nur wenige Landschaften mehr, in denen diese Irrlehre nicht eingewurzelt gewesen wäre.

Die Albigenser waren aber nicht nur eine kirchliche, sondern zugleich auch eine staatsgefährliche Sekte, die durch Verhöhnung alles dessen, was dem frommen Mittelalter teuer war, den allgemeinen Haß gegen sich heraufbeschworen und ihn bis zur höchsten Erbitterung gesteigert hatte. Da sie namentlich im südlichen Gallien immer größere Unruhen stifteten und schon zu einer wahren Pest der menschlichen Gesellschaft wurden, fielen nicht selten einzelne aus ihnen der Volksjustiz zum Opfer. Weder die Kirche noch der Staat konnten mehr dem um sich greifenden Verderben ruhig zusehen. Ludwig VII. forderte 1164 den Papst Alexander III. zu strengerem Einschreiten gegen diese Häretiker auf. Ohne allen Erfolg blieben die Predigten der Cistercienser Rainer und Guido, wie später die Versuche des nachmaligen Ordensstifters St. Dominikus. Es fanden sich ganze Räuberscharen, welche das Land plünderten, die Priester thätlich mißhandelten, die Kirchen anzündeten, die konsekrierten Hostien mit Füßen traten, die Frauen schändeten, ja die Bewohner mordeten. Wenngleich der Graf von Montpellier alles that, um sie von seinem Gebiete so sehr als möglich abzuhalten, so waren doch andere Herren offenbare Beschützer der Häretiker, so namentlich der mächtige Graf Raimund VII. von Toulouse, welcher sich nicht einmal scheute, die Priester am Altare während der heiligen Messe durch Possenreißer verspotten zu lassen. Toulouse selbst, welche Stadt sich großer Vorrechte und Freiheiten zu erfreuen hatte, wurde schon seit längerer Zeit als ein Hauptsitz der Häretiker betrachtet. Dazu kam die Lauheit einiger Prälaten, namentlich des Erzbischofs Berengar von Toulouse, der seinen Sprengel zehn Jahre lang nicht mehr gesehen hatte und sich um den Lebenswandel derjenigen nicht kümmerte, denen er ohne viele Prüfung die Weihen erteilt hatte. Hören wir über den damaligen Zustand einen Heiligen und Weltmann. Der heilige Bernard schreibt in einem Briefe: „Die Kirchen sind leer, das Volk ohne Priester, die Sakramente ohne Achtung: so stirbt das Volk ohne Hilfe der Kirche, ohne Buße und Bekehrung.“ Und Graf Raimund von Toulouse (der ältere)

berichtet: „Diese Häresie hat so überhandgenommen, daß die Kirchen verlassen sind und in Trümmer zerfallen und Kinder gar nicht mehr getauft werden. Kirchliche Censuren sind ganz vergeblich. Hier muß das weltliche Schwert gehandhabt werden.“ Als endlich noch 1208 einer der päpstlichen Gesandten, Peter von Castelnau, von den Häretikern ermordet wurde, da ließ Papst Innocenz III. 1209 einen Kreuzzug gegen sie predigen, indem er laut erklärte: „Diese Ketzer sind ärger als die Sarazenen.“ Der Kreuzzug begann unter Leitung des Grafen von Montfort und im Beisein des Cistercienserabtes Arnold. Von den mächtigen Adeligen, unter deren Schutz bisher die Ketzer ihr Unwesen trieben, wurden einige aus Furcht zur Umkehr gestimmt, und schlossen sich selbst dem Kreuzzuge an, wie ein Graf von Toulouse, andere, wie der Vicomte Roger von Biziers, wurden bezwungen. Im Jahre 1229 wurde unter Vermittlung des Papstes der Friede hergestellt und gegen die im Verborgenen noch fortwühlenden Sekten eine eigene Fürsorge getroffen, durch die Inquisition.

Anmerkung. Dieser Gewaltakt (Kreuzzug) war der letzte Notbehelf, nicht nur zur Erhaltung der Kirche, sondern auch zur Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung im südlichen Frankreich. Daß in diesem Kriege auch unnötige Grausamkeiten verübt wurden, kann zwar nicht geleugnet werden, allein das fällt nicht den Päpsten, viel weniger der Religion und Kirche zur Last. Zur ursprünglich wohlthätigen Absicht trat bald die Leidenschaft und zügellose Kriegslust, und man kämpfte zuletzt nicht mehr der Ketzer wegen, sondern um Städte und Landgebiete.

193. Inquisition.

Schon bei diesem Worte allein kommt so manchem ein Grauen an, da man nach den in so vielen Büchern verbreiteten falschen Nachrichten gewohnt ist, gleich an finstere Kerker, blutige Martern und Scheiterhaufen zu denken. Es ist aber auch kaum eine geschichtliche Thatsache jemals so sehr entstellt worden, als es von den Gegnern der Kirche mit der Inquisition geschah, wodurch häufig selbst sonst gutgesinnte Katholiken irre geleitet wurden. Obschon übrigens die gründlichen Forschungen der neuen Zeit klar dargethan haben, daß es keineswegs eine so fürchterliche Sache um diese Inquisition sei, so lassen doch die Kirchenfeinde dieses Schreckbild, das sie vor die katho-

lische Kirche hingestellt haben, ungern fallen, da es ein geläufiges Mittel geworden ist, diese Kirche damit zu verleumden. Desto nötiger ist die Kenntnis des wahren Sachverhaltes.

1. Vor allem muß man die kirchliche Inquisition von der Staatsinquisition, wie sie sich später in Spanien gebildet hat, wohl unterscheiden.

Was nun die rein kirchliche Inquisition betrifft, so hat sie ihrem Wesen nach immer bestanden, und besteht noch: sie ist einfach die pflichtmäßige Wachsamkeit der Kirche über die Reinerhaltung der Glaubenslehren, — dann, wo es nötig wird, die Untersuchung (Inquisitio) über etwaige Irrtümer und das hierauf gegründete Verfahren gegen die Irrlehrer. Das ist ganz im Wesen und im Zwecke der Kirche gegründet. Solche, die vom gemeinsamen Glauben der Kirche abweichen, konnten und können nie in der Kirche geduldet werden. Die Irrgläubigen, zumal die Verbreiter von Irrlehren, wurden ermahnt, gewarnt und, wo das nichts half, bestraft, freilich nur geistigerweise, durch die Entziehung der kirchlichen Gnadenmittel und zuletzt mit der Exkommunikation, — der Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft. Von äußerlichen bürgerlichen Strafen konnte in den ersten Jahrhunderten natürlich nicht die Rede sein, weil die Kirche selbst keine physische Zwangsgewalt besitzt.

2. Anders gestaltete sich die Sache, als der römische Staat christlich geworden. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat man die Religion mit Recht auch für politisch wichtig gehalten. Daher traten schon die Kaiser von Konstantin an, auch mit weltlichen Gesetzen und Strafen gegen diejenigen auf, welche gegen die Religion und Kirche sich vergangen hatten. Das thaten sie auch im Interesse des Staates, welcher durch Irrlehrer und Spaltungen in der Kirche und die daraus hervorgehenden Unruhen große Nachteile erleiden kann.[1]

3. Im Mittelalter waren Kirche und Staat noch enger mitsammen verbunden und es erschien ein Angriff gegen Religion und Kirche auch als Hochverrat gegen den Staat, und wer aus der Kirche gestoßen wurde, war auch vom Staate als geächtet, als recht-

---

[1] Vgl. Cod. Theod. XVI. 5, 40.

los erklärt.[1] Da geschah es, daß der Staat viel strenger gegen die Ketzer verfuhr, als die Kirche. Doch war bis ins zwölfte Jahrhundert die Todesstrafe nicht in Übung; sondern die Strafen bestanden in Verlust der Güter und Rechte, Verbannung oder Verwahrung in einem Kloster.

4. Mit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert trat ein strengeres Verfahren gegen die Häretiker ein, was aber in dem Charakter der damaligen Häresien seine volle Erklärung findet, und man darf sicher annehmen, daß auch zu unseren Zeiten solche Sekten, wie sie damals auftraten, nicht gelinder behandelt werden könnten. Denn die verschiedenen Sekten, die damals unter dem allgemeinen Namen der Albigenser, besonders im südlichen Frankreich, ihr Unwesen trieben, leugneten nicht etwa, wie frühere Häretiker, einen oder den anderen Glaubenssatz, sondern sie verbreiteten Grundsätze, die das ganze gesellschaftliche Leben zu erschüttern und alle Sittlichkeit und das Schamgefühl zu vernichten drohten. Daher hat sich das dritte Laterankonzil genötigt gefunden, die Obrigkeiten aufzufordern, daß sie mit aller Strenge einschreiten gegen die Häretiker, „da sie öffentlich ihre Irrtümer verbreiten, grausam gegen die Katholiken sind, nicht Kirchen, — nicht Witwen und Waisen verschonen." Innocenz III. hatte nebst mehreren anderen den Peter von Castelnau nach Südfrankreich beordnet, um gegen die Häretiker zu predigen und andere nötige Vorkehrungen zu treffen; dieser wurde von ihnen ermordet und es kam, wie zuvor erwähnt wurde, zu einem Kreuzzuge gegen die Ketzer, zum Albigenserkriege. Nach Beendigung desselben entstand erst die Inquisition als ein stehendes Glaubensgericht.

194. Die Inquisition als stehendes Glaubensgericht.

1. Durch die mit Waffengewalt bewirkte Unterdrückung der Häretiker und ihrer mächtigen Beschützer war zwar die nächste Gefahr für Kirche und Staat beseitiget, aber es mußte Fürsorge getroffen werden, gegen die noch im Verborgenen schleichenden Überreste

---

[1] Vgl. Sachsenspiegel, Bd. 2, Art. 13, §. 7. Schwabenspiegel, Landrecht §. 313 und die viel spätere Halsgerichtsordnung Karls V. vom Jahre 1532.

der Häresie, um für die Zukunft gesichert zu sein. Daher wurde auf der Synode von Toulouse 1229 folgendes verordnet: 1) Jeder Bischof soll in seinen einzelnen Pfarren einen Priester und zwei oder drei rechtschaffene Laien bestellen, und sie eidlich verpflichten, den Irrlehrern und ihren Beschützern nachzuforschen, und sie der geistlichen und weltlichen Behörde anzuzeigen; 2) die einen Irrlehrer verbergen, sollen ihr Besitztum verlieren; 3) jedes Haus, in welchem ein solcher verborgen gefunden wird, soll niedergerissen werden; 4) doch soll niemand als Häretiker bestraft werden, bevor der Bischof ihn nicht für einen solchen erklärt hat u. s. w. Wer nun als unverbesserlicher Häretiker befunden worden, wurde dem weltlichen Arme zur Bestrafung überliefert, wobei aber immer pro forma um Schonung seines Lebens gebeten wurde. Das war die bischöfliche Inquisition.

2. Da diese nicht überall zu genügen schien, bestimmte Papst Gregor IX. 1232 die Dominikaner zu Inquisitoren, welche nun überall, wo es nötig war, ihre Tribunale aufrichteten. Innocenz IV. (1243—1254) verschärfte die Mittel der inquisitorischen Gewalt und führte die Folter als solches ein, was seine Nachfolger guthießen. Eine Art Kodex des gesamten Verfahrens verfaßte 1376 der Dominikaner Nikolaus Eymerich.[1] Kerker und Feuertod, Konfiskation des Eigentums, das den Erben entzogen und unter die päpstliche Kammer, den Bischof und die Inquisitoren verteilt wurde, Unfähigkeit der Söhne Verurteilter zu allen öffentlichen Ämtern waren die Strafmittel des Gerichts, vor welchem keine Appellation galt[2] und vor dem der Beistand eines Rechtsanwaltes nicht gestattet war. Bürgerliche Gewalten, welche die Sentenz der Inquisition auszuführen sich weigerten, verfielen dem Banne und nach Jahresfrist der Inquisition selbst, als der Häresie verdächtig. Ein Dekret des Papstes Klemens V. erlaubte den Inquisitoren, „bloß ihrem Gewissen folgend", jeden einzukerkern und selbst in Fesseln zu schlagen.[3] Wenn es einerseits richtig ist, daß die Inquisitoren mitunter in unmenschlicher

---

[1] Directorium Inquisitorum, Barc. 1503; Rom. 1578; Ven. 1607 und 1705.

[2] Der Rekurs an den römischen Stuhl stand zwar nominell offen, war aber praktisch nicht leicht mit Erfolg durchzusetzen.

[3] c. 1. Multorum (V. 3) Clem.

Leidenschaft die Strenge übertrieben, so muß man andererseits nicht übersehen, daß sie von den Häretikern mannigfach gereizt, viele von ihnen auch erschlagen wurden. Gewiß wäre es, was schon der heilige Augustinus ausgesprochen, wünschenswert gewesen, daß man die Häretiker einer zeitgemäßen und disciplinären Strenge unterworfen und gebessert hätte, statt sie zu töten. Aber andererseits ist es unbillig und unstatthaft, an die Beurteilung dieser Frage statt den Geist jener Tage den der Gegenwart als Maßstab anzulegen. Den Päpsten aber muß das Zeugnis gegeben werden, daß sie stets bemüht waren, jede Grausamkeit durch Verordnungen zu hindern.

3. Daß man damals die Inquisition für nützlich, ja für notwendig erachtete, bewiesen auch weltliche Fürsten durch ihre Bemühungen, die Inquisition in ihren Staaten einzuführen und zu unterstützen. Der von weltlichen und kirchlichen Schriftstellern mit Recht hochgeachtete König Ludwig IX. von Frankreich bat 1255 den Papst Alexander V. um die Einführung der Inquisition in seinen Staaten. Besonders aber müssen wir den von Profangeschichtschreibern hochgerühmten Kaiser Friedrich II. nennen. Ihm war sicher an der Reinbewahrung des Glaubens nicht viel gelegen, und doch empfahl er zu Padua 1234 die Dominikaner als Inquisitoren, und verhängte weit schärfere Strafen gegen die Häretiker, als es die kirchlichen waren. Im Königreiche Aragonien wurde die Inquisition gleichfalls schon 1234 mit Bestätigung des Königs Jakob, in Venedig erst 1249 eingeführt. Hier war sie jedoch anfangs ein halbpolitisches Institut und wurde im sechzehnten Jahrhundert zu einem durchaus politischen. In Deutschland ist ein gewisser Konrad von Marburg als Inquisitor um 1233 sehr berüchtigt geworden, und er wurde aus Rache ermordet. Neuere Untersuchungen haben jedoch über ihn ein günstigeres Licht verbreitet.

Übrigens wird niemand alle Handlungen der Inquisition rechtfertigen wollen; nur haben die Kirchenfeinde kein Recht, die katholische Kirche darob zu schmähen, da auf ihrer Seite selber grausame Verfolgungen Andersdenkender nichts Ungewöhnliches waren, wobei man nur an Calvin, der den Servet einer bloßen Meinungsverschiedenheit wegen bei langsamem Feuer verbrennen ließ und an den Todesqualen seines Opfers sich mit höhnischem Lachen ergötzte, an die Henkerscenen in England und daran erinnern darf, daß in der einzigen

Stadt Nürnberg von 1577—1617 über dreihundertfünfzig der Ketzerei und Zauberei Verdächtige hingerichtet wurden.

195. Die spanische Staatsinquisition.

Einen von der kirchlichen ganz verschiedenen Charakter hatte die spanische Inquisition: sie war durchwegs eine politische Anstalt. Als nämlich 1479 durch die Vermählung Ferdinand des Katholischen mit Isabella die Königreiche Aragonien und Kastilien vereinigt wurden, da war es endlich nach achthundertjährigem Kampfe gelungen, der Herrschaft der Mohammedaner oder Mauren in Spanien ein Ende zu machen. Weil es aber bald nötig wurde, auf die gewaltsam bekehrten Mauren, die mit ihren Stammesbrüdern im nahen Afrika heimliche Einverständnisse unterhielten, ein wachsames Auge zu haben, so möchte insofern eine kirchliche Inquisition nicht überflüssig gewesen sein. Aber dem Könige lag noch weit mehr daran, die reichen Juden und die übermächtigen Granden auf kräftige Weise niederzuhalten. Zu diesem Zwecke diente ihm die Inquisition, die er einführte und die zugleich eine reiche Quelle des Staatseinkommens durch Gütereinziehung wurde. Das erste Tribunal dieses königlichen, mit geistlichen Waffen ausgerüsteten Gerichtshofes wurde 1481 zu Sevilla errichtet. Diese spanische Inquisition nun ist es, deren Grausamkeit mit Recht bitter getadelt wird und selbst von Päpsten getadelt wurde. Allein sie fällt am allerwenigsten der Kirche zur Last.[1] Waren auch die Inquisitoren zum Teil Geistliche, wie der berüchtigte Torquemada z. B., so waren sie doch ganz allein vom Könige angestellt, ihm verantwortlich und von seinem Winke abhängig. Ganz irrig sind auch die Vorstellungen, die man sich heutzutage von den sogenannten Autodafés (actus fidei = Glaubensakt) macht, wobei man sogleich an brennende Scheiterhaufen mit ihren unglück-

---

[1] Wie wenig der apostolische Stuhl mit der Errichtung dieser Staatsanstalt einverstanden war, bezeugt das Breve des Papstes Sixtus IV. vom 2. August 1483. Immerhin aber dürfte die Auffassung der spanischen Inquisition als einer Staatsanstalt auf einer Überschätzung des staatlichen Momentes gegenüber dem kirchlichen und auf einer Verkennung der Verquickung dieser beiden Faktoren im Mittelalter beruhen und trifft diese Auffassung wohl für die spätere Zeit teilweise zu, weniger für die erste.

lichen Opfern denkt. Allein es hat gar viele Autodafés gegeben, wobei nichts brannte, als die Kerzen, welche die reuigen Verirrten zum Zeichen der Buße und der Bekehrung in der Hand trugen, worauf sie entlassen wurden. Es waren dies nämlich meist nur Feierlichkeiten zur Lossprechung und Versöhnung der Irrenden mit der Kirche und nur wenige dieser Autodafés endeten mit dem Tode der Schuldigen, was, nach Entfernung der Inquisitoren, eine nur allein von der weltlichen Behörde vollzogene Handlung war. Der gleichfalls oft mit Schaudern nur genannte Sanbenito (= saccus benedictus) entspricht der damals auch anderwärts gebräuchlichen Büßerkleidung; er war nach Art einer Mönchskutte von gelber Farbe mit einer Mütze, caroza genannt, versehen und bei Todeswürdigen mit Kreuzen, Flammenbildern und Teufelsfratzen verziert. Die Inquisition urteilte außer über Glaubenssachen über eine Reihe gemischter oder sogar rein civiler Verbrechen: Unzucht, Sodomie, Polygamie, Aufruhr, Mord, Kirchenraub, Wucher, Verfertigen von Liebestränken, Schmuggel ꝛc. und viele Verurteilungen betreffen diese und nicht die Häresie. Da dieses Gericht die Gewalt des Adels und des hohen Klerus brach und dem Nationalhasse der westgotischen Spanier gegen die Abkommen der Mauren und Juden Vorschub leistete, war es beim Volke sogar populär und beliebt geworden. Alles dies muß die üblichen Ansichten über Inquisition sehr beschränken. Das Strafrecht jener Zeit war überhaupt hart und blutig und ein berühmter Rechtsgelehrter[1] meint, Spanien sei mit seiner Inquisition viel besser daran gewesen, als die Deutschen mit ihren Hexenprozessen. Übrigens — die Entstehung der Inquisition erklären und irrige Ansichten über sie berichtigen, heißt noch nicht sie loben oder empfehlen; wir bestreiten vielmehr durchaus einer jeden Gewalt das Recht, das Gewissen zu knebeln, und sind von Herzensgrund aus jedem Religionszwang abhold, mag er von einem Torquemada in der Dominikanerkutte oder von einem Bureaukraten in der Staatsuniform ausgehen.

Religionszwang aber hatte die spanische Inquisition betrieben, wie sie auch schon aus dem Kampfe zwischen germanischem und semitischem Blut und Wesen entstanden ist. Die Juden, schon in römischer Zeit sehr zahlreich in Spanien, standen zur Zeit der Westgoten in Verbindung

[1] Zöpfl, Peinliche Gerichtsordnung Karls V.

mit den Sarazenen in Afrika und gedachten ein neues Reich Israel zu errichten. König Egiza entdeckte die Verschwörung und verurteilte die Schuldigen zur Sklaverei. Als die Westgoten den Arabern erlagen, wozu Juden und Judenchristen die Hand geboten hatten, gewannen die Juden Ansehen, Reichtum und freie Bewegung; darum finden wir sie auch in hohen Stellungen. Ferner nahmen die Juden die arabische Bildung in sich auf: sie traten mit den Schulen am Euphrat und Tigris in Verband und so begann jetzt in Spanien eine reiche Nachblüte hebräischer Litteratur. Es entstand eine eigene Schule der Sprachforscher in Granada. Auch die hebräische Dichtung hatte einen Nachsommer, an welchem allerdings der arabische Einfluß unverkennbar ist.

Aber niemals legten die Goten oder christlichen Spanier ihr Mißtrauen gegen die Juden ab, sie sahen in ihnen immer die gefährlichsten Feinde des christlichen Glaubens. Oftmals waren es einzig die Päpste, welche die Juden vor Verfolgungen in Schutz nahmen. Nicht so sehr die eigentlichen Juden jedoch, als die Judenchristen oder Maranos[1] waren der Gegenstand des Verdachtes. Insgeheim eifrige Juden, waren sie zum Schein Christen, kamen in die höchsten Ämter, sogar auf Bischofsstühle, heirateten in die ersten Familien. Gegen diese, welche die spanische Nationalität bedrohten, nicht gegen die eigentlichen Juden, richtete sich die Inquisition; sie bildeten ein Volk im Volke und suchten 1473 die Festung Gibraltar in ihre Gewalt zu bringen. Die Vorstellung der drohenden Gefahr bewog Isabella, 1478 vom Papste die Einführung der Inquisition zu erbitten. Um durch milde Maßregeln zu wirken, ließ der Kardinal Mendoza ein volkstümlich gehaltenes Büchlein über die Pflichten der Christen verbreiten und wurde eine friedliche Mission durch Predigten und Unterredungen unter den Verdächtigen veranstaltet. Die Antwort war die anonyme Gegenschrift eines Juden mit beißenden Bemerkungen über die christliche Religion. Da ließ Isabella die Inquisition ins Leben treten. Am 2. Januar 1481 erschien der erste Erlaß in Sevilla, welcher die Kennzeichen des geheimen Judaismus und die Weisung gab, die desselben verdächtigen Individuen anzuzeigen. Dies ist der Anfang der eigentlichen spanischen Staatsinquisition, die erst 1808

[1] Von Maranu atha = unser Herr kommt.

durch Napoleon wieder aufgehoben wurde. Der erste Großinquisitor war Thomas Torquemada, und der Inquisitionsrat, welcher ihm zur Seite stand, war aus Staatsbeamten, darunter auch Laien, zusammengesetzt. Der Papst beschwerte sich bald über deren ungerechtfertigte Strenge und drang auf Schonung der Reuigen. Dem Tribunal aber ward bald ein reicherer Stoff gewährt: die Untersuchung führte zur Überzeugung von eifrigen Bestrebungen der Juden, die alten Christen wie die Neubekehrten, die Maranos, zu ihrem Glauben hinüberzuziehen; ganz Spanien sollte jüdisch und Toledo am Fronleichnamstag 1485 besetzt werden. Die Entdeckung des Planes mit Toledo sprach für den Antrag der Inquisitoren, alle Juden aus Spanien zu verjagen, denn nur so könne man der Proselytenmacherei ein Ende machen. Die Juden bekamen Wind von dem Antrag und boten Ferdinand und Isabella dreißigtausend Dukaten für Schonung an. Die Regierung war wegen des Maurenkrieges sehr in Geldnot und geneigt, auf den Antrag einzugehen, Torquemada aber rief: „Judas Ischariot hat seinen Meister für dreißig Silberlinge verkauft; Ew. Majestät wollen ihn von neuem um dreißigtausend verkaufen, hier ist er, nehmt ihn und verhandelt ihn." Dies wirkte. Am 30. März 1492 unterzeichneten die Herrscher zu Granada den Befehl an alle ungetauften Juden, mit dem Ende des kommenden Juli das Reich zu verlassen; auf Rückkehr nach dieser Zeit war Todesstrafe gesetzt; ihr Vermögen konnten sie in Wechseln oder Waren, aber nicht in Gold und Silber mit sich nehmen. Und siehe: dreißigtausend Familien opferten lieber die teure Heimat als den Glauben der Väter; die spanische Regierung stellte Schiffe und sie wanderten aus nach England, wo heute noch in den Synagogen ein Teil der Gebete in spanischer Sprache hergesagt wird, nach Frankreich, Afrika, Neapel und nach der Levante, wo sie ein Jahrhundert lang noch spanisch redeten.

Weil Reinheit des Glaubens und des Blutes die durch seine Geschichte begründete Leidenschaft des Spaniers war, so führten diese bald einen zweiten Schlag, wie früher gegen die Juden so jetzt gegen die Mauren. Diesen war bei der Unterwerfung Granadas freie Übung ihrer Religion und das Leben nach ihren Gesetzen zugesichert worden. Gewaltsame Mittel zur Bekehrung der Mauren verschmähten die Herrscher, sahen es aber gern, wenn sie durch Unterricht und Bekehrung gewonnen wurden, und errich-

teten deshalb ein Bistum in Granada. Der erste Bischof war Hernando de Talavera, der durch Unterricht, durch Werke der Wohlthätigkeit und durch eine engelgleiche Sittenreinheit viele Mauren gewann. Die Regierung unterstützte die Bekehrung, sie erließ 1499 ein Gesetz, daß kein Maure seinen Sohn wegen Übertrittes zum Christentum enterben dürfe und die bekehrten maurischen Mädchen aus Staatsgütern ausgesteuert werden sollten.

Aber noch in demselben Jahre erregte der Haß gegen die Missionäre und den großen Ximenes einen gefährlichen Aufstand und es wurde den Mauren nur die Wahl zwischen Taufe und Auswanderung gelassen. Die Mehrzahl ließ sich taufen, die Auswanderer erhielten gegen eine geringe Steuer sicheres Geleit und Überfahrt auf königlichen Schiffen nach der Berberei in Afrika, wo ihre Nachkommen noch bis auf heute die Schlüssel ihrer ehemaligen Häuser in Spanien aufbewahren. Im ganzen Königreiche Granada gab es jetzt keine Mauren mehr, sondern nur Moriskos oder bekehrte Mauren. Um sie vor Rückfall zu bewahren, wurde ihnen (20. Juli) 1501 aller Umgang mit den Mauren im übrigen Spanien, welche ihren alten Glauben ungehindert bekannten, verboten. Am 12. Februar 1502 erschien aber die Pragmatika oder der Befehl, daß alle Mauren Spaniens sich zu bekehren oder auszuwandern hätten. Deza, der zweite Großinquisitor, soll die Herrscher dazu bewogen haben. Nur wenige wanderten aus. Für den christlichen Unterricht der Neubekehrten sorgte Ximenes, der dritte Großinquisitor, in der vernünftigsten Weise;[1] er that auch alles, die Prozesse zu vermindern, falsche Ankläger gefangen zu setzen und falsche Zeugen zu entlarven. Die Inquisitionsbeamten wurden streng beaufsichtigt, unwürdige entlassen oder schwer bestraft. Sein Versuch aber, nur Geistliche in den Oberrat dieses Gerichtes zu bringen und dieses dadurch zu mildern, scheiterte an dem Willen Ferdinands, der Inquisition ihren staatlichen Charakter zu lassen.

---

[1] Ximenes wurde schon früher, und zwar 1494 in die eben kurz zuvor eroberte Stadt Granada berufen, um dort an dem Werke der Bekehrung teil zu nehmen. Seinem Eifer und seinem Geiste gelang es auch bald, daß viertausend Mauren das Christentum annahmen und in Granada, der tausendtürmigen Stadt, nun wieder der Klang der Glocken gehört wurde. Davon erhielt er den Namen Alfagui Campanero, der Glockenbischof.

Nach den üblichen Darstellungen war die Inquisition ein wahrer Moloch, der unzählige Unschuldige verschlang, bloß weil sie einer extrem katholischen Richtung nicht huldigen mochten. Es wird gesagt: Der Angeklagte, den man immer greulichen Foltern unterwarf, bekam nicht einmal seinen Ankläger zu Gesicht und Kinder mußten die Vergehen ihrer Väter büßen; die Verurteilung des Angeklagten sei mit dem Vorteile der Richter in Verbindung gestanden und daß noch qualvoller als der Tod für den Verurteilten das Bewußtsein war, daß er einen mit Schande gebrandmarkten Namen seiner in ewiges Verderben gestürzten Familie zurücklasse ꝛc. Solche Darstellungen stützen sich auf einen gewissen **Llorente.** Dieser, 1756 geboren, seit 1774 Priester und 1789 Sekretär der Inquisition, hätte eine wahre Darstellung dieses Institutes geben können; allein er war ein schlechter Priester, ein schlechter Spanier, eine käufliche Seele; ein Werkzeug Godoys, Ministers König Karls IV. von Spanien, half er diesem die Freiheiten der Basken[1] rauben; nach Godoys Sturz Werkzeug der Franzosen, vollzog er das Gesetz wegen Aufhebung der Klöster und wurde schließlich einer Unterschlagung von elf Millionen Realen angeklagt. Im Auftrage König Josephs und später als Hochverräter verbannt, schrieb er in Paris seine Geschichte der Inquisition, die von absichtlichen und unabsichtlichen Unwahrheiten und Unrichtigkeiten wimmelt und in Zahlen-

---

[1] In ihrer eigenen Sprache Escualdunac genannt, sind die **Basken** das älteste unvermischte Volk Europas, das seine Nationalität selbst unter der römischen Herrschaft erhielt, der letzte Rest der iberischen Urbewohner Spaniens, auf beiden Seiten der westlichen Pyrenäen wohnend: Frankreich (Departement Niederpyrenäen) gehören etwa zweihunderttausend an; in Spanien bilden sie den Grundstock der Bevölkerung, gegen fünfhunderttausend, in Navarra und den Provinzen Alava, Guipuzcoa und Vizcaya, die deshalb Provincias bascongadas = baskische Provinzen, genannt werden. Ihre bürgerliche und politische Einrichtung trägt einen republikanischen Charakter. Ihre Rechte und Volksfreiheiten wußten sich die Basken bis auf unser Jahrhundert herab zu bewahren und erst mit dem Vertrage zu Vergara (1839) erfolgte ihre Unterwerfung unter die konstitutionelle Regierung. Ihre Sprache, von Wilhelm von Humboldt als der Sanskritfamilie angehörig erklärt, ist im allgemeinen die der alten Iberer Spaniens und Aquitaniens, aber zur bloßen Mundart herabgesunken. Von einer baskischen Litteratur kann nur in beschränktem Sinne die Rede sein; außer Sprichwörtern sind nur Lieder (Dantzas) und dramatische Kompositionen bekannt: Grammatiken lieferten Blanc (1854) und Lardizabal (1856), ein Wörterbuch Chaho.

angaben höchst leichtfertig ist. Schon die Grundanschauung ist eine verfehlte, daß die Inquisition ein Sieg der geistlichen über die Staatsgewalt sei, während das Umgekehrte der Fall ist.

Wer über das Institut der Inquisition, von der ein Schriftsteller einmal gesagt: daß sie nichts weiter, als eine sehr gut bediente Polizei gewesen, vor der durchaus kein Ansehen der Person half, ein historisch treues Bild sich zu machen wünscht, dem empfiehlt sich die Lektüre des vortrefflichen Werkes „Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts“ von Bischof Hefele. Diese zur Zeit im Buchhandel leider vergriffene Schrift widerlegt quellenmäßig alle hierher gehörenden landläufigen Geschichtslügen, so insbesondere auch jene über **Peter Arbuez**, der bei den Gegnern der katholischen Kirche insgemein als das Prototyp eines Ketzerverfolgers, als der grausamste und blutdürstigste unter den spanischen Inquisitoren gilt. Als solchen haben ihn die Gegner in Wort und Bild gebrandmarkt. Da ihn aber die Kirche sogar unter ihre Heiligen zählt, so müssen wir um so mehr auf die Sache des Näheren eingehen. Arbuez wurde unter dem Volke und sohin allgemein bekannt erst durch ein Gemälde von Kaulbach, das zu Anfang der siebziger Jahre unter dem Titel: „Peter Arbus von Epila, der Großinquisitor der Jesuiten“ zuerst in Leipzig ausgestellt wurde, um dann die Runde in der Welt zu machen. Auf diesem Bilde ist Arbuez mit einem möglichst diabolischen Altweibergesicht, aus dem ein paar grimmige Zähne herausgrinsen, dargestellt. Zwei weiße Haarbüschel erinnern gleichzeitig an Hörner und Feuerflammen. Vor ihm befinden sich die zum Scheiterhaufen bestimmten Opfer: ehrwürdige Männer, apollogleiche Jünglinge und zarte Frauengestalten. Nach einer der letzteren schlägt der blinde und greise Erzbischof — er ist mit dem Pallium geschmückt — mit einem langen Stock, dem ein daneben stehender Mönch die Richtung gegeben zu haben scheint, während selbst die anderen verhärteten Mönche ob der unmenschlichen Grausamkeit ein gelindes Gruseln zu befallen scheint. Das Bild war lange Zeit im Originale und in sorgfältigen Kopien ausgestellt, that aber die gewünschte Wirkung im Publikum nicht, es war eben zu grell: man merkte die Absicht und war verstimmt. Die Kunstgeschichte aber verzeichnet darob in ihren Blättern die Worte: Kaulbach, geboren 1805, gestorben 1874, war einer der genialsten Maler unserer Zeit, entwürdigte jedoch in den letzteren Jahren seine Kunst durch tendenziöse Machwerke, zu denen vor allem seine beiden Bilder: „der deutsche Michel“ und „Peter Arbuez“ zu zählen sind. Bei Ausstellung des letztgenannten suchte man offenbar eigens nach jenem obigen, packend sein sollenden Titel, vergaß aber ergötzlicherweise, daß Arbuez schon 1485 starb

während der Gründer des Jesuitenordens erst 1491 geboren wurde! Allein auch sonst entbehrt das Gemälde alles historischen Untergrundes. Wenn die Gegner von Arbuez schreiben, „daß er unter Verübung der entsetzlichsten Grausamkeiten seines Amtes mit solchem Zelotismus waltete, daß schon nach sechzehn Monaten die Zahl derer, die er dem Scheiterhaufen überlieferte, sich auf viele Hunderte belief, so hat R. Bauer S. J. 1882 in den „Stimmen aus Maria Laach" solchen und anderen ähnlichen Schmähungen gegenüber die kurze, aber auch heute noch von niemand widerlegte Erklärung, bezw. Aufforderung veröffentlicht: „Arbuez trat als Inquisitor am 19. September 1484 in Funktion und wurde am 14. September 1485 von den Juden ermordet. Aus dieser ganzen Zeit ist aber keine einzige Hinrichtung bekannt." Die Möglichkeit einer Widerlegung ist eben durch die Geschichte und ihr Zeugnis völlig ausgeschlossen. Peter Arbuez, 1442 zu Epila als Sprößling einer adeligen Familie geboren, in seiner Jugend durch Lerneifer und Frömmigkeit ausgezeichnet, übernahm erst ein Kanonikat in Saragossa an der Kathedrale zu Saragossa, ward später Augustiner und Priester. Als Torquemada ihn (4. Mai 1484) zum Inquisitor für Aragonien ernannte, machten eben damals die bedrohten Juden und Judenchristen die heftigste Opposition gegen den neugeschaffenen Gerichtshof und insbesondere suchten die Maranos die Güterkonfiskation und andere Bestimmungen beim Könige rückgängig zu machen. Da dies nicht gelang, wollte man durch das radikalste Mittel, durch Ermordung der Beamten, des verhaßten Institutes sich entledigen. Nicht so sehr gegen die Inquisitoren, als vielmehr gegen die Inquisition war der Racheplan gerichtet, indem die Verschwörer, welche zur Dingung und Belohnung der Mörder eine förmliche Steuer auf die Juden Aragoniens zu legen wagten, mit der Hoffnung sich trugen, es würde aus Schrecken dann niemand mehr zur Übernahme des Amtes sich bereit finden. In der Nacht vom 14. auf den 15. September 1485 kam die lang geplante Blutthat zur Ausführung. Eben, als Arbuez um die Mitternachtsstunde zur Teilnahme am Chorgebet in die Kathedrale sich begeben und auf den Stufen eines Altares knieend sein stilles Gebet verrichtete, wurde er an solch heiliger Stätte von den gedungenen Mördern meuchlings überfallen und tödlich verwundet. Man trug ihn, während die Mörder flohen, in seine Wohnung, wo er nach andächtigem Empfange der heiligen Sakramente, seinen Feinden herzlichst verzeihend, am 17. September, erst dreiundvierzig Jahre alt, gottselig starb. Das Volk begann sogleich ihn als Märtyrer zu verehren und sein Andenken fortan am 17. September zu begehen. Am 8. Dezember 1487 ward ihm ein prachtvolles Denkmal errichtet und bald auch die kirchliche Sanktion für die vom Volke ihm bereits gezollte Verehrung in Rom nachgesucht. Schon 1490 begann der Prozeß, doch erst am 17. April 1663 erfolgte durch Alexan-

der VII. die Seligsprechung und nach abermaliger Untersuchung durch Pius IX. am 29. Juni 1867 die Heiligsprechung. Die horrende Anklage aus späterer Zeit wird aber nicht bloß durch diese kurze Geschichte seines Lebens und Todes widerlegt, sondern auch durch das übereinstimmende Zeugnis gleichzeitiger spanischer Schriftsteller. Nur die Vertreter der „deutschen Kunst und Wissenschaft", ein Kaulbach, Hase, Kurtz, Löwenberg, Schlottman, Jakobi und andere brachten es über sich, einen mit der Krone des Martyriums geschmückten heiligmäßigen Mann zu einem „blutdürstigen Greis", zum „Henker vieler Tausende", zu einem „Massenmörder" zu stempeln! Vgl. Geschichtslügen, 6. Aufl. 1886 bei Schöningh in Paderborn, S. 287 ff.

196. Wiclef.

Diese ganze Periode hindurch ließ sich der Ruf nach Verbesserung der kirchlichen Angelegenheiten und Abschaffung der Mißbräuche vielfach vernehmen; nur besteht zwischen den Männern, die solchen Ruf erschallen ließen, eine große Verschiedenheit. Die einen, wie der heilige Bernhard, fingen diese Verbesserung bei sich selbst an, und unterstützten in geziemender Ehrfurcht mit weisen Ratschlägen die Kirchenvorsteher, von welchen aus jede Änderung kommen muß. Andere, wie wir bereits bei den beschriebenen Sekten gesehen haben, riefen entweder das Volk oder die weltlichen Fürsten gegen die Kirche auf, woraus nur Unheil und Verwirrung entstehen mußte. Zu dieser Klasse der Reformatoren gehört auch Wiclef und sein Nachbeter Hus.

Johann Wiclef (Wiclif, Wycliffe), war 1324 in England geboren, in dem Dorfe Wiclif, woher er auch seinen Namen erhielt, in der Grafschaft York, studierte zu Oxford, wurde Priester und wird als ein in seinen Sitten sehr strenger Mann und als scharfsinniger Gelehrter gepriesen. Seinen Scharfsinn zeigte er jedoch vorzüglich in maßlosen Schmähungen gegen die Bettelmönche und gegen das Papsttum; und der Grund dazu lag zumeist in seinen persönlichen Verhältnissen. Er mußte nämlich die einträgliche Präfektenstelle an einem neugestifteten Kollegium, an der von dem Erzbischof Ipsych gestifteten „Canterbury-Halle" zu Oxford einem Mönche abtreten, weil die Stiftung ursprünglich für einen Mönch bestimmt war; daher sein Haß gegen das Mönchtum. Dann wurde er einer Gesandtschaft an den

Papst beigegeben, welche Streitigkeiten zwischen diesem und dem Hofe von England ausgleichen sollte, und welche nicht nach Wunsch ausfiel;[1] daher sein Schimpfen gegen den Papst. Bei Hofe aber erhielt er Beifall und wurde 1372 zum Professor in Oxford befördert, zu welchem Amte er 1375 auch noch die Pfarrei Lutterworth hinzuerhielt. Da er in Wort und Schrift immer heftiger gegen Mönche, Geistliche und Päpste loszog und auch dogmatische und kommunistische Irrtümer vorbrachte, so wurden achtzehn irrige Sätze Wiclefs nach Rom gesandt, worauf der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London den Auftrag erhielten, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Das geschah; aber weil der Hof und die Universität ihn in ihren Schutz nahmen, konnte gegen Wiclef nichts Entscheidendes unternommen werden. Hierdurch ermutigt, ging Wiclef weiter und griff nun auch die katholische Glaubenslehre von der Eucharistie an, behauptend, Christus sei darin nur bildlich und geistigerweise gegenwärtig: zugleich machte er sich eine eigene Übersetzung der heiligen Schrift, um bequemer disputieren zu können. Da berief 1382 der Erzbischof eine Synode, die sogenannte Erdbebensynode, worin mehrere (vierundzwanzig) Sätze Wiclefs verdammt wurden. Er nahm wieder seine Zuflucht zur Gunst des Hofes, allein da derselbe aus Wiclefs neuen Irrlehren keinen Vorteil hoffen konnte, wurde das Urteil bestätigt und Wiclef der Professur entsetzt. Er gab nun eine Art von Widerruf, und zog sich auf seine Pfarre zu Lutterworth zurück, wo er bis an sein Lebensende litterarischen Arbeiten sich widmete. In der letzten Zeit noch verfaßte er sein Hauptwerk, den Trialogus, worin er die Wahrheit, Lüge und Klugheit sich miteinander unterreden ließ und sein sabelianisches Lehrsystem ausführlich darlegte. Am 28. Dezember 1384 wurde er während der Wandlung bei der Messe, die sein gleichgesinnter Kaplan

[1] Als im Jahre 1365 Papst Urban V. den seit der Unterwerfung Englands unter den römischen Stuhl schuldigen, jedoch seit fünfunddreißig Jahren nicht mehr entrichteten Zins jährlicher tausend Mark von Eduard III. forderte, erklärte das Parlament, Johann ohne Land sei zu jenem Lehensvertrag ohne Zustimmung der Stände nicht befugt gewesen, und der jetzige König dürfe auf die Forderung nicht eingehen. Wiclef warf sich zum Verteidiger dieser Parlamentsbeschlüsse auf, geißelte auf das schärfste die Gebrechen der Kurie von Avignon und nannte in einer Predigt den Papst den „Antichrist, den hochmütigen weltlichen Priester von Rom, den verdammten Gelderpresser“.

las, vom Schlage gerührt, verlor die Sprache und auch fast alle Bewegung; wenige Tage später (31. Dezember) war er eine Leiche.

Von seinen Irrtümern nennen wir außer den oben angedeuteten über die Eucharistie noch folgende: Der Christ schöpft die Gewißheit seines Glaubens durch die Gnade Christi, ohne die Kirche, aus der heiligen Schrift, der alleinigen Glaubensquelle. Ein Bischof oder Priester, der schwer gesündigt hat, kann kein Sakrament spenden; wenn der Papst unsittlich und darum ein Glied des Teufels ist, so hat er keine Gewalt über die Gläubigen; wer in einen Mönchsorden tritt, wird eben dadurch zur Beobachtung der Gebote Gottes weniger fähig; die Klöster sind vom Teufel eingeführt; in einen Bettelorden eintreten oder sich des Reiches Gottes verlustig machen, ist dasselbe; die Geistlichen sollen in Armut leben und die Fürsten sind in ihrem Gewissen verbunden, die geistlichen Güter zum Wohle des Staates und zur Ehre Gottes einzuziehen. (Seine eigene Person nahm Wiclef natürlich davon aus, denn neben seiner Professorsstelle besaß er noch ein Kanonikat und eine Pfarrpfründe.) Auch bis zum Pantheismus verstieg sich seine Spekulation, er behauptete: „Alle Natur ist Gott, und jedes Wesen ist Gott, — auch der Esel.“ Indem er den Schöpfungsbegriff auflöste, substituierte er die Emanationstheorie, wonach dann, in weiterer Folgerung „alles, was geschieht, aus Notwendigkeit geschieht,“ so zwar, daß Gott selbst, wie auch das Werk der Erlösung, der unbedingten Notwendigkeit unterworfen ist.

Übrigens gewann Wiclef seine Angehörigen mehr unter den Gelehrten und Vornehmen, als bei dem Volke; doch durch strenge Maßregeln wurden dieselben in England fast gänzlich unterdrückt. Dafür tauchten durch die Thätigkeit seiner Schüler, die er schon zu seinen Lebzeiten als Wanderprediger aussandte und die, meist rohe Freunde des Umsturzes, Lollharden hießen, die Lehren Wiclefs in Böhmen wieder auf.

197. Hus.

Als Wiclefs Schriften auf der berühmten und damals sehr zahlreich besuchten Universität zu Prag bekannt wurden,[1] entstanden

[1] Der Verkehr Böhmens mit England zur Zeit des Wiclefismus war dadurch häufiger geworden, daß Richards II. Gemahlin, Anna von Luxemburg,

dort heftige Streitigkeiten darüber, indem zwar die Mehrzahl der Doktoren die darin enthaltenen Irrtümer anerkannte und das darüber ergangene kirchliche Verdammungsurteil billigte, andere aber sie begierig lasen und priesen. Unter diesen that sich besonders Johannes **Hus**, seit 1398 Professor der Universität, Prediger an der Bethlehemskapelle[1] und Beichtvater der Königin, hervor. Er war zu Husinec 1369 geboren, nicht ohne Talente und von äußerlich strenger Lebensweise, aber ungemein anmaßend; die Grundlage einer wahren Frömmigkeit, — die Demut, fehlte ihm gänzlich. Hierdurch hat er sich ein trauriges Schicksal bereitet und in dem schönen Böhmerlande einen fünfzehnjährigen Krieg unter furchtbaren Verwüstungen herbeigeführt.

Hus hatte sich schon früher darin gefallen, scharfe Strafpredigten gegen alle Stände — insbesondere gegen Geistliche zu halten; nachdem er aber durch die beiden Edelleute Niklas Faulfisch und Hieronymus mit Wiclefs Schriften bekannt geworden war, übersetzte er nicht nur einige davon ins Böhmische und machte dessen Irrtümer so dem Volke zugänglich, sondern verbreitete Wiclefs Ansichten immer dreister in Wort und Schrift, z. B. Petrus sei nicht das Oberhaupt der Kirche gewesen, und auch vom Papste sei das ungewiß; man sei den kirchlichen Vorstehern keinen Gehorsam schuldig; — wenn ein geistlicher oder weltlicher Vorgesetzter eine schwere Sünde begeht, so sei er kein Vorgesetzter mehr; — kurz, wenn es nach dem Willen dieses Reformators gegangen wäre, so hätte alle kirchliche und bürgerliche Ordnung aufhören müssen. Er trieb es in Schule und Kirche im Schimpfen so arg, daß einmal ein Zuhörer ihm zurief: „Magister, ich bin in Rom gewesen, habe den Papst und die Kardinäle gesehen, aber so schlimm, wie ihr da sagt, ist es nicht."

Da die Universität, an welcher die Deutschen das Übergewicht

---

eine Tochter Kaiser Karls IV. und Schwester Königs Wenzel war. Vornehme Böhmen studierten auf der Universität Oxford, und Engländer besuchten die damals schon, wenngleich erst kurz zuvor von Karl IV. 1348 gestiftete, außerordentlich blühende Universität von Prag.

[1] Diese kleine Kirche war 1392 von einem Kaufmann gestiftet worden, damit darin böhmisch gepredigt werden möchte; denn damals wurde in diesem Lande meist deutsch gepredigt, und die Kirchen, wo dies böhmisch geschah, waren eine Ausnahme.

hatten, die Lehren Wiclefs als häretisch verwarf, setzte es Hus beim König Wenzel durch, daß in Zukunft die böhmische Nation der Universität drei Stimmen, die drei anderen Nationen (sächsische, bayerische und polnische) zusammen aber nur eine Stimme haben sollten, was zur Folge hatte, daß diese Gekränkten (über zehntausend Studenten) Prag verließen und die Hochschule zu einer Landesuniversität herabsank; so entstand die Universität Leipzig, die von Krakau aber wurde verstärkt.

Auf die Klagen, die bei dem Papste über Hus einliefen, wurde dieser zwar nach Rom zur Verantwortung gerufen, aber König Wenzeslaus (der nämliche, der den heiligen Johann von Nepomuk in der Moldau ersäufen ließ) nahm ihn in seinen Schutz; doch wurde Hus exkommuniziert. Mittlerweile vergrößerten sich die Unruhen in Prag noch dadurch, daß Hus sich der Verkündigung eines Kreuzzuges gegen Ladislaus von Neapel, beziehungsweise des Ablasses, der eben vom Papst Johannes XXIII. aus diesem Anlasse ausgeschrieben worden war, in Reden und Schriften widersetzte, wovon die Folge war, daß am nächsten Sonntage die Prediger in den Kirchen beschimpft und mißhandelt wurden. Die päpstliche Bulle wurde durch einen Volkshaufen unter Anführung eines Ritters von Waldstein auf öffentlichem Platze verbrannt. Während sich die Weltgeistlichen vor der Verlesung dieser Kreuzbulle fürchteten, thaten dies nicht so die aus dem Ordensklerus; gegen diese letzteren hetzte darum Hus das Volk auf, das sich nun auf sie stürzte: drei Mönche wurden dabei ergriffen, wovon zwei in das Gefängnis, der dritte aber in die Moldau geworfen wurde. Hieronymus von Prag, gleicher Gesinnung mit Hus, war es, der diese That vollbracht und den aufrührerischen Worten somit auch Gewaltthaten hinzugefügt hatte. Der Magistrat von Prag ließ, um die Ruhe herzustellen, die Rädelsführer festnehmen; das Volk sammelte sich und forderte deren Loslassung; der Magistrat versprach, glimpflich mit ihnen zu verfahren, — ließ aber in der Nacht drei hinrichten. Das war nun freilich übereilt; die Hussiten verehrten die Hingerichteten als Märtyrer, der Tumult war jetzt noch größer, — da zog Hus sich auf das Land in der Nähe seines Geburtsortes zu befreundeten Edelleuten zurück, auf deren Gütern er damals sein Hauptwerk, die Schrift De ecclesia abfaßte und nun auch das Landvolk aufzureizen begann.

198. Hus auf dem Konstanzer Konzil.

Zur selbigen Zeit 1414 wurde eine Kirchenversammlung zu Konstanz gehalten. Hus hatte sich öfter auf ein Konzil berufen, daher forderte ihn Kaiser Sigismund auf, dahin zu ziehen, um sich zu verantworten. Dazu versprach der Kaiser, ihm einen Geleitsbrief (literas salvi conductus) auszustellen. Diesen Geleitsbrief erhielt er übrigens erst, als er bereits in Konstanz sich befand. Daß ein solcher Geleitsschein, wie etwa heutzutage ein Reisepaß, nur unter der Bedingung Sicherheit gewähren konnte, wenn der Besitzer desselben sich fortan ordentlich betrug und sich nicht weiter etwas zu schulden kommen ließ, versteht sich wohl von selbst, wie auch, daß ihn der Geleitsbrief wohl gegen fremde Vexationen, aber nicht gegen den ordentlichen Richter und dessen Urteil schützen konnte. Von diesem Gesichtspunkte aus muß der so gewöhnliche Vorwurf: daß das Konzil das sichere Geleite verletzt habe, beurteilt werden. Weiters wurde auch mit großem Unrechte dem Konzil von Konstanz der in keinem approbierten Dekrete vorfindliche Satz zugeschrieben, einem Häretiker gegenüber sei keine Treue zu halten.[1]

Hus war in der Paulusgasse bei einer Witwe Namens Fida abgestiegen, welches Haus noch heute sein Reliefbild trägt, und er genoß volle vier Wochen hindurch in Konstanz volle Freiheit; dann aber wurde anfangs eine gelinde, später eine strenge Haft über ihn verhängt. Welchen Grund hatte das Konzil dazu? diesen: Hus war bekanntlich seit einem Jahre exkommuniziert und demzufolge von allen priesterlichen Verrichtungen, namentlich vom Messelesen und Predigen suspendiert. Man hatte ihm bei seiner Ankunft in Konstanz die Gunst erwiesen, seine Exkommunikation insoweit aufzuheben, daß er mit anderen umgehen und

[1] Das von Gieseler citierte Edikt de salvo conductu ist unecht und findet sich auch nur im Codex Dorrianus zu Wien. Vgl. Hist. pol. Blätter IV. 402 ff.; Hefele, Konziliengeschichte VII, 218 ff. Für die Interpretation des dem Hus gewährten Geleitsbriefes ist auch von großer Wichtigkeit, daß die Väter des Konzils bekanntlich auch über Papst Johann XXIII. zu Gericht saßen, ihn gefangen nehmen ließen und absetzten, obschon er freies Geleite von Sigismund und der Reichsstadt Konstanz erhalten hatte, ohne daß dieser oder ein anderer über einen Bruch des Geleitsbriefes je Klage führte.

kirchlichen Funktionen beiwohnen konnte (was sonst solchen nicht erlaubt war); keineswegs aber war ihm selbst das Messelesen und Predigen gestattet. Aber das war kein Hindernis für Hus. Wie er schon in Prag gewohnt war, sich um Befehle und Strafen seiner kirchlichen Oberen nicht zu kümmern, indem er dagegen eine neue Art Appellation, nämlich unmittelbar an Christum den Herrn, erfunden hatte, so that er desgleichen während seiner Reise nach Konstanz, so that er in Konstanz selbst. Mit wem er zusammentraf, Geistlichen wie Laien, unterließ er nie, seine Strafreden gegen Papst und Geistlichkeit vorzutragen, und er rühmt selbst von sich, daß er dafür Lob geerntet. Dazu kam noch, daß mehrere, die aus Böhmen hier sich einfanden, ihre Verwunderung darüber äußerten, wie ein Mann, der ganz Böhmen in Aufruhr gebracht hatte, hier frei herumgehen könnte. So mußte das Konzil eine Vorkehrung treffen. Der Kaiser war allerdings anfangs hierüber entrüstet, als man ihm aber diesen Umstand aufklärte und ihn auf der anderen Seite erinnerte, daß er dem Konzil feierlich zugesichert habe, es solle mit aller Freiheit seine kirchliche Gerichtsbarkeit und apostolische Vollmacht üben, so erkannte auch der Kaiser die Rechtlichkeit des Vorganges an und unterstützte das Konzil auch hierin. Es kam dabei immer noch darauf an, wie sich Hus in betreff seiner unheilbringenden Behauptungen verhalten werde, und Kaiser Sigismund erklärte ihm offen: „Was uns betrifft, so werden wir niemals Deine verstockten Irrtümer in Schutz nehmen; wir werden lieber mit unseren eigenen Händen das Feuer anschüren, als zugeben, daß Du in Deinem unnachgiebigen Trotze verharrest." Hus wurde nun mehrere Male vor das Konzil berufen; er suchte sich zwar über seine ihm vorgelesenen irrigen Behauptungen zu verantworten, aber von einem Widerruf wollte er nichts wissen; denn, daß er in irgend etwas irren könnte, hielt er für unmöglich. Da alle Bitten und Ermahnungen, selbst von seiten des Kaisers, fruchtlos blieben, wurde über dreißig Artikel seiner Schriften das Anathema gesprochen, er selbst aber als ein Häretiker verurteilt, seiner priesterlichen Würde entkleidet und dem Kaiser übergeben. So wurde denn die damals für Häretiker (nach weltlichen Gesetzen) bestimmte Strafe an ihm vollzogen: Kaiser Sigismund übergab ihn dem Pfalzgrafen Ludwig, dieser wieder dem Vogt von Konstanz, und so wurde Hus auf den Brühl bei Konstanz zum Scheiterhaufen geführt, auf welchem er mit

einer Standhaftigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, am 6. Juli 1415 endete. Die Asche wurde in den Rheinstrom gestreut.[1]

Wenn es übrigens auch zu bedauern ist, daß eine so schwere Strafe über ihn verhängt wurde, so findet diese Strenge doch ihre Erklärung in den Zeitumständen. Zur Kirchenversammlung war eine große Zahl von frommen und gelehrten, — dabei meist freisinnigen Männern, — dann geistlichen und weltlichen Fürsten zu dem Zwecke zusammengekommen, um in der Kirche und in den Staaten die gestörte Ruhe wieder herzustellen. Das war größtenteils gelungen; — nun stand dieser Mann da, von dessen Grundsätzen und unbeugsamem Starrsinne neue Verwirrungen zu befürchten waren. Zu einer anderen Zeit wäre er wohl gelinder davon gekommen.

Auch Hieronymus von Prag erlitt am 30. Mai 1416 den Feuertod, nachdem er Husens Irrtümer im ersten Verhöre vor dem Konzil abgeschworen, im zweiten aber sich wieder für dieselben erklärt hatte. Der Humanist Poggio hat in seinem Briefe an Leonardo von Arezzo eine berühmte Schilderung dieser Hinrichtung gegeben.

199. Hussiten.

Der Urheber der böhmischen Unruhen war nunmehr beseitigt. Die Unruhen selbst jedoch waren nichts weniger als zu Ende. Nachdem die Scheiterhaufen in Konstanz erloschen waren, brach vielmehr das Feuer der Empörung, von Hus und Hieronymus in Böhmen an-

---

[1] Sage späterer Zeiten ist, daß Hus vor seinem Tode geweissagt haben soll:

Ein Gans brädt ihr, sagt ich In dar,
Uiber hundert Jar, nemet wol war,
Wird kommen ein schneeweißer Schwan,
Denselben werdet Jr ungebraten lan.

Es ist Johann Agrikola, welcher den Umstand, daß unser deutsches Wort Gans im Böhmischen Hus heißt, benützend, dergestalt Hus redend einführt in seinem Werke: „Wahrhafte Bildniß etlicher gelarter Menner, durch welche Gott die reine Lehre des heiligen Evangelii wiederumb erwecket und in der Christenheit gepflanzet hat. Gedruckt zu Wittenberg 1562.“ Gleichzeitige Schriftsteller, z. B. Aeneas Sylvius, wissen nichts von einer solchen Prophezeiung.

gefacht, mit furchtbarer Heftigkeit aus. Um die Zeit, da Hus zu Konstanz war, hatte der Magister Jakoubek von Mies in Prag die Gemüter noch mehr erhitzt durch die Neuerung, das Abendmahl unter beiden Gestalten, in Brot und Wein, auszuteilen. Hus hatte sich darüber erklärt, es sei zwar nicht notwendig, jedoch zu billigen; aber seine Anhänger verlangten nun als Symbol der hussitischen Einheit mit Ungestüm den Kelch, daher sie auch Kalixtiner oder Utraquisten genannt wurden. Durch den Kelch erhielten die Hussiten einen sichtbaren Vereinigungspunkt und kündeten — ganz im Geiste ihres Meisters, — nicht nur der Geistlichkeit, sondern auch ihrem Könige Wenzel allen Gehorsam auf. Von dem Berge Hardisstin, wo sie 1419 eine große Versammlung veranstalteten, und, an dreihundert Tischen sitzend, das Abendmahl unter beiden Gestalten nahmen, welchen Berg sie aber Tabor nannten, hießen sie auch Taboriten. Noch im nämlichen Jahre hielten sie einen öffentlichen Aufzug in Prag, mit dem Kelche voran, bei welcher Gelegenheit jemand einen Stein aus dem Rathause herabwarf, der einen hussitischen Geistlichen traf. Aus Rache stürmten die Aufrührer das Rathaus und stürzten dreizehn Mitglieder des Rates aus den Fenstern, die unten der Pöbel jubelnd mit Spießen auffing und ermordete. Die Folge davon war eine fünfzehnjährige heillose Verwirrung in Böhmen. Der Anführer der Hussiten war der schreckliche Johann Ziška von Trocnow, der in kurzer Zeit die Bauern in mörderische Soldaten umwandelte. Vor ihm her ging das Entsetzen, Blut bezeichnete seine Schritte, hinter ihm loderten Schlösser, Dörfer und Märkte in Flammen auf. König Wenzel, ob all dieser Dinge voll Zorn, Unruhe und Gram, starb bald darauf (16. August 1419) am Schlagflusse.

Erst dann kehrte der Friede wieder zurück, als die Hussiten nach Art aller Sekten sich in mehrere Parteien[1] auflösten, die einander selbst zu bekämpfen anfingen. Ein Teil der Hussiten kam nämlich zu einiger Besinnung und folgte der Einladung des Basler Konzils, Deputierte dahin zu schicken. Diese brachten vier Artikel mit, — wenn diese bewil-

[1] Nach Ziškas Tode teilten sich die Hussiten in die Taboriten unter Procopius dem Großen, Orphaniten oder Waisen, weil sie in Ziška ihren Vater verloren, unter Procopius dem Kleinen, ferner noch in Orebiten und Prager.

ligt würden, so wollten sie sich mit der katholischen Kirche vereinigen. sie verlangten: den Laienkelch, freie Predigt, Armut des Klerus und Züchtigung der Todsünden durch den weltlichen Arm, wozu sie Trunkenheit, Diebstahl, Meßstipendien ꝛc. rechneten. Die erste Verhandlung hatte zwar keinen Erfolg, aber einer zweiten Gesandtschaft wurden die Artikel in anderer Form, darunter auch der Kelch bewilliget.[1] So kamen 1493 die sogenannten **Basler Compaktaten** zustande, und die Kalixtiner, die mildere Partei der Hussiten, waren damit zufrieden und schlossen sich wieder der katholischen Kirche und dem neuen Könige von Böhmen, Sigismund, an. Um dem unglücklichen Vaterlande den Frieden wieder zu geben, sahen sich diese genötigt, ihren ehemaligen Brüdern 1434 bei Lipan nächst Böhmischbrod eine Schlacht zu liefern und sie so zur Ordnung zu zwingen.

Nur eine kleine Partei der strengen Hussiten hatte sich in der Absonderung von der katholischen Kirche im geheimen erhalten, welche später den Namen der böhmischen oder mährischen Brüder erhalten hat. Die Sekte leugnete die Gegenwart Christi im Abendmahl, spendete die Wiedertaufe, verwarf den Eid, Kriegsdienst u. s. w., nahm aber später mildere Grundsätze an. Übrigens behauptete sich andererseits der Laienkelch in Böhmen nicht immer. Das Restitutionsedikt Ferdinands II. vom Jahre 1629 machte der Kommunion unter beiden Gestalten wieder ein Ende.

200. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

Echte Begeisterung für die gute Sache des Christentums glänzte am Anfange dieser Periode als Sonnenlicht und Wärme kennbar in Gottfried von Bouillon und scharf unterschieden vom nächtlichen Mord-

---

[1] Die Kirche gestattete nämlich den Utraquisten die Kommunion unter beiden Gestalten. Diese mußten aber ihrerseits das Versprechen geben, zu glauben und zu lehren, daß der Genuß der heiligen Eucharistie unter beiden Gestalten nicht notwendig sei, um die volle Wirkung des Sakramentes zu empfangen. Der dritte Artikel wurde dahin abgeändert, die Kirchengüter seien nach der Vorschrift der Kirche zu gebrauchen. Hinsichtlich des ersten Artikels wurde festgesetzt, die Predigt solle unter Aufsicht des Bischofs stattfinden und in Bezug auf den vierten Artikel heißt es, die Todsünden seien von jenen zu bestrafen, welche die rechtmäßige Gewalt dazu besäßen.

brande des Fanatismus im wilden Ziška. Wohlthätig leuchtet gegen das Ende derselben jene Begeisterung nochmals in der christlichen Vaterlandsliebe eines französischen Mädchens, das von Gott zu Frankreichs Rettung bestimmt war. **Jeanne d'Arc** oder, nach einer ziemlich weit verbreiteten Sitte Frankreichs, die Töchter nach der Mutter zu benennen, auch Jeanne Romée hieß das Mädchen. Dieser Name gehört zwar allerdings mehr der politischen Geschichte Frankreichs, als der Kirchengeschichte an; aber dem Husitismus gegenüber, der den ausschweifendsten religiösen Fanatismus mit der ganzen Wildheit der czechischen Natur vermählte, sei mit den Worten Hortigs, der in seiner Kirchengeschichte diese passende Paralelle zuerst gezogen hat, der Johanna Darc, dieser edelsten Erscheinung in der gesamten französischen Geschichte, an dieser Stelle hier gedacht.

Die seit sieben Jahren (1422—1428) in Frankreich siegenden Engländer belagerten 1428 die Stadt Orleans, sie schien verloren und damit das Unglück des jungen Königs Karl VII. entschieden zu sein. Da kam Rettung aus dem Geschlechte der Frauen! Jetzt, wo das Banner Frankreichs den todesmüden Händen der Männer entsank, hob ein einfaches Hirtenmädchen dasselbe auf, hielt es hoch empor und goß neuen Mut in die Herzen der Verzweifelnden, sammelte die Zerstreuten und führte sie von Sieg zu Sieg, so daß die Engländer nach und nach wieder ganz Frankreich verloren. Es erschien Johanna Darc, die achtzehnjährige Tochter eines Landmannes aus dem Weiler Domremy in Lothringen, unweit Vaucouleurs, und erklärte, daß sie von Gott gesendet sei,[1] zu verkündigen, Karl VII. sei der wahre Erbe von Frankreich und werde gesalbt und gekrönt wer-

[1] In der Nähe ihres heimatlichen Dorfes an einer Stätte, wo einst in heidnischen Zeiten Opfer gebracht wurden, stand ein heiliger Buchenbaum, „Schönmai oder Feenbaum" genannt. Die Bewohner feierten jedes Jahr um ihn ein Frühlingsfest und bekränzten ihn nach alter Sitte. Johanna hat jedoch nie an die Feen geglaubt, die da hausen sollten, und stets beteuert, daß sie ihre Sendung nicht bei diesem Baume empfangen habe. Es ging von Mund zu Mund eine alte Weissagung des Zauberers Merlin, daß aus dem Walde Chinon eine Jungfrau kommen werde, um Frankreich zu retten. Johanna hat jedoch erst in Chinon davon gehört. Ihre Weihe holte sie nicht unter dem Feenbaum, sondern am Altar, ihre Stärke nicht im Aberglauben, sondern in ihrem gotterfüllten Herzen.

den in der Stadt Rheims. Es wurden Untersuchungen und Prüfungen angestellt und erfunden, daß das Mädchen untadelhaft und christlich sei, daß der König ihre Hilfe annehmen und sie gegen Orleans senden könne. Gepanzert, angethan mit einem golddurchwirkten Waffenrocke und männlicher Kleidung, mit einem Schwerte in der einen und mit einer weißen Fahne, worauf der Heiland abgebildet und Lilien nebst den Worten „Jesus, Maria" angebracht waren, in der anderen Hand, führte sie das Heer, zog am 29. April 1429 auf einem weißen Pferde in Orleans ein, nachdem sie die Feinde nach vielen Gefechten, worin sie sich den größten Gefahren aussetzte und von einem Pfeile zwischen Hals und Schulter verwundet ward, zur Aufhebung der Belagerung genötigt hatte. Sie, mit Glockengeläute und Freudenjubel in der Stadt empfangen, weinte über die vielen gefallenen Feinde und blieb bei ihrer gewöhnlichen Mahlzeit, aus Brotschnitten bestehend, die in einen mit Wasser gemischten Wein getaucht wurden. Nun hieß sie die „Jungfrau von Orleans". Treu erfüllte sie ihr gegebenes Wort, führte den König nach Rheims, stand in voller Rüstung bei der feierlichen Krönung ihm zur Seite, ihre weiße Fahne in der Hand, und hielt das Schwert, die Stelle eines Connetable[1] vertretend, über ihn. Gottes Segen hatte ihre Schritte bisher begleitet, ihr Auftrag war geendigt, das erklärte sie bestimmt und verlangte zurück in ihres Vaters Hütte.

Der dankbare König wollte es anders; denn noch waren die Engländer im Besitze eines Teiles von Frankreich, im Besitze der Hauptstadt. Die Jungfrau ließ sich mit vieler Mühe bereden, wider ihre Überzeugung beim Heere zu bleiben. Sie wurde mit

---

[1] Diese alte Reichswürde in Frankreich, aus dem spätrömischen comes stabuli entstanden und von den Römern auf die Karolinger übergegangen, war anfangs die Verwaltung des königlichen Palastes und Hoflagers, später das erste Kronamt, seit dem elften Jahrhundert mit dem Oberbefehl des Heeres betraut und Groß-Connetable genannt. Im späteren Frankreich hieß so der oberste Reichswürdenträger und Befehlshaber der gesamten Kriegsmacht zu Land, im Range gleich nach dem König. Der letzte Connetable im alten Frankreich war Lesdiguyères; Ludwig XIII. hob 1627 die Würde auf und Napoleon I. führte sie 1804 wieder ein, seinen Bruder Ludwig hierfür und Berthier zum Vice-Connetable des Reiches ernennend, doch bestand die Würde jetzt nur bis zur Restauration.

ihrer Familie und allen Abkömmlingen in den Adelstand erhoben, aber ihre Heldenperiode war vorüber. In Paris befand sich der junge König von England, Heinrich VII., ward da auch als König von Frankreich gekrönt und von Burgund und Bretagne anerkannt. Der Angriff, den die Franzosen auf Paris wagten, mißlang, und Johanna wurde schwer verwundet. Die Engländer drangen vor und belagerten Compiegne: sie warf sich in die Stadt, wurde 1430 bei einem Ausfalle von den Burgundern gefangen und um ungefähr siebzigtausend Gulden an die Engländer verkauft, nachdem sie sich zuvor durch einen Sprung aus dem Schlosse, in welchem sie gefangen saß, vergeblich zu retten versucht hatte. Karl VII. that nichts für sie; sie wurde vor ein Gericht gestellt, bei dem man sie als Zauberin und Ketzerin anklagte, und ihre eigenen Landsleute, besonders der Bischof Cauchon von Beauvais, heftiger Gegner Karls VII., verurteilten sie, indessen sie selbst standhaft und hehr ihre höhere Sendung verteidigte. Die Universität zu Paris drang in einem eigenen Gutachten auf ihre Hinrichtung. Sie wurde jetzt vom geistlichen Gerichte exkommuniziert, dem weltlichen überliefert und zu Rouen zu ewigem Gefängnis verurteilt. Nach Vollendung ihres Auftrages wieder zurückzukehren in ihr Dörfchen, niedrig und rein, wie sie gekommen war, das hielt sie für Gottes Ruf; ihm hatte sie durch das längere Verweilen beim Heere zuwidergehandelt, ihr Vertrauen war dahin und das schwache Mädchen erklärte auf Verlangen der Richter seine Vorhersagungen und Thaten für Teufelswerk, indem sie als Urkunde dessen auf ein Blatt, das ihr des englischen Königs Geheimschreiber hinhielt, ein Kreuz unterzeichnete, ohne zu wissen, was der Abschwörungszettel eigentlich enthalte. Inne geworden, protestierte sie dagegen, und nun wurde sie unter dem Vorwande eines Rückfalls in die Zauberei auf dem alten Markte zu Rouen am 30. Mai 1431 um 9 Uhr früh bei langsamem Feuer verbrannt und die Asche in die Seine geworfen. Am Abend der Hinrichtung kam der Henker angsterfüllt zu ihrem Beichtvater und rief: „Ach, ich habe heute eine Heilige getötet, ich kann nicht selig werden." Ein späterer Sprößling ihrer undankbaren Landsleute, den sogar Deutsche einen Philosophen nannten, Voltaire nämlich, gab sich Mühe, das Andenken der Retterin seines Vaterlandes zu brandmarken und lieferte ein Muster, wie auch das Erhabene in den allertiefsten Kot getreten werden könne. Viele konnten

gar nicht glauben, daß die Jungfrau von Orleans für so viele Wohlthaten so schmählichen Undank geerntet und nach so glänzenden Siegen ein so entsetzliches Ende gefunden habe. Das benützte ein Mädchen, welches mit Johanna in Gestalt so wunderbare Ähnlichkeit hatte, daß selbst die Brüder der echten Darc sie für ihre Schwester hielten, und erzählte aller Welt, sie sei aus den Flammen in Rouen gerettet worden und sie fand — Glauben; namentlich Orleans empfing sie mit fieberhafter Begeisterung. Sie trieb sich da und dort herum, bewundert und gepriesen, vermählte sich zuletzt mit einem Ritter und kam 1440 selbst zu Karl VII. Hier aber verlor sie die Fassung und stürzte auf die Kniee und bat um Gnade für ihren Betrug. Sie ward dafür öffentlich ausgestäupt und starb in Schande und Elend.

III. Einrichtung der Kirche.

201. Der römische Stuhl.

Die Blütezeit der mittelalterlichen Kirche sah deren Regierungsgewalt in einer Weise centralisiert, wie frühere Jahrhunderte sie nicht gekannt hatten. Die furchtbaren, Bestand, Freiheit und Principat der Kirche bedrohenden Kämpfe seit Gregor VII. hatten das Papsttum nach jeder Richtung hin gekräftiget; sichtbarer als je erschien dasselbe als Mittelpunkt des christlichen Erdkreises, von welchem dieser Leben und Eingebung empfing. Um die Wirksamkeit und die Verdienste des römischen Stuhles in dieser Periode nach ihren verschiedenen Seiten zu erörtern, ist es notwendig, die Beziehung der Päpste zu den christlichen Fürsten und ihr Verhältnis zu den übrigen Gliedern der Kirche näher ins Auge zu fassen; denn als allgemein anerkanntes Oberhaupt der Kirche war der **Papst** der gemeinschaftliche **Vater** der **ganzen** Christenheit — der respublica christiana in ihren beiden Erscheinungsweisen als christliche Kirche und christlicher Staat, — welchem als dem Stellvertreter Christi alle untergeordnet sein mußten, während er selbst Gott allein verantwortlich war, ohne aber daß da-

durch seine Macht in Willkür ausarten konnte. Deshalb trägt der Papst die dreifache Krone der Tiara[1] als ein Sinnbild der leidenden streitenden und siegreichen Kirche, eines Himmel, Erde und Unterwelt umfassenden Reiches.

1. Was zunächst das Verhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt, insbesondere der Päpste zu den christlichen Regenten betrifft, so erkennen geistliche und weltliche Fürsten a) die Selbständigkeit der beiden von Gott eingesetzten Gewalten; heben b) die Notwendigkeit einer innigen Harmonie derselben hervor und sprechen c) den Vorrang der geistlichen über die weltliche Gewalt aus.

Die Eintracht der zwei höchsten Gewalten stellte man unter verschiedenen Bildern dar: 1) der zwei Augen am menschlichen Leibe; 2) der zwei Schwerter, des weltlichen und des geistlichen, die beide zur Verteidigung der Kirche dienen sollen, von denen das erstere für die Kirche, das zweite von ihr zu gebrauchen ist; 3) der zwei Cherubim über der Bundeslade. — Um dagegen die Superiorität der geistlichen Gewalt über die weltliche darzustellen, wurde es üblich, die beiden Gewalten nach dem Vorgange der heiligen Väter in das Verhältnis von Seele und Leib, oder mit Gregor VII. in das von Sonne und Mond zu einander zu setzen: Die Sonne überstrahlt den Mond und dieser empfängt von ihr sein Licht; so überstrahlt die Kirche den Staat durch ihren höheren Zweck und verklärt ihn zu höherem übernatürlichen Leben; sie steht dem Tage vor, den himmlischen Dingen, dieser der Nacht, den irdischen Geschäften.

Infolge dieser Superiorität beanspruchte die Kirche, beziehungsweise deren Oberhaupt, das Recht, die weltlichen Fürsten zu ermahnen und zu bestrafen, ohne damit das dominium mundi zu beanspruchen

---

[1] Die **Tiara**, bei den Griechen der Hauptschmuck der orientalischen Ober-Könige und Priester einst so genannt, war als Teil der päpstlichen Ornamente anfangs eine hohe spitz zulaufende weiße Kopfbedeckung ohne Kronenrand, dann gestreift mit einem Stirnreif und titulus und geradlinig kegelförmig zu Ende des zwölften Jahrhunderts; Bonifaz VIII. gab dem Stirnreif die Form einer Krone und setzte einen zweiten Kronreifen darüber, trug auch unter der Tiara eine Teristra, Haube; Urban V. (1362—1670) fügte eine dritte Krone zum Zeichen der Stellvertretung Christi bei; seit Paul II. († 1471) besteht die Tiara aus purpurnen, blauen und grünen Streifen mit dreifachem Reife darum.

und die Fürsten als ihre Vasallen zu betrachten, vielmehr erklärten die Päpste wiederholt, daß die Könige in rein weltlichen Dingen keinen Obern über sich hätten und daß die Gewalt der Kirche über sie eine geistliche sei, welche nur indirekt auch das Zeitliche berühre. Von solchem Rechte machten die Päpste als Friedensvermittler zwischen streitenden Fürsten, als Beschützer der Unterthanen gegen fürstliche Despoten und als Verteidiger des Rechtes gegen Willkür und Tyrannei auch wirklichen Gebrauch. Diese Ideen blieben zwar nicht unbestritten. Aber im allgemeinen behaupteten sie im Mittelalter doch fortan die Herrschaft und sie erhielten einen symbolischen Ausdruck in dem Fußkuß und dem Dienst des Steigbügelhaltens (officium stratoris[1]), den die Fürsten dem Papste leisteten.

2. War somit schon die politische Stellung der Päpste zu den christlichen Völkern und ihren Fürsten nicht das Werk der Anmaßung oder der Schlauheit, sondern einzig und allein ein Ausfluß der von Christo dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern verliehenen obersten Gewalt, so gilt dies um so mehr noch von der kirchlichen Wirksamkeit der Päpste. Der Einheit wie der Beseitigung von Mißständen wegen kamen manche sonst von den einzelnen Bischöfen und Synoden geübten Rechte an den apostolischen Stuhl. Im einzelnen offenbarte sich der Umschwung namentlich in folgenden Punkten: a) Die Berufung der allgemeinen Synoden geht seit dieser Periode von den Päpsten, nicht mehr, wie früher, von den Kaisern aus; b) seit dem elften Jahrhundert schrieben sich die Bischöfe „von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden"; ihre Wahl wurde jetzt von Rom bestätigt, die Erzbischöfe erhielten jetzt gemäß der schon seit langer Zeit bestehenden Sitte allgemein vom Papste das Pallium und hatten ihm kanonischen Gehorsam zu geloben, welcher Eid später auf alle Bischöfe ausgedehnt wird;[2]

---

[1] Vgl. die beiden Noten auf S. 405 und 414.

[2] Da der Metropolitenverband, zufolge dessen die Provinzialbischöfe mit ihrem Metropoliten und durch diesen mit dem Papste in Verbindung standen, schon zu Anfang dieser Periode sehr locker war und bald fast ganz sich löste, — kam es darauf an, ob den Bischöfen eine unabhängige Stellung oder nähere Anschließung an den Papst zu teil werden sollte. Die Konzilien von Konstanz und Basel kämpften für größere Unabhängigkeit; aber erleuchtete Bischöfe erkannten, daß das enge Anschließen an den Papst ebenso im Geiste der Kirche gegründet, als der Klugheit angemessen sei, da sie

c) gestützt auf die stets unverbrüchliche Reinerhaltung des Glaubens zu Rom fand schon bei vielen der Glaube an die Untrüglichkeit des Nachfolgers Petri Anklang: er war der oberste Lehrer der Kirche, seinem Ausspruche alle unterworfen, ihm kam es zu, seine Brüder zu bestärken und die Prärogative seines Stuhles war (nach St. Bernhard), daß der Glaube in ihm kein Wanken kenne; d) indem die Päpste sich eine unmittelbare Gewalt über die ganze Kirche zuerkannten, zogen sie allmählich auch die Vergebung eines Teiles der Kirchenstellen in fremden Diöcesen an sich: den Anfang machte Hadrian IV. und wenn er sich auf eine Empfehlung seiner Kandidaten beschränkte, so setzten die folgenden Päpste an die Stelle der Bitte den Befehl; Klemens IV. aber reservierte nicht bloß in der Dekretale Licet ecclesiarum dem päpstlichen Stuhle die Besetzung der beneficia apud sedem apostolicam vacantia, das ist jener Kirchenstellen, deren Inhaber am Sitz der Kurie stirbt, sondern sprach zugleich den Grundsatz aus, daß dem Papste die volle Verfügung über sämtliche Kirchenstellen zukomme; endlich e) wurde seit dem zwölften Jahrhundert eine Reihe der schwereren Sünden der Lossprechung durch den Papst reserviert, dem auch seit Alexander III. die Kanonisation oder Heiligsprechung gänzlich vorbehalten wurde, und so ähnlich machte die vierte Lateransynode die Verehrung neu aufgefundener Reliquien von dem Urteil des apostolischen Stuhles abhängig.

Eine so gestaltete Entwicklung der Obergewalt der Päpste lag ganz und gar in den Zeitverhältnissen und war namentlich durch die Eingriffe der weltlichen Fürsten in die Rechte der Kirche (Investiturstreit), durch die Schwäche und Ungerechtigkeit mancher Metropoliten und durch die Übergriffe von seiten verschiedener Bischöfe veranlaßt. Deshalb nahmen in dieser Periode die Appellationen an den päpstlichen Stuhl in hohem Grade zu, mitunter auch in ganz geringfügigen Dingen, ja auch in Civilsachen, was bereits einem heiligen Bernhard und anderen Männern dieser Zeit Anlaß zu starken Klagen gab, und erhielt auch das Legatenwesen seine höchste Ausbildung,

---

sonst nur zu leicht in die Netze der weltlichen Macht geraten. Daher leisteten die Bischöfe, wenn sie auch nicht vom Papste selbst gewählt wurden, demselben doch immer den Eid der Treue und wurden von ihm in ihrem Amte bestätiget (präkonisiert).

d. h. die seit Jahrhunderten schon bestandene Gepflogenheit der Päpste, zum Austrag wichtiger Geschäfte, zur Versöhnung streitender Parteien in Staat und Kirche Nuntien abzusenden.[1]

Einen höchst bedeutsamen Faktor bildet in der Geschichte dieser Zeit das Benefizienwesen, insofern die auswärtigen Kirchen durch verschiedene Abgaben den apostolischen Stuhl finanziell zu unterstützen hatten. Nicht nur wurde, wie schon früher, von den einzelnen Kirchen von Zeit zu Zeit ein Zehent erhoben: durch Klemens V. wurde die Übung eingeführt, die Früchte der vakanten Benefizien oder die fructus medii temporis dem päpstlichen Stuhle vorzubehalten. Später wurden von allen Benefizien bei ihrer jeweiligen Besetzung

---

[1] In derselben Schrift, welche St. Bernhard zur Belehrung und Warnung seines ehemaligen Schülers, des Papstes Eugen III., schrieb, klagt er auch über die Mißstände des Legatenwesens. Da man mit Vorliebe darauf hinweist, daß die Mißbräuche in der Kirche ziemlich arge gewesen sein müssen, wenn selbst ein Mann, wie es der heilige Abt von Clairvaux war, offen über dieselben sich beklagt, so wird es nicht vom Überflusse sein, hierher zu setzen, was z. B. Kraus in seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte hierzu bemerkt. Er sagt: Daß man zu Legaten vorzugsweise fein angelegte Köpfe und weltkluge Männer nahm, daß diese Stellen daher nicht immer mit Heiligen, deren Geschäftskenntnis (nach dem Beispiele Cölestins V.) doch recht gering sein konnte, besetzt wurden, daß mancherlei Unzukömmliches vorkam und viele Legaten ihre Stellung zu eigenem Vorteil, zu unerlaubter Bereicherung ihres Beutels und Bedrückung der Kirchen gebrauchten, ist wahr; aber ebenso unleugbar ist, daß die Legaten des heiligen Stuhles in unzähligen Fällen als Schutzengel der Verfolgten, als Rächer alles Unrechtes, als Friedensboten erschienen, unsäglich viel Gutes anregten und Böses verhinderten, daß es nicht an glänzenden Beispielen von Charaktergröße und Unbestechlichkeit unter ihnen fehlte, wie dies Bernhard selbst bezeugt. Andererseits haben die Päpste selbst häufig das Ihrige gethan, um den einreißenden Mißbräuchen entgegenzutreten. Es liegt in der Natur der Sache, daß alles Mißbräuchliche und zur Klage Veranlassung Gebende auch hier vorzüglich aufgezeichnet und überliefert wurde, während die heilsamen Folgen gewisser Institutionen sich teils dem Auge des Beobachters entzogen, teils weniger sorgsam aufbewahrt wurden. Ein Bild, aus all jenen Klagen über das Papsttum zusammengestellt, würde nur eine Karrikatur geben, deren Unwahrheit sofort einleuchtet, wenn man bedenkt, daß gerade die in Rede stehende Periode so Herrliches auf allen Gebieten des Wissens, der Kunst, der Kultur, im Reiche des Gemütes und der Phantasie hervorbrachte, gerade die Blütezeit des Mittelalters bezeichnet. Übrigens gilt hier auch das Wort Möhlers: „Wer sprechen und tadeln will, wie der heilige Bernhard, muß auch ein heiliger Bernhard sein.“

die Annaten eingefordert, d. i. von den bischöflichen und exemten Abteikirchen die fructus primi anni, die Frucht des ersten Jahres, beziehungsweise die dafür angesetzte Taxe, von den übrigen Pfründen die medii fructus oder die Hälfte des ersten Jahreseinkommens. Letztere heißen Annatae Bonifatianae, sei es, daß sie durch Bonifaz IX. aufgebracht, sei es, daß sie durch ihn neu geordnet wurden. Zu den Abgaben, die jedoch keineswegs erst jetzt eingeführt, sondern teilweise schon in den früheren Jahrhunderten entrichtet wurden, gehören ferner die Spoliengelder, die aus dem Nachlasse der Kleriker erhoben wurden, dann die Konfirmations- und Palliengelder und die Dispensationstaxen, endlich jene Abgaben, welche dem Oberhaupte der Kirche von einzelnen Ländern zuflossen, nämlich: a) der zuerst von England entrichtete Peterspfennig, b) der Tribut, den Fürsten, Städte, Klöster, die sich unter den besonderen Schutz des Papstes stellten, bezahlten, und c) der Lehenszins, den die Vasallen des heiligen Stuhles ihm entrichten mußten.

Die Geschichte lehrt deutlich genug, daß die neuen Steuern keine willigere Aufnahme fanden als die alten. Die Synoden von Konstanz und Basel insbesondere hatten ernstliche Versuche gemacht, sie zu ermäßigen: da aber ihre Dekrete vom Papste nicht anerkannt wurden, folgten weitere Verhandlungen, die bekanntlich in Deutschland zum Wiener oder Aschaffenburger Konkordat, in Frankreich aber zur pragmatischen Sanktion führten.

Anmerkung. Die eben geschilderte Centralgewalt war für die Kirche und die Staaten des Mittelalters eine Wohlthat. Niemand hat für die geistigen, idealen Güter der Menschheit, für Wissenschaft, Kunst und Kultur mehr gethan, wie diese Päpste. Sie sind dem mitunter einreißenden Despotismus entgegengetreten und haben mit der Freiheit der Kirche auch die Freiheit der Völker gerettet, von dem nicht zu reden, was sie im Interesse Europas gegen die Sarazenen gethan. Daraus erklärt es sich, daß die hervorragendsten Päpste dieser Zeit auch unter den Protestanten so tüchtige Apologeten gefunden haben. — Diesem umfassenden kirchlichen Regimente entsprechend waren die Kirchengesetze besonders auf den vier ökumenischen Laterankonzilien mehrfach erweitert worden, und es machte sich das Bedürfnis neuer, aber auch mehr systematisch geordneter Sammlungen der kirchlichen Canones fühlbarer, wie sie schon in der griechischen Kirche versucht worden waren. Die auf den Universitäten jetzt mit erneuter Energie betriebenen Studien, namentlich der Rechtswissenschaft in Bologna, gab für letztere eine neue Anregung, und da stellte der berühmte Rechtsgelehrte Gratian dem bürgerlichen Rechte sein Decretum, ein Hand-

und Lehrbuch der kirchlichen Rechtswissenschaft gegenüber, das gar bald gleich den Institutionen Justinians Glossatoren fand. Daran reihten sich jene weiteren Sammlungen kirchlicher Canones, je in fünf Büchern mit einem neuen, zum Teil dem Codex Justinians entlehnten Systeme (judex, judicium, clerus, connubia, crimen), die mit dem allmählich etwas in den Hintergrund gedrängten Dekret Gratians vereinigt, das kirchliche Gesetzbuch, das Corpus juris canonici bilden. Vgl. Anmerkung S. 466.

202. Die übrigen Glieder der Hierarchie.

Bekanntlich wurde 1179 durch Alexander III. den **Kardinälen** das ausschließliche Recht der Papstwahl eingeräumt. Als die Wähler des Papstes wurden sie naturgemäß auch durch die Erhöhung berührt, welche diesem zu teil wurde, und so gingen sie seit dem dreizehnten Jahrhundert allmählich allen übrigen kirchlichen Würdenträgern, selbst den Erzbischöfen und Patriarchen voran, während früher ihr Rang sich einfach nach ihrem Ordo bestimmt hatte; auch waren sie die Ratgeber der Päpste geworden und unterstützten dieselben in der Regierung der Kirche. Nach den kirchlichen Bestimmungen sollten nur gelehrte und tüchtige Männer aus der ganzen Christenheit in das Kollegium der Kardinäle aufgenommen werden. Leider wurde diese Vorschrift zur Zeit des Avignon'schen Exils und später durch den Nepotismus mehrerer Päpste verletzt.

War in der ersten Zeit nach dem Investiturstreit oder nach der Wiederherstellung der kanonischen Wahl bei Besetzung der bischöflichen Stühle die ganze Stadt beteiligt, so wurde die Bischofswahl mit Zurückdrängung der Laien und des übrigen Klerus fast durchgehends das ausschließliche Recht der **Domkapitel**. Der Prozeß vollzog sich im wesentlichen noch im zwölften Jahrhundert; wenigstens setzt ihn die zwölfte allgemeine Synode vom Jahre 1215 (vgl. can. 24) bereits als abgeschlossen voraus. Die Domkapitel waren vom Bischof ziemlich unabhängig und hatten ihre eigenen Statuten. Die Zahl ihrer Mitglieder war meistens genau bestimmt. Dabei kam, besonders in Deutschland, die Übung auf, daß man zu Domherren meist Adelige wählte und die Kapitel so zu Versorgungsanstalten der jüngeren Söhne des Adels wurden. Vergebens haben sich Päpste und Konzilien dafür verwendet, daß nur wissenschaftliche Männer diese einflußreichen Stellen erhalten sollen.

Die **Archidiakonen**, denen von den Bischöfen für einzelne Diöcesanbezirke gewisse Vollmachten eingeräumt worden waren, fingen an, ihr Ansehen auch den Bischöfen gegenüber ungebührlich auszudehnen, daher man eine Beschränkung ihrer Rechte und zuletzt ihre Unterdrückung für nötig erachtete. An ihrer Stelle ernannten sich die Bischöfe ihre Offiziale und Generalvikare, während die Pontifikalfunktionen von den Titular- oder Weihbischöfen verrichtet wurden, wenn sie der Diöcesanbischof nicht selbst vornehmen konnte.

Zum Unterhalte der **Pfarrgeistlichkeit** dienten die Zehenten und die Stolgebühren. Der Zehent mußte von allem (Frucht, Wein, Obst, Holz, Tieren, Butter, Käse u. s. w.) sofort auf dem Felde entrichtet werden, und gegen ihn bestand keine Verjährung. Die Vorenthaltung desselben ward mit Exkommunikation bestraft. Auch die Juden, nicht aber die in lateinischen Gemeinden wohnenden Griechen, mußten ihn bezahlen. Was die Stolgebühren anbelangt, so war deren Forderung und Annahme in einer Reihe von Synoden verboten, wenigstens sollten Taufe, Eucharistie, Buße, Ölung und Begräbnis unentgeltlich gespendet werden. Diese Gebühren waren ursprünglich Geschenke, die man allmählich als berechtigte Forderung einzuverlangen anfing. Wenn sich dabei manches Menschliche zugetragen, so ist dies im Hinblick auf die Armut mancher Kleriker zu beurteilen und zu entschuldigen. Viele Geistliche lebten von den ihnen von Privatpersonen gezahlten Meßstipendien oder auch von den sogenannten Annualien oder Stiftungen, nach welchen für ein ganzes Jahr Messen zu lesen waren. Die Höhe solcher Annualien bestimmte Erzbischof Simon von Canterbury 1362 auf fünf Mark jährlich. In Ländern, wo die Zahl der Geistlichen das Bedürfnis weit übertraf, gab es solche, welche geradezu bettelten; in Italien fanden sich solche geistliche Bettler selbst unter den Kanonikern der Domkirchen. Solche Personen versuchten es denn auch mit dem Betrieb von Handwerken und allerlei sonstigen niedrigen Erwerbsarten; vornehmere und begabtere warfen sich auf Staats- und Rechtsgeschäfte oder Medizin, andere auf Kleinhandel, viele dienten auch als Schreiber. Unter solchen Verhältnissen ist nicht zu wundern, wenn hie und da auch schnöder Mißbrauch des heiligen Amtes vorkam, so z. B. der Verkauf von Chrisma als Arznei, die Totenmesse und Singen der Totenvigilie u. dgl. für Lebende, denen man dadurch das Dasein abkürzen zu

können glaubte, oder endlich die missae bi- und trifaciatae: nachdem nämlich das öftere Messelesen an einem Tage abgestellt worden war, verfielen einige eigennützige Geistliche darauf, in einer Messe nur einmal zu konsekrieren und kommunizieren, aber alles, was dem Kanon vorausgeht und nachfolgt, zwei- bis dreimal abzulesen und dann für solche Messen sich auch zwei oder drei Stipendien geben zu lassen, ein Mißbrauch, der von den Päpsten mit aller Strenge verfolgt wurde. Die Beteiligung der Orden, namentlich der Mendikanten (Bettelorden), an der Seelsorge gab bei dem Weltklerus zu vielfacher Unzufriedenheit Anlaß. Um die Pfarrgeistlichkeit in ihren Einkünften gegen die Übergriffe der Mönche zu schützen, erließ die Kirche eine Reihe von Gesetzen.[1] Überaus nachteilig für die Kirche war die

---

[1] Die großen Dienste, welche die vier Bettelorden der äußeren Mission und dem päpstlichen Stuhle, dessen treueste Verteidiger sie waren, leisteten, haben ihnen im allgemeinen den besonderen Schutz der Päpste und eine Reihe wohlverdienter, aber nicht immer wohlangewendeter Privilegien zugezogen. So war den Mendikanten durch Klemens IV. und Martin IV. die Vollmacht zu teil geworden, selbst ohne Erlaubnis der Pfarrer, wenn auch mit Genehmigung der höheren Behörden, zu predigen und Beicht zu hören; dies konnte in der That leicht zu Konflikten führen, die um so bedenklicher waren, wenn es sich öfters auch um das Einkommen handelte. Die Klagen bestimmten Bonifaz VIII., der Thätigkeit der Minoriten und Dominikaner gewisse Schranken zu setzen: sie sollten in Pfarrkirchen nur mit Erlaubnis des Pfarrers und außerhalb derselben nicht zur Zeit des Pfarrgottesdienstes predigen dürfen; zum Beichthören sollten sie die bischöfliche, bezw. päpstliche Erlaubnis einholen; die Beerdigung in ihren Kirchen sollte allgemein gestattet sein, sie sollten aber von allen Emolumenten, sowie von den Legaten (Vermächtnissen) dem Pfarrklerus den vierten Teil überlassen, welche Verordnung Klemens V. auf dem Konzil von Vienne erneuerte, nachdem sie inzwischen durch Benedikt XI. aufgehoben worden war. Aber weder die Weltgeistlichen noch die Regularen fügten sich der Entscheidung: jeder Teil suchte den anderen in engere Grenzen zurückzudrängen, respektive seine eigenen Rechte zu erweitern, und der Pfarrklerus war um so weniger zufrieden, als gar bald auch die übrigen Mendikanten (die Augustiner und Karmeliter) die gleichen Befugnisse erhielten, wie die Minoriten und Dominikaner. Einige Franziskaner verbreiteten sogar, um die Leute anzulocken, abergläubische Ansichten über den Wert ihres Ordenskleides beim Sterben. Der Konflikt dauerte daher fort und wiederholt mußte der päpstliche Stuhl einschreiten. Sixtus IV. nahm 1478 eine neue Regulierung der beiderseitigen Rechte und Pflichten vor. Da er aber als ehemaliger Franziskaner den Mendikanten größere Vergünstigungen erwies (ihnen namentlich die Leistung des obgenannten

Übung, daß jemand schon vor Empfang der Weihen eine Pfründe erhielt, noch mehr aber die Verleihung von Benefizien an unreife Knaben und Jünglinge, sowie mit Umgehung der alten Kirchengesetze die Verleihung mehrerer Bistümer oder Kanonikate an eine und dieselbe Person. Auf diese Weise erhielten sehr viele Diöcesen Oberhirten, die nicht einmal der Landessprache mächtig waren und ihre Untergebenen kaum vorübergehend besuchten. Ebenso wurden die Rechte der Bischöfe betreffs der Besetzung der Pfarreien noch immer durch die Patrone verletzt. Die eigentlichen Benefiziaten ließen ihr Amt oft durch schlecht besoldete Vikare verwalten. Um die hierdurch entstandenen Mißbräuche zu entfernen, gebot die Kirche die Aufstellung eines vicarius perpetuus und verfügte, daß der eigentliche Pfarrer ihm einen hinreichenden Teil des Einkommens überlassen müsse.

203. Liturgie und Predigt.

Um ein Grundgesetz der katholischen Kirche, die Einheit, auch in der Liturgie so viel als möglich zur Anschauung und Darstellung zu bringen, war Papst Gregor VII. um die Einführung eines **gleichförmigen Ritus** und der lateinischen Sprache beim Gottesdienst eifrigst bemüht. Den meisten Widerstand fand er dabei in Spanien, wo der mozarabische[1] Ritus üblich war. Gregor siegte über alle Hindernisse und nur in einigen Kirchen von Toledo hat sich jener

---

vierten Teiles abnahm und umgekehrt die Vollmacht erteilte, von den bischöflichen Reservatfällen zu absolvieren), so wuchs die Unzufriedenheit auf der anderen Seite und durch Leo X. wurden 1516 auf dem Laterankonzil die Befugnisse der Regularen wieder beschränkt.

[1] Moz- oder Mostaraber wurden die Spanier, die das arabische Joch trugen, genannt, und es soll soviel wie angenommene oder naturalisierte Araber bedeuten; Roderich, Erzbischof von Toledo († 1245), aber will das Wort von mixtus ableiten, eo quod mixti arabibus convivebant. Nach Angabe des Baronius wäre diese Liturgie, welche auch die Gotische oder Toledanische heißt, nicht durchaus mit dem Katholizismus verträglich gewesen. Ihr hohes Alter läßt sich nicht bestreiten, da sie in Spanien schon vor dem Einbruch der Mauren üblich war und eben der schwachen Verbindung wegen, in welcher dieses von fremder Herrschaft gedrückte Land mit den übrigen Kirchen stand, sich unverändert erhalten konnte.

Ritus erhalten, für welchen der berühmte Kardinal Ximenes noch eigene Kaplaneien gestiftet hat. In gleicher Weise wurde in Böhmen und Polen die slavische Liturgie aufgehoben und durch die römische ersetzt.

In der vorigen Periode mußten, wie wir's schon kennen gelernt haben, Päpste und Synoden Einsprache erheben gegen das täglich öftere **Celebrieren**: nur für die Notfälle, bei Beerdigungen und an Weihnachten und Ostern sollten zwei Messen gestattet sein; die Synode von Tarragona 1239 schränkte (im can. 6) die Konzession sogar auf Weihnachten ein, an welchem Feste drei Messen gelesen werden dürften und diese Praxis wurde nach und nach allgemein. Dagegen nahm das Celebrieren in dieser Periode in weiten Kreisen so sehr ab, daß mehrere Synoden sich jetzt veranlaßt sahen, die Geistlichen für das Jahr wenigstens zum ein- oder drei- oder viermaligen Messelesen zu verpflichten; letztere Verordnung erlangte nach und nach allgemeine Gültigkeit. Seit dem zwölften Jahrhundert wurde bei der Elevation in der heiligen Messe ein Zeichen mit der Schelle und mit der Glocke gegeben, und nach der Bestimmung des Konzils von Florenz sollen die Griechen in gesäuertem, die Lateiner in ungesäuertem Brote die Eucharistie feiern.

Zum öffentlichen Gottesdienste gehörte die Verkündigung und Erklärung der christlichen Heilswahrheiten in Predigt und Katechese. Dem **Predigtamte** wurde, namentlich seit dem fünfzehnten Jahrhundert, eine große Sorgfalt zugewendet. Wiederholt werden die Seelsorgsgeistlichen auf die Verkündigung, die Laien auf das Anhören des göttlichen Wortes hingewiesen. In den größeren Städten wurden, namentlich gegen Ende dieser Periode, fast allenthalben eigene Predigerstellen gestiftet. Daß die Predigt im Mittelalter nicht vernachlässigt wurde, wie man so häufig behaupten will, beweisen ferner einerseits die Beichtspiegel dieser Zeit, welche den Gläubigen die Frage vorlegen, ob sie der ganzen heiligen Messe und Predigt beigewohnt und auch ihren Angehörigen und Untergebenen die Möglichkeit verschafft hätten, die Predigt zu besuchen und andererseits die reiche Predigtlitteratur aus jener Zeit, als: homiletische Handbücher, Musterpredigten und Predigerlexika. Erwähnt sei besonders das Manuale curatorum des Pfarrers Ulrich Surgant in Kleinbasel. Diese noch vorhandenen Predigten beweisen es evident, daß die Pre-

digten des Mittelalters keineswegs seicht oder oberflächlich waren und zahlreiche tüchtige Prediger finden wir in allen christlichen Staaten. Unter den Kanzelrednern Deutschlands ragten neben Tauler und Suso besonders hervor Berthold von Regensburg († 1272) und **Johannes Geiler** von Kaisersberg[1] in Straßburg († 1510). Die Predigten wurden, wenngleich meistens lateinisch konzipiert und niedergeschrieben, in der Muttersprache gehalten und dies während der heiligen Messe und auch am Nachmittag. In der Fastenzeit pflegte man in den Städten täglich und oft in mehreren Kirchen und auf dem Lande dreimal in der Woche zu predigen; am Karfreitag ward die Leidensgeschichte erklärt, weshalb an diesem Tage die Predigt ungewöhnlich lange dauerte; es steht fest, daß in vielen Diöcesen Deutschlands gegen das Ende unserer Periode eher zu viel als zu wenig gepredigt wurde, was selbst Luthers Anhänger nicht in Abrede stellten. — Der **katechetische** Unterricht, dessen fleißige Erteilung die Kirche den Eltern, Lehrern und Seelsorgern zur Pflicht machte, wurde häufig mit dem Beichtunterricht verbunden und erstreckte sich auf die Glaubenswahrheiten, die zehn Gebote, Sakramente u. s. w., die in zahlreichen Religionshandbüchern eingehend erklärt wurden.[2]

---

[1] Er war 1445 geboren, Professor in Basel und Freiburg, dann Prediger zuerst in Würzburg und dann sechsunddreißig Jahre lang in Straßburg, woselbst er 1510 starb und nach der sinnigen Weise seiner Zeit im dortigen Münster unter der Kanzel, der Stätte seines Ruhmes, begraben wurde. Seine Predigten waren höchst originell und besonders berühmt wurden jene, die er gegen die Gebrechen und Laster der verschiedenen Stände über das 1494 erschienene und bald zum Volksbuch gewordene religiös-didaktische und zugleich satirische Gedicht „das Narrenschiff" des Sebastian Brant von Straßburg (1457 geb., 1489 Professor der Rechte in Basel) hielt. — Diese komisch-ironische Manier artete bei dem Neapolitaner Gabriel Barletta zu einem großen Maß von Widerwärtigkeit aus.

[2] Den gleichen Zweck verfolgen auch die Postillen und Plenarien, die anfangs die Episteln und Evangelien, später die ganze heilige Messe in der Landessprache enthalten und von denen in Deutschland aus der Zeit vor Luther hundert Druckausgaben nachgewiesen sind; sodann die zahlreichen Schriften, die gewissermaßen als die ersten Katechismen betrachtet werden können, als: das lateinisch und französisch geschriebene, durch Geiler von Kaisersberg auch ins Deutsche übersetzte Opus tripartitum von Gerson und der „Gerstenspiegel" des Franziskaners Kölde von Münster vom Jahre 1470; endlich die Bilderkatechismen, eine Nachahmung der Armenbibel, und die **Totentänze**. Der Gegen-

Auch fehlte dem öffentlichen Gottesdienste nicht der **kirchliche Volksgesang.** Die religiösen Lieder, durch dogmatische Korrektheit und poetischen Schwung gleich ausgezeichnet, trugen nicht wenig zur Erhöhung der Festfeier bei. Insbesondere besaß Deutschland schon vor der sogenannten Reformation ganze Sammlungen deutscher Lieder,[1] die vom Volke beim öffentlichen Gottesdienste, bei Prozessionen, Wallfahrten u. s. w. gesungen wurden.

„Kein Volk der Christenheit konnte sich eines solchen kirchlichen Liederschatzes, einer solchen poetischen Bezeugung seines Glaubens rühmen, als das deutsche Volk beim Beginne des sechzehnten Jahrhunderts," gesteht selbst Ph. Wackernagel trotz seines schroff konfessionellen Standpunktes. Wie groß dieser Liederschatz gewesen, möge daraus erkannt werden, daß allein die Zahl der dem Weihnachtskreis angehörigen noch jetzt bekannten Gesänge im fünfzehnten Jahrhundert sich auf beinahe hundert Lieder beläuft; ferner sind in der Zeit von 1500—1524, soweit jetzt noch nachweisbar, einunddreißig verschiedene katholische Gesangbücher und Liederdrucke erschienen, unter denen einige ganz umfangreiche in vielen Auflagen, wie z. B. Ortulus anime — Seelengärtlein und Hymnaris durch das gantz Jar verteutscht nach gewöhnlicher wis und Art zu singen, so jedlicher Hymnus gemacht ist. Gott zu Lob, er, und preiß und uns Christen zu trost. Gedruckt zu Siegmunds-

---

satz des ernsten Todesgedankens zu dem heiteren ausgelassenen Leben der Welt war zunächst in dramatischer Schaustellung dem Volke vorgeführt, dann aber auch im Bilde und zwar anfangs in einfacher ernster Darstellung des Ackermanns, der den Garten des Lebens jätet und eine Blume nach der anderen bricht, dann seit dem vierzehnten Jahrhundert mit humoristischem und satirischem Beigeschmack, wo der grinsende, seines Werkes sich freuende Tod plötzlich mitten unter die tanzende, singende, gottvergessene Welt daher fährt und den Hochmut der Großen in seiner ganzen Lächerlichkeit demonstriert. Am bekanntesten ist derjenige von Hans Holbein, dessen Original in Petersburg ist, während der älteste sich in einem Kreuzgange des ehemaligen Klosters der Augustinernonnen zu Klingenthal in Klein-Basel findet. Sehr verbreitet war auch die Ars moriendi, zum Teil aus mehreren, manchmal nur aus einer Tafel bestehend. Der Teufel bereitet in den einzelnen Bildern einem Sterbenden verschiedene Versuchungen (Unglauben, Verzweiflung, Ungeduld, Stolz, Geiz), während sein Schutzengel ihm die entgegengesetzten Tugenden vorhält. So richtete die Kirche die Gedanken und Wünsche der Menschheit nach dem himmlischen Vaterlande.

[1] Siehe Meister, das deutsche katholische Kirchenlied, Freiburg 1862, wo nebst der reichhaltigen Litteratur auch die Melodien mitgeteilt sind.

lust (bei Schwaz in Tirol) durch Joseph Piernsyeder 1524. In diesem Jahre erschien auch das erste von Luther herausgegebene und nur acht Lieder enthaltende Gesangbüchlein! Woher mag es dann wohl kommen, daß man immer und immer wieder Luther als den Begründer des deutschen Kirchengesanges hinstellt und Vorwürfe gegen die katholische Kirche erhebt? Einfach daher, weil man die katholische Liturgie nicht versteht und deshalb die Tragweite der liturgischen Vorschriften nicht zu bemessen weiß. Wenn man nämlich liest, daß in dem feierlichen Gottesdienste (missa solennis und cantata) und der feierlichen Vesper der deutsche Gesang verboten ist, glaubt man schon, daß damit das deutsche Kirchenlied verpönt und verboten ist, während thatsächlich demselben ein großer Spielraum bei Stillmessen, Segen-, Litanei- und Marienandachten, Prozessionen, Bittgängen, vor und nach der Predigt 2c. gestattet ist.

204. Festkreis und Heiligenverehrung.

Was den **Festkreis** des Kirchenjahres anbelangt, so ist zu erwähnen, daß derselbe sich auch wieder bedeutend erweitert hatte. Das hervorragendste Fest, dessen Entstehung in diese Periode fällt, ist das **Fronleichnamsfest**, welches zuerst Hugo, Bischof von Lüttich, durch eine Vision der heiligen Juliana, einer frommen Klosterfrau in jener Stadt, veranlaßt, 1246 in seiner Diöcese einführte. Infolge des Wunders in der Messe von Bolsena bei Orvieto bestätigte es 1264 Papst Urban IV. für die ganze Kirche und Klemens V. bestimmte zu Vienne 1311 den Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitssonntag als Tag der Festfeier. Sein Nachfolger Johann XXII. soll 1317 die Prozession mit dem Sanktissimum angeordnet haben, wodurch das Fest erst seine eigentümliche Gestalt erhielt. Als Inbegriff der vorausgehenden drei Hauptfeste ordnete Johann XXII. das **Dreifaltigkeitsfest** an, bei welchem somit abweichend von den übrigen kirchlichen Festen keine historische Thatsache zu Grunde liegt. Ein weiteres neues Fest war das der **unbefleckten Empfängnis** Mariä. Dasselbe im Orient schon längst feierlich begangen, wurde 1140 zuerst von den Domherren in Lyon gefeiert und gewann trotz der heftigen Polemik zwischen den Thomisten und Skotisten im Abendland immer weitere Verbreitung, bis Klemens XI. dasselbe für die Gesamtkirche vorschrieb und Pius IX. am 8. Dezember 1854 in der Bulle Inneffabilis Deus über den jenem Feste zu Grunde liegenden Glau-

ben der Kirche eine dogmatische Entscheidung erließ.[1] Zu diesem und den anderen schon vorher allgemein gefeierten Muttergottesfesten kam

---

[1] Die Stellen der Kirchenväter, aus welchen man deren Meinung über die Frage, ob Maria ohne Erbsünde sei empfangen worden oder nicht, ersehen kann, findet man der Zeitfolge nach, angefangen vom heiligen Ambrosius bis auf St. Bernhard, von Petavius gesammelt und zusammengestellt. Die Mehrzahl erklärt sich dafür, daß von der Makel der Erbsünde unter den Menschen nur Christus allein ausgenommen gewesen sei und daß Maria in dieser Hinsicht das Los aller übrigen Menschen geteilt habe. Als nun die Lyoner Domherren dennoch ein Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä einführten, widersetzte sich der heilige Bernhard solcher Neuerung. Nicht lange nachher stellte 1160 Petrus Lombardus die Meinung auf, daß man zur natürlichen Erklärung der Sündenlosigkeit Christi einfach nur die Befreiung der seligsten Jungfrau von der Erbsünde durch eine nachfolgende Heiligung anzunehmen braucht. Auch der heilige Bonaventura und der heilige Thomas von Aquin waren derselben Meinung; allein der Franziskaner Duns Scotus trat geradezu mit der Behauptung auf, daß Maria ohne Erbsünde schon empfangen worden sei, lehrte sie zu Paris und Köln und soll sich in ihrer Verteidigung den Ehrennamen Doctor subtilis erworben haben, indem er sagte: Gott konnte die Mutter Jesu von der Erbsünde ausnehmen, es war schicklich, dies zu thun, also hat er es gethan — potuit, decuit, ergo fecit. Weil sich nun bei öffentlichen Disputationen mancherlei Ärgernis und Unfug ergab, erklärte die Basler Synode: daß die Lehre von der unbefleckten Empfängnis eine fromme, mit dem katholischen Glauben und mit der Vernunft übereinstimmende Meinung sei, und verbot das Gegenteil zu lehren. Da jedoch dieses Dekret erst in der sechsunddreißigsten Sitzung, also nach der Trennung des Konzils vom apostolischen Stuhle, gemacht wurde, so hat dasselbe in der Kirche keine bindende Kraft erhalten; doch war das Fest geblieben. Als nun gar Sixtus IV. aus dem Franziskanerorden Papst wurde, übernahmen sich die Franziskaner und verketzerten ihre Gegner. Sixtus verbot dies strenge und verordnete, daß die Meinung frei sein soll und später untersagte Alexander VI. alles Disputieren wenigstens in Gegenwart von Laien. Dagegen legten 1479 die Pariser Professoren einen Eid darauf ab, daß sie die Meinung von der unbefleckten Empfängnis verteidigen wollen und niemand erhielt ferner eine akademische Würde, der diesen Eid nicht leistete, und man glaubt, es sei dies geschehen, um die Dominikaner von der Universität auszuschließen. Diesem Beispiele folgten die Universitäten in Frankreich, Deutschland, England, Spanien bis auf die letzten Zeiten, nur in Österreich trat Kaiser Joseph II. auf die Seite der Dominikaner und verbot 1782 diesen Eid. — Ein ungenannter Autor vom Jahre 1509 (und nach ihm Stettler 1627) erzählt folgendes: Im Kloster zu Bern veranstalteten vier Dominikaner eine nächtliche Erscheinung Marias, welche einem einfältigen Laienbruder offenbaren mußte, daß die Franziskaner ganz unrecht, die Domini-

noch hinzu **Mariä Geburt**, welches 1245 Innocenz IV. und **Mariä Heimsuchung**, das 1389 Urban VI. zu einem Feste für die ganze Kirche erhob. Vielfach wurden auch die Aposteltage als Feste begangen und so war im allgemeinen die Zahl der Feiertage sehr beträchtlich, wenn auch nicht überall gleich. Nach den Angaben der Synode von Toulouse 1229 und mehr noch jener von Oxford 1222 war der vierte Teil des Jahres dem Dienste des Herrn geweiht, ohne aber, daß man im engherzigen Sinne der neueren Zeit befürchtet hätte, zu verhungern oder zu verarmen. Allerdings sind hierbei auch die vielen sogenannten Halbfeste, an denen nach dem Besuch des Gottesdienstes gearbeitet werden durfte, mitgerechnet. Immerhin aber sahen sich die Synoden im Hinblick auf das Bedürfnis der Armen und die Folgen des Müßigganges bereits zu ihrer Verminderung veranlaßt. Besonders fühlbar mußte die Häufung der Feiertage an Ostern und Pfingsten sein und demgemäß erscheinen die Mittwoche nach diesen beiden Feiertagen in mehreren Festverzeichnissen bereits als Werktage.

Eine bemerkenswerte eigentümliche Erweiterung erhielt die Festfeier seit dem elften Jahrhundert in den **geistlichen Schauspielen**, zunächst den Oster- und Passionsspielen, denen sich aber bald Spiele für alle Feste des Herrn und der Heiligen anreihten. Die Aufführungen, die aber den Charakter einer Kunstleistung erst seit dem dreizehnten und namentlich im vierzehnten Jahrhundert annehmen, fanden zuerst in der Kirche statt, und waren ebensowohl der Belehrung als der Erbauung des Volkes dienlich, so lange eben auf

---

kaner aber recht hätten, und zum Beweise soll der Bruder die fünf Wundmale gleich dem heiligen Franziskus erhalten. Sie gaben ihm in der folgenden Nacht einen Schlaftrunk und ätzten ihm die Wundmale ein. Der Bruder glaubte nun fest und verkündigte die erhaltenen Offenbarungen. Allein zuletzt merkte er, daß die erscheinende Jungfrau niemand anderer sei, als der Klosterprediger, wurde über den Betrug so aufgebracht, daß er sein Messer zog, den verkleideten Prediger verwundete, aus dem Kloster entlief und den Vorgang der weltlichen Obrigkeit anzeigte. Diese gab die Untersuchung an den päpstlichen Legaten Bischof von Castella, der mit noch zwei anderen Bischöfen das Urteil fällte: Die vier Dominikaner sollen degradiert und der weltlichen Macht zur Bestrafung überantwortet werden. Am 31. Mai 1509 wurden alle vier außer den Thoren der Stadt Bern lebendig verbrannt.

Seiten der Darsteller wie der Zuschauer der gebührende Ernst obwaltete. Als 1322 vor dem Landgraf Friedrich zu Eisenach das Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen" aufgeführt wurde, ergriff es den Landgraf so sehr, daß er vom Schlage gerührt wurde. Neben solchen edleren Spielen kamen jedoch frühzeitig auch Aufführungen von ganz anderem Charakter vor, Parodien der kirchlichen Funktionen an dem Narren- und Eselsfest, Erzählung von geistlichen Schwänken und Possen an Ostern in dem sogenannten Ostermärlein, die seitens der Zuhörer mit dem Ostergelächter erwidert wurden. In Anbetracht der Heiligkeit des Ortes, an dem sie stattfanden, doppelt ungeziemend, wurden die Veranstaltungen durch Synoden und den apostolischen Stuhl frühzeitig bekämpft. Die Verbote blieben indessen lange Zeit unbeachtet. Das Narrenfest behauptete sich bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, das Eselsfest und das Ostermärlein noch länger, bis endlich alle jene Possen in den Karneval vor Beginn der Fastenzeit zusammengedrängt wurden.

Die Spuren des **Narrenfestes** will man schon im zehnten Jahrhundert gefunden haben, wo Theophylakt, ein junger ausschweifender Patriarch von Konstantinopel († 956) allerlei religiöse Schauspiele mit thörichter, theatralischer Pracht aufführen ließ. Im Abendland bestand dieses Fest, das auch das Fest der Subdiakonen heißt, darin, daß der niedere Klerus einen aus seiner Mitte zum Bischofe wählte, welcher dann die gottesdienstlichen Verrichtungen der Bischöfe possierlich nachahmte. Der Narrenbischof hielt daher ein Hochamt, wobei ihm statt des Weihrauchs mit altem Leder u. dgl. geräuchert wurde. Die Kleriker setzten sich in die Chorstühle und sangen lärmend: „Die Mächtigen hat er vom Stuhle herabgesetzt und die Niedrigen hat er erhöht." Dann trieben sie, wohl nicht überall, Possen in der Kirche, aßen, tranken, tanzten und spielten. Wenn der Zug aus der Kirche ging, gesellte sich das Volk zu den Narren und die Lustbarkeit wurde auf den Gassen fortgesetzt. Nach einem Verbote der Basler Synode zu urteilen, traf dieses Fest auf den Tag der unschuldigen Kinder. An demselben wie auch am Tage des heiligen Nikolaus ahmten dieses Fest, wenigstens in Mainz, auch die Schulkinder nach, indem sie da einen Bischof sich wählten, der eine Vesper in der Domkirche hielt. Überhaupt durfte bei den Verkleidungen und possenhaften Umzügen, die das Volk hielt, ein Bischof oder Abt, so wenig als ein Kaiser oder Herzog und dieser so wenig als der Teufel fehlen: der letztere hatte die Rolle des Hanswurst und kam meistenteils übel weg. — Das **Fest des Esels** sollte die Flucht Jesu nach Ägypten vorstellen und wurde in

einigen französischen Kirchen mit der lustigsten Feierlichkeit nach den Weihnachtstagen begangen. Auf einem prächtig geputzten Esel setzte man eine nicht minder geputzte Jungfrau, welche die Mutter Gottes vorstellen mußte und sang bei der Prozession zur Kirche ein zu Ehren des Esels verfaßtes Lied: in der Kirche mußte das Tier während des Hochamtes knieen, wobei es mit Heu bedient wurde.

Hinsichtlich der Verehrung und Anrufung der Heiligen blieben die Gläubigen der Sitte ihrer christlichen Vorfahren treu und äußerten in mannigfacher Weise die Gesinnungen ihres Herzens. Um dem christlichen Volke das Beispiel der Heiligen lebhaft vor Augen zu stellen, wurden **Heiligenlegenden** veranstaltet. Das verbreitetste Buch dieser Art ist die „goldene Legende" des Dominikaners Jakob von Voragine, Erzbischofs von Genua († 1298), welche auch in alle Volkssprachen des Abendlandes übersetzt wurde.

Unter den Heiligen wurde nach dem Beispiele der früheren Zeit die allerseligste Jungfrau besonders verehrt. Deshalb trat jetzt seit Ende des zwölften Jahrhunderts zum Glaubensbekenntnis und dem Vaterunser, den gewöhnlichen Gebeten der Christen, das **Ave Maria** hinzu. Dasselbe beschränkte sich anfangs auf den Gruß des Engels und der heiligen Elisabeth. Bald erscheint es mit dem Zusatz: Jesus (Christus) Amen; seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch mit der Bitte um eine glückliche Sterbestunde. In allgemeinen Gebrauch kam es übrigens in der gegenwärtigen Fassung erst seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Mit dem Ave Maria wurde auch das durch den heiligen Dominikus und seinen Orden mächtig geförderte **Rosenkranzgebet** üblich, das seinen Namen davon hat, weil es aus einer Anzahl aneinander gereihter „englischer Grüße" besteht und dadurch einem Kranze gleicht, den man aus wohlriechenden Blumen zusammensetzt, um mit demselben die Gottesmutter zu ehren. Der Ursprung dieses Namens läßt sich aber auch geschichtlich erklären, da die Sitte der Bekränzung mit Rosen, nicht bloß als Schmuck, sondern besonders als Ehrenerweisung, mit den Anfängen des Rosenkranzgebetes gerade zusammenfällt. Eine neue Gebetsübung, deren Ursprung auch dieser Periode angehört, ist endlich der **Angelus Domini,** das Gebet „der Engel des Herrn" 2c. Den Grund dazu legte Johann XXII. mit der Verordnung, bei dem schon länger üblichen Feierabendläuten die seligste Jungfrau mit drei Ave Maria zu be-

grüßen. Bald kam das Läuten und Beten am Morgen auf. Zur Vollendung gelangte die Übung endlich im fünfzehnten Jahrhundert, indem 1456 Kalixt III. verordnete, durch ein Glockenzeichen um die Mittagszeit zum Gebet gegen die Türken aufzufordern.

Die Verehrung Marias beförderte auch eine unübersehbare Menge marianischer Gnaden- und Wallfahrtsorte, unter welchen aus unseren Heimatländern besonders **Zell** in Steiermark zu erwähnen ist, die santa Casa zu **Loretto** bei Ancona aber den ersten Rang einnimmt.

Nach den offiziellen Worten des römischen Breviers ist diese Casa santa das Geburtshaus der seligsten Jungfrau, wo sie auch mit dem heiligen Joseph lebte, als der Erzengel Gabriel ihr die fromme Botschaft brachte und wo sie nach der Rückkehr aus Ägypten mit ihrem göttlichen Jesuskinde wohnte, bis zu dem Tage, da unser Herr sein öffentliches Lehramt antrat. Die heilige Kaiserin Helena, welche alle heiligen Orte aufsuchte und durch Erbauung von prächtigen Kirchen verherrlichte, kam um das Jahr 300 auch nach Nazareth und erbaute über dem heiligen Hause Mariens eine schöne Kirche. Nun pilgerten die Christen aller Stände aus dem Morgen- und Abendlande ununterbrochen nach dieser heiligen Stätte, bis sie in den Tagen der Kreuzzüge ihnen wieder entrissen wurde; König Ludwig der Heilige von Frankreich hatte 1252 zum letztenmal daselbst dem Gottesdienste beigewohnt. Als schließlich 1291 auch Akkon, die letzte große Feste der Christen, in die Hände der Sarazenen gefallen war und diese voll Wut gegen alles, was den Christen ehrwürdig war, durch unerhörte Verwüstungen und Entweihungen der heiligen Orte sich zu rächen suchten, da hoben am 10. Mai des eben genannten Jahres, wie die fromme Sage geht, Engels Hände jenes heilige Haus und setzten es zuerst auf dem Berge Raunizza (zwischen der Stadt Fiume und dem kleinen Orte Tersatz) in Dalmatien nieder, trugen es aber am 9. Dezember 1294 über das Meer nach Italien hinüber, wo sie es in einem Lorbeergehölz unweit Recanati niederließen. Damals lebte daselbst eine sehr reiche Witwe mit Namen Laureta, und eben das Gehölz, in dem man das heilige Haus fand, war ihr Eigentum. Mit aller ihr möglichen Pracht ließ sie das Haus schmücken, das nun nach ihrem Namen das „lauretanische Haus" genannt wurde. Als später jenes Gehölz von Räubern besucht ward, von denen die Wallfahrer ausgeplündert und die Wege unsicher gemacht wurden, verschwand das Haus auch hier wieder und wurde von den Engeln auf einen kleinen Berg, nächst einer großen Straße drei Meilen von Recanati entfernt, getragen. Da aber die Besitzer dieses Berges, zwei Brüder, hierüber in Streit und Feindschaft gerieten, wurde es plötzlich mitten auf der Straße gefunden, welche von Recanati an das Meeresufer führt und

hier steht es unter dem Namen „heiliges Haus von Loretto“ noch heutzutage. Weil es hier war, wo die frommen Pilger teils aus Liebe und Andacht, teils aus Dankbarkeit für empfangene Gnaden die Gottesmutter mit jenen Ehrentiteln begrüßten, aus denen die Frauenlitanei besteht, so heißt dieselbe auch die **„lauretanische Litanei“**. Als Bonifaz VIII. von dieser wunderbaren Übertragung des heiligen Hauses und von den zahlreichen daselbst geschehenen Wundern gehört hatte, ließ er durch den Bischof von Recanati, wie dies vorher auch schon der Statthalter Nikolaus Frangipani von Dalmatien gethan hatte, eine neue Untersuchung einleiten: vierzehn edle und zuverlässige Ritter zogen zunächst nach Dalmatien, prüften daselbst genau den Ort, wo früher das Haus gestanden; dann aber 1296 zogen sie auch nach Nazareth, nahmen hier das Maß von dem Grunde, betrachteten den Stein, die Bauart, berechneten die Zeit der Übertragung und sahen auch die Ruine der von der heiligen Helena über das Haus erbauten Kirche, die bei der wunderbaren Hinwegtragung desselben zersprungen war und bestätigten es auf Grund ihrer genauesten Untersuchungen mit einem Eide, daß diese casa santa kein anderes, als das Haus von Nazareth sein könne. Es ist neunundzwanzig Schuh acht Zoll lang, zwölf Schuh acht Zoll breit und dreizehn Schuh drei Zoll hoch (aus Backsteinen), früher mit vergoldeten Silberplatten belegt, jetzt ganz mit Marmor überzogen und zeigt im Innern das Fenster, durch welches Gabriel zu Maria gekommen, um ihr die Botschaft zu bringen, den Feuerherd der Gottesmutter, die Schale, woraus sie und ihr göttliches Kind getrunken u. s. w., darunter auch ein Kruzifix und eine Statue der Madonna, beide vom Evangelisten Lukas aus Cedernholz geschnitzt, jedoch durch die Zeit und den Rauch der vor diesem heiligen Bilde verbrannten Kerzen geschwärzt. Rings um das Haus ist ein vertiefter Kreis von den Wallfahrern ausgekniet und ausgerutscht. Über der Thüre stehen die Worte: „Et verbum hic caro factum est“ = Und das Wort ist hier Fleisch geworden. Es steht die Casa santa unter der imposanten Kuppel des großenteils von Bramante 1464—1513 im Renaissancestil erbauten dreischiffigen Domes, vor dessen Portale die Erzstatue Sixtus V. sich erhebt. Die großen Schätze, welche die Kirche ehedem besaß, sind seit dem Einfall der Franzosen (1797), wo sie geflüchtet wurden, verschwunden und wurden nur teilweise wieder ergänzt. — Die Legende vom heiligen Haus zu Nazareth, das hie und da schon das „Mekka des Mittelalters“ genannt wurde, findet bei dem protestantischen Happel eine für jene Zeit auffallend tolerante Beurteilung, da dieser also schreibt: „Obschon diß kein Glaubens-Articul ist, gleichwoll, wann ich mich erinnere, was in derselbigen vom Engel geredet worden, zu der Jungfrauen Maria, nemlich: Non est impossibile apud Deum omne verbum, so kann ich leichtlich glauben, daß der Jenige. welcher diese Welt dahin setzte, wo zu-

vor gar nichts war, kann auch leichtlich ein Hauß dahin setzen, wo vorhin keines war, und daß der, welcher machen kann, daß ein Engel das Primum Mobile, und grosse Gebäu des Himmels umdrehet, auch gar bald durch seine Engel eine kleine Kammer anders wohin führen könne."

205. Von den heiligen Sakramenten.

Die Kirche war genötigt, die göttliche Offenbarung solchen Sprachen anzuvertrauen (der griechischen und lateinischen), welche zwar für Wissenschaften aller Art, die griechische namentlich für die Philosophie, die lateinische besonders für das Recht ausgebildet, aber zur Verkündigung einer göttlichen Offenbarung noch nicht angewendet waren, wie dies bei der hebräischen der Fall ist. Als daher jene Sprachen zur Verkündigung des Christentums gebraucht wurden, erhielten in der lateinischen Sprache der Theologen viele Wörter entweder ganz andere oder doch sehr geänderte Bedeutungen im Vergleiche mit denen, welche sie sonst hatten. So ist es auch mit dem Worte **„Sakrament"** ergangen. Dasselbe hatte bei den alten Römern hauptsächlich die folgende doppelte Bedeutung; es bezeichnete 1) dasjenige, wodurch eine Sache geweiht wird und deshalb insbesondere den Eid, durch welchen sich die römischen Bürger dem Staate zur gewissenhaften Leistung des pflichtmäßigen Kriegsdienstes weihten, und 2) die zum Gebrauche der Religion bestimmte Sache selbst, und so wurde z. B. das Geld, welches der Kläger und der Angeklagte im Staatsschatze niederlegten, damit der Verleumder nicht ungestraft davon käme, sacramentum genannt, weil diese Gelder zur Verrichtung des öffentlichen Kultus verwendet wurden. Bei den kirchlichen Schriftstellern hat sacramentum ebendieselben zwei Bedeutungen, aber in höherer Fassung. Erstens bedeutet es da den Taufbund, jenes Versprechen, welches wir bei der Taufe ablegen, Christo angehören und seinem Reiche treu sein zu wollen, und zweitens das sinnliche Zeichen eines unsichtbaren, d. h. übernatürlichen, Gott angehörenden Gegenstandes. Diese zweite Bedeutung wurde nach dem Zeitalter des heiligen Augustinus und Hieronymus immer häufiger mit dem Worte Sakrament verbunden und war im Mittelalter die ausschließliche.

Während die Kirche, wie wir es schon gesehen haben, thatsäch-

lich vom Anfang an den Glauben an die **Siebenzahl** der Sakramente besaß, wird in den kirchlichen Glaubensbekenntnissen und Synodalakten eine genaue Aufzählung namentlich erst seit Petrus Lombardus, der in seinen „vier Büchern der Sentenzen" die Siebenzahl ausführlich entwickelte und mit Beweisen stützte, entschiedener als früher betont, bis das Konzil von Trient eine förmliche Definierung der Siebenzahl vollzog. Diese Thatsache erklärt sich daraus, daß erst seit dem zwölften Jahrhundert von einzelnen revolutionären Sekten, als Katharer, Waldenser u. a., sowie später von den Reformatoren die Anschauung und Praxis der Kirche bezüglich der Sakramente angegriffen wurde. Zuvor sah sich die Kirche nicht veranlaßt, das förmlich zu zählen und zu definieren, was allen Gläubigen in ihrem Kultleben thatsächlich vor Augen stand.

In der Ausspendung der Sakramente sind aus dieser Periode einige Neuerungen zu erwähnen und hervorzuheben, zunächst betreffs der **Taufe**. Schon früher an einigen Orten, namentlich in Frankreich, üblich, erlangte die Form der Begießung nunmehr eine beträchtliche Verbreitung. Die Untertauchung erhielt sich nur in der mailändischen, sowie in einigen protestantischen Kirchen, namentlich der anglikanischen, die jedoch seit geraumer Zeit mehr in der Theorie als in der Praxis an der Untertauchung festhält. Bemerkenswerte Änderungen vollzogen sich ferner beim Empfange des allerheiligsten **Altarssakramentes**. Die bisher übliche Kommunion der Kinder (unmittelbar nach der Taufe) und die Kommunion unter beiden Gestalten hörten allmählich auf. Bei der religiösen Scheu, das heilige Blut durch Vergießung zu verunehren, machte man sich nämlich immer mehr mit dem Gedanken vertraut, daß ja dem Glauben gemäß unter jeder Gestalt der vollständige lebende Leib Christi enthalten sei und somit in der alleinigen Brotesgestalt, mit dem Leibe zugleich das Blut genossen werde. Die größten Gelehrten der Zeit sprachen sich in diesem Sinne aus; so ward der Genuß des Kelches immer seltener. Als später einige — wie die Hussiten, den Kelch hartnäckig für notwendig erklärten, sah die Kirche den Glauben an die in jeder Gestalt vollständige Gegenwart Christi in Gefahr schweben, und mußte aus dieser Rücksicht den Gebrauch des Kelches in der Laienkommunion verbieten. Gegen die heilige Schrift, wie die Gegner behaupten, ist das durchaus nicht, denn Christus hat beim

letzten Abendmahle zugleich das Opfer und das Sakrament eingesetzt. Nur im heiligen Meßopfer ist daher der Kelch unerläßlich. — Die Eucharistie trat jetzt auch noch mehr, als bisher als Mittelpunkt des christlichen Kultus hervor. Die zwölfte allgemeine Synode vom Jahre 1215 gebrauchte zum erstenmal den Ausdruck „Transsubstantiation" für die altbekannte Sache der Wesensverwandlung. Berengars Irrlehre veranlaßte den Gebrauch, die Hostie nach der Wandlung zum Behufe der Anbetung zu erheben und die Sitte, bei der heiligen Messe von der Wandlung bis zur Kommunion zu knieen; ebenso ließ man sich vor dem Sakramente auf die Kniee nieder, wenn es zu Kranken getragen wurde. Dies alles sowohl, wie auch die Einführung des Fronleichnamsfestes bekundet eine Steigerung der Verehrung gegen dieses Sakrament, während der Empfang desselben selbst im Kreise der frömmeren Personen seltener wurde, und zwar so selten, daß die vierte Lateransynode die Kommunion wenigstens an Ostern zur Pflicht machen mußte; häufiger wurde sie erst wieder seit dem vierzehnten Jahrhundert empfangen, und der Umstand ist hauptsächlich den Bemühungen der Mystiker zu danken. — Beim Sakrament der **Ehe** gingen jetzt die Proklamationen voraus; die Eheschließung sollte in der Kirche vor dem Pfarrer der Brautleute (parochus proprius) geschehen; klandestine Ehen wurden öfter verboten, die priesterliche Einsegnung häufig nachdrücklich empfohlen, die zweite Ehe aber zuweilen von ihr ausgeschlossen; bei den Slaven wurde die kirchliche Eheschließung erst im zwölften Jahrhundert durchgeführt. Das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft wurde 1215 durch Innocenz III. von sieben auf die vier ersten Grade herab beschränkt. Als geschlossene Zeit galt die vom Sonntag Septuagesima bis zur Oktav von Ostern und vom ersten Adventsonntag bis Oktav von Epiphanie.

Die wichtigsten Änderungen sind beim Bußsakrament zu verzeichnen; wir wollen sie deshalb nachfolgend auch in einem eigenen Abschnitte des näheren erörtern.

206. Bußdisciplin.

1. Unter den Nachteilen, die die Kreuzzüge mit sich geführt haben sollen, wird auch häufig erwähnt, daß die alte heilsame Bußdisciplin durch die den Kreuzfahrern erteilten allgemeinen Ablässe in Verfall gekommen sei. Dem ist jedoch nicht so. Es wurde schon in der vorigen Periode bemerkt, daß die alte Strenge in dieser Hinsicht immer seltener in Anwendung kam, und in den mühe- und gefahrvollen Kreuzzügen, die zugleich einen kirchlichen Zweck hatten, fand sich vielmehr ein passender Ersatz für die früher gewöhnlichen schweren Übungen der öffentlichen Buße, die schon ohnedies immer mehr und mehr in Abnahme kam. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatte sie in vielen Kirchen zu bestehen aufgehört; vom sechzehnten Jahrhundert an kommt sie nur mehr an sehr wenigen Orten vor. Bei Klerikern ward die öffentliche Buße als unstatthaft erklärt; sie fand in dieser Zeit hauptsächlich an solchen statt, welche sich an Prälaten vergriffen hatten. Wenn auf diese Weise und unter diesen Umständen die öffentliche Buße immer mehr an Boden verlor, mußte die Kirche um so mehr darauf bedacht sein, den Bußgeist auf andere Weise zu erhalten, beziehungsweise die Privatbuße zu beleben. Durch das schon mehrerwähnte vierte allgemeine Laterankonzil wurde außer der österlichen Kommunion bei sonstiger Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses noch vorgeschrieben, daß jeder Christ mindestens einmal im Jahre und zwar bei seinem eigenen Pfarrer beichten solle. Auch der Bischof soll beichten und Beichte hören; er soll Pönitentiare in der Diöcese umherschicken, welchen man die Reservatfälle zu beichten habe. Niemand soll in fremden Diöcesen beichten, die Geistlichen haben ihre schweren Sünden dem Dekan, die Dekane dem Bischof oder Archidiakon zu bekennen. Die völlig freie Wahl des Beichtvaters scheint erst im vierzehnten Jahrhundert allgemein durchgeführt worden zu sein. Nach einer Trierer Synode vom Jahre 1227 waren dem Papste reserviert: Mißhandlung eines Klerikers oder Mönches, Brandstiftung und Erbrechung von Kirchen, kirchlicher Verkehr mit Exkommunizierten und Unterstützung derselben, endlich Fälschung päpstlicher Briefe. Wie ernst es die Kirche auch mit der Beichte der läßlichen Sünden nahm,

bezeugen die noch vorhandenen zahlreichen Beichtspiegel aus dieser Zeit.[1]

2. Ein anderer Vorwurf, den man der Kirche dieser Zeit macht, ist, daß sie in Erteilung von Ablässen zu freigebig gewesen sei. Mag man auch in einzelnen Fällen den heiligen Zweck des Ablasses — den Bußeifer zu unterstützen, außer acht gelassen haben; im allgemeinen aber waren Ablässe für das Heil der Sünder jetzt desto notwendiger, je mehr die alte Bußanstalt außer Übung kam. Denn auf irgend eine Art muß für die begangenen Sünden gebüßt werden; und das wie? hat die Kirche zu bestimmen. So geschah es, daß die Anzahl der Ersatzmittel für die Buße sich allmählich vergrößerte. Dafür galt nicht bloß die Beteiligung an einem Kreuzzug, sondern bald auch, wenn diese selbst nicht möglich war, die Ausrüstung eines Kriegers für das heilige Unternehmen. Und wenn die Geldredemtion anfangs auf die Unterstützung eigentlich frommer Unternehmungen sich beschränkte, so wurden seit dem zwölften Jahrhundert Ablässe auch zur Förderung gemeinnütziger weltlicher Interessen, wie Brücken- und Straßenbauten, erteilt.

3. Eine besondere Art des Ablasses ist der **Jubiläumsablaß**, der um diese Zeit in Übung kam. Von jeher wurden von den Menschen gewisse bedeutende Zeitabschnitte, z. B. das hundertjährige Bestehen irgend einer wichtigen Sache oder Anstalt, festlich begangen. So hatte man auch in Rom die Bemerkung gemacht, daß beim Ablaufe eines Jahrhunderts immer große Pilgerzüge dahin stattfanden, um dort einen solchen Zeitabschnitt mit Andacht zu feiern. Auf die Aussage eines hundertsiebenjährigen Greises, daß es vor hundert Jahren ebenso gewesen, erteilte 1300 Bonifaz VIII. einen vollkommenen Ablaß allen Gläubigen, welche die Kirche des heiligen Petrus und Paulus bußfertig besuchen würden: die Römer dreißig, die Fremden fünfzehn Tage. Die Folge davon war, daß sich bei

---

[1] Eine Anleitung für Beichtväter enthält das Manuale confessorum des Dominikaners Joh. Nider († 1438) und Bartholom. de Chaimis, Interrogatorium sive confessionale, Mainz 1478 bei Pet. Schöffer. Auch die Schrift Modus confitendi, welche öfters gedruckt wurde, erteilt treffliche Ratschläge. Über diese und andere Werke dieser Art vgl. Geffken, der Bilderkatechismus des fünfzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1855.

zweihunderttausend Wallfahrer einfanden, die sich um den Vater der Christenheit versammelten. Papst Klemens VI. setzte diesen Ablaß auf jedes fünfzigste Jahr, und so erhielt er den Namen Jubelablaß, von dem jüdischen Jubeljahre, das auch alle fünfzig Jahre nach dem Gesetze zu feiern war. Später wurde diese Zeit, wie schon früher[1] gesagt worden ist, auf dreiunddreißig Jahre (Lebensjahre Christi) und endlich, damit mehrere Generationen dieser Gnade teilhaftig werden können, auf jedes fünfundzwanzigste Jahr festgesetzt, wobei es bis auf unsere Zeit blieb.

Berühmt war und ist auch der Portiuncula-Ablaß, welchen der heilige Franziskus sich vom Papste Honorius III. für alle jene erbeten hat, welche die kleine Kirche bei Assisi, Portiuncula[2] genannt, mit Andacht besuchen würden. Dafür erhielt auch der Dominikanerorden für die durch denselben verbreitete Rosenkranzandacht einen vollkommenen Ablaß. Es versteht sich übrigens von selbst (was aber die Feinde der Kirche nicht einsehen wollen), daß jeder Ablaß immer an das Bekenntnis der Sünden (Beicht) und an wahre Reue mit dem Vorsatze zur Besserung, als unerläßliche Bedingungen, geknüpft war und ist.

4. Die eigentümliche Bußübung durch das Geißeln nahm immer mehr überhand, und während es früher nur in Klöstern gebräuchlich war, ging es nun in Privathäuser und in das öffentliche Leben über, so daß ganze Prozessionen solcher Geißler zu sehen waren, welche bis zum Gürtel entblößt und sich bis aufs Blut geißelnd herumzogen, besonders dann, wenn allgemeine Drangsale zu besonderer Buße aufzufordern schienen. Durch Überschätzung dieser Bußübung fanden sich aber bald auch Mißbräuche und der Aberglaube dabei ein, z. B., daß nur mit Blut Sünden getilgt werden können, und an die Stelle der Wassertaufe jetzt die Bluttaufe getreten sei. Das war namentlich der Fall, als 1348—1350 eine

---

[1] Vgl. Anmerkung S. 447.

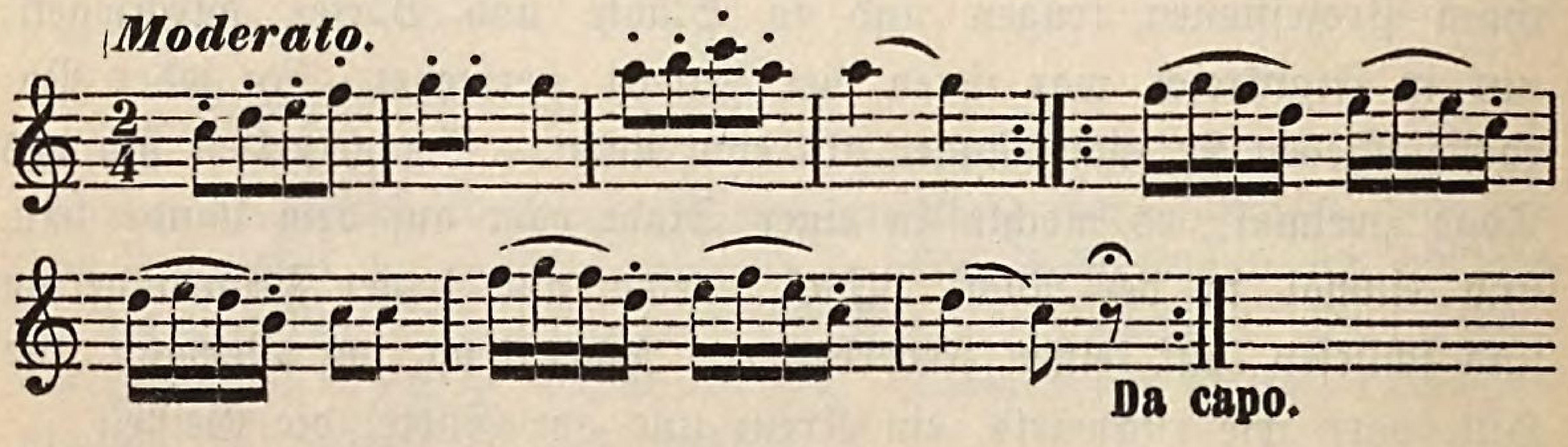
[2] Dieses „Maria von den Engeln" geweihte Kirchlein gehörte den Benediktinern von Monte Subasio. Es war zerfallen; man schenkte es dem heiligen Franziskus, der es Portiuncula, d. h. seinen Anteil nannte und wie auch die Kapellen von St. Damian und St. Peter wiederherstellte. Im Gefühle des Todes ließ er sich in dasselbe bringen, quatenus ubi acceperat spiritum gratiae, ibi redderet spiritum vitae.

furchtbare Pest, der „große Sterbent" oder der schwarze Tod, fast in ganz Europa zu wüten anfing. Die damals auftauchenden Geißler, die mitunter auch Juden — als angebliche Ursache der Pest, mordeten, mußten durch kirchliche Censuren unterdrückt werden. Doch begegnen wir solchen **Geißlerfahrten** oder Flagellantenzügen auch später wieder. Zur Zeit des Konzils von Konstanz führte selbst Vincenz Ferrer eine Zeit lang einen Zug an.

Zum erstenmal waren solche Geißlerfahrten infolge der unheilvollen Kämpfe zwischen den Welfen und Ghibellinen nach der Absetzung Friedrichs II. um 1260 in Perugia aufgetreten. Nachdem zwanzig Jahre lang, wie ein Chronist schreibt, ob des Zwiespaltes zwischen Kirche und Reich das Blut Italiens wie ein Strom vergossen worden, war es geschehen, daß plötzliche Zerknirschung die Menschen erfaßt, dieselben allenthalben zusammengeströmt und, mit der Geißel sich zerfleischend, das Land durchzogen hatten: Berge und Thäler Italiens erschallten damals von dem erschütternden Wehrufe: Friede, Friede, Herr, gieb uns Gnade! Es wird indes schon diesen Geißlern vom Jahre 1260 vorgeworfen: daß sie behaupteten, niemand könne von allen seinen Sünden losgesprochen werden, der nicht einen Monat lang diese Art Buße thue; daß sie einander beichteten und sich gegenseitig lossprachen, auch wenn sie Laien waren; daß sie glaubten, ihre Buße sei auch den Toten und selbst denjenigen nützlich, die sich in der Hölle oder im Paradiese befänden. Im allgemeinen aber waren die Flagellantenzüge von der ganz richtigen und durch die göttliche Offenbarung bestätigten Voraussetzung ausgegangen, daß, wie das Elend dieser Welt, so auch alles, was die Menschheit des Mittelalters bedrückte — Krieg, Pest, Aussatz, Angst vor den Tataren, Tyrannei der großen und kleinen Herren — nur eine Folge der Sünden der Völker sei und durch Buße entfernt werden könne. Sie hatten Fahnen von purpurroter Seide, welche sie bei ihren Prozessionen trugen und so Städte und Dörfer durchzogen; nur in Frankreich war ihnen der Zutritt verwehrt. In jeder Parochie blieben sie nicht länger als eine Nacht. Sie geißelten sich des Tags zweimal, es mochte in einer Stadt oder auf dem Lande sein, und einmal in der Nacht. Sie redeten mit keiner Frauensperson und schliefen auf keinen Federbetten. Jeder trug auf Gewand und Hut, vorn wie rückwärts, ein Kreuz und am Gürtel die Geißel.

Verwandt mit den Geißlerfahrten sind die **tanzenden Prozessionen** (Chorisantes), wobei die Teilnehmer häufig in wilden besinnungslosen Taumel gerieten, wie sie am Rhein 1374 und 1418 abgehalten wurden. Vielleicht stiftete man auch derartige Prozessionen zum Dank für das Aufhören des sogenannten Veitstanzes, eine Art Epilepsie, welche im Mittelalter vielfach geherrscht. Die merkwürdige, bis auf den heutigen Tag in Übung gebliebene Echternacher Springprozession dürfte einen solchen Ursprung haben. Echternach, Stadt im Großherzogtum Luxemburg, verdankt sein Entstehen wie seinen Ruf der berühmten Benediktinerabtei, welche, 698 vom heiligen Willibrord gestiftet, in ihrem jetzigen Zustand als romanische Basilika aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts stammt und 1862 vollständig restauriert ward. Das Grab des heiligen Stifters ist noch jetzt das Ziel zahlreicher Wallfahrten, besonders zu Pfingsten, wo jene „Prozession der springenden Heiligen" stattfindet. Die Pilger, oft bei fünfzehntausend, versammeln sich am Pfingstdienstag morgens an einem Kreuz jenseits der Sauerbrücke. Nach einer kurzen im Freien gehaltenen Predigt beginnen sie dann, während der Klerus mit den Sängern langsam voranschreitet und die St. Willibrorduslitanei anstimmt, nach den Klängen einer rauschenden Musik, die sich in dem Zug verteilt,[1] den „Willibrordustanz", indem sie fünf Schritte vor und zwei zurück oder drei Schritt vor und einen rückwärts springen. In Reihen von drei bis sechs Personen, die sich an den Händen fassen, ziehen Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen springend über die Brücke bis zur Pfarrkirche und aus dieser auf

[1] Das Spielen gilt als eines der verdienstlichsten Werke. Früher durfte kein Musikant auf der Dorfkirmeß spielen, wenn er nicht das Jahr zu Echternach mitgespielt hatte. Nachstehend die Melodie, wie sie Reiners in den Frankfurter zeitg. Broschüren 1884 im achten Hefte mitteilt:



den Kirchhof, wo die seltsame Prozession nach zweistündiger Dauer ihr Ende erreicht.

207. Die Kunst im Dienste der Kirche.

Neben den Kreuzzügen und geistig mit diesen befreundet ist die heilige Kunst, als die Darstellung des Unendlichen in sinnlicher Form, die herrlichste Erscheinung dieses Zeitalters, von dem wohl mit Recht jenes Wort gilt, welches (nach W. Heinse) das Geheimnis der Kunstgeschichte ist: „Wo die Menschen am glücklichsten waren, da war auch die Kunst am größten.“ Schon das allein sollte jeden, der einen Sinn für das Erhabene und Schöne bewahrt hat, mit dem Mittelalter aussöhnen können. In dieser Zeit sind eben aus dem Bestreben reichbegabter Künstler, die hehren Gestalten und Wahrheiten des Christentums nicht bloß mit dem Auge des Geistes zu erfassen, sondern auch äußerlich dem sinnlichen Auge in schöner Form darzustellen, jene großartigen Kunstwerke der christlichen Architektur, Skulptur, Malerei, Poesie und Tonkunst entstanden, die uns nach obigem Ausspruche zu dem Schlusse berechtigen, daß die Menschen damals auch am glücklichsten gewesen sein müssen.

1. Nachdem die weitverbreitete Furcht, mit dem Jahre 1000 werde die Welt untergehen, sich als grundlos erwiesen hatte, entfaltete sich von da ab plötzlich die regste Bauthätigkeit und zugleich auch ein neuer Stil, der **romanische Baustil**. Als nämlich zu Ende des neunten Jahrhunderts das Weltreich Karls des Großen zerfallen war und neue Staaten und Nationen sich bildeten, begann auch eine neue, eigentümliche Entfaltung des kirchlichen Lebens und Bauens im Abendlande. Mochte Byzanz Gelehrte und Künstler aussenden: das päpstliche Rom blieb die hohe Schule für Lehre und Bau der Kirche. Dorthin zogen die Fürsten, pilgerten die Geistlichen und Mönche, in deren Alleinbesitz das ganze innere und äußere Bauvermögen war. Also wurde an die Vorbilder und Grundformen angeknüpft, welche das alte Rom darbot. Aber die jungen Völker verwerteten das Römische selbständig und entwickelten daraus einen neuen Baustil, den sogenannten romanischen Baustil, wie er sich in der russisch-griechischen Kirche bis heute noch erhalten hat. Die neue Bauweise schloß sich zwar in der allgemeinen Anlage enge an die römische

Basilika an; daneben zeigen sich aber zahlreiche Eigentümlichkeiten und Umgestaltungen eingreifender Art.

Zunächst änderte sich die Anlage des Chors. Man ging nämlich von dem großen Quadrate, welches bei der Durchschneidung von Mittelschiff und Querhaus entstanden war (der Vierung, dem Kreuzmittel) aus, und verlängerte nach der Ostseite das Mittelschiff über die Vierung hinaus um ein ähnliches Quadrat, welches mit der halbkreisförmigen Altarnische geschlossen, fortan den für den Klerus bestimmten Raum bildete. Sodann ließ man das Querhaus so weit aus dem Körper des Langhauses vorspringen, daß seine beiden Arme ebenfalls je ein der Vierung entsprechendes Quadrat bildeten. Hierdurch erhielt der Grundriß die Gestalt des lateinischen Kreuzes — längerer Stamm und kürzere Arme. Der ganze Chorraum aber wurde gewöhnlich durch mehrere Stufen über das Langhaus herausgehoben und unter ihm eine Gruftkirche, Krypta mit Gewölben auf kurzen freistehenden Säulen angelegt. Die Krypten, welche ihr Vorbild in den „Konfessionen" der altchristlichen Basilika finden, dienten zur Aufbewahrung von Reliquien, wie zur Begräbnisstätte der Bischöfe, frommen Stifter u. s. w. Eine weitere Umgestaltung und Bereicherung des Grundplanes sind zwei kleinere Nebenabsiden an den beiden Armen des Kreuzschiffes in ihrer Ostmauer und eine zweite Chorapsis im westlichen Teile der Kirche; selbst ein zweites Querschiff wurde diesem westlichen Chore vorgelegt, der bisweilen sogar noch eine Krypta hat. Dazu kommt der Turmbau. Derselbe ragt zwar noch in die frühere Zeit zurück. Aber während der Basilika, wenn überhaupt, meist nur Ein Turm beigegeben war und derselbe seinen Platz neben ihr hatte, werden jetzt gewöhnlich mehrere Türme errichtet und zugleich organisch in den Bau eingefügt.

Wie der Grundplan werden alle wesentlichen Glieder des Baues umgestaltet. Die Mauerwände werden mit Lisenen, Blendbogen und Säulen mannigfach gegliedert, die Gesimse mit Rundbogen und anderen Friesen geziert, die Bogen häufig auch mit figürlichem Schmuck erfüllt. An die Stelle der flachen Holzdecke tritt allmählich das Gewölbe, zunächst das Tonnen-, später das Kreuzgewölbe, und infolgedessen weichen die Säulen den stärkeren Pfeilern. Die Fenster, anfangs sehr klein, später etwas größer, werden durchweg im Rundbogen geschlossen.

Die herrlichen Dome von Speier, Worms und Mainz, wie auch die Abteikirche von Laach sind die bedeutendsten Denkmäler dieser Bauweise. Sie herrschte im wesentlichen im elften und zwölften Jahrhundert und so einfach sie anfangs auftrat, zu so großem Glanz und Reichtum entwickelte sie sich allmählich. Zuletzt drangen auch einige fremdartige Bestandteile in sie ein. Der Rundbogen wurde teilweise durch den Spitzbogen, die runde Apsis durch die vieleckige verdrängt u. s. w. Die neuen Formen sind die Vorboten eines neuen Baustils. Da sie aber zu diesem erst überleiteten und in der Hauptsache der alte Stil bestehen blieb, erhielt die Bauweise den Namen **Übergangsstil.** Derselbe herrschte in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; sein Hauptmerkmal ist ein gewisses Haschen nach Neuem, ein unruhiges Streben, die alten Formen umzugestalten. Seine glanzvollste Entfaltung fand er in Deutschland in den Rheinlanden; die Dome von Limburg und Bamberg sind seine bedeutendsten Monumente.

Der angekündigte neue Stil ist der **gotische.**[1] Seine Wiege ist das nördliche Frankreich und hier war er bereits im letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts in Übung, während er in Deutschland die romanische Bauweise, beziehungsweise den Übergangsstil erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verdrängte. Die gotischen Dome oder Münster ragen über Wohnungen, Mauern und Wälle noch als Denkmäler aus der Zeit der Städteblüte, die durch die Kreuzzüge

---

[1] Was den Namen „Gotisch“ anbelangt, so ist derselbe in einer Zeit der Mißachtung des Stils entstanden; man nahm gotisch gleichbedeutend mit roh und barbarisch; keine Beziehung sonst läßt sich in dem Stile zu den alten Goten finden. In neuerer Zeit ist man auf einen anderen Namen bedacht gewesen. Die Engländer gleich den Franzosen vindizierten sich den Stil als ihren „vaterländischen“ und in Deutschland ist man hierin nachgefolgt und hat ihn „deutscher, altdeutscher Stil“, wohl auch „germanischer Stil“ umzutaufen versucht. Indessen hat die geschichtliche Forschung in den Kathedralen des nördlichen Frankreichs nicht bloß die Wiege, sondern auch die volle Ausbildung des Stils nachgewiesen Man ist daher auf den alten Namen „gotischer Stil“ wieder zurückgegangen, zumal auch die Bezeichnung „Spitzbogenstil“ als unzureichend erschien. Vgl. A. W. Beckers „Charakterbilder aus der Kunstgeschichte“, die das Wissenswürdigste auf diesem Gebiete hervorheben und gebildeten Leserkreisen in möglichst anziehender Form auch da, wo Muße und Vorbildung zum tieferen Eingehen auf das Studium mangelt, zugänglich machen.

erschlossen wurde; wir spätgeborene Enkel schauen staunend an ihnen empor, indem wir kaum wissen, was wir mehr bewundern sollen, ob die gewaltige Größe des Baues oder die Kunst und Zierlichkeit der einzelnen Teile. Ein solcher christlicher Dom hat nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem der schönen griechischen Tempel. Der gotische Baustil, den man füglich den heiligen nennen möchte, setzte sich die Aufgabe, das fromme Gefühl und das christliche Streben in möglichst großartigem Baugebilde vor Augen zu stellen, worin jeder Stein ein Gedanke ist. Als Grundgedanke ist wiederum das Kreuz vorherrschend als das Zeichen der Erlösung und Mittelpunkt der christlichen Religion. Das Eigentümliche aber ist der Spitzbogen, getragen von kühn aufstrebenden Pfeilern als Sinnbild der Erhebung und Richtung nach oben; ferner die großen, durch eiserne Stäbe geteilten und in ihrem oberen Teile mit Maßwerk erfüllten Fenster. Dieselben wurden kunstvoll gemalt;[1] die Bilder der heiligen Geschichte, auch Begebenheiten, welche die Kirche selbst betrafen, wurden in den Scheiben dargestellt, durch die ein wundersames Licht in das geheimnisvolle Halbdunkel solcher Dome hereinfällt. Die Pfeiler und Bogen bilden in dem Grade das konstruktive Element, daß der Mauer nur mehr die Bedeutung einer abschließenden und ausfüllenden Wand verbleibt. Die schlanken Säulen wachsen wie aus der Erde empor und schließen sich oben wie zum Laubdache eines steinernen Hochwaldes zusammen. Zart und schwach scheint jeder einzelne Träger, aber die streng gemessene Verteilung und innige Verbindung giebt dem Ganzen eine ungeahnte Festigkeit — ein Bild der ewigen Dauer der Kirche bei aller Schwachheit der einzelnen Mitglieder. Der nach oben gehende Zug der ganzen Bauweise äußert sich am stärksten in gewaltigen, himmelanstrebenden Türmen, bei einigen Bauwerken (den sogenannten Hallenkirchen) auch darin, daß die Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem Mittelschiffe sich aufschwingen. Die sinnigen Ornamente sind meist der Pflanzenwelt entnommen, weil die Pflanze sich der Erde entwindet und zum Himmel strebt: so richten auch die Regungen der Andacht, die das Angesicht der Menschen verklären, dessen Auge himmelwärts; die bezwungene Drachenbrut und ekelhaftes Getier

---

[1] Die Glasmalerei hat ihre erste nachweisbare Anwendung anfangs des elften Jahrhunderts im Kloster Tegernsee in Bayern gefunden.

verkriecht sich in dunkle Winkel: diese Ungetüme, welche als Abzugskanäle dienen, erinnern so, wie auch das Böse zuletzt dem Guten dienen muß.

Diese Bauten waren eine große Volkssache; es vereinigten sich dazu fromme Bruderschaften, und man sah unter ihnen oft Grafen und Ritter in höchster Stille, nur durch Gebete unterbrochen, die schwersten Arbeiten vollbringen. Die ersten Baumeister aber und Steinmetzen gingen aus den Klöstern hervor. Später geschah die Ausbildung in den sogenannten Bauhütten, welche gleich den Zünften ihr eigenes Statut hatten und den großen Bauhütten von Straßburg, Köln, Bern und Wien unterstanden. Seit Anfang des zwölften Jahrhunderts übergab ein frommes Geschlecht dem anderen die Fortsetzung des begonnenen Baues; das meiste blieb jedoch unvollendet, weil der religiöse Gemeinsinn immer mehr erkaltete. Ihre volle Entwicklung hatte die gotische Architektur im dreizehnten Jahrhundert, im folgenden aber die größte Blüte ihrer Ornamentik erreicht. In diese Zeit fallen auch die meisten großen Bauten dieser Art: wie die Dome von Trier, Straßburg, Köln, Freiburg, Prag, Wien, Chartres, Paris, Florenz und Mailand.[1] Rasch beginnt der Verfall mit dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Gewölbe werden zu Netz- oder Sterngewölben, die Strebepfeiler im Inneren der Kirche angesetzt, das Maßwerk enthält „Fischblasen", die Ornamentik wird überladen, allmählich stellt sich der sogenannte „Eselsrücken" statt des Spitzbogens ein und antike Formen mengen sich mit den gotischen. Die humanistischen Studien veranlassen endlich eine „Renaissançe" der Antike.

2. Um die christliche Baukunst, gleichsam als die Herrin, scharten sich bald die übrigen Künste, zunächst die Maler- und Bildhauerkunst. Auch diese kennen im Mittelalter kaum andere Zwecke und Gesinnungen, als die Religion und gingen ebenso aus den Klöstern hervor. Zur Übung der **plastischen Kunst** in Stein, Erzguß oder Holz bot die Kirche reichen Anlaß; man brauchte Altäre,

---

[1] Zwar nennen die Italiener Enrico da Gamundia als denjenigen, der diesen berühmten Dom entworfen hat; es war jedoch ein Deutscher: Heinrich Arler von Gmünd in Schwaben. In Italien war die Gotik überhaupt nie vollkommen und rein; sie blieb hier stets mit antiken, wie in Spanien stets mit maurischen Elementen vermengt.

Sakramentshäuschen, Kanzeln, Chorstühle, Leuchter, Ciborien, Grabmäler, kostbare Reliquienschreine, Kruzifixe rc.

Meister Adam Krafft arbeitete 1500 das Sakramentshäuschen in der Lorenzikirche, Peter Vischer († 1530) das Sebaldidenkmal in Nürnberg und teilweise auch das Maximiliansdenkmal in Innsbruck. Nicht weniger gediegen sind die Arbeiten des Polen Veit Stoß. Die bedeutendsten Werke aus unseren Ländern sind: das Marmordenkmal des Kaisers Friedrich III. im Stephansdome zu Wien, welches Meister Niklas Lerch 1467 begonnen und Michael Dichter 1513 vollendet hat; der von Michael Pacher 1481 vollendete Schnitzaltar (Diptycha) zu St. Wolfgang in Oberösterreich, eines der großartigsten Werke dieser Art; endlich die Kanzel zu St. Stephan in Wien vom Meister Pilgram (1502).

Wie die Basilika wurde auch die romanische Kirche mit einem reichen malerischen Schmuck versehen, während sich in der gotischen Kirche der Farbenschmuck auf die Fenster, die Säulen und Pfeiler und ähnliche Glieder erstreckte. In den ältesten christlichen Gemälden herrscht der byzantinische Stil, dessen Wesen eine harte, steife Manier charakterisiert. Erst seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts rang sich die **christliche Malerei** von jenen Härten los und gelangte dann in schnellem Aufschwunge zur höchsten Blüte am Ausgange des glaubensinnigen Mittelalters. Im vierzehnten Jahrhundert bildeten sich förmliche Malerschulen, und zwar in **Deutschland**: die kölnische oder flandrische Schule (Hubert von Eyk, † 1432, und Johann von Eyk, † 1440, der Erfinder der Ölmalerei); die fränkische Schule (Albrecht Dürer, † 1528, genannt der deutsche Leonardo), die schwäbische Schule (die beiden Holbein) und die böhmische Schule. In **Italien** blühten die florentinische, die umbrische und venetianische Schule. Alle nehmen ihre Stoffe mit Vorliebe aus der heiligen Geschichte und stellen das innerlich Schöne, die Verklärung des Endlichen durch das Unendliche dar, aber die florentinische Schule trägt einen dramatischen, die umbrische einen lyrischen Charakter an sich.

Die größten Meister der **florentinischen Schule** sind: Fra Giovanni Angelico Fiesole, Dominikaner in Florenz († 1455). Die Wände des Klosters San Marco in Florenz sind noch geschmückt mit seinen Bildern und im Auftrag des Papstes malte er in der vatikanischen Kapelle. Nie ergriff er den Pinsel, ohne gebetet zu haben, und nie malte er ein Kruzifix, ohne

dabei Thränen zu vergießen. Leonardo da Vinci († 1519): Abendmahl zu Mailand, Madonnabilder; Michael Angelo Buonarotti († 1563) als Maler, Architekt, Musiker und Dichter gleich groß; er malte in der sixtinischen Kapelle das jüngste Gericht. — Den Gipfel des Ruhmes der **umbrischen Schule** bezeichnen die Namen: Pietro Perugino, † 1524 (Himmelfahrt Mariens); Rafael Sanzio, der größte Meister auf dem Gebiete der christlichen Malerei, wurde geboren zu Urbino und starb, erst siebenunddreißig Jahre alt, in Rom 1520. Seine berühmtesten Bilder sind: Vermählung Mariens (Mailand), Krönung Mariens (Vatikan), die heilige Familie (München), die Stanzen, Madonna della Sedia und die Sixtinische Madonna, das Höchste, was auf dem Gebiete der christlichen Malerei geschaffen wurde. — In der **venetianischen Schule** glänzen: Correggio, † 1534 (die heilige Nacht, die büßende Magdalena) und Tizian, † 1575 (Ecce homo, Himmelfahrt Mariens).

Die wundersame Verschmelzung des Himmlischen mit dem Irdischen in den Madonnen, der Ausdruck des gottseligen Gemütes in den Gesichtern der Heiligen, beurkunden den gottinnigen Sinn und die religiöse Begeisterung der damaligen Künstler; mag auch die neuere Kunst, die sich dafür im Sinnlichen und Nackten gefällt, dort den Mangel an Anatomie und Proportion tadeln. Als die ersten Versuche und Übungen in der Malerkunst können die herrlichen Initialenmalereien in den Anfangsbuchstaben der Kapitel in alten Handschriften, Missalien (Meß-) und Gebetbüchern auch heute noch die Bewunderung aller Welt erregen. Endlich muß auch der kirchlichen Stickerei (Akupiktur) und Teppichweberei des Mittelalters gedacht werden; viele Paramente und Teppiche dieser Zeit waren vollendete Kunstwerke.

Der religiöse Sinn dieser Periode kam ferner auch in der **Poesie** zum Ausdrucke. Abgesehen von den schon gelegentlich aufgezählten wundervollen lateinischen Hymnen und Sequenzen,[1] entwickelte

---

[1] Des Überblickes halber seien einige der bekanntesten hier nochmals genannt. Das einfach erhabene Victimae paschali laudes, welches dem heiligen Petrus Damiani zugeschrieben wird; das liebliche Jesu dulcis memoria des heiligen Bernhard; das Veni sancte spiritus, welches König Robert von Frankreich († 1031) verfaßt haben soll, das tief erschütternde Dies irae des Franziskaners Thomas von Celano († 1260), während sein Ordensbruder Jacapona vulgo Giacopone da Todi († 1306) das ergreifende Stabat mater dich-

sich auf dem Boden des Christentums auch die religiöse Dichtung in kunstmäßiger Form als Leichen,[1] Lieder und Sprüche. Dieselben sind zunächst Loblieder auf die Mutter Gottes und die Trinität. Seit dem zwölften Jahrhundert hatte die Marienverehrung überall zugenommen, die Frauenverehrung des mittelalterlichen Rittertums hatte ihren Anteil daran; es empfing von hier Nahrung und Weihe und schmückte dafür das Religiöse mit herzgewinnender Huld und Anmut. Solche Gesänge besitzen wir unter anderen von Walther von der Vogelweide († um 1230), Konrad von Würzburg († 1287), Wolfram von Eschenbach und Günther von Bamberg. Dieser veranlaßte die älteste deutsche „Reimlegende", die in drei Büchern gegen hunderttausend Reimzeilen enthält und das Leben Christi, Mariens, der Apostel und der Heiligen nach dem Kirchenjahre enthält; Wolfram dagegen verherrlichte im heiligen Gral und den Rittern der Tafelrunde des Königs Arthur den Kampf des christlichen Lebens um das Kleinod der Erlösung durch das Blut des Gottessohnes. Das höchste in dem geistlichen Minnelied leisteten in Italien die Sänger des Franziskanerordens; an ihrer Spitze steht St. Franz von Assisi, selbst eine tiefpoetische Natur. Das großartigste Werk aber hat Dante Alighieri in seiner Divina Comédia[2] geschaffen, welche die Geschichte der ganzen Menschheit umfaßt und an Tiefsinn und Gedankenfülle jede andere Schöpfung alter und neuer Zeit übertrifft.

Mit der Plastik, Malerei und Poesie verband sich auch bald ihre Schwester, die Kunst der Töne und der harmonischen Gedankensprache, die **Musik**. Wie die Geschichte derselben lehrt,

---

tete; die Hymnen des heiligen Thomas von Aquin u. s. w. Ein Verzeichnis lateinischer Hymnen giebt Hefele: Beiträge zur Kirchengeschichte. Als Verfasser des Veni sancte und des Stabat mater hielt man zwar vielfach den Papst Innocenz III., was wir weiter oben (auf S. 424) zwar auch erwähnt haben. Es ist aber eine solche Annahme historisch unrichtig, und will dieselbe offenbar nur die Richtung der Phantasie, den schwunghaften Geist dieses Papstes bezeichnen, daß man die beiden schönen Hymnen ihm zuschreiben wollte.

[1] Leich, jene altdeutsche Dichtungsform, bei der nicht wie beim Liede die Strophen gleich, sondern nach der wechselnden Melodie verschieden gestaltet sind.

[2] **Vgl. Note S. 514.**

fallen in unsere Periode die Anfänge der Polyphonie und Harmonie, die Ausbildung des Notensystems und die systematische Begründung der musikalischen Grammatik. Der liturgische Gesang war noch immer der Gregorianische Choral. Seit aber um 1200 Franko von Köln die Mensur der Töne, d. h. Noten mit verschiedener Zeitdauer und den Kontrapunkt erfand, trat an die Stelle des Cantus firmus der polyphone d. h. mehrstimmige Gesang. Die Entdeckung, daß zwei Stimmen, die in verschiedenen Tonlagen zusammensingen, anhörbar seien, machte, wie schon Seite 329 gesagt, der Benediktiner Hukbald; allein während sein und auch Guidos Organum (= Harmonielehre) die begleitende Stimme Note für Note, beziehungsweise Punkt für Punkt in Quarten, Quinten oder Oktaven neben der einfachen Melodie einherzugehen verpflichtete, fing man im zwölften Jahrhundert bereits an, der zweiten Stimme eine freiere Bewegung zu geben, so daß die über der Melodie (cantus firmus) diskantierende Stimme als Verzierung einige Noten mehr als die erste Stimme sich erlauben und diese frei nach- und umbilden durfte. War einmal eine zweite Stimme in dieser Weise da, dann war es naheliegend, auch eine dritte und vierte ähnliche hinzuzufügen, mit anderen Worten: zwei-, drei- und vierstimmige kontrapunktische Sätze zu bilden. Die neue Singweise wurde zuerst und vorzüglich in Frankreich gepflegt und sie fand, während die Päpste in Avignon residierten, auch in die päpstliche Sängerkapelle Eingang. Als die Päpste aus ihrem Exil nach Rom zurückkehrten, nahmen sie auch ihre Sänger, meist geborene Belgier, dahin mit und seither war die päpstliche Kapelle zu Rom fast ein Monopol belgischer Sänger und Kontrapunktisten, von denen viele auch Messen komponierten. — Von großem Werte für die kirchliche Musik war die Verbesserung der Orgel durch Verkleinerung der Tasten, Einführung der Obertasten und des Pedals.

208. Das sociale und sittliche Leben.

Mehr als je haben unsere Gegner von der mittelalterlichen Kirche gerade hierüber alles Nachteilige gesagt und aufgedeckt, vieles sogar übertrieben und entstellt; von den Tugenden aber und den Vorzügen jener Zeit haben sie hartnäckig geschwiegen. Wir be-

richten unserem Principe getreu neben dem einen auch das andere; denn soll die Frage nach dem geistigen Zustand Europas in dieser Periode richtig gelöst werden, so darf die Thatsache nicht außer acht gelassen werden, daß diese Zeit die Signatur auffallendster Gegensätze an sich trägt. Deshalb nehmen wir zuerst ein großartiges religiöses Leben wahr, das sich nicht in den Kirchen allein verschloß, sondern das ganze sociale und politische Leben durchdrang; dann aber macht sich auf einmal ein Abnehmen des kirchlichen Einflusses auf die allgemeine Bildung und Denkart bemerklich, wie zugleich auch das Aufkommen neuer geistiger Einflüsse, welche das Mittelalter bis dahin nicht gekannt hatte.

Wie kaum eine andere Zeit ist gerade die in Frage stehende reich an frommen Personen wie an Werken der Frömmigkeit. In den hehren Gestalten eines heiligen Bernhard, eines Franz von Assisi, eines Dominikus, einer heiligen Elisabeth von Thüringen, dieses Musters einer deutschen Frau, eines heiligen Ludwig von Frankreich, um wenigstens einige hervorzuheben, treten uns die herrlichsten Vorbilder, soweit es Menschen gegeben ist, die vollkommenste Verwirklichung des christlichen Ideals in allen Ständen entgegen: dieselben verdienen stets Bewunderung und Verehrung, und ihre Bedeutung für die Zeit ist um so größer, als sie nicht für sich allein dastehen, sondern Scharen von gelehrigen Schülern und Jüngern hinter sich haben.

Und was die Werke anlangt, so kommen namentlich die Kirchenbauten und die Veranstaltungen zum Besten der notleidenden Menschheit, die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten in Betracht. Die herrlichen und kostspieligen Dome und Gotteshäuser in jenen Tagen, sie wurden nicht aus Kunstgeschmack oder Stolz aufgetürmt, sondern waren die Sinnbilder des zum Himmel strebenden Glaubens. Rührend ist zu sehen, wie die hochgebildete, mit den größten Aufgaben des Lebens beschäftigte Gesellschaft jener Zeit, wie Päpste, Fürsten, Prälaten, Städte, Ritter und Damen miteinander wetteifern in der Pflege der Hilfsbedürftigen, in der Anlegung von Armenhäusern, milden Stiftungen, Hospitälern, Arbeits- und Findelhäusern. Die von der schrecklichen Plage des Aussatzes Befallenen fanden in ganz Europa liebevolle Verpflegung in eigenen Leprosen-Häusern; nie hat die besitzende Klasse

der Menschheit dem Armen in gleichem Maße gezeigt, daß sie ihn für ihresgleichen, für gleichberechtigt vor Gott erkenne; keine Hand war zu vornehm, um selbst die Wunden des Leidenden anzufassen, ja, die Nächstenliebe ging bei hoch und niedrig nicht selten zum Übermaß. Noch heute zehrt die Menschheit da und dort von dem Kapital, das die Liebe zum Nächsten in jenen frommen Stiftungen angelegt.

Daneben fehlte es nun freilich auch nicht an starken Schattenseiten. Im christlichen Volke war mit dem Sinken der kirchlichen Autorität vielfach wieder die alte Roheit zum Vorschein gekommen und die Bändigung der oft gewaltsam hervorbrechenden Leidenschaften sehr erschwert. Die weltliche Gewalt war oft nicht stark genug, große Verbrechen abzuwehren; das Faustrecht erhob sich abermals und aus den entarteten Adeligen bildete sich das Raubrittertum; die Rechtsunsicherheit stieg wieder; bei den zahlreichen Fehden fehlte es nicht an niedergebrannten Dörfern, geschändeten Frauen, getöteten Kindern. Nur eine Zeit lang und nur für einen kleinen Kreis wirkten die bald selbst entarteten **Femgerichte** Westfalens den Verbrechen entgegen.

Die berühmtesten Sitze dieser eigentümlichen Geheimgerichte, die ihren Namen vom altdeutschen Fem = Strafe her hatten, waren zu Dortmund, Soest und Arnsberg. Um die Geheimnisse derselben wußte eine Anzahl „Wissender", die durch feierliche Eide zur Bewahrung dessen, was ihnen bekannt war, verpflichtet waren und sich gegenseitig an Geheimzeichen erkannten. Aus ihnen wurden die „Freischöffen", d. i. Mitglieder der einzelnen Gerichte, und der „Freigraf", d. i. der Vorsitzende derselben, gewählt. Bei ihrer Wahl mußten sie schwören: „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint." Brach ein Schöffe seinen Eid, so sollte er der Hände und Augen beraubt und mit herausgerissener Zunge sieben Fuß höher als andere Schelme gehenkt werden. Nur gewisse Verbrechen, nämlich Ketzerei, Zauberei, Diebstahl und Mord wurden von dem Femgerichte gestraft. Heimlich und geschützt durch das Dunkel der Nacht schlich sich ein Freischöffe an die Burg oder das Haus des Beschuldigten und schlug die Vorladung an das Thor an. Der Angeklagte mußte sich dann an einem bestimmten Tage und an dem Orte, der ihm angewiesen wurde, einfinden. Hier harrte seiner ein Abgeordneter der Feme, der ihm die Augen verband und ihn dann vor seine Richter führte, die in einem Walde, einer Höhle oder an einem sonst verborgenen Orte in

unkenntlicher Vermummung versammelt waren. Der Angeklagte durfte sich verteidigen und Eideshelfer mitbringen: wurde seine Verteidigung nicht genügend befunden, so wurde er zum Tode verurteilt und das Urteil an ihm in derselben Stunde vollzogen, nachdem man ihm Zeit gelassen, seine Seele Gott zu empfehlen. Der jüngste Schöffe verrichtete das Henkeramt und stieß den Verurteilten entweder mit dem Dolche nieder oder knüpfte ihn an einem Baume auf. Erschien der Angeklagte trotz dreimaliger Vorladung auf dem ihm bestimmten Platze nicht, so wurde er für verfemt erklärt und die Vollziehung des Urteils den Freischöffen übertragen. Wer ihn fand, knüpfte ihn an den nächsten Baum oder stieß ihn mit dem Messer nieder, ließ aber das Messer mit dem Femzeichen bei dem Gemordeten liegen, zum Beweise, daß derselbe vom Femgerichte bestraft worden war. Gegen die unausbleiblichen Mißbräuche dieser Geheimgerichte wurden später Klagen laut, infolge deren man ihre Wirksamkeit einzuschränken suchte. Seit dem sechzehnten Jahrhundert büßten sie ihre Bedeutung ein.

Ein heißer Sommer ist ein fruchtbarer, aber auch gewitterreicher, und je höher ein Baum ist, um so weiter wirft er seinen Schatten. Ähnlich trieben auch die Leidenschaften damals ihr Spiel wie zu jeder Zeit, aber um so verderblicher, weil jenes Zeitalter so kräftige, willensstarke und thatenlustige Menschen hegte. Da dem Willen der einzelnen ein zu großer Spielraum gegeben war, konnte es an heftigen Ausbrüchen der Selbstsucht nicht fehlen. Der Adel bedrückte besonders hart das Landvolk, wodurch dieses zuweilen zu Gewaltthaten sich getrieben sah. Da und dort bestand noch immer die Leibeigenschaft; in Rom kannte man sie nicht, in Florenz ward sie 1289 und 1297 gesetzlich aufgehoben, während sie in Venedig, obschon sehr gemildert, erst mit dem sechzehnten Jahrhundert schwand. Wie der geistliche Stand der Träger und Vermittler der wissenschaftlichen Bildung war, so standen die Städte an der Spitze der Entwicklung des Gewerbe- und Handelswesens; dieses aber unterlag im Mittelalter den mannigfachsten Bedrückungen, unter denen, wenn wir von dem Treiben der Raubritter absehen, obenan die viel zu hohen Zoll- oder Mautgebühren und das Stapelrecht standen. Vermöge des letzteren durften Kaufleute durch gewisse Städte ihre Waren nicht führen, ohne sie da zuvor zum Verkaufe angeboten zu haben.[1]

---

[1] Ein weiteres Hemmnis des Handels war die Unsicherheit im Kreditwesen, da die kirchlichen Gesetze im Mittelalter das Zinsnehmen verboten und

Die Kirche mußte öfters nicht bloß gegen den Gebrauch falscher Maße und Gewichte bei Kaufleuten einschreiten, sondern auch gegen unzählige andere Mißbräuche; so z. B. gegen den übermäßigen Putz und die unanständige Kleidung des weiblichen Geschlechtes, wie gegen die Unsittlichkeit[1] überhaupt, gegen die Vernachlässigung der Sonntagsfeier und des Fastens, gegen die weltlichen Behörden, die verurteilten Verbrechern den Empfang der Sakramente nicht gestatten wollten; sie hatte anzukämpfen gegen die vielen ungeziemenden Belustigungen und Jahrmärkte an Sonn- und Festtagen, gegen die Benützung der

---

den Zinsnehmer mit der Strafe der Exkommunikation belegten. Trotzdem aber war kein Anlehen zu erlangen, wenn man dem Darleiher nicht einen Gewinn in Aussicht stellte. Thatsächlich hatten alle päpstlichen Verbote keinen Erfolg, manche Städte regelten unter Mißachtung der päpstlichen Bestimmung den Zinsfuß und geboten nur, daß man nicht mehr als zehn oder zehneinhalb Procent einfordern solle. Die Juden, auf die jene kirchlichen Drohungen keine Anwendung fanden, durften Zins nehmen; sie sollen es auch gewesen sein, welche sich bei ihren Geldgeschäften zuerst der **Wechsel** bedienten und dadurch den gefährlichen Transport von Gold und Silber zum guten Teil umgingen. Als Beförderungsmittel des Handels dagegen galten die **Messen** (= Jahrmärkte). In Deutschland wurde der Handel namentlich von den sogenannten **Hansestädten** an der Ost- und Nordsee betrieben.

[1] Die großartige Verwilderung, von der oben gerade die Rede war, ist wohl auf den Mangel einer festen staatlichen Ordnung zu bringen; aber ebenso auf Rechnung der Kreuzzüge und der ewigen Bürgerkriege in Deutschland und Italien, während andererseits die heiße Luft Syriens und Siciliens zu sinnlichen Ausschweifungen reizte, die selbst unnatürliche Sünden einbürgerten. Öffentliche Dirnen und Bordelle wurden in allen größeren Städten geduldet, doch polizeilich vielfach eingeschränkt und die betreffenden Personen zum Tragen eigener Kleider angehalten. Gregor IX. bannte alle, welche aus solchem Geschäfte Gewinn zogen, und allenthalben entwickelten die Prediger und Beichtväter regen Eifer, um die Sünderinnen zu bekehren und ehrbar zu verheiraten. — Eine der gewöhnlichsten Anklagen gegen das Mittelalter, die Behauptung, daß geistliche und weltliche Grundherren das jus primae noctis in Anspruch genommen und geübt hätten, d. h. das Recht: bei Eingehung der Ehe eines ihrer Leibeigenen die erste Nacht nach der Trauung mit der Braut zuzubringen, um so die erste Keuschheit der neuvermählten Jungfrau zu kosten, ist durch die neuesten Forschungen als „ein gelehrter Aberglaube" nachgewiesen worden. Er beruht zum Teil auf älteren Sagen, zum Teil auf unsicheren Reiseberichten über fremde Völker, zum Teil auf Unkenntnis der geschichtlichen Entwicklung derjenigen Hörigkeitsverhältnisse, auf welchen das Recht der Grundherren auf Heiratsabgaben der Hörigen entstanden ist.

Kirchen zu weltlichen Vergnügungen, und das Geschrei der Klageweiber, die bei Exequien den Gottesdienst störten, endlich gegen die Verbreitung abergläubischer Gebete gegen die Pest und andere Unglücksfälle.

Überhaupt hatte der **Aberglaube** in seinen verschiedenen Formen stark überhand genommen und steigerte sich bis zum vielfach gestalteten **Hexenwesen**, weil im fünfzehnten Jahrhundert die von Mauren und Arabern auch zu den Christen gedrungenen und gepflegten abergläubischen Wissenschaften der Kabbalistik und Magie, wie die Alchymie, Astrologie, Theurgie und Nekromantie, solchem Wahne das Wort redeten. Nach einer leider noch ziemlich allgemein verbreiteten Ansicht hat in den Zeiten des katholischen Mittelalters eine geistige Finsternis geherrscht, daß man sie mit Händen greifen und mit Messern habe stechen und schneiden können. Wenn es nun allerdings wahr ist, daß sich im Mittelalter der Aberglaube bei einzelnen und ganzen Massen vielfach eingenistet hat, so ist es andererseits unwahr, daß derselbe allgemein gewesen und daß die Kirche denselben, statt zu bekämpfen, sorgfältig gepflegt und gehegt habe, um das Volk in der Dummheit zu erhalten und Kirche und Geistlichkeit dafür zu bereichern, wie dies so häufig behauptet wird.

Um diese traurigen Verirrungen etwas näher kennen zu lernen, müssen wir auf ihre Entstehung im westlichen Europa zurückgehen. Sie sind ein Erbstück aus dem Heidentum und keineswegs neu, sondern von Römern und Griechen schon häufig geübt; aber sie waren mit dem weströmischen Reiche in dessen Provinzen nahezu ausgestorben und den größten Aberglauben der deutschen Völker hatten die Synoden des achten und neunten Jahrhunderts so ziemlich unterdrückt.[1] Erst die nähere Bekanntschaft mit den Arabern in Spanien

---

[1] Hierbei ist namentlich das von früher her (S. 248) uns schon bekannte, am 1. März 743 unter dem Vorsitz des heiligen Bonifaz abgehaltene Concilium Liftinense zu erwähnen. Der vierte Kanon desselben erneuert das alte Gesetz, daß, wer heidnische Gebräuche beobachtet, mit fünfzehn Solidi bestraft werden solle. Als Anhang zu diesem Konzil folgen dann 1) die Abschwörung des Teufels in altdeutscher Sprache, und 2) ein aus dreißig Artikeln bestehendes Verzeichnis der damals noch hie und da bei den neubekehrten Deutschen üblichen abergläubischen Gebräuche. Wahrscheinlich wurden beide von den Bischöfen des Konzils zur Belehrung der Pfarrer und Gemeinden ver-

und deren Schriften und die Kreuzzüge brachten verschiedene Arten desselben wieder nach Frankreich, Italien und anderen Ländern zurück. Damit kamen die Amulette und Talismane, der Glaube an die wunderbare Kraft edler Steine, die Magie und Astrologie, Alchymie und Nekromantie auf, mit denen sich auch Juden und Sarazenen wie mit hervorragenden Wissenschaften beschäftigten. Viel verbreitet war die Meinung, daß Menschen mit bösen Geistern in Verbindung treten, mit ihrem Beistande Außerordentliches und Übernatürliches ausführen können. Man sprach von Teufelsbünden, von Buhlschaften mit den Dämonen, von Hexen und Hexenmeistern ꝛc. Besonders stark nahm die Sterndeuterei zu und die sicilianischen Könige waren allem Vermuten nach die ersten, welche nach Art der sarazenischen Fürsten Astrologen an ihrem Hofe hielten. Das Vertrauen dieser Gaukler auf ihre Kunst war im zwölften Jahrhundert schon so allgemein, daß sie mit größter Zuversicht den Untergang der Welt auf das Jahr 1184 ankündigten. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hatten alle christlichen Fürsten ihre Hofsterndeuter und ebenso fanden sich Wahrsager auch in den Hütten der Landbewohner. Selbst die Gelehrten, Albert der Große, Thomas von Aquin, Roger Baco, Raimundus Lullus, ließen sich fortreißen und verbreiteten sich in ihren Schriften über Astrologie und Magie. Albert schrieb ein astrologisches Werk unter dem Titel: Speculum Astronomiae. Thomas von Aquin verwarf zwar die Weissagungen und die Magie der Araber als unerlaubt, zweifelte aber doch nicht an ihrer Realität; für unerlaubt erklärte er sie, weil sie ohne den Beistand der bösen Geister nicht könnten geübt werden. Roger Bacon glaubte, daß die Patriarchen der Israeliten die höheren Wissenschaften durch göttliche Offenbarung empfangen, daß diese die geheimen Künste ihren Kindern durch mündlichen Unterricht und in Schriften übergeben, daß die Griechen sowohl als die Araber sie von den Juden erhalten hätten, daß die Schriften der Patriarchen die Wahrheit der christlichen Religion noch mehr als die kanonischen Bücher erwiesen und daß also alle höhere Weisheit von den Juden abstammen und in den Denkmälern der Juden aufgesucht werden müßte.

---

faßt. Vgl. die sehr lesenswerte Schrift von Dr. J. Fehr über den Aberglauben, woselbst jene dreißig Artikel mit erklärenden Bemerkungen der Reihe nach durchgenommen sind.

Gegen diese Verirrungen erhob sich zuerst Petrarca durch Spott- und Strafschriften; Papst Johann XXII. erließ gegen die Alchymie eine eigene Bulle; die Sorbonne verdammte 1398 auf Antrieb Gersons achtundzwanzig Artikel, welche den Aberglauben der Zeit enthielten, und mehrere Päpste die Astrologie, Chiromantie wie andere magische Künste und untersagten das Lesen von Büchern, in welchen diese Künste gelehrt wurden. Aus dieser an und für sich sehr lobenswerten Richtung der Päpste gegen den Aberglauben gingen unglücklicherweise die **Hexenprozesse** hervor. Insbesondere erließ Innocenz VIII. im Jahre 1484 die Bulle Summis desiderantes effectibus und schickte die Dominikaner Jakob Sprenger, Heinrich Institor und Johann Gremper als Hexenrichter nach Deutschland, wodurch der Wahnglaube gewissermaßen eine höhere Sanktion erhielt. Auf Grund der Bulle erschien 1489 der **Hexenhammer**, Malleus maleficarum, eine Begründung des Hexenglaubens, eine Anleitung, sich vor der Zauberei zu bewahren, und eine Darstellung des Strafverfahrens gegen die Hexen. Damit aber war das Verderben von vielen Tausenden von Menschen besiegelt, namentlich seit der Einführung der Tortur, die durch die peinliche Gerichtsordnung Karls V. bestätigt wurde. Jeder Zweifel an die Realität jener Vorgänge, wie sie in der besagten Bulle den Hexen, d. h. Personen, die sich mit dem Teufel verbunden, zugeschrieben werden, als: Beschädigung an Menschen und Vieh, an Weinbergen, Gärten, Feldern und Wiesen, ward schon als häretisch bestraft. Auch alte Gesetze kamen dabei zur Anwendung, wie z. B. das alttestamentliche[1]: „Mann oder Frau, in denen ein Geist der Zauberei oder Wahrsagerei, sollen des Todes sterben." Später brachten der Jesuit Delrio (in seiner Disquisitio magica vom Jahre 1599) und der Weihbischof Binsfeld von Trier (in seiner Schrift De confessionibus maleficorum, 1596) das Hexenwesen in ein theologisches System und nach dem Vorgange Alexanders VI., Julius' II., Leos X., wie Hadrians VI. setzte noch Gregor IV. 1623 lebenslängliche Einkerkerung auf einen Pakt mit dem Teufel. Es sind aber die Hexenprozesse Ereignisse, die wir Katholiken und Protestanten gegenseitig aufrichtig zu beklagen haben, obwohl die Katholiken wenigstens den Trost für sich haben, daß sich

[1] 3 Mos. 20, 27.

begabte Männer aus ihrer Mitte zuerst gegen die Unvernunft und Unmenschlichkeit dieser Prozesse erhoben haben. Unter denselben steht obenan der edle Jesuit **Friedrich von Spee**, obgleich er nicht der erste, auch nicht einmal der freimütigste war, da seine Schrift Cautio criminalis seu de processibus contra sagas, 1631, ohne seinen Namen geheim in einer protestantischen Offizin gedruckt und verbreitet wurde — ein Beweis, wie tief der Wahnglaube wurzelte und wie gefährlich zugleich seine Bekämpfung war; aber er war es, der am klarsten und bestimmtesten und mit der inneren Ergriffenheit der vollen Überzeugung die Zustände aufgefaßt und Licht in das Dunkel geworfen hat. Vor ihm war schon 1563 der Arzt Johann Weyer mit seiner Schrift De praestigiis daemonum als tüchtiger Gegner des damaligen Zeitgeistes aufgetreten.

Anmerkung. Da sich mit der Frage des Aberglaubens vielfach auch die Moraltheologie zu beschäftigen hat, wollen wir aus den Lehrbüchern hierüber jenes von Dr. Linsenmann nennen und einige hierher gehörende beachtenswerte Sätze daraus entnehmen. Er schreibt: Zauber und Hexenwesen beruhen auf dem Gedanken, daß den Dämonen sowohl der Wille als die Macht gegeben sei, in das Natur- und Menschenleben — natürlich nur im Interesse des Bösen — hereinzugreifen. Die Manifestation des Dämonischen kann aber nur der direkte Gegensatz gegen alles wahrhaft Seiende und Göttliche sein, bloßer Schein, Lug und Trug, ohne irgend welchen Bestand. Wer daher dem Teufel traut und glaubt, der ist betrogen. Dem Satan muß daran liegen, in dem Menschen einen Glauben an seine Blendwerke zu erwecken und darum ist der Glaube an das Hexenwesen selbst viel mehr Satanswerk, als alle die Schauderdinge, welche die Hexen angeblich verrichtet haben sollen. Mit dem Aufhören des Hexenglaubens hört die Hexerei von selbst auf. Sollte aber im Ernst die Meinung bestehen, daß Teufelsfurcht eine Vorstufe der Gottesfurcht sei, so muß im Namen der christlichen Moral dagegen protestiert werden. Wer wahrhaft Gott fürchtet, braucht den Teufel nicht zu fürchten. Es ist Aufgabe der Kulturgeschichte, die Zusammenhänge des Hexenglaubens mit den Überbleibseln des altheidnischen Götterglaubens und Kultus nachzuweisen; für die Erklärung des epidemischen Auftretens des Hexenwahnes werden aber wohl noch andere Momente beigezogen werden müssen, welche auf den physischen und geistigen Organismus ganzer Klassen der menschlichen Gesellschaft eingewirkt haben, geistige Aufregungen in religiösen Bewegungen wie zur Zeit der Reformation, Vermehrung der narkotischen und alkoholischen Reizmittel in der Anwendung auf Nahrung, geschlechtliche Aufreizungen und Ausschweifungen, fremdländische Geheimmittel, wie sie die Zigeuner nach Europa gebracht, u. a.

209. Cölibat und Priesterehe.

Es ist eine selbst unter Katholiken nicht seltene Behauptung, Papst Gregor VII. habe erst den Cölibat eingeführt. Allein jeder, der in der Kirchengeschichte sich einigermaßen umsieht, findet leicht, daß diese Einrichtung so alt ist, als die Kirche, obwohl sie nicht immer mit gleicher Strenge durchgeführt und nicht immer in der nämlichen Form beobachtet wurde. Die wilden Zeiten des zehnten Jahrhunderts waren auch nach dieser Seite hin besonders verderblich gewesen und nicht erst Gregor VII., sondern schon seine beiden Vorgänger, Nikolaus II. und Alexander II., hatten das Übel erkannt, und gaben Gesetze zur Aufrechthaltung dieser altherkömmlichen Disciplin; nur hat erst Gregors Geist und Kraft, wie im übrigen, so auch hier durchgreifend zu wirken vermocht. Deshalb wird sich überall in seinen Anordnungen auf das alte Gesetz bezogen und nicht etwa bloß denen, die künftig hierin sich etwas zu schulden kommen lassen, wird mit Strafen gedroht, sondern es werden, wie wir es im nachfolgenden gleich sehen wollen, über die bereits verheirateten oder im Konkubinate lebenden Priester schwere Strafen verfügt. Wie aber kann jemand bestraft werden, der nicht ein bereits vorhandenes Gesetz übertritt? Da das Übel so groß gewachsen war, konnte es natürlich nicht mit Einem Schlage beseitiget werden. Aber die Bahn war gebrochen, der kirchliche Grundsatz gerettet und der hohe Beruf des Priestertums fand wieder bei Klerus und Volk die gerechte Würdigung und so steht diese heilige Disciplin bis auf den heutigen Tag als eine der erhabensten Erscheinungen des Christentums da und die möglichen Verletzungen derselben können ihrer Heiligkeit ebensowenig Eintrag thun, als man die Ehe des vorkommenden Ehebruchs wegen verwerfen kann. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sehen wir uns nun die geschichtliche Entwicklung der Sache selbst des näheren an.

Nachdem die Bemühungen der letzten Päpste für die Durchführung des Cölibatsgesetzes nur einen teilweisen, äußerst geringen Erfolg gehabt hatten, nahm also Gregor VII. die Angelegenheit mit größerer Entschiedenheit in die Hand. Er erneuerte auf der Fastensynode 1074 die Verordnungen seiner Vorgänger, welche den unenthaltsamen Geistlichen die Vornahme von kirchlichen Funktionen ver-

boten und das Volk aufforderten, sich von denselben zurückzuziehen, und schickte Legaten aus, um jene Verordnungen jetzt auch wirklich durchzuführen. Dieses Vorgehen rief allenthalben eine unbeschreibliche Aufregung hervor: infremuit tota factio clericorum schreibt ein Chronist. Während die Pariser Synode vom Jahre 1074 das Cölibatsgesetz geradezu unerträglich und unvernünftig nannte, erhob sie und mit ihr auch andere Synoden, so jene zu Erfurt, Passau, die verschiedensten Einwendungen gegen die Verpflichtung zur Enthaltsamkeit. Man berief sich auf den heiligen Paulus, der gesagt:[1] „Besser ist heiraten, als brennend sein," und an einer anderen Stelle:[2] „Es muß der Bischof untadelhaft sein, eines Weibes Mann rc.," wie auch noch auf die Erzählung von Paphnutius auf dem Konzil von Nicäa.[3] Zu Nürnberg erklärten die verehelichten Geistlichen dem päpstlichen Legaten: Sie wollen lieber dem Priestertume als der Ehe entsagen; der Papst möge zusehen, wo er Engel zur Verwaltung der Kirche finde, da ihm die Menschen nicht mehr genügten," und Bischof Otto von Konstanz forderte sogar seine unverehelichten Geistlichen auf, ehebaldigst zu heiraten; auch wurde von seiten der verehelichten Geistlichen ein angeblicher Brief des heiligen Ulrich in Umlauf gesetzt, der vor den schlimmen Folgen des Cölibats eindringlichst warnte. Gregor aber, ernsten und entschiedenen Sinnes, hielt an dem Priesterideale fest und nahm seine Maßregeln nicht zurück.

Unter seinen nächsten Nachfolgern that Urban II., um der Reform zum Sieg zu verhelfen, auch als Gesetzgeber einen Schritt, indem er auf der Synode von Melfi 1089 den Subdiakon, respektive den höheren Kleriker überhaupt nicht bloß in der bisher üblichen Weise bestrafte, sondern bei andauernder Hartnäckigkeit auch gegen die Frau desselben vorging und sie dem Landesherrn als Sklavin zusprach. Dieses Dekret, das man oft als Beweis angeführt liest, wie die Kirche nicht gegen, sondern für die Sklaverei stets gewesen, sollte ohne Zweifel zunächst nur ein Kampfmittel sein und dem Verbot der Priesterehe einen größeren Nachdruck geben. Zugleich war es aber auch der Anfang einer bedeutsamen Änderung der bisherigen Disciplin: Während nämlich bis dahin der höhere Kleriker noch eine

---

[1] 1. Kor. 7, 9. [2] 1. Tim. 3, 2. [3] Vgl. S. 239.

Ehe in gültiger Weise eingehen konnte, wenn er sich auch durch die Verehelichung den Verlust seines Amtes zuzog, so beruht jene Verordnung auf der Voraussetzung, daß derselbe zum Abschluß einer ehelichen Verbindung überhaupt nicht mehr berechtigt, ja unfähig, daher die nach der Weihe eingegangene Ehe an sich ungültig sei — eine Anschauung, die ihren bestimmteren Ausdruck bald durch andere Synoden, namentlich durch Kanon 21 der ersten Lateransynode 1123, erlangte.

Das angestrebte Ziel wurde indessen, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht sogleich und nicht ganz erreicht. In einzelnen und zwar ziemlich häufigen Fällen kamen, wie die fortdauernden Klagen der Synoden zeigen, Übertretungen des Gesetzes während der ganzen Periode vor. Einige Synoden, wie z. B. die zwölfte allgemeine mit ihrem Kanon 14, mußten sogar den kirchlichen Oberen mit Strafe drohen, die ihrem Klerus um Geld u. dgl. die Unlauterkeit nachsehen würden. In einigen Ländern blieb das Gesetz selbst längere Zeit ganz oder teilweise unausgeführt.[1] Es kam sogar (z. B. in Spanien) vor, daß Laien die Geistlichen zwingen wollten, Konkubinen zu nehmen, was mit Bann und Interdikt bestraft ward. Im vierzehnten Jahrhundert dachte man schon an Aufhebung des Cölibates, worüber Wilhelm von Saignet ein Buch schrieb; dagegen hob Gerson das Ideal des Priestertums und dessen Pflichten sowie zugleich die Notwendigkeit hervor, daß man durch eine zweckmäßige religiöse Erziehung in den Kandidaten des geistlichen Standes die dazu nötige moralische Kraft wecken und keine unbewährten und unsittlichen Jünglinge mehr in das Priestertum zulassen möge. So blieb das vorgenannte Gesetz aufrecht bis auf unsere Tage herab bestehen.

In der griechischen Kirche wurde es, wahrscheinlich in dieser

---

[1] In England glaubte die Synode von Winchester 1076 wenigstens den bereits verheirateten Dorf- und Schloßgeistlichen die Beibehaltung ihrer Frauen gestatten zu sollen. In Ungarn stellte sich die Synode von Gran 1114 völlig auf den Standpunkt des Altertums und der griechischen Kirche, indem sie mit Rücksicht auf die menschliche Schwäche die Fortsetzung der bereits vor der Weihe eingegangenen Ehe ganz allgemein erlaubte. In Polen, Schlesien und Böhmen wurde das Gesetz erst gegen Ende des zwölften, in Schweden und Dänemark um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, in Ungarn seit 1267 durchgeführt, und in einigen dieser Länder stieß es auch jetzt noch auf Widerstand.

Periode, umgekehrt üblich, nur Verheiratete zu Seelsorgern oder Pfarrern zu nehmen, demgemäß also stets vor der Weihe eine Ehe zu schließen. Die Folge dieser Neuerung war, daß die Bischöfe, nachdem für sie die Enthaltsamkeit gefordert wurde, regelmäßig aus der Klostergeistlichkeit gewählt werden mußten.

Die religiösen Orden.

210. Neue Mönchsorden auf Grundlage der Benediktinerregel.

Seit dem elften Jahrhundert haben nächst den Päpsten am meisten die religiösen Orden zur sittlichen Erhebung der Menschheit gewirkt. Beinahe alles, was die Zeit Großes aufzuweisen hatte, die ausgezeichnetsten Kirchenvorsteher, Philosophen, Theologen, Gelehrte, Dichter, Künstler, Baumeister gingen aus den Klöstern hervor. Selbst verheiratete Laien schlossen sich an die Klöster an, brachten ihr Vermögen als Gemeingut dar, und beobachteten, in der Umgebung des Klosters wohnend, die Regel desselben, insoweit ihre Verhältnisse es gestatteten. In diesen Klöstern wurde teils die Benediktinerregel, jedoch in neuer und verschärfter Form, teils Regeln ganz neuer Orden beobachtet, obgleich vom vierten Laterankonzil[1] die Gründung von neuen Orden verboten wurde.

1. In vielen Benediktinerklöstern war die alte Disciplin verfallen. Die Ursache davon lag großenteils in den Reichtümern, die sie sich erworben, und dem daraus entstandenen Wohlleben. Es gingen daher von dem alten Stamme der Benediktiner viele neue Ordenssprößlinge hervor, die alle die Armut als Grundlage ihrer Einrichtungen betrachteten. Den Anfang machte der Orden der **Cistercienser**, gestiftet von einem gewissen Robert, Abt von Molesme. Er beschloß, seine Würde niederzulegen, und verließ mit einigen Mönchen

[1] Vgl. Can. 24, in welchem Innocenz III. das Überhandnehmen neuer Kongregationen zu erschweren suchte, weil die älteren völlig ausreichend schienen und durch die Verfältigung neuer religiöser Genossenschaften Beeinträchtigung erfuhren. Trotzdem kamen gerade damals neue Orden auf, die der Kirche die wichtigsten Dienste leisteten und so die Genehmigung des heiligen Stuhles, dem dieselbe vorbehalten war, glänzend zu rechtfertigen vermochten.

sein Kloster, weil daselbst die Regel St. Benedikts nicht streng genug beobachtet wurde. Sie bauten sich in einem einsamen und wilden Waldthale unweit von Dijon einige Zellen, welcher Ort Cisterz (Citeaux, Cistertium) genannt wurde, und Herzog Odon von Burgund schenkte ihnen 1098 daselbst Land zur Ansiedlung und baute ihnen ein Kloster. Es sollte zunächst nur die Regel des heiligen Benedikt in ihrer Reinheit und Strenge durchgeführt werden. Aber bald entstand eine neue Gesellschaft, indem Abt Alberich (1099—1109) das schwarze Ordenskleid mit einem weißen vertauschte. Indessen schien die ungemein strenge Lebensweise der neuen Mönche zu abschreckend, und nur wenige Kandidaten meldeten sich. Da schloß sich 1113 der heilige Bernhard der kleinen Gemeinde an und der Orden erhob sich so schnell, daß fünfzig Jahre nach der Stiftung schon fünfhundert Abteien vorhanden waren, darunter Clairvaux besonders hervorzuheben, wo auch Bernhard selbst Abt war.

2. Ein neuer Orden, aber gleichfalls auf Grundlage der Regel Benedikts, ist ferner noch der Orden der **Kartäuser.** Denselben stiftete Bruno, Vorsteher der Domschule zu Reims, welcher, durch das ärgerliche Leben seines Erzbischofs Manasses verletzt, der Welt entsagte und in der schauerlichen Gebirgsschlucht Chartreuse (Kartause) bei Grenoble 1084 mit seinen Gefährten sich niederließ und, von dem Bischof Hugo dieser Stadt unterstützt, daselbst den strengsten aller Orden stiftete. Die Ankömmlinge bauten sich dort kleine Zellen in einiger Entfernung voneinander, worin sie einsiedlerisch in der strengsten Abtötung nur von Brot, Hülsenfrüchten und Wasser lebten, unter beständigem Schweigen, Arbeit und Chorgesang bei Tag und Nacht. Doch fanden sich darunter, wie der protestantische Historiker von Raumer gesteht, „Männer von herrlichem Gemüte und einer bewunderungswürdigen Tiefe des Geistes“. Die Gefahr der Reichtümer war so streng hintangehalten, daß alle Schenkungen, die notdürftige Nahrung und Pergamenthäute zum Abschreiben von Büchern ausgenommen, verschmäht wurden. Spätere Schenkungen wurden meist zur Ausschmückung prachtvoller Kirchen benutzt. Die Ordensregel, die bis auf den erlaubten Wechselgruß Memento mori ewiges Stillschweigen, völlige Enthaltung von Fleischspeisen und strenge Teilung der Zeit zwischen Gebet und Arbeit (namentlich Feldbau und Bücherabschreiben) als ihre Hauptpunkte enthält, wurde erst

1137 durch Guigo, den fünften Prior in Chartreuse, aufgestellt, Bruno selbst wurde von seinem ehemaligen Schüler Papst Urban II. nach Rom berufen, war aber bald des geschäftigen Hoflebens alldort müde und auch nicht für die Annahme des Bistums Reggio zu gewinnen, sondern suchte und fand bei Torre in Kalabrien eine neue Kartause, wo er auch 1101 starb. Sein Orden aber fand, trotz seiner strengen und harten Regel, zahlreiche Anhänger; er zählte zur Zeit seiner höchsten Blüte etwa hundertachtzig Häuser, darunter auch zwölf Frauenklöster. Die Kartäuser sind unter allen Ordensleuten ihrer ursprünglichen Bestimmung bis auf den heutigen Tag am getreuesten geblieben, im wesentlichen die ursprüngliche Strenge sich bewahrend; dieser Orden hat daher auch, nach dem Geständnisse der Benediktiner selbst, nie einer Reformation bedurft.

3. Eine andere Benediktinerverbrüderung bildete Stephan von Tigerno, nach seiner Einsiedelei gewöhnlich Stephan von Murat genannt, der Sohn eines Vicomte aus Auvergne, geboren 1046 zu Tigerno. Von Kindheit an für das Klosterleben erzogen und in Italien darin unterrichtet, erbaute er sich im dreißigsten Jahre seines Lebens eine Zelle auf dem Berge Murat bei Limoges, wo er in Übungen der Frömmigkeit und der strengsten Abtötung bis an seinen Tod (1124) verblieb. Da sich eine kleine Gesellschaft um ihn gebildet hatte, so übernahm jetzt ein Mitglied derselben, Peter von Limoges, den Vorstand als Prior. Unter seiner Verwaltung wurde die Gesellschaft durch Kanoniker oder Mönche von dem Berge vertrieben und genötigt, einen anderen Aufenthaltsort zu suchen. Sie wählten das eine Meile entfernte **Grandmont**, wovon auch in der Folge der Orden benannt wurde. Eine schriftliche Regel bekam derselbe erst unter dem vierten Prior Stephan Lisias, gewählt im Jahre 1124, während der Stifter selbst anfangs die Regel Benedikts zu Grunde legte, später aber seinen Mönchen auf die etwaige Frage, zu welchem Orden sie sich wohl bekennen, zu antworten befahl: „Zum Evangelium, aus dem alle Regeln geflossen sind." — Der wesentliche Unterschied dieses Ordens von den übrigen Benediktinerkongregationen bestand darin, daß er keine Besitzungen annehmen durfte, sondern nur Almosen, überhaupt der härtesten Arbeit und der strengsten Lebensweise sich unterziehen mußte; Fleischspeisen waren selbst den Kranken verboten. Die Verwaltung aller weltlichen Dinge war den Laienbrüdern überlassen; das Übergreifen derselben aber führte im dreizehnten Jahrhundert zu inneren Zwisten, die der weiteren Verbreitung des Ordens hinderlich waren. In Paris hatte derselbe ein Haus, Mignon genannt. Papst Johann XXII. reformierte später die Regel und erhob 1317 Grandmont zu einer Abtei, unter der die übrigen

(neununddreißig) Priorate stehen sollten. In der französchen Revolution ging dann der Orden zu Grunde.

4. Endlich mag hier auch noch der Kongregation der **Schottenklöster** in Deutschland gedacht werden. Den Grund zu derselben legte 1076 der Irländer (Scotus) Marian mit Errichtung des Klosters Weih St. Peter bei Regensburg. Das Hauptkloster aber wurde St. Jakob bei oder in derselben Stadt, entstanden um 1090; es war der Mittelpunkt von noch elf anderen Häusern, welche 1215 von Innocenz III. als Kongregation erklärt wurden. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts wurden mehrere Klöster wegen der eingetretenen Entartung deutschen Mönchen übergeben. Im sechzehnten Jahrhundert aber bemächtigten sich auf Grund des mißverständlichen Namens Scoti die Schottländer einiger Häuser und behaupteten sich in Erfurt bis 1820, zu St. Jakob in Regensburg noch länger. Das Benediktinerstift Unserer Lieben Frau zu den Schotten in Wien hat diesen seinen Namen eben von seinen ersten Bewohnern her; dieselben waren schottische Mönche aus St. Jakob in Regensburg, von Herzog Heinrich Jasomirgott 1158 nach Wien berufen. Die Bezeichnung „Schotten“ aber erhielt sich, selbst nachdem 1418 deutsche Benediktiner das Kloster übernommen hatten.

211. Orden mit der sogenannten Regel des heiligen Augustin.

Der heilige Augustin hatte in klösterlicher Weise mit seinem Klerus zusammengelebt und in seinen Schriften geeignete Normen für Klöster aufgestellt, aus denen später bei Wiederherstellung des kanonischen Lebens eine „Regel des heiligen Augustin“ zusammengestellt wurde. Sie ward an mehreren Kapiteln, die nicht Benedikts oder Chrodegangs Regel (vgl. S. 325) hatten, eingeführt. Indem die römischen Synoden vom Jahre 1059 und 1063 Privateigentum mit der Idee der kanonischen Lebensweise unvereinbar hielten und die zweitgenannte an die Kleriker die Aufforderung richtete, nicht bloß ihr kirchliches Einkommen gemeinsam zu haben, sondern noch höher zu streben, nämlich auf allen Sonderbesitz zu verzichten, wurde diese Aufforderung thatsächlich vielfach beobachtet und so bildeten sich im elften Jahrhundert in verschiedenen Diöcesen die **Augustiner-Chorherren**, die aber unter sich noch keinen Zusammenhang hatten. Erst

mit der Zeit entstand, sei es durch Gründung neuer, sei es durch Reform bestehender Häuser, eine beträchtliche Anzahl von Kongregationen, von denen einige gegen hundert Häuser und darüber umfaßten.[1]

Außer den Augustiner-Chorherren entstanden im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Eremitenkongregationen mit der Regel des heiligen Augustin, vor allem die Wilhelmiten, gestiftet von dem heiligen Wilhelm von Aquitanien um 1156, und die Jamboniten, gestiftet durch den seligen Johannes Bonus aus Mantua (1168—1249). Um Streitigkeiten vorzubeugen, wie sie zwischen den Jamboniten und den Franziskanern ob der Ähnlichkeit der Kleidung beim Terminieren bereits vorgekommen waren, vereinigte Innocenz IV. zunächst die in Toskana lebenden Eremiten, Alexander IV. 1256 auch die übrigen zu Einer Gesellschaft, dem **Augustinerorden** oder dem Orden der Eremiten des heiligen Augustin, wie sein Name vollständig lautet, und verlieh ihm die Vorrechte der Bettelorden.

2. Noch bedeutender aber als alle diese Kongregationen sind die **Prämonstratenser** oder **Norbertiner**. Ihr Stifter ist der heilige Norbert aus der vornehmen Familie von Gennep aus Xanten am Rhein, geboren 1082, einst Kaplan Heinrichs V., dann Kanonikus zu Köln. Er hatte durchaus weltlich gelebt; da aber ward er auf einer Reise 1114 durch einen neben ihm einschlagenden Blitz vom Pferde geworfen und stand, als seine Besinnung wiederkehrte, als völlig geänderter Mensch auf. Er gab seine einträglichen Pfründen

[1] Eine Erwähnung verdienen hauptsächlich 1) die regulierten Chorherren vom Lateran; 2) die Kongregation von St. Rufus bei Avignon; 3) die regulierten Chorherren vom heiligen Grab, gestiftet 1114 zu Jerusalem; 4) die Kongregation von St. Viktor in Paris; 5) die Gilbertiner, gestiftet 1148 vom heiligen Gilbert von Sempringham in England; 6) die Kongregation von St. Genoveva bei oder eigentlich in Paris; 7) die Kreuzherren, von denen später noch eigens die Rede sein soll, gestiftet 1236 von der seligen Agnes von Böhmen. — Es scheint, daß, als die Würdenträger an den Kathedralen das kanonische Leben zu hemmend für ihren Beruf fanden und wieder abgesonderte Wohnungen bezogen, die Stiftungshäuser doch blieben und von den Geistlichen, die zur Kathedralkirche gehörten, aber nicht eigentliche Domherren waren, bewohnt wurden. Diese Häuser aber nannte man nicht Klöster, sondern Stifte, woher auch der Name Stiftsherren. Für die angegebene Art des Entstehens scheint u. a. zu sprechen, daß die Augustiner zu Kanterbury das Recht hatten, den Erzbischof zu wählen, wie uns dies von jenem, unter König Johann ohne Land darob ausgebrochenen Streite her bekannt ist.

zurück, verkaufte auch sein Erbe, gab den Erlös den Armen und fing an, als Bußprediger Deutschland und Frankreich zu durchwandern; Schäferglocken versammelten ihm die Zuhörer. Im Jahre 1119 bewog ihn Bartholomäus, Bischof von Laon, in seiner Diöcese zu bleiben und die Reformation von seinen Kanonikern zu übernehmen. Der Versuch jedoch mißlang und Norbert beschloß jetzt, sich ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er wählte hierzu eine Einöde im Walde von Coucy bei Laon und sagte, daß dieser Ort der ihm vorbezeichnete (locus praemonstratus) sei, woher derselbe im Französischen Premontrè, der nun daselbst begründete Orden aber den Namen Prämonstratenser bekam. Papst Honorius II. bestätigte 1126 diesen neuen Orden, der, mit dem beschaulichen Leben das Studium der Wissenschaften, das Predigtamt und die Seelsorge verbindend, bald Aufnahme und Verbreitung auch in Deutschland fand, zumal sein Stifter schon 1126 Erzbischof von Magdeburg wurde. Er starb 1134 als Kanzler von Italien, wegen seiner Beredsamkeit und Heiligkeit auch von denen bewundert, welchen seine große Strenge zuweilen verhaßt war. Die Ordenstracht der Prämonstratenser ist gleich jener der Benediktiner; nur ist bei diesen die Kleidung von schwarzer, bei jenen aber von weißer Farbe.

3. Um das Jahr 1233 verbanden sich zu Florenz mit Bonfiglio Monaldi am Festtage Mariä Himmelfahrt noch sechs andere Kaufleute dieser Stadt, verschenkten ihre Habe und stifteten auf dem Monte Senatorio Kirche und Kloster, um sich ganz Gott und insbesondere dem Dienste der heiligen Jungfrau zu widmen; daher hießen sie Servi Beatae Mariae Virginis und davon stammt auch der deutsche Name: **Serviten.** Der Bischof von Florenz gab ihnen 1239 die Regel des heiligen Augustin, und statt der grauen Kleidung, die sie sich anfangs gewählt, eine schwarze, mit eben solchem Skapuliere. Im Jahre 1252 nahm Monaldi, der bis dahin nur den Namen eines Priors von Monte Senatorio geführt hatte, den Titel eines Generals an, weil der neue Orden sich auszubreiten begann, und Papst Innocenz IV. gab demselben einen Kardinal zum Beschützer. Monaldi starb 1262 im Rufe der Heiligkeit. Der 1267 gewählte Ordensgeneral Philipp Benitius erweiterte den Orden in Italien und in Deutschland und ward als zweiter Stifter desselben angesehen. Derselbe erschien 1274 auf dem Konzil von Lyon und erhielt

die Bestätigung sowohl seines Ordens, als der von ihm und seinen Vorfahren gegebenen Vorschriften. Er starb 1285 und wurde späterhin von Klemens X. heilig gesprochen. Der Orden, der sich nie sehr verbreitet hat und auch nie zu großen Reichtümern gelangt ist, zeichnete sich durch wissenschaftliche Bildung aus: Sarpi, der verrufene Geschichtschreiber des Konzils von Trient († 1623), und der berühmte Altertumsforscher Ferrari († 1626) gehörten ihm an.

212. Die beiden Mendikanten- oder Bettelorden.

Nach dem Urteile des gelehrten Fleury wirkten drei Ursachen zusammen, um diese Orden ins Dasein zu rufen: 1) Das Verderbnis der älteren Mönchsorden, welches vom Gelde sich herschrieb; 2) der Geiz, Luxus und die Trägheit des Weltpriesterstandes; 3) die von Arnold von Brescia, den Waldensern und anderen Irrlehrern mißhandelte Idee der evangelischen Armut. Bei allen Orden war es zwar Gesetz, daß der einzelne nichts besitzen durfte, was aber gar nicht hinderte, daß der Orden oder das Kloster große Reichtümer an sich bringen konnte. Weil jedoch Reichtum und Macht, menschlicher Natur entsprechend, mancherlei Mißstände herbeigeführt hatten, erschienen zu den bis dahin schon bestandenen Orden mit Einem Male noch zwei, welche in ihren Grundlagen eben so einfach, als in ihren Wirkungen unermeßlich waren — die beiden großen **Bettel-** (oder **Mendikanten-**) Orden des heiligen Franziskus und Dominikus. Hier wurde das Gelübde der Armut in neuer überraschender Form als absolute Armut aufgefaßt: dieselben verpflichteten nicht bloß die einzelnen Mönche, sondern mit Ausnahme des allernotwendigsten Besitztums auch das Kloster zur Armut, ihren Unterhalt von der Wohlthätigkeit der Gläubigen erwartend, denen sie dann entsprechend mehr als die übrigen Orden durch Pastoration und Mission zu dienen bestrebt waren.

1. Der erste dieser beiden Orden ist der **Minoriten-** oder **Franziskanerorden**, gestiftet vom heiligen Franz von Assisi. Er war ein Sohn des reichen Tuchhändlers Pietro Bernardoni, zu Assisi in Umbrien 1182 geboren, mit seinem Taufnamen Johannes, später aber wegen seiner Neigung zum Gebrauch der französischen Sprache allgemein Francesco genannt. Obwohl er sich längere Zeit den Freuden

der Jugend hingegeben, zeigte er doch immer, besonders durch Wohlthun den Adel seiner Seele. Durch eine langwierige Krankheit wurde sein Gemüt von außen mehr abgelenkt, und als er nach seiner Genesung einst in der Kirche aus dem Evangelium die Worte hörte, die Christus zu den Aposteln sprach:[1] „Ihr sollt weder Gold noch Silber, noch Geld in eueren Gürteln haben, auch keine Tasche auf dem Wege, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab, denn der Arbeiter ist seiner Nahrung wert," da öffnete sich eine neue Welt in seinem Innern. Er beschloß die Gründung eines Vereines, der in der Weise der Apostel die Welt mit Bußpredigt durchziehen sollte. Eine Kapelle bei Assisi, Portiunkula genannt, die ihm von Benediktinern geschenkt wurde, war der Ausgangspunkt dieses Vereins. Dort war die Stätte seiner feurigen Andacht, unweit davon seine noch bestehende Einsiedelei. Franziskus gleich den dortigen Armen und Hirten angethan mit einer braunen Kutte, mit einem Stricke umgürtet, Buße predigend, Kranke und Aussätzige pflegend, und mit gesammeltem Almosen Arme unterstützend, wurde von seinem reichen Vater verstoßen, von seinen Mitbürgern bald als Irrsinniger verspottet, bald als Heiliger verehrt; aber seine kühne Weltverachtung, seine aufrichtige Demut und seine innige Gottes- und Menschenliebe versammelte bald Jünger zu Tausenden. Liebe, Demut, Einfalt, Armut und Freudigkeit in Christo war ihr Gesetz; — hierdurch wurden sie die Lieblinge des Volkes. Papst Innocenz III. gestattete der Genossenschaft, Buße zu üben und zu predigen, nachdem er den unscheinbaren Mann in der Kleidung des Bettlers anfangs abgewiesen hatte. Erst Honorius III. bestätigte 1223 den Verein als den Orden der „minderen Brüder" = fratres minores, und damit zugleich die einfache, großenteils wörtlich der heiligen Schrift entnommene Regel. Eine geistesverwandte Jungfrau zu Assisi, die heilige **Klara** Sciffi, hatte einen weiblichen Orden gegründet, welchem Franziskus 1224 eine Regel vorschrieb[2] und ihn

---

[1] Matth. 10, 8—10. [2] Nach Deutschland verpflanzte diesen Orden die liebe, heilige **Elisabeth**, deren schmerzlich schönes Leben man mit Recht den „Abendstern im Leben der Heiligen des Abendlandes" genannt hat. Sie war eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und Gemahlin Ludwigs von Thüringen. Kindlich fromm verehrte sie von Jugend auf insbesondere die heilige Jungfrau Maria, machte die Wartburg zum Zeugen ihrer Liebe zu den Armen und Kranken und bewies als ungerecht mißhandelte Witwe eine englische Sanftmut

seinen **zweiten** Orden nannte. Vielen, die sich zum Eintritt in den Orden meldeten, denen aber der Beruf oder die Möglichkeit, Mönch oder Nonne zu werden, fehlte, gewährte er einen Anschluß an seinen Verein in dem sogenannten **Tertiarier-** oder **dritten** Orden, dessen Mitglieder, in der Welt lebend, nur zu gewissen frommen Übungen sich verpflichten. Franziskus, ob seiner seraphischen Liebe auch **Seraphicus** genannt, starb 1226 in seiner Kapelle. Die Verehrung dieses Gottesmannes, der auf dem Alverno mit den Wundmalen des Erlösers begnadiget (stigmatisiert) worden, von dem es schien, daß er die sündhafte Menschennatur schon auf Erden ausgezogen und der daher auch über die vernunftlose Natur eine wunderbare Macht ausgeübt hatte, war so groß, daß er schon zwei Jahre nach seinem Tode von Papst Gregor IX. unter die Heiligen versetzt wurde. Nach vierzig Jahren zählte sein Orden schon achtzehnhundert Klöster.

2. Fast gleichzeitig mit dem ersten entstand der zweite Bettelorden, nämlich jener der Fratres praedicatores oder **Dominikaner.** Den Anlaß zu seiner Gründung gab der Eifer für die Bekehrung der Albigenser ꝛc. Während man sich im südlichen Frankreich zu einem Kreuzzuge rüstete, um diese Sekte mit Waffengewalt zu unterdrücken, wandelte unter diesen ein Mann umher, der mit den friedlichen Waffen des Gebetes, der Geduld und einer gottbegeisterten Predigt die Verirrten zu gewinnen suchte. Es war **Dominikus**, zu Calaroga in Spanien 1170 geboren, ein Mann voll Liebe zu den Menschen, voll Eifer für den alleinseligmachenden Glauben. Als Domherr von Osma lernte er auf einer Reise die Verwüstung der Kirche kennen, welche die Albigenser im südlichen Frankreich angerichtet, aber auch die prunkvolle Weise, in der die dortigen Glaubensprediger — Cistercienser — auftraten. Da ihm dies ganz unpassend schien, trat er mit einigen Gefährten barfuß und in dürftiger, strenger Lebensweise den Ketzern entgegen, so das wahre Beispiel jener Anmut und Demut, die auch sie zur Schau trugen, ihnen vorhaltend. Nachdem der Erfolg solcher Bekehrungsweise ein ungemein

---

und Geduld. Sie gründete ein Spital in Marburg, wo sie die Kranken selbst pflegte und starb schon 1231. Die **Elisabethinerinnen** verehren sie als ihre Schutzpatronin.

glücklicher war, ging Dominikus nach Rom, und erlangte 1215 von Papst Innocenz III. die Bestätigung seines Vereines, der sich bis dahin an die Augustinerregel gehalten hatte, und dessen Zweck Aufopferung für den wahren Glauben, zumeist durch Predigten, war, und deshalb sich Predigerorden nannte. Auf der ersten allgemeinen Versammlung des schnell wachsenden Ordens zu Bologna 1220, wurde manches aus der Franziskanerregel, namentlich der Grundsatz evangelischer Armut, aufgenommen. Im Jahre darauf zählte der Orden schon sechzig Klöster. Auch weibliche Klöster für Mädchenerziehung wurden angelegt, die besonders zur Aufnahme bekehrter Albigenserinnen bestimmt waren. Endlich stiftete der Heilige zur Erhaltung und Sicherung der Kirchengüter eine Genossenschaft von Weltleuten als militia Christi, aus der später ein dritter Orden sich entwickelte, die Brüder von der Buße des heiligen Dominikus. Er selbst starb 1221 in Rom und wurde 1234 kanonisiert.

Anmerkung. Allgemein war die Verehrung dieser beiden Orden, ungemein segensreich ihre Wirksamkeit, die sie in der Seelenführung, im Predigen, und auch in der Wissenschaft entfalteten; beide Orden hatten bald die gelehrtesten Männer auf den Lehrstühlen der Universitäten; wir erinnern bloß an einen Albert den Großen, Thomas von Aquino und Bonaventura. Höchst einflußreich war in letzterer (wissenschaftlicher) Hinsicht bis auf die neueste Zeit die Stellung eines Magister sacri Palatii (d. i. obersten Büchercensors), welches Amt der Papst dem heiligen Dominikus und seinen Nachfolgern im Generalate zuwies. — Nach den „Konstitutionen“ dieser beiden Orden war ihre Verfassung folgende: Jedes Kloster hat einen Vorgesetzten, bei den Franziskanern Guardian, bei den Dominikanern Prior genannt; über den Klöstern einer Provinz steht der Provinzial, über dem ganzen Orden der Minister generalis in Rom, dem gegenüber die Kommunität durch Definitoren vertreten wird. Alle drei Jahre ist ein Generalkapitel abzuhalten.

Über die von Franziskus anbefohlene absolute Armut entstanden noch bei seinen Lebzeiten Streitigkeiten in seinem Orden. Während er nach Ägypten gereist war, um den Mohammedanern Christum zu verkünden, führte sein Stellvertreter Elias von Cortona manche Milderung in der Ordensregel ein, die jedoch Franziskus bei seiner Rückkunft schonend beseitigte. Nach seinem Tode aber wurde dieser Elias zum Ordensobern gewählt, und seine Bestrebungen zur Milderung des sogenannten „Testaments des heiligen Franziskus“ erhielten den Beifall vieler Brüder, die durch Unterscheidung von Eigentum und Nießbrauch und durch Scheinschenkung an die römische Kirche sich wenigstens den Besitz von Gebäuden, Gärten und Feldern zu ermöglichen suchten. Solchen Grundsätzen des Elias gegenüber stand Antonius von Padua, † 1231, der im Sinne des Meisters nur in der vollkommenen

Weltverachtung das Heil sah. Der Streit dieser Parteien wurde mitunter mit großer Heftigkeit geführt, und selbst die Entscheidungen der Päpste vermochten nicht den Frieden herzustellen. Ja, ein Teil verfiel im stürmischen Eifer zuletzt in vollen Widerspruch mit der Kirche, und fiel der Inquisition anheim. Nach und nach erkannte man, daß jede Partei ihre gute Seite habe, und es bildeten sich zwei besondere Zweige des Ordens: Die Strengen (observantes, spirituales, zelatores), und die Milderen (conventuales, fratres de communitate), wovon bei uns jene Franziskaner, diese Minoriten genannt werden.

213. Orden zur Pflege der Humanität.

Die christliche Liebe findet für jegliches Übel ein Heilmittel und so erzeugte sie auch Ordensgenossenschaften, welche sich ganz dem Dienste der kranken und leidenden Menschheit widmeten.

1. Die verheerenden Seuchen, durch welche die Völker des Mittelalters häufig heimgesucht wurden, riefen mehrere religiöse Vereine ins Leben, deren Mitglieder sich dem **Krankendienste** widmeten. Die bemerkenswerteren sind:

a) Die Antoniter oder Hospitalbrüder des heiligen Antonius, ursprünglich ein Laienverein, dem Honorius III. im Jahre 1218 die Rechte und Privilegien eines Ordens und Bonifaz VIII. im Jahre 1297 die Augustinerregel gab. Ihr Stifter war der französische Edelmann Gaston, dessen Sohn Guérin auf das Gebet zum heiligen Antonius hin von einer pestartigen Krankheit, dem sogenannten heiligen Feuer, 1095 befreit worden war. Das Hauptkloster dieses Ordens war zu Didier de la Mothe in der Dauphiné. Ihre Kleidung war schwarz mit einem blau emaillierten T auf der Brust. Sie erlangten Ansehen, Reichtum und auch außerhalb Frankreichs Verbreitung.

b) Die Hospitaliter vom heiligen Geist, durch Guido von Montpellier 1198 gegründet und von Innocenz III. bestätiget. Die Mitglieder dieses Ordens, welche mit den drei gewöhnlichen Gelübden noch das vierte verbanden: „in den Armen ihrem göttlichen Herrn und Meister zu dienen," befolgten seit Eugen IV. die Augustinerregel. Ihr Hauptkloster ist das Hospital vom heiligen Geist in Rom.

2. Ein besonderes Werk christlicher Liebe war die **Loskaufung** der christlichen **Sklaven** aus türkischer Gefangenschaft. Hierfür sorgten zwei geistliche Orden:

a) Die Trinitarier oder der Orden der heiligsten Dreieinigkeit zur Loskaufung der Gefangenen, im Jahre 1198 durch den heiligen Johann von Matha und den heiligen Felix von Valois gestiftet. Die beiden: jener ein gelehrter Priester, dieser aus königlichem Geblüte entsprossen, hatten ein Traumgesicht, das Papst Innocenz III. auf die Befreiung der Christensklaven aus den Händen der Saracenen mittels eines neuen Ordens deutete, den er unter den Schutz der Dreieinigkeit stellte und ihm ein weißes Kleid, mit einem roten und blauen Kreuz auf der Brust, vorschrieb. In Frankreich und bald auch in anderen Ländern traten gelehrte und geachtete Männer in den Orden ein, dessen General im Stammkloster von Cerfroid (Cervus frigidus) residierte; bedeutende Summen flossen ihm zu, so daß schon 1200 aus Marokko zweihundert durch den Orden losgekaufte Christen heimkehrten. Von ihrer dem heiligen Mathurinus geweihten Kapelle in Paris hießen die Trinitarier in Frankreich auch Mathuriner. Der Orden hatte auch Frauenklöster und Tertiarier.

b) Die Nolasker oder der Orden Unserer Lieben Frau zur Loskaufung der Gefangenen, vom heiligen Petrus Nolaskus unter Mitwirkung des heiligen Raimund von Pennaforte aus dem Dominikanerorden und des Königs Jakob von Aragonien 1218 speciell für Spanien gestiftet, das eines eigenen Ordens dieser Gattung zu bedürfen schien. Die Mitglieder gelobten, nicht nur ihr ganzes Hab und Gut, sondern, wo es nötig wird, auch sich selbst zur Auslösung von Gefangenen hinzugeben; sie zerfielen in Ritter und Brüder, welch letztere Priester waren. Unter Papst Klemens V. schlossen sich erstere anderen Ritterorden an; die Ordensbrüder dagegen, deren Reformation durch Johann Baptist Gonzales Klemens VIII. bestätigte, blieben ihrem ursprünglichen Berufe treu. Seit 1568 hatten sie auch Nonnenklöster und Tertiarier.

3. Weil die christliche Charitas auf Linderung jedes wie immer gearteten Elendes bedacht war, so finden wir auch besondere, durch Fürsten und andere Personen gestiftete Klöster, die sich der armen **Reisenden** annahmen. So stellten die einen an den Flußübergängen Brücken her (frères pontifes), andere wieder, an manchen Orten die „Kreuzträger“ genannt, nahmen auf den höchsten Gebirgspässen die Reisenden auf oder suchten die Wanderer auf,

die aus Ermattung nicht mehr vorwärts konnten, sich verirrt hatten, oder sonst verunglückt waren, eine Fürsorge, die noch jetzt von den Geistlichen des (vom Abt Bernhard von Aosta 962 gegründeten) Hospizes auf dem großen St. Bernhard geübt wird.

214. Orden zur besonderen Verehrung Marias.

Die hier in Betracht kommenden religiösen Vereine oder Kongregationen sind, außer den schon zuvor (§. 211) genannten Serviten, die auch hierher zu zählen wären, folgende:

1. Der Orden von **Fontévraud** (fons Ebraldi = Everaldsbrunn bei Angers), durch Robert von Arbrissel 1100 gestiftet. Er war ein sehr gelehrter Mann und selbst Doktor der Theologie an der Pariser Universität geworden; hierauf berief ihn der Bischof von Rennes in seine Diöcese zurück und überließ ihm sowohl die Verwaltung derselben, als die Reformation seines Klerus. Nach dem Tode des Bischofs legte er dieses Amt nieder, ward eine Zeit lang Lehrer zu Angers, bald aber, unzufrieden mit den dortigen Sitten, verließ er die Welt gänzlich, um in dem nahegelegenen Walde von Craon das Leben der alten Einsiedler nachzuahmen. Bald strömten viele von allen Seiten zu ihm, bereit, dieses Leben mit ihm zu führen, so daß er ihnen einige Zellen zu bauen sich genötiget sah. Als Papst Urban II. nach Angers kam, ließ er Robert vor sich kommen und ihn bei der Einweihung der Kirche zu St. Nikolaus die Predigt halten. Von derselben ergriffen, bestätigte der Papst nicht bloß seine Stiftung, sondern ernannte ihn auch zum apostolischen Missionär und Kreuzprediger.

Der Eindruck, den Roberts Predigten machten, war ein unbeschreiblicher: Tausende beichteten reumütig, viele nahmen das Kreuz, andere wieder folgten ihm selbst nach. Für diese nun stiftete er das Kloster Evraldsbrunn, in der Diöcese Poitiers, eine Stunde von der Loire. Weil aber auch viele Frauen sich seiner Leitung unterstellten, erbaute er zwei Häuser, für jedes Geschlecht je eines; unterwarf aber, im Hinblick auf den sterbenden Erlöser, der in Johannes alle Menschen der Himmelskönigin empfohlen hatte,[1] die gesamten Frauen- und Männerklöster der jedesmaligen Äbtissin von Fond

[1] Vgl. Joh. 19, 25 ff.

Evraud, welche als Generalin des ganzen Ordens für alle die heilige Jungfrau repräsentieren sollte. Zur Lebensnorm gab er ihnen die Regel des heiligen Benedikt, aber in ihrer größten Strenge. Fleisch durften sie nicht einmal in der Krankheit genießen, dabei mußten sie das strengste Stillschweigen beobachten. Eine besondere Aufgabe des Ordens war es, mit der Belehrung und Bekehrung gefallener Frauen und Mädchen sich zu befassen.[1] In Frankreich brachte er es auf sechzig Häuser, im Ausland aber faßte er keinen Fuß. Im späteren Mittelalter geriet er in tiefen Verfall. Vor der Revolution waren noch siebenundfünfzig Priorate in Frankreich; jetzt sind sie alle erloschen.

2. Ein ganz ähnliches Institut mit ebenfalls unter der Aufsicht von Äbtissinnen stehenden Doppelklöstern war die Stiftung des heiligen **Guilbert** von Sempingham († 1189) in England. Dieser Orden, an dessen Spitze jedoch ein oberster „Meister" stand, erhielt sich in mehreren Häusern bis zur Reformation.

3. Der Orden der **Karmeliter**, die zu ihrem Stifter den Propheten Elias machen und die Wahrheit dieses Ursprungs durch dicke Bücher beweisen wollten. Dem großen Streite über das Alter dieses Ordens machte 1697 Papst Innocenz XII. ein Ende. Demgemäß ist als Stifter geschichtlich nachweisbar der Kreuzfahrer Berthold von Calabrien, als er sich 1156 mit zehn Gefährten bei der ehemaligen Höhle des Elias auf dem Berge Karmel als Einsiedler niederließ. Da sich aber daselbst in Erinnerung an Elias seit Jahrhunderten Zellenbewohner befanden, so behaupteten eben Bertholds Gefährten lange Zeit geradezu, daß dieser Prophet selbst der Stifter dieses Ordens gewesen sei. Ihre erste und sehr strenge Regel, wonach sie kein Eigentum besitzen, niemals Fleisch essen und von der Vesper bis zur dritten Stunde des folgenden Tages schweigen sollten, erhielten die Karmeliter 1209 vom Patriarchen Albert von Jerusalem. Nachdem die Saracenen Palästina wieder erobert hatten, verloren die Karmeliter ihre Klöster im Orient und siedelten unter dem Namen der „Brüder der heiligen Jungfrau von Karmel" um das Jahr 1246 nach Europa herüber, wo sie sich sehr schnell

---

[1] Auch Bertrada, die so lange in unerlaubter Verbindung mit König Philipp I. von Frankreich gelebt hatte, beschloß hier in der klösterlichen Stille von Font Evraud in ernster Buße ihr Leben.

verbreiteten, neue Häuser erhielten und den Bettelorden zugesellt wurden. Simon Stock wurde ihr erster General im Abendland. Nach einer frommen Sage soll die seligste Jungfrau diesem (sechsten) Ordensgeneral in England während seines Gebetes das Skapulier (Scapulare = Schulterkleid) zur Ordenstracht gegeben haben, mit der Verheißung: wer darin sterbe, werde das ewige Feuer nicht erleiden. Infolgedessen bildeten sich jetzt eine Menge Skapulierbruderschaften, die sich weithin verbreiteten und den Muttergotteskultus wie die Werke der Barmherzigkeit beförderten. Gleich als die Karmeliter nach Europa herübergekommen waren, gewährte ihnen Innocenz IV. mit Rücksicht auf das kältere Klima der neuen Heimat die notwendigsten Milderungen ihrer Regel; als später dann 1431 Eugen IV. dieselben noch erweiterte, entstand die Unterscheidung von Konventualen oder beschuheten und Observanten oder unbeschuheten Karmelitern. Sie hatten Mönchs- und Nonnenklöster, und seit 1477 schlossen sich ihnen auch Tertiarier an.

4. Die **Olivetaner** oder der Orden Unserer Lieben Frau vom Ölberg, 1313 durch Johann Tolomei aus Siena mit Errichtung eines Klosters auf dem Monte Oliveto in der Nähe jener Stadt gegründet und hauptsächlich in Italien und Sicilien verbreitet. Der Orden, den Tolomei, früher Professor der Philosophie, gestiftet, als er von einer Erblindung wunderbar geheilt wurde, hatte zu seiner Grundlage die Benediktinerregel; er that sich längere Zeit durch Eifer, wissenschaftliche Regsamkeit und strenge Enthaltsamkeit hervor.

Einen weiblichen Zweig dieses Ordens vertraten die **Oblaten**, die zu Rom bei Torre de' specchi 1433 von der heiligen Franziska Romana gegründet wurden. Diese vornehme und hochbegnadigte Frau trat nach dem Tode ihres Gatten 1436 selbst in den von Eugen IV. bestätigten Verein, der, die Regel des heiligen Benedikt in der Weise der Olivetaner befolgend, den Zweck hatte: Frauen und Mädchen der besseren Stände zu vereinigen, damit sie, ohne durch persönliche Gelübde gebunden zu sein, das Beispiel christlicher Entsagung und Selbstlosigkeit gäben. Die heilige Franziska, vom römischen Volke hochverehrt, starb 1440.

215. Kleinere Orden und religiöse Vereine.

Durch die letzten zwei Jahrhunderte des Mittelalters zieht sich unverkennbar das Bewußtsein, daß die Kirche dringend einer Reform

bedürfe. Diese Erkenntnis ist zwar einerseits für sie ein gutes Zeichen, doch wirft andererseits der Umstand, daß die Reform trotz allem Verlangen und ungeachtet aller Bemühungen nicht zustande kam, auf die Tiefe und Stärke des Übels ein bedeutsames Schlaglicht. Um so dankbarer muß anerkannt werden, was einzelne Männer und Vereine, oft unter den widrigsten Verhältnissen, für die Wiederherstellung und Erneuerung echt christlichen Geistes geleistet haben. Aus solchem Streben ist auch die große Zahl der neu entstandenen Orden verständlich und erklärlich. Wir haben bisher die größeren und bedeutenderen aufgeführt. Es entstanden aber noch zahlreiche andere kleinere religiöse Gesellschaften, davon wir auch wieder nur die beachtenswerteren aufzählen wollen. Dieselben sind:

1. Die **Humiliaten**, eine Laienbruderschaft von Handwerkern, die eine Mittelstufe zwischen dem Welt- und Klosterleben bildeten. Zu Anfang des elften Jahrhunderts waren die von Heinrich II. nach Deutschland ins Exil geführten Mailänder zu einer Kongregation zusammengetreten, welche sich fleißige Handarbeit, bescheidene Tracht und gottesfürchtiges Leben zum Gesetze machten. Nach ihrer Rückkehr verbreitete sich die Gemeinde der Gedemütigten (= humiliati) von Mailand aus über die ganze Lombardei. Sie beschäftigten sich besonders mit Zubereitung von Woll- und Tuchwaren. Dabei arbeitete der einzelne nicht für sich, sondern für die Kommunität; diese gab ihm, was er bedurfte, wodurch die Ungleichheit zwischen den Leistungen der Schwachen und Starken, des gebrechlichen Alters und der thatkräftigen Jugend wohlthätig ausgeglichen, jede Veranlassung zur Sorge und Unzufriedenheit entfernt wurde. Sie lebten nach der entsprechend modifizierten Regel St. Benedikts; nachdem Gregor IX. die strengen Fastengesetze für sie gemildert, erhielt der Orden 1246 einen Großmeister und erwarb sich Ansehen und Vertrauen. Als er jedoch in der Folgezeit ganz verweltlichte, und sich der Reform durch Karl Borromäus widersetzte, gegen dessen Leben sich sogar vier Mitglieder verschworen und einer davon auf ihn, während er betete, schoß, wurde er 1571 von Pius V. aufgehoben.

2. Die **Jesuaten**, so genannt, weil sie die Vorübergehenden stets nur mit dem Spruche „Gelobt sei Jesus Christus" grüßten. Stifter dieser Laienverbrüderung war, nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ein gewisser Johannes Colombini, Edelmann und

erste Magistratsperson von Siena. Ein häusliches Ereignis war die Veranlassung, daß er ein Legendenbuch in die Hand nahm und das Leben der großen Büßerin Maria von Ägypten las. Er wurde von dieser Lektüre so ergriffen und erschüttert, daß er sein Amt niederlegte, seine ganze Lebensweise änderte, Tag und Nacht seine Sünden beweinte und sein Haus in ein Spital umwandelte und nun nebst seiner Frau sich ganz dem Dienste der Armen und Kranken widmete. Mehrere Personen folgten ihrem Beispiele, Urban V. bestätigte 1367 ihre Genossenschaft, ihr auch mehrere Privilegien bewilligend. Zur Kleidung erhielten sie einen weißlichen Rock, eine ähnliche Mütze und hölzerne Pantoffeln auf bloßen Füßen; im übrigen befolgten sie die Regel des heiligen Augustin. Ihre Bestimmung war Armendienst und Krankenpflege. In der Folge beschäftigten sie sich auch viel mit der Bereitung von Arzneimitteln. Erst 1606 erhielten sie von Paul V. die Erlaubnis, sich auch den Studien zu widmen und die höheren Weihen zu empfangen; aber nicht lange danach hob sie 1668 Papst Klemens IX. als reiche padri dell' acquavite auf, da sie sich in einigen Klöstern nebst Apothekergeschäften auch mit Destillierung von Liqueuren beschäftigten und ihre Disciplin erschlafft war.

3. In Spanien, Portugal und Italien vereinigten sich mehrere Eremiten zu Kongregationen und nannten sich **Hieronymiten**, weil sie den heiligen Hieronymus als Schutzpatron verehrten und auch eine aus den Schriften dieses dalmatinischen Kirchenlehrers zusammengestellte Regel befolgten. In Spanien hatte sie Peter Ferdinand Pecha, Kammerherr Peters des Grausamen von Kastilien, versammelt (1370) und Gregor XI. bestätigt. Das berühmte Kloster Unserer Lieben Frau von Guadaloupe in Estremadura, das herrliche Eskurial mit den litterarischen Schätzen, das Kloster St. Just, die Zufluchtsstätte Karls V. und andere, erinnern an ihre großartige Wirksamkeit.

4. Die **Brigidinnen** zu Wadstena (bei Linköping in Schweden), 1363 durch die große „nordische Seherin", die heilige Brigitta, zur Betrachtung des Leidens des Herrn und der seligsten Jungfrau gegründet, und von Urban V. als Orden des Erlösers (s. salvatoris) 1370 bestätigt. Brigitta, aus der königlichen Familie Schwedens, hatte schon, während sie noch die Pflichten der Mutter und Gattin er-

füllte, dem dritten Orden des heiligen Franziskus angehört. Nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie in der jenseitigen Welt durch Offenbarungen einheimisch, die sowohl von den Päpsten Gregor XI. und Urban VI., als auch von den Synoden zu Konstanz und Basel als glaubwürdig anerkannt wurden. Infolge einer solchen Vision stiftete sie denn auch ihren eigentümlich organisierten Orden: alle Filialklöster sollten unter der Äbtissin von Wadstena stehen, in jedem Kloster sechzig Nonnen und zu ihrem Dienste dreizehn Priester, vier Diakonen und acht Laienbrüder sein, die zwölf Apostel mit Christo oder Paulus und die zweiundsiebzig Jünger repräsentierend.

5. Die **Minimi**, deren Name die Mitglieder erinnern sollte, das Leben Christi in einem noch höheren Grade als die Franziskaner (fratres minores) nachzuahmen, waren ursprünglich Eremiten, welche sich seit 1435 um den heiligen Franz von Paula, einem Städtchen in Kalabrien, gesammelt hatten. Seit 1454 bezogen dieselben ein Kloster, und zwanzig Jahre danach wurde die Gesellschaft von Sixtus IV. bestätigt. Ohne sich jemals durch bedeutende Leistungen auszuzeichnen, fand der Orden dennoch wegen seines hohen sittlichen Ernstes bald eine großartige Verbreitung über Italien, Spanien und Frankreich, wo die Minimen auch bons homes, in Spanien aber „Väter vom Sieg“ genannt wurden; im sechzehnten Jahrhundert zählte er vierhundertfünfzig Männer- und vierzehn Frauenklöster. Der Vorsteher jedes Hauses sollte nur Korrektor genannt werden. Nicht wenig trug zu der raschen Ausbreitung des Ordens der Ruf des bußstrengen und wunderthätigen Gründers bei. Von Päpsten und Königen hochgeehrt, starb er 1507, einundneunzig Jahre alt, und wurde schon 1519 von Leo X. kanonisiert. Der Orden, nach seinem Stifter öfters auch die Paulaner genannt, besteht heute noch und hat seinen Hauptsitz zu Rom in St. Andrea delle Fratte.

216. Freiere geistliche Vereine.

In herrlicher Weise bezeugen die vielen Orden und Kongregationen den tiefen religiösen Sinn des Mittelalters. Nachdem aber nicht alles für alle paßt und manches fromme Gemüt bei all seiner innigen Gottesliebe sich für ein Leben nach strengen Ordensregeln nicht berufen fühlte, so bildeten sich seit dem elften Jahrhundert außer

diesen durch Gelübde gebundenen und von den Päpsten anerkannten geistlichen Orden auch freie Gesellschaften, besonders des weiblichen Geschlechtes, zur Beförderung der Frömmigkeit und leichteren Vollbringung guter Werke, als: Unterricht der Jugend, Pflege der Kranken 2c. Sie standen in der Mitte zwischen den geistlichen Korporationen und den Laien; jedes Mitglied behielt sein Privateigentum und konnte wieder austreten, da es durch keine Gelübde gebunden war. Ihren Unterhalt bestritten sie durch Arbeit oder durch Legate. Zu diesen freieren geistlichen Vereinen zählen:

1. Die **Beghinen**, ein Verein frommer Frauen und Jungfrauen, die in kleinen Häuschen wohnten, gemeinschaftlichen Gottesdienst hatten und sich mit Handarbeit beschäftigten. Den eigentümlichen Namen wollen einige von beggen = beten oder von bî Gott, woher auch das moderne bigott stammt, ableiten, da der Verein ursprünglich die „Begutten" geheißen zu haben scheint; richtiger aber ist die Ableitung von Lambert le Begues, Priester in Lüttich, welcher gegen Ende des zwölften Jahrhunderts die Anregung zur Stiftung dieser Genossenschaft gegeben hat, die sich durch Jugendunterricht, namentlich aber durch ihre Handarbeiten nützlich gemacht; berühmt sind jetzt noch besonders ihre Spitzen. Die Beghinen lebten entweder zerstreut in der Stadt und auf dem Lande oder in großen Beghinenhöfen. Es gab auch Männervereine dieser Art, **Begharden** genannt, die jedoch bald in Verfall gerieten und sich wieder auflösten. Als sie entstanden waren, und zwar Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Niederrhein, widmeten sie sich der Pflege der Kranken und der Bestattung der Toten, besonders als vom Jahre 1348 an die Pest, der schwarze Tod genannt, die westlichen Länder von Europa entvölkerte. Dabei erhielten sie von ihrem leisen Gesange, womit sie die Toten begleiteten, den Namen Lollharden, weil im Altdeutschen Lollen oder Lullen „leise singen" bedeutet. Auch Alexianer wurden sie häufig genannt, da sie den heiligen Alexius zu ihrem Schutzpatron hatten; unter diesem Namen sind sie noch jetzt bekannt. Weil aber zu derselben Zeit und in denselben Ländern viele pietistische Sekten gegen die Kirche aufstanden, die in ihrem Äußern mit jenen Gesellschaften viele Ähnlichkeit hatten, und da sehr wahrscheinlich auch die Beghinen, beziehungsweise Begharden mitunter von den Schwärmereien der Sektirer angesteckt wurden, so kamen dieselben

nach und nach in üblen Ruf und ihr Name bezeichnete nicht selten Leute von ganz verschiedener Art. Daher fanden es sehr viele von den echten Beghinen und Begharden zuträglicher, in den dritten Orden der Franziskaner und Dominikaner einzutreten.

2. Die **Brüder vom gemeinsamen Leben** oder **Fraterherren.** Den Grund zu diesem Verein frommer Kleriker hatte ein gewisser Gerhard Groot im vierzehnten Jahrhundert gelegt. Er war 1340 zu Deventer geboren, studierte zu Paris, wo er im achtzehnten Lebensjahre Magister wurde, und hielt darauf Vorlesungen auf der Universität zu Köln. Dabei war sein Leben sehr weltlich, bis er plötzlich durch einen Kartäuserprior zu einer ernsteren Richtung sich umstimmen ließ: er entzog sich nun der Welt, lebte eine Zeit lang als strenger Kartäuser, widmete den übrigen Teil seines Lebens dem Predigtamt und dem Unterricht junger Leute und gründete in seiner Vaterstadt einen Verein von Weltgeistlichen, die, ohne Gelübde abzulegen, hauptsächlich mit Bücherabschreiben und Unterricht sich befaßten. Man nannte sie Brüder vom gemeinsamen Leben, weil kein Mitglied etwas Eigenes hatte, sondern alles, was sie verdienten, in eine gemeinschaftliche Kasse floß. Überdies beabsichtigte Groot auch noch die Stiftung eines Klosters regulierter Chorherren, in welches in jenem Verein gebildete Kleriker aufgenommen wurden und das dann anderen Klöstern zum Muster dienen sollte. Sein Tod 1384 hinderte ihn zwar daran, aber die Idee wurde doch ausgeführt und von seinen Schülern solche Klöster zu Windesheim und auf dem Agnetenberge, nahe bei Zwoll, gestiftet, dem auch Thomas von Kempis, der Verfasser der unvergleichlichen „Nachfolge Christi“, bekanntlich angehörte. Die beiden Klöster waren der Hauptmittelpunkt der Thätigkeit: es wurden hier tüchtige Volks- und Gelehrtenschulen eröffnet, neben Philosophie und Theologie auch das Sprachstudium gepflegt. Die Sittlichkeit und Arbeitsamkeit der Brüder war überall ihre Empfehlung, und so entstanden bald auch auswärts: zu Antwerpen, Gent, Brüssel, Mecheln, Cambray, Lüttich, Wesel, Köln, Münster solche Brüderhäuser, bei denen an der Spitze eines jeden ein Rektor stand, alle aber unter dem Rektor des Klosters zu Windesheim. Die Mendikanten erhoben mehrfache Opposition und erklärten, solche Zwitterinstitute, die zwischen dem Kloster- und dem Weltleben stünden, seien nachteilig und verwerflich, der Verzicht auf irdischen Besitz außerhalb

der Orden unerlaubt ꝛc. Doch wies das Konstanzer Konzil solche gegen die Fraterherren gerichteten Anklagen ab, denen die Päpste im Gegenteil jetzt vielfache Privilegien zuerkannten. Die Genossenschaft hat im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts das Beste und Dankenswerteste auf dem Gebiete des Unterrichtes geleistet und sie war es, die für die Volkserziehung eine feste Grundlage in der Schule schuf. Insofern ist ihre Thätigkeit von bleibendem unvergänglichen Werte für die deutsche Wissenschaft geworden. Im sechzehnten Jahrhundert schloß sich aber ein Teil des Vereins der Reformation an; die Reste desselben gingen im darauffolgenden Jahrhundert ein.

217. Die geistlichen Ritterorden.

Wie die Kirche im Mittelalter sich alle hervorragenden Erscheinungen unterwarf, so nahm sie auch das Rittertum, die Blüte des damaligen weltlichen Lebens, in ihre Dienste auf.

Seitdem der Heerbann aufgehört hatte, weil die Zahl der gemeinen Freien mehr und mehr schwand, bildete sich ein eigener Stand aus, der mit dem Adel sich allmählich verschmolz, der Ritterstand. Diejenigen Freien nämlich, welche so viel Eigentum besaßen oder so viel Gut zu Lehen trugen, daß sie den Heeresdienst zu Rosse thun konnten, wurden nun das eigentliche Kriegsvolk und von ihrem Dienste zu Rosse nannten sie sich selbst „Ritter“. Nach der Weise des Mittelalters, wo sich der Gleiche dem Gleichen anschloß und diese Verbindung genau regelte, bildete nun auch die Ritterschaft eine Genossame, in welche die Berechtigten durch den sogenannten Ritterschlag feierlich aufgenommen wurden. Auf diese feierlichste Stunde seines Lebens mußte der junge Mann durch Fasten und Gebet, Beicht und Kommunion, wie durch Waffenwache zur Nachtszeit in einer Kirche oder Kapelle sich vorbereiten, wo mit Anbruch des Tages Bischöfe, Äbte, Ritter und Frauen im schönsten Schmucke sich hinbegaben. Hierauf gelobte er: „die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Kirche, ihre Diener und ihre Güter, sowie die Schwachen und Unterdrückten zu schirmen, keinen Schimpf gegen Frauen und Jungfrauen, und vor allem keinen Schimpf gegen das Christentum zu dulden.“ Dann wurde er von den Knappen vollständig gewappnet, von den Edelfrauen geschmückt und im Namen des heiligen Erzengels

Michael und des heiligen Georg durch drei flache Schwertschläge auf Schultern und Hals — als den letzten Schimpf, den er geduldig ertragen müsse — zum Ritter geschlagen.

War nun schon damit der Ritterstand als Schutz des Rechtes, der Armen, Witwen und Waisen in den Dienst der Kirche gestellt, so boten die Kreuzzüge die äußere Veranlassung, daß die beiden höchsten Bestrebungen der Zeit, Mönchtum und Rittertum, in noch höherer Bedeutung Vereinigung fanden in den **geistlichen Ritterorden.** Es waren dies zunächst der Johanniter-, der Templer- und der deutsche Orden, die sich neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden auch noch zum Kampfe gegen die Ungläubigen verbanden und in dieser Beziehung in Palästina Glänzendes leisteten. Sie müssen daher als die eigentlichen Stützen betrachtet werden, wodurch die Macht der Christen im Oriente so lange erhalten ward, und als Felsen, an denen die Verwüstungswut der Saracenen vielmals zerschellte. Im großen Ganzen hatten die genannten Orden alle eine ziemlich gleiche Einrichtung. Die Mitglieder zerfielen in drei Klassen: Ritter, welche den Kampf gegen die Ungläubigen und Schutz der Pilger gelobten; die Priester zur Seelsorge, und die dienenden Brüder zur leiblichen Pflege in den vom Orden bestellten Hospitälern. An der Spitze stand ein Groß- oder ein Hochmeister. Zu diesen Genossenschaften gehörten also:

1. Die **Johanniter**, deren Entstehung folgende war: Um die Mitte des elften Jahrhunderts hatten Kaufleute von Amalfi bei Neapel, welche lebhafte Handelsgeschäfte im Oriente hatten, durch milde Beiträge ein (Benediktiner-) Kloster bei dem heiligen Grabe errichtet, dessen Mönche zur Aufnahme der christlichen Pilgrime und zur Pflege der Kranken bestimmt waren. Sie erbauten zugleich eine Kapelle, welche dem heiligen Johannes Baptist gewidmet war und dem ganzen Orden den Namen der Johanniter gab, als im Jahre 1118 der zweite Vorsteher des Hospizes, Raimund du Puy (de Podio), dem ursprünglichen Berufe der Gastfreundschaft und Krankenpflege noch den ritterlichen Kampf gegen die Ungläubigen beifügte. Da Paschal II. mit solcher Veränderung der Ordensregel einverstanden war und sie bestätigte, stand auch der erste geistliche Ritterorden, der somit aus einem Benediktinerkloster sich herausgebildet hatte, schon fertig da. Zu Hause trugen die Ritter über der

einfachen schwarzen Kleidung einen schwarzen Mantel mit einem weißleinenen achteckigen Kreuze, im Felde aber einen roten Waffenrock. Die großen Verdienste, welche der Orden der Christenheit leistete, erwarben ihm den Beifall der Großen und Mächtigen und brachten ihn bald in den Besitz großer Reichtümer. Er breitete sich über alle Länder aus und war demgemäß in Nationen oder „Balleien" geteilt, so genannt, weil die Vorsteher der einzelnen Nationen conventuales ballivi (französisch piliers) hießen. Nach und nach trat die Krankenpflege vor dem Rittertum in den Hintergrund. Nachdem das heilige Land für die Christen wieder verloren gegangen und der Orden aus Palästina vertrieben war, verlegte er seinen Sitz zuerst auf die Insel Cypern, dann nach Rhodus und von da 1529 nach Malta,[1] daher sie auch Rhodiser und Malteser heißen.

2. Die **Templer.** Im nämlichen Jahre 1118 legten neun französische Ritter mit Hugo de Payens (de Paganis) an ihrer Spitze den Grund zu einem neuen geistlichen Ritterorden, dessen Aufgabe zuerst nur Beschützung der Pilgrime auf den unsicheren Straßen von Palästina war. Da sie ihre ersten Wohnungen im königlichen Palast zu Jerusalem, ganz in der Nähe des Platzes, wo einst der Tempel Salomons gestanden, erhielten, bekamen sie davon auch ihren Namen, und hießen allgemein die Templer. Die kleine Genossenschaft, welche in großer Armut lebte, blieb längere Zeit unbeachtet,

[1] Unter fortwährenden Kämpfen behaupteten die Malteser hier ihre Selbständigkeit bis zum 12. Juni 1798, wo dieses Bollwerk, wie es heißt, durch Verrat des Großmeisters, des Grafen von Hompesch, und der französischen Ritter dem General Bonaparte überliefert wurde. Der Friede von Amiens 27. März 1802 restituierte zwar wieder die Insel dem Orden; allein die Engländer, welche den Franzosen Malta wieder entrissen hatten, verweigerten ihre Zurückgabe und der Friede von Paris 1814 ließ sie in ruhigem Besitze derselben. Seit dem Verluste von Malta residierte der Großmeister zu Catania in Sicilien, seit 1826 in Ferrara und seit 1834 in Rom. Ein Protektor des Ordens war Kaiser Paul I. von Rußland. Die Wahl desselben zum Großmeister durch die russischen Ritter und die Aufnahme von Schismatikern in den Orden fand nicht die Billigung des heiligen Stuhles. In Preußen hob König Friedrich Wilhelm III. die Ballei Brandenburg auf und führte dafür protestantische Johanniter ein, die dann die Leitung der Krankenpflege, besonders in den Kriegen von 1866 und 1870 übernahmen. Dasselbe thun auch die katholischen Johanniter-Malteser, deren Mitglieder im Ehestand leben und vom apostolischen Stuhle anerkannt sind. Vgl. deren Regel vom 12. Aug. 1867, in Düsseldorf gedruckt.

bis das Konzil von Troyes 1127 ihnen eine Regel, deren Verfasser der heilige Bernhard gewesen sein soll, gab, die Papst Honorius II. bestätigte. Inzwischen aber hatten sie bereits ihre Bestimmung auf die Verteidigung des heiligen Grabes und den Kampf wider die Ungläubigen ausgedehnt. Bald nahm der Orden einen riesenhaften Aufschwung, zum Teil gewiß infolge der Empfehlung des heiligen Bernhard; denn dieser glaubte dadurch dem jungen Adel, der seine Zeit meistens in häuslichen Fehden und auf der Jagd zubrachte, eine edlere und seinem Stande angemessenere Bestimmung zu geben. Die Templer wurden mit Schenkungen und Privilegien zahlreich bedacht: der Großmeister bekam Fürstenrang, der Orden war von allen geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeiten unabhängig und erkannte nur den Papst als Schirmherrn an. Nach dem Verluste des heiligen Landes zogen auch sie sich zuerst nach Cypern, dann aber ins Abendland zurück und wählten Paris zu ihrem Mittelpunkte, bis Philipp der Schöne ihnen ein tragisches Ende bereitete, sie einer eigentümlichen Ketzerei beschuldigend. Wie wir es schon oben §. 170 gesehen, war in den Augen dieses Königs ihr Reichtum und ihre unabhängige Stellung in Frankreich — ein Ritterstaat im Königreiche — wohl ihre größte Ketzerei. Die Ordenstracht der Templer war ein weißer Mantel mit achteckigem roten Kreuze.

3. Der **deutsche Orden.** Unter allen Fremden, welche aus dem Abendlande nach Jerusalem und dem heiligen Lande zogen, waren die Deutschen am schlimmsten daran. Während Italiener und Franzosen durch Handelsverkehr und Sprache dort Erleichterungen fanden, waren die Deutschen den drückendsten Wechselfällen preisgegeben; die vorhandenen Klöster und Ritterorden aber nahmen sich zunächst auch nur ihrer Landsleute an. Im höchsten Grade beklagenswert war die Lage der deutschen Krieger bei der Belagerung von Ptolemais-Akkon 1190. Die Verwundeten und Hilflosen konnten sich nur durch Zeichen verständlich machen. Dies erregte das Mitleid mehrerer Kaufleute aus Lübeck und Bremen, die nun ein Feldspital errichteten, indem sie aus den Segeln ihrer Schiffe Zelte machten und darinnen dann die Kranken und Verwundeten pflegten. Herzog Friedrich von Schwaben, der vor Akkon mitgekämpft und das Elend der Deutschen selbst gesehen, faßte den Entschluß, aus Deutschen und für Deutsche einen den Hospitalitern ähnlichen Orden zu stiften.

Sein Vortrag darüber im Rate der Fürsten fand Beifall; Papst Klemens III. und Kaiser Heinrich VI. anerkannten die neuen Ritter, die man „Brüder des deutschen Hauses Unserer Lieben Frau von Jerusalem" oder auch kürzer die „Deutschherren" nannte; dieselben wurden zur Führung des Schwertes und zur Pflege der Pilger verpflichtet. Papst Cölestin III. bestätigte 1101 ihre aus der Johanniter- und Templerregel zusammengesetzten Ordensstatuten. Die Ordenstracht war ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze. Zum ersten Großmeister wählte man Heinrich Walpot von Bassenheim, aus den Rheinlanden gebürtig. Der Orden, dessen Mitgliederzahl bald auf mehrere Tausend gestiegen war, zeichnete sich vorzüglich 1219 bei der Eroberung von Damiette aus. Aber schon unter dem vierten Hochmeister, dem trefflichen Hermann von Salza, der seinen Sitz von Akkon nach Venedig verlegte, erhielt er ein anderes Feld der Thätigkeit; er übernahm nämlich im Jahre 1226 die Bekehrung und Unterwerfung der heidnischen Preußen und vereinigte sich zur Erreichung dieses Zieles mit dem 1202 entstandenen Orden der Schwertbrüder.[1] Zwar nahm der Orden auch noch an späteren Expeditionen in Palästina teil, seine Hauptthätigkeit jedoch widmete er den Ostseeprovinzen, wo er die Städte Kulm, Thorn, Marienwerder, Rheden, Elbing und Königsberg gründete. So kam es, daß die Residenz der Hochmeister seit 1309 Marienburg an der Nogat wurde. Der letzte Deutschmeister, Albrecht von Brandenburg, trat zum Protestantismus über und säkularisierte 1525 auf Luthers Anraten das Ordensgebiet. Als Preußen infolgedessen für den Orden verloren gegangen war, nahm 1527 der neugewählte Hochmeister Walter von Kronberg seinen bleibenden Sitz in Mergentheim an der Tauber, welches von nun an den Mittelpunkt für die zwölf dem Orden gehörenden Balleien bildete,[2] bis es 1809 durch Napoleon säkularisiert

---

[1] Vgl. Note auf S. 377. [2] Außer dem Meistertum Mergentheim bestanden die Besitzungen des Ordens aus folgenden zwölf Balleien: Franken, Elsaß und Burgund, Österreich an der Etsch und am Gebirge, Koblenz, Westfalen, Altenbiesen, Thüringen, Lothringen, Hessen, Sachsen und Utrecht. Jede Ballei zerfiel in Komtureien. Das ganze Ordensgebiet ward auf achtunddreißig Quadratmeter berechnet. Wappen: Ein schwarzes Kreuz in Silber, in der Mitte der Reichsadler, in den vier Ecken goldene Lilien. — Mit Rücksicht darauf, daß die Schicksale der Deutschherren wie bei keinem an-

(d. h. in weltliches Besitztum umgewandelt) und zu Würtemberg geschlagen wurde. Doch wurden die in Frankfurt am Main und in Österreich gelegenen Güter dem Orden zurückgestellt und derselbe 1834 durch ein Dekret des Kaisers von Österreich „als selbständiges geist-

---

deren Orden auch mit der Profangeschichte auf das innigste verflochten sind, wird es wohl gerechtfertigt sein, wenn wir an dieser Stelle unsere obigen kurzen Angaben, wie sie gemeinüblich sind, in etwas noch erweitern und näher ausführen. Seit 1309 also war der Sitz des Ordens und seines Hochmeisters in Marienburg. Neben der Eroberung Preußens gelang den deutschen Rittern die Erwerbung eines großen Teiles der Ostseeküste und der Insel Gothland. Unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—82) erreichte der Orden den Höhepunkt der Macht. Nachdem die Jagellonen zu Lithauen auch die polnische Krone erworben hatten, war der Orden nicht mehr imstande, dieser so angewachsenen Macht, welche die Ostseeküste zu gewinnen trachtete, dauernd zu widerstehen. Schon nach der Schlacht bei Tannenberg 1410, wo König Wladislaw II. siegte, mußte der Orden bedeutende Gebiete an Polen abtreten. Als aber bald darauf der preußische Adel und die Städte selbst mit der Ordensherrschaft unzufrieden waren und 1454 gegen dieselbe den sogenannten preußischen Bund abschlossen und zugleich unter den Schutz Polens sich begaben, brach die Macht der deutschen Ritter im Thorner Frieden (1466) vollends zusammen: Westpreußen mußte an Polen abgetreten werden, dem Orden selbst blieb nur Ostpreußen übrig und auch über dieses mußte er die Lehensherrschaft Polens anerkennen. Um durch Familienbande Hilfe gegen Polen zu erlangen, wurden in der Folgezeit mächtige deutsche Fürsten zu Hoch- und Deutschmeistern gewählt. Der 1511 zu dieser Würde gelangte Albrecht von Hohenzollern (Brandenburg) führte einen unglücklichen Krieg mit dem Polenkönige Siegmund, trat sodann zum Luthertum über und statt die Regierung des Ordenslandes (Ostpreußen) aufzugeben, riß er dasselbe an sich und verwandelte es 1525 mit Genehmigung des polnischen Königs in ein erbliches und weltliches Herzogtum. Dadurch sank die politische Bedeutung des deutschen Ordens und die übrigen Besitzungen, beziehungsweise die zwölf Balleien, die in ganz Deutschland zerstreut lagen, wurden allgemach Sinekuren für jüngere Söhne des deutschen Adels. Seit 1527 hatte der Hoch- und Deutschmeister seinen Sitz in Mergentheim und genoß die Rechte eines geistlichen Reichsfürsten. Durch den Preßburger Frieden 1805 erhielt der Kaiser von Österreich die Würde, die Rechte und die Einkünfte des Hoch- und Deutschmeisters. Wiewohl Napoleon I. den Orden 1809 mit der Bestimmung aufhob, daß die Ordensgüter denjenigen Reichsfürsten zufallen sollen, in deren Gebieten sie liegen — wie z. B. Mergentheim dem Könige von Würtemberg — so wurde er später wieder ins Leben gerufen und sein Sitz nach Wien verlegt, wo stets ein Erzherzog aus dem Hause Habsburg-Lothringen das Amt eines Hoch- und Deutschmeisters versieht.

lich-militärisches Institut" und unter einem Erzherzog als Hochmeister bestätigt. Als solcher besteht er noch gegenwärtig.

4. Bei der Verwandtschaft, die in dieser Zeit zwischen den Verhältnissen in Palästina und auf der pyrenäischen Halbinsel bestand, traten auch in Spanien und Portugal einige Ritterorden ins Leben. Ihr Ursprung fällt in die beiden Jahrzehnte nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Ihre Bedeutung beschränkte sich aber im wesentlichen auf ihre Heimat, woselbst sie den Kampf gegen die Mauren zu führen hatten. Es sind dies die Orden von **Calatrava**, von **Alkantara**, von **St. Jago** di Compostella, von **Avis** und vom **Flügel** (des heiligen Michael). Im Jahre 1523 erklärte sich mit Zustimmung des Papstes der König von Spanien zum Großmeister dieser Orden, die alle als Verdienstorden nominell noch fortleben. — An die bisher aufgeführten Ritterorden hatten sich, sowohl in Palästina wie in Spanien, auch **weibliche Orden** angeschlossen, welche in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu jenen standen, ihren Namen trugen und ihren Zwecken dienen sollten.

Für die Kirchengeschichte des eigenen (österreichischen) Vaterlandes aber ist aus diesen kleineren Ritterorden besonders der **Kreuzherrenorden** hervorzuheben. Mit dem Namen „Kreuzherren" bezeichnete man im Zeitalter der Kreuzzüge und nach denselben alle jene Ordensmitglieder, welche als äußeres Abzeichen ein Kreuz von welcher Farbe und Form immer — trugen und deshalb hießen sie auch die Deutschherren, die Johanniter und die Templer, wie ganz speciell die sogenannten „Hüter des heiligen Grabes". Dieser letztere Orden hatte sich die Bewachung des heiligen Grabes und die Krankenpflege zur Aufgabe gemacht und lebte entweder nach der Regel des heiligen Dominikus oder des heiligen Augustinus; er gelangte im dreizehnten Jahrhundert in Italien, Frankreich, England, Irland und in den Niederlanden zu besonderer Blüte, bis er dann allmählich wieder aus der Geschichte verschwindet.

Neben diesem letzteren Orden bildete sich in Prag ein neuer Kreuzherrenorden aus. Die Schwester des böhmischen Königs Wenzel I., Namens Agnes, erbaute um das Jahr 1233 in der Prager Altstadt eine Kirche zu Ehren des heiligen Franziskus und gründete bei derselben nebst zwei Klöstern — einem Nonnenkloster der heiligen Klara und einem Minoritenkloster — ein Hospital für Kranke, Arme und Pilger und vertraute die Pflege derselben einer besonderen Brüderschaft an, welche anfangs keinem der bestehenden Orden ange-

hörte. Erst 1237 gab Gregor IX. derselben die Regel des heiligen Augustinus und erteilte ihr dieselben Rechte, wie sie der Johanniterorden besaß. Im Jahre 1252 erhielt dieser Orden, der jedoch keine weltlichen Mitglieder aufnahm, von dem durch den Papst dazu bevollmächtigten Prager Bischof Nikolaus als äußeres Abzeichen einen roten Stern mit einem über demselben sich befindlichen roten Kreuze und führte von da an den Namen »ordo cruciferorum cum rubra stella« — wahrscheinlich zum Andenken an den ersten Großmeister Albrecht von Sternberg, welcher in seinem Familienwappen einen roten Stern geführt hatte. Um dieselbe Zeit wurde von derselben hochherzigen Stifterin Agnes der Grund zu einem neuen Hospital in der Altstadt in der nächsten Nähe der Moldaubrücke gelegt, wo der Orden seinen Hauptsitz nahm und denselben bis auf den heutigen Tag inne hat. Der Orden wurde im Laufe der Zeit infolge zahlreicher und namhafter Schenkungen sehr reich und verbreitete sich nicht bloß in Böhmen, Mähren und Schlesien, sondern auch in Ungarn und nach Wien, wo noch heutzutage eine Kommende zu St. Karl auf der Wieden besteht. Im Laufe der Zeit schränkte jedoch der Orden seine Thätigkeit vorzugsweise auf die Seelsorge ein. Deshalb gilt auch von diesem wie den Ritterorden überhaupt, was Weber in seinem Epos „Dreizehnlinden" singt:

„Also übten sie beständig
Friedenswerk und Kampfespflichten,
Doch der Arbeit für der Seele
Heil vergaßen sie mitnichten."

Oberm.

13/T

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Robitsch, Matthias

Geschichte der christlichen Kirche

Bd.: 1

Regensburg 1889

H.eccl. 982 c-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11613943-2